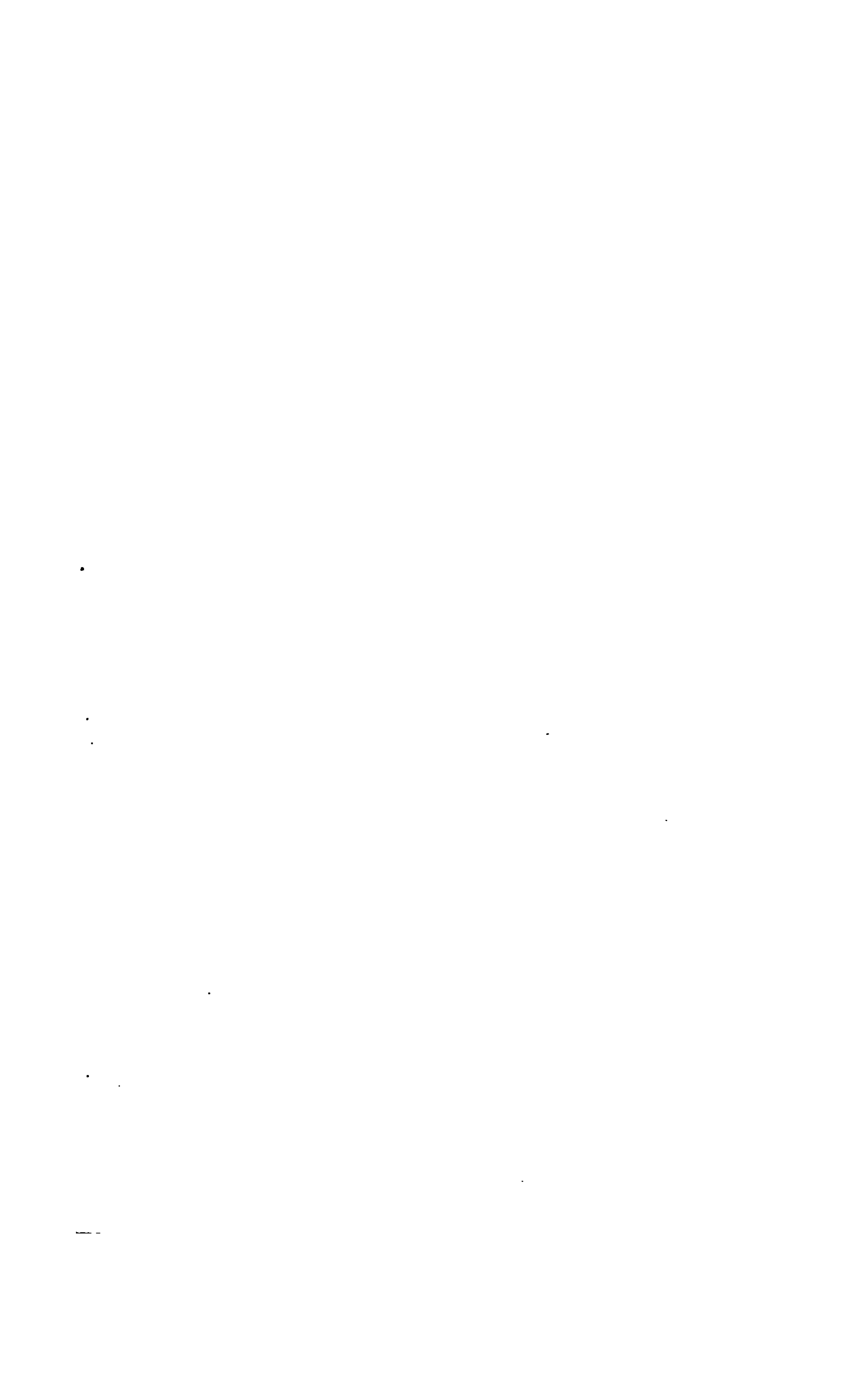








Heinrich Rückert

seinem Leben und seinen kleineren Schriften

dargestellt

von

A. Sohr und Dr. Al. Reifferscheid

Zweiter Band

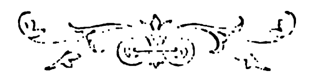
Heinrich Rückerts kleinere Schriften

Zweiter Theil



Weimar
Hermann Böhlau
1877

Inhalt des zweiten Bandes.



Heinrich Rückert

in seinem Leben und seinen kleineren Schriften

dargestellt

von

A. Sohr und Dr. Al. Reifferscheid.

Zweiter Band

Heinrich Rückerts kleinere Schriften

Zweiter Theil

Weimar

Hermann Böhlau

1877

Heinrich Rückerts
kleinere Schriften

ausgewählt und herausgegeben

von

Amélie Sohr

und

Dr. Alexander Reifferscheid

a. o. Professor der deutschen Philologie in Greifswald

Zweiter Theil

Weimar

Hermann Böhlau

1877



Inhalt.



Die politische Anlage und Thätigkeit der verschiedenen deutschen Stämme.

[Historisches Taschenbuch, 4. Folge, VI. (1865.) S. 155—216.]

Bei jedem Volke ermißt man die ihm eigenthümliche politische Begabung am sichersten und einfachsten aus der Wirklichkeit seines Staats. Das römische Reich ist der vollgültige Beweis, daß und wie das römische Volk für den Bau eines Staats ausgestattet war. Unser eigenes Volk mit diesem Maßstab zu messen, will jedoch nicht so recht gelingen, so wenig wie mit manchem andern, dem der gesunde Menschenverstand Allgemeingültigkeit zuzuschreiben pflegt. Geschieht es dennoch, wie sich ja dieser gesunde Menschenverstand am wenigsten in dem Glauben an seine absolute Berechtigung stören läßt, so ergiebt sich ein Resultat, das mit den anderwärts bekannten Zeugnissen der Geschichte und den handgreiflichen Thatsachen der Gegenwart unvereinbar bleibt. Denn wenn die Wirklichkeit des Staats das Maß der politischen Anlage und Thätigkeit des deutschen Volksgeistes bestimmen soll, so ist zunächst daran zu erinnern, daß ein deutscher Staat als zutreffender politischer Ausdruck der natürlichen deutschen Volksindividualität gar nicht existirt, ferner, daß die wirklich vorhandenen deutschen Staatsbildungen nach dem allgemeinen Urtheil — gleichviel wie und woher es seine Motive entnimmt — als völlig unzureichende Ansätze dazu betrachtet werden, endlich, daß auch die früheren Gestaltungen auf politischem Gebiet nur als mißglückte Versuche gelten können, die Staatsidee aus der deutschen Nationalität heraus zu entwickeln. Ihr gänzlicher Untergang in der Form des

deutschen Reichs und der Ersatz, der gerade auf dem möglichst entgegengesetzten Wege, durch die Gründung und Entfaltung von Einzelstaaten versucht wurde, bürgt dafür. Denn diesen Einzelstaaten liegt von vornherein kein allgemein nationales, sondern nur ein particularistisches Princip zu Grunde, sie schließen also den Begriff eines deutschen Staats durch ihr Dasein aus.

Es kann nicht wundernehmen, wenn, auf diese notorischen Thatsachen gestützt, das Urtheil des Auslandes unserm Volke den politischen Beruf überhaupt absprach. Der fremde Beobachter hat weder die Fähigkeit noch die Verpflichtung, die nationalen Verhältnisse, in denen sich unsere deutsche Entwickelung vollzog, zu berücksichtigen: er hält sich an ein allgemeines Schema, und diesem zufolge kann er nicht anders urtheilen, als er thut. An sich wäre dieß auch kein besonderer Nachtheil; obwohl wie im Privatleben so im öffentlichen und im Großleben der Völker die gute Meinung und die Achtung der Andern jedem Individuum als ein wesentlicher Bestandtheil seiner Existenz gelten muß. Jedoch bei der unnatürlich gesteigerten Empfänglichkeit, welche der deutsche Volksgeist für alle Einwirkungen der Fremde sich angeeignet hatte und zum Theil noch jetzt zeigt, hat dieß Urtheil des Auslandes auch in Deutschland mehr Bedeutung gewonnen, als ihm eigentlich zukommt. Die deutsche „Apolitie“, die Unfähigkeit unseres Volks zu staatlichen Dingen, war eine Art von Dogma in Kreisen, die für sich vorzugsweise das Prädicat der gebildeten in Anspruch nahmen. Es hat sich in seiner doctrinären Beschränktheit selbst durch das mächtige politische Ringen nicht irre machen lassen, welches namentlich die neueste Zeit seit der Julirevolution charakterisirt. Freilich konnte sich ein völlig verwerfendes Urtheil immer noch einigermaßen auf die Ergebnißlosigkeit aller dieser Bemühungen berufen. Denn ergebnißlos mochte man sie heißen, entweder wenn man sie in dem Moment, wo man sie einer Kritik unterwarf, als abgeschlossen betrachtete und vergaß, daß sie nur die ersten Glieder einer immer weiter und stärker sich dehnenden Kette seien, oder wenn man eine dem Auslande abgeborgte Schablone des staatlichen Ideals unmittelbar auf die deutschen Zustände in ihrer unfertigen Gährung übertrug. In jedem Falle war und ist der Vorwurf des Nichtwollens übel angebracht, der in jenem absprechenden Urtheil selbstverständlich mit enthalten ist. Giebt man aber das Wollen

zu, so ist damit auch bis zu einem gewissen Grade das Können zugegeben, denn es ist psychologisch unmöglich, bei einem ganzen Volke ein Wollen, noch dazu ein so kräftiges, allseitiges und anhaltendes zu statuiren, dem die Fähigkeit, aus dem Willen in die That überzutreten, ganz versagt sein sollte.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, den Schaden nachzuweisen, den diese ebenso hochmüthige wie muthlose Anschauungsweise in den deutschen Verhältnissen angerichtet hat und noch fortwährend anrichtet. Sie ist ohnehin im Verschwinden begriffen: die gegenwärtige Generation traut sich in eigenthümlicher Wechselwirkung oder Opposition zu den unleugbaren Niederlagen, welche die politischen Experimente der verschiedensten Parteien in Deutschland seit 1848 erlitten haben, dennoch die Kraft für alle politische Thätigkeit zu und hat sich durch den bisherigen Mißerfolg ihren Muth nicht rauben, höchstens verbittern lassen.

Abgesehen von der Strebsamkeit der Gegenwart, die eher ein Zuviel als ein Zuwenig an politischem Interesse aufweist, reicht die Geschichte allein, mit einigermaßen freiem und eindringendem Auge betrachtet, aus, um das gerade Gegentheil von jenem bei uns landläufigen Axiom der Apolitie unserer nationalen Anlage darzuthun. Man kann auf sie gestützt den Satz aufstellen und beweisen, daß alle politische Thätigkeit, alles Staatsleben innerhalb des europäischen Culturkreises und seiner Pertinenzen ausschließlich aus deutscher Wurzel entsprossen sei, also das Umgekehrte von dem, was das oberflächliche Vorurtheil anzunehmen pflegte. Der Begriff „deutsch“ ist dabei in dem weiteren Sinne gefaßt, in welchem er auch anderswo wissenschaftlich gebraucht wird. So gut man von einer deutschen Grammatik, einer deutschen Mythologie u. s. w. spricht, und dabei das gemeinsam Germanische, wenn diese fremde Bezeichnung für die Totalität des nächst verwandten ethnographischen Gebiets gelten soll, meint, so gut darf wohl auch hier die Bezeichnung deutsche Wurzel auf Geltung Anspruch machen, wenngleich nicht überall das im heutigen eingeschränkten Gebrauche des Wortes deutsch allein vertretene Bruchstück des gesammten germanischen Wesens ausschließlich darin gefunden werden kann. Aber auch hier, wie im Gebiete der Sprache, des Glaubens, der Sitte u. s. w., überwiegt das specifisch deutsche Element so sehr alle anderen nächstverwandten an innerer und äußerer Bedeutung, daß es nach

dem Worte 'a potiori fit denominatio' zu deren gemeinschaftlicher Vertretung recht wohl gebraucht werden darf.

Hier, wo es darauf ankommt, diese große geschichtliche Thatsache aus einem ganz anderen Gesichtspunkte zu betrachten, sei nur an einige der wichtigsten, theils allgemein bekannten, theils von der Wissenschaft der Neuzeit unwiderleglich festgestellten Momente erinnert: alle Völker Westeuropas, von der deutschen Ostgrenze an gerechnet, haben ihren leiblichen Ursprung aus deutschem Blute. Der Zusammenbruch des römischen Weltreichs war nicht bloß eine politische Katastrophe, sondern ebenso sehr, ja für den Augenblick vielleicht noch mehr, eine physiologische und ethnographische. Alles Völkerleben der alten Welt war nicht bloß geistig, sondern ebenso sehr leiblich dem Untergang von Innen heraus verfallen und wäre auch ohne die Fluten der Völkerwanderung von selbst zerbröckelt, als die neue leibliche Grundlage des geschichtlichen Daseins der europäischen Menschheit durch die Deutschen gelegt wurde. Frankreich und England zeigen schon in ihren Namen den deutschen Ursprung ihrer Bevölkerung, aber auch in dem antik benannten Spanien und Italien sind es hier Westgoten, Sueven u. s. w., dort Ostgoten, Langobarden u. s. w., aus denen das Volk beider Länder erwachsen ist. Somit wäre die elementare Basis des Staats, das Volk, überall ein deutsches, wenn auch nicht in dem engbeschränkten Begriffe der heutigen gewöhnlichsten Anwendung dieses Namens. Daß die großen socialen Gestaltungen der Zeit nach der Völkerwanderung, die Stände, ebenfalls nur auf deutsche Wurzel zurückzuführen sind, bedarf keiner näheren Ausführung. Sie sind die gesellschaftliche Darstellung des Begriffs, den man in seiner elementaren oder natürlichen Erscheinung „Volk" nennt. Aus den Ständen baut sich der eigentliche Staat auf. Wie das Lehnswesen, diese echt deutsche Erfindung, wenn man sich dieses unzureichenden Ausdrucks bedienen darf, der große Rahmen geworden ist, in welchen alle Staatsformen des Mittelalters gespannt sind, liegt auf der Hand. Feudalismus und Aristokratie sind für jene Zeit identische Begriffe, die wenigstens in den letzten Ausläufern bis auf den heutigen Tag bedingend auf die Zustände aller Culturstaaten Europas eingewirkt haben. Die monarchische Gewalt des Mittelalters und der Neuzeit ist zuerst als die natürliche Spitze des Feudalismus, dann als sein Gegensatz entwickelt

worden, aber das Eine wie das Andere aus wesentlich deutschen Elementen heraus, wie denn auch dem Blute nach fast alle fürstlichen Häuser Europas deutsch waren oder sind.

Die Monarchie in Europa ist wesentlich in ihrem Gegensatz und ihrer Loslösung von dem Feudalismus durch das Emporkommen des Bürgerthums oder der Städte bedingt, und auch dieß ist, wie neuere Forschungen mit Evidenz dargethan haben, ausschließlich auf deutschen Ursprung zurückzuführen, soweit es überhaupt eine politische und nicht bloß eine sociale Bedeutung hat. Aus dem Zusammenwirken dieser drei Factoren hat sich die ständische Verfassung überall in denselben Grundzügen entfaltet. In ihr ist Alles vom letztem Princip an bis zu den zufälligen äußeren Formen deutsch. Unter den verschiedenartigsten Gestaltungen beherrscht sie noch jetzt den gesammten Völkerkreis der europäischen Culturwelt und ihrer Dependenzen. Montesquieu hat bekanntlich schon gewußt, daß die constitutionelle Monarchie in den germanischen Wäldern geboren sei, was viele seiner Nachfolger vergessen haben, aber er hätte ebenso richtig sagen können, daß nicht bloß alle Freiheit, sondern alles Staatsleben überhaupt dort seinen Ursprung genommen habe.

Diese deutsche Art in allem europäischen Staatsleben ist noch jetzt so energisch und so zäh vertreten, daß sich nicht bloß überall die gemeinsamen großen Grundzüge, aus denen sich der Begriff deutsch zusammensetzt, aufweisen lassen. Es treten sogar noch jetzt überall jene individuellen Typen des deutschen Wesens deutlich heraus, sobald man es nur versteht, sie mit dem Auge des physiologischen Historikers zu beobachten, welche vom ersten Beginn der Geschichte an in ihm markirt waren. Die Bezeichnung als Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stämme mag auch für sie ihre sonst unangefochtene Geltung behalten. Da es hier darauf abgesehen ist, etwas eindringender auf diese merkwürdige Erscheinung einzugehen, die auffallend genug, doch, soviel uns bekannt, noch niemals Gegenstand einer besonderen Untersuchung und Darstellung geworden ist [1]), so wird sich daraus auch erklären, weshalb hier, wenn auch nur im Vorübergehen, jene allgemeinen Grundzüge alles europäischen Staatslebens berührt wurden, in denen sich sein gemeinsamer deutscher Ursprung unverkennbar ausdrückt.

I.

Wir gehen von dem Satze aus, daß sich die Eigenart der verschiedenen deutschen Stämme in den Staatsbildungen außerhalb des jetzigen deutschen Bodens viel auffälliger und charakteristischer durchgesetzt hat als in den Staatsbildungen derselben ethnographischen Individualitäten innerhalb der Grenzen des gegenwärtigen Deutschland. Die Erklärung dieser Erscheinung kann erst später versucht werden, hier soll daraus die Veranlassung abgeleitet werden, zuerst einige jener außerdeutschen Offenbarungen des deutschen politischen Genius zu betrachten, ehe das eigentliche Deutschland berücksichtigt wird. Doch sei es gestattet, eine Beschränkung der allgemein gestellten Aufgabe eintreten zu lassen und zu motiviren. Wir schließen alle diejenigen Staatsbildungen aus, die zwar aus deutscher Wurzel entsprossen sind, aber gegenwärtig kein stammverwandtes Gegenstück innerhalb des eigentlich deutschen Volks mehr haben. Dazu gehören z. B. Italien und Spanien. Beide sind von deutschen Stämmen gegründet und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich deren Besonderheit auch noch in dem heutigen Wesen beider Staaten spiegelt, wie sie von Anfang an für ihre Entwickelung maßgebend geworden war. Aber die Ost- und Westgoten, die Sueven und die Langobarden sind als selbständige Glieder des deutschen Volks längst von der Erde verschwunden und existiren eben nur in dieser Umsetzung als Spanier und Italiener, nicht mehr als Deutsche. Auch bei ihnen ließe sich anknüpfend an das freilich lückenhafte Bild, welches uns die dürftigen Quellen der Völkerwanderung von ihren Urvätern entwerfen, der Versuch unternehmen, die Gegenwart mit der grauen Vergangenheit zu vermitteln. Aber da es sich von dem Standpunkte dieser Darstellung hauptsächlich darum handelt, die noch lebenden Theile des deutschen Volks von einer Seite zu betrachten, von der sich der Blick der Geschichtsforschung noch nicht genügend darauf gerichtet hat, so mögen alle jene abgestorbenen Glieder füglich übergangen werden.

Unter den fremden Staatsgebilden, die nach dieser Ausscheidung übrig bleiben, steht das französische in jeder Hinsicht als das für unsere Zwecke wichtigste und lehrreichste da und verlangt billig zuerst unsere Berücksichtigung. Die Schöpfung des fränkischen

Stammes ist die zuerst fertig gewordene unter allen den Staatsbildungen, die nach dem Untergange der antiken Welt von deutschen Völkern unternommen wurden, und der Titel der französischen Könige, „erstgeborene Söhne der Kirche“, würde sich, wie er ihnen mit Recht zukommt, mit ebenso viel Recht auf den französischen Staat selbst übertragen lassen. Er ist der erstgeborene in Europa. Er ist zugleich derjenige, der in allen Perioden der Geschichte stets mit der größten Energie und Raschheit die eigentlich bestimmenden Momente herausgearbeitet hat. Dadurch wurde er der eigentliche Träger und Führer der politischen Bewegung für ganz Europa, eine Rolle, die ihm nicht etwa durch die Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts zufiel, wie Manche glauben, sondern die er schon seit dem ersten Tage seines Bestehens im fünften Jahrhundert an sich genommen hatte. Nur weil jenes letzte große Ereigniß von weltgeschichtlicher Tragweite in seinen unmittelbaren Einwirkungen noch immer in das Leben der Gegenwart eingreift und sie wesentlich beherrscht, konnte es geschehen, daß man darüber die Vergangenheit vergaß, die schon ganz zur Geschichte geworden war und sich als solche eben nur durch die Ueberlieferung im Andenken zu erhalten im Stande ist.

Das französische Volk und der französische Staat, dem hier zunächst die Betrachtung gilt, sind zu einer Zeit schon an die Spitze der europäischen Bewegung getreten, wo sie in allen und jeden Dingen, die für die Bestimmung ethnographischer Individualitäten in Frage kommen, noch durch und durch deutsch oder fränkisch waren. Daß Chlodwig ein Deutscher war, insofern und weil er ein Franke war, hat selbst keiner der neueren Franzosen geleugnet, die wie Thierry und Guizot und das Heer ihrer Nachbeter, dem „Teutonismus“ gern allen Antheil an der Culturentfaltung ihres Volks bestreiten möchten. Wie Chlodwig selbst sind alle seine Nachfolger aus dem merovingischen Geschlecht in allen Dingen, welche eine Nationalität bestimmen, in der Sprache, der Sitte und den Gewohnheiten des privaten Lebens, in der Tracht und der Bewaffnung, in Essen und Trinken Deutsche, d. h. Franken geblieben und mit ihnen ihr Volk, einen verschwindenden Bruchtheil abgerechnet. Aber auch das neue Herrschergeschlecht der Karolinger war nicht bloß seinem Namen nach, sondern auch in der That, in allen Stücken ebenso ein deutsches, wie seine Vorgänger. Selbst

wenn die alte und neuerdings auch in Deutschland von H. Leo und verschiedenen ihm anhängenden jüngeren Forschern wieder aufgebrachte Hypothese von dem senatorischen, d. h. römischen Ursprung der Karolinger besser begründet wäre, als sie ist, so würde sie für die Nationalität der wirklichen, d. h. in die Geschichte eingreifenden Karolinger nichts beweisen. Denn diese waren deutsch von ihrem ersten Begründer Arnulf von Metz und sind deutsch geblieben bis auf Karl den Großen und über Karl den Großen hinaus. Daß Karl der Große durch und durch deutsch gewesen ist, vertrüge sich sehr wohl auch mit der Annahme, daß er in der gesegneten Isle de France, vielleicht gar in Paris selbst, das Licht der Welt erblickt habe, eine Annahme, die wissenschaftlich ebenso viel Werth hat als die, welche ihn zum Sohne der schönen Müllerstochter in der Reismühle am Starnbergersee macht. Er ist und bleibt ein geborener Franke und also ein Deutscher, gleichviel auf welcher Stelle fränkischer Erde seine Wiege stand. Daß er in allen den schon erwähnten Dingen, welche über die nationale Zugehörigkeit entscheiden, fränkisch oder deutsch war, dafür zeugt bekanntlich die ausführliche Angabe seines Biographen Einhart, der gleichfalls ein Deutscher war, weil er ein Franke war. Nicht bloß in seiner Tracht hat der große Kaiser sich nach „väterlicher, d. h. fränkischer Sitte“ [2]) gehalten, sondern auch in Speise und Trank, in seiner Vorliebe für Wildbraten und in Zusammenhang damit für das edle Weidwerk, das diesen Braten schafft; er hat auch, obgleich mehrerer Sprachen kundig, doch nur sein fränkisches Deutsch als Muttersprache gebraucht und geliebt und seine gelehrten Beschäftigungen wesentlich auf deren Ausbildung gewandt, wie die weltbekannten Thatsachen von der Sammlung fränkischer oder deutscher Heldenlieder, die er veranstaltet, von der Schöpfung deutscher Monatsnamen, von dem Versuche einer grammatikalischen Darstellung der deutschen Sprache beweisen.

Erst die Trennung des karolingischen Reichs und die Aussonderung eines eigenen westfränkischen Theils hat das bis in alle Aeußerlichkeiten deutsche Gepräge seiner Beherrscher und des herrschenden fränkischen Volks etwas verändert. Erst seit dieser Zeit ist die romanische Sprache an die Stelle der deutschen getreten, aber diese romanische Sprache war ja selbst, wenn auch stofflich zum größeren Theil dem Lateinischen entlehnt, doch ihrem Geiste

nach ein neues, ein fränkisches, ein deutsches Gebilde, wie sie auch stofflich selbst noch als heutiges Französisch ungefähr ein Drittheil ihres gebräuchlichen Wortvorraths aus der deutschen Sprache mit fortführt. Erst seit der Zeit der Reichstrennung, also seit der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, konnte man das französische Element als ein besonderes von dem allgemein fränkischen unterscheiden: bis dahin ist beides identisch und beides nur eine besondere Fassung des allgemeinen Begriffs deutsch.

Dem Staate uns zuwendend, treten in jener bezeichneten Periode der fränkischen Zeit folgende hauptsächliche Charakterzüge hervor, die sich zugleich als die eigentlichen Charakterzüge des französischen Staats in jenem schon entwickelten Sinne, und was noch bedeutsamer ist, auch als die des französischen Staats der Neuzeit und der Gegenwart nachweisen lassen werden.

Der fränkische Staat war der erste unter allen aus der Völkerwanderung hervorgegangenen, der es zu einer relativ festen Consistenz brachte. Selbstverständlich muß der Maßstab der Gegenwart für diesen Begriff der staatlichen Consistenz ausgeschlossen bleiben, wo es sich um eine Schöpfung des fünften Jahrhunderts handelt. Aber schon in seinem räumlich noch sehr beschränkten Umfang, den er im Beginn der Laufbahn Chlodwigs hatte, wo er sich etwa von der Schelde bis zur Seine erstreckte, gewährte er diesem großen Staatsmann und Krieger eben durch sein festes Gefüge so viel Mittel, daß er ihm im Laufe von einigen Jahrzehnten ungefähr den zehnfachen Umfang geben konnte. Chlodwigs Nachfolger erbten von ihrem Stammvater sehr wenig der ihm eigenen Vorzüge, aber seinen Staat. Dieser, nicht ihr eigenes Verdienst, war es, der ihr Reich bis an und über die Pyrenäen, bis an die Alpen und an den Böhmerwald ausdehnte. Es verschlang alle jene unfertigen Staatsgebilde, in denen andere deutsche Stämme ihre im Vergleich mit der fränkischen Leichtigkeit so auffallende Schwerfälligkeit documentirt hatten. Burgunden, Goten, Alemannen, Baiern, Thüringer, sie alle mußten sich in den Rahmen des zuerst consolidirten fränkischen Staats einfügen lassen und bald folgten ihnen auch noch die Langobarden und Sachsen nach, indem die Karolinger da wieder anknüpften, wo Chlodwig und seine unmittelbaren Nachkommen aufgehört hatten. Die Erweiterung des fränkischen Reichs geschah durch Gewalt der Waffen, trägt aber

dennoch nicht den Charakter der gewöhnlichen Eroberungspolitik anderer sogenannter Universalmonarchien. Vielmehr scheinen die einzelnen früher selbständigen unfertigen Staatsgebilde wesentlich durch die bloße Anziehungskraft des einen schon fest geformten zu Falle gebracht worden zu sein und die Gewalt der Waffen hat meist nur den letzten Drücker aufzusetzen gebraucht. Die Expansionskraft dieses fränkischen Reichs der ältesten Zeit stand im vollkommen richtigen Verhältniß zu seiner Assimilationskraft. Denn es dauerte nicht lange, so waren alle jene neu hinzuerworbenen Theile mit den wesentlichsten Elementen der specifisch fränkischen Staatsbildung erfüllt und erhielten in ihr die bestimmenden Normen ihrer weiteren politischen Entwickelung, die sie aus sich selbst vergebens zu erzeugen versucht hatten.

Der fränkische Staat war der erste aller deutschen Staaten jener Periode, der ganz und voll in die hauptsächlichsten Culturfactoren des Alterthums sich eintauchte und sie für sich und damit für die weitere Geschichte verwerthete, ohne damit im geringsten seinen fränkischen oder deutschen Charakter aufzugeben. Denn er brauchte dieß so wenig, wie es der einzelne Mensch braucht, der sich an den Schätzen der Vergangenheit nährt und sie zu seinem eigenen Vortheil im ideellen oder materiellen Sinne zu verwerthen versteht. Der fränkische Staat hat es nicht bloß ertragen, daß sein Volk zuerst unter allen deutschen in die katholische Kirche mehr sich hineinstürzte als eintrat; er hat sogar daraus eines der bedeutendsten Momente seiner Größe und Dauer entnommen, indem er diese katholische Kirche ebenso sehr seinen eigenthümlichen Aufgaben und Bedürfnissen dienstbar zu machen verstand, wie er ihr diente und sie stützte. Damit steht in engster Verbindung der idealistische Universalismus, welchen derselbe fränkische Staat schon zu einer Zeit darzustellen versuchte, wo er thatsächlich noch ganz von der rohesten Arbeit für das augenblickliche Bedürfniß in Anspruch genommen schien. Als Chlodwig, auch hierin der echte Typus seines Volks und Staats, katholischer Christ aus Ueberzeugung und mit glühendem Fanatismus geworden war, ohne auch nur in einer Faser sich vom Heidenthum loslösen zu können, da erkannte die Kirche des Abendlandes in ihm einen zweiten Konstantin und den natürlichen Herrn des Westens.[3]) Was er nur vorbildlich darstellte, das erfüllte erst Karl der Große, hierin, wie in allen an-

deren Stücken, so zu sagen seine Wiedergeburt und Vollendung.[4]) Karl der Große blieb auch hierin durch und durch fränkisch oder deutsch, und es ist geradezu eine lächerliche Auffassung mancher neueren Geschichtschreiber, wenn sie ihn durch die sogenannte Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums aus seinem nationalen Wesen heraustreten lassen, sei es, daß sie, vom deutschen Standpunkt aus, ihm damit einen Vorwurf machen zu müssen glauben, sei es, daß sie als Franzosen mit ihrer angelernten Verachtung der altdeutschen Barbarei ihn damit ehren und als einen der Ihrigen anerkennen wollen. Alle andern deutschen Staatsbildungen nach der Völkerwanderung waren auf die Lösung derselben Aufgabe verwiesen, keine aber verstand es ihr gerecht zu werden. Entweder versuchte man in hartnäckigem Eigensinn sich gegen dieselbe zu verschließen, wie es die Vandalen, die Westgoten in ihrer früheren Periode und die Langobarden beinahe bis zu ihrem Untergange thaten — die Folge war, daß sie an dem Widerspruch, in den sie gegen die Forderungen der geschichtlichen Idee geriethen, zerschellen mußten, die Einen früher und gewaltsamer als die Anderen, aber im Grunde Alle auf die gleiche Weise — oder auch sie versuchten es mit halben und doch übertriebenen Concessionen, wie die Ostgoten und Burgunden. Beide scheinen es darauf abgesehen zu haben, sich ihrer Individualität unter dem Drucke der römischen Culturgröße möglichst rasch und vollständig zu entäußern, nur Katholiken wollten sie nicht werden, aber gerade das hätten sie werden sollen, und darum fanden auch sie ihren Untergang. Nur die Franken verstanden es Deutsche zu sein und zu bleiben und zugleich Katholiken zu werden, ihrem Staate wie ihrem Volke durch und durch das nationale Gepräge zu erhalten und beide doch mit den großen Gedanken der antiken Cultur zu befruchten.

Der fränkische Staat ist der Boden gewesen, auf welchem die eigenthümlichste social-politische Gestaltung des Mittelalters, das Lehnswesen oder der Feudalismus geboren wurde. Gleichviel ob man diese Institution mit Eichhorn und den älteren deutschen Forschern für eine bloße Umbildung der altgermanischen Gefolgschaft hält, oder mit Waitz für eine selbständige Neuschöpfung der Merovinger, oder endlich mit Roth für eine durchgreifende Verfassungsänderung, die von der neuen karolingischen Dynastie ausging, jedenfalls steht so viel fest, es ist ein echt fränkisches Ge-

wächs, das, wenn es auch in früheren allgemein deutschen Einrichtungen seine Wurzel oder seine Analogie haben mag, doch hier auf fränkischem Boden zu dem geworden ist, was es werden sollte, zu der gesellschaftlichen und staatlichen Grundform, welche die ganze mittelalterliche Geschichte bedingte. Daraus entwickelte sich die ständisch gegliederte Verfassung, die gleichfalls hier auf fränkischem Boden in den Reichstagen der Merovinger und Karolinger zuerst zu ihrer wesentlichen Durchführung gekommen ist. Alles was die spätere Zeit des Mittelalters hier und anderwärts hinzugethan hat, war nur die weitere Ausführung der einmal gefundenen und festgestellten Grundform. Sie war richtig und stark genug, um bis zum Schlusse des Mittelalters das ganze westeuropäische Staatsleben zu beherrschen.

Ebenso hat der fränkische Staat das monarchische Element von Anfang an mit einer energischen Plastik herausgearbeitet, die ihm überall anderswo auf dem Boden des früheren Mittelalters fehlte, so weit die Grundlagen des Staats wirklich deutsch blieben. Schon Chlodwig zeigt eine starke Beimischung von autokratischem, ja despotischem Wesen, noch mehr seine Nachfolger, selbst dann, als sie durch ihre Persönlichkeit und die Verhältnisse sehr wenig mehr befähigt waren, ihre Ansprüche durchzusetzen.[5]) Die monarchische Gewalt strebte wenigstens danach, alle Functionen des Staatslebens allein an sich zu reißen, und wenn ihr dieß nicht glückte, so lag es nur außer an den ungeeigneten Persönlichkeiten, an dem ebenso starken Selbstbewußtsein der Individuen, das in ihrem Zusammenschluß als bevorrechtete Stände und Theilnehmer an der Gesetzgebung einen unüberwindlichen Halt fand. Unter den Karolingern wiederholte sich dieselbe Erscheinung mit demselben Resultat. Unter Karl dem Großen mochte es noch zweifelhaft sein, ob nicht der Absolutismus der Monarchie siegen würde; schon unter seinem Nachfolger war es entschieden, daß der fränkische Staat nur durch ein stillschweigendes Compromiß zwischen dem monarchischen und feudalen Absolutismus bestehen könne.

Der französische Staat ist zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag jener raschen Beweglichkeit treu geblieben, die ihn als Staat der Franken auszeichnet. Wie vor anderthalb Jahrtausenden, so „marschirt“ er auch noch heute an der Spitze der europäischen politischen Entwickelung oder Civilisation, aber er „marschirt“ —

der Ausdruck ist unendlich bezeichnend — und macht dabei auch nicht selten höchst gewagte Seitensprünge, die jedem andern schwerfälligen Körper den Hals brechen müßten. Denn die Revolution ist diesem französischen Staatswesen nicht etwa erst seit 1789 immanent; sie ist ein ihm vom Anfang an nothwendiges Ingredienz und schon in jenem Halbdunkel der ältesten Zustände deutlich wahrnehmbar vorhanden, welches außerdem die ganze fränkische Vergangenheit vor Chlodwig bedeckt. Schon Childerich, der das Unglück hat, trotz seiner eigenen eminenten Persönlichkeit, vor der ebenso eminenten und auf einen günstigern Schauplatz gestellten seines Sohnes Chlodwig beinahe übersehen zu werden, wurde durch eine Revolution gestürzt und wieder auf den Thron gesetzt. Von da an ist die Geschichte des fränkischen Throns eine ununterbrochene Kette von Palast- und Staatskatastrophen oder Revolutionen, die in der unendlich merkwürdigen des Jahres 752 ihren vorläufigen Abschluß erhalten, aber nur um unter der neuen Dynastie von Neuem zu beginnen, bis dann auch diese durch dieselben Katastrophen beseitigt wird, die ihre Vorgängerin gestürzt hatten. Jedenfalls ergiebt sich daraus, daß die Revolution nicht etwa ein Erbtheil des celtischen Wesens ist und daraus den französischen Volksgeist ergriffen hat. Ehe noch von einem Einfluß des Celtenthums auf die fränkisch-deutsche Art die Rede sein kann — wenn überhaupt irgend ein solcher von geschichtlicher Bedeutung stattgefunden hat — war die Revolution schon in dem fränkischen Staate vorhanden. Man kann nicht einmal behaupten, daß das grelle Hervorbrechen des revolutionären Elements celtische Eigenthümlichkeit sei, denn auch jene älteste ungemischt deutsche Periode des fränkischen Staats zeigt dieselben grellen Züge in ihren Revolutionen wie 1789 oder die Periode der Hugenotten und der Jacquerie.

Wie in der Urzeit hat der französische Staat durch alle folgende Perioden seine Expansiv- und Attractionskraft, seine Eroberungslust und Kunst bewahrt. Unser eigenes deutsches Volk und seine Staatsgebilde haben dieß zu ihrem Schaden bis auf den heutigen Tag erfahren müssen. Und wenn niemals seit der Merovinger und Karolinger Zeit eine Jahrhunderte dauernde Einfügung und Unterordnung des ganzen eigentlichen Deutschland unter den fränkischen Staatsorganismus stattgefunden hat, sondern nur ent-

weder Grenzlande abgerissen worden sind, oder auf einige Jahre eine durch fortwährende Waffengewalt aufrecht erhaltene französische Herrschaft sich durchsetzen konnte, so ist die Ursache davon wahrscheinlich nur darin zu suchen, daß auch das eigentliche Deutschland seit jener ältesten Periode fränkischer Herrschaft und durch sein eigenes fränkisches Stammeselement in ähnliche Bahnen staatlicher Entwickelung hineingelenkt worden war, wie sie die Franken aus eigener Kraft für sich und als Führer der ganzen europäischen Entwickelung zuerst eingeschlagen hatten.

Alle großen politischen Experimente, welche der fränkische Staat einstmals versuchte, hat der französische bis auf diesen Tag in demselben Geiste fortgesetzt. Dieser Geist ist der des abstracten Idealismus, aus welchem das mittelalterliche Kaiserthum geboren wurde, ebenso wie ihm das Lehnswesen nicht seinen Ursprung, aber doch seine Geschichte verdankt. Im Wechsel der Zeiten hat er naturnothwendig die verschiedensten Formen angenommen, aber unter allen ist er derselbe Geist geblieben, mag er nun in dem Absolutismus des Königthums Ludwig XIV. oder in der schrankenlosen Forderung der Freiheit und Gleichheit aller Staatsangehörigen zur Erscheinung kommen. Es sind dieß die zwei äußersten Extreme, die überhaupt möglich sein können, aber sie sind die Pole eines und desselben Körpers. Sie sind darin identisch miteinander, daß die ganze Kraft der staatsbildenden Idee ausschließlich bald auf die eine, bald auf die andere Seite verwandt wird, wie es die fränkische Art von jeher zu halten pflegte, die nur Contraste und Extreme, aber niemals vermittelnde oder verschwommene Gestaltungen hervorbrachte und anerkannte.

Besonders schlagend erscheint die Uebereinstimmung des ältesten fränkischen und des modernsten französischen Wesens in dem Wechsel zwischen unbeschränkter Freiheit des Volks und unbeschränkter Gewalt des Monarchen. Die Thatsachen der Gegenwart liegen vor allen Augen und bedürfen keines Commentars: die analogen der ältesten Vergangenheit sind schon früher erwähnt worden. Es wäre auch hier unpassend, celtische oder romanische Eigenthümlichkeit für diesen Charakterzug verantwortlich zu machen, der sich in einer Zeit schon völlig ausgeprägt offenbart, wo weder das eine noch das andere Element irgend einen Einfluß im fränkischen Staats- und Volksleben ausüben konnte. Die grellen Contraste

sind auch hier zwar nicht allgemein deutsche, aber echt fränkische Eigenart.

So darf es nicht wundernehmen, wenn wir die Franken der grauesten Vorzeit mit denselben Worten und in demselben Geiste über sich selbst und ihre politische Mission urtheilen hören, wie die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts oder des Jahres 1864. Die Franken fühlen sich schon im sechsten Jahrhundert als das auserwählte Volk Gottes, bestimmt allen andern an Geist und Geschick voranzugehen, eben an der Spitze der Civilisation zu marschiren — der Gedanke ist uralt, der Ausdruck allein modern — als das Volk, dem Gott den größten Dank schuldet, daß es seine Sache so ganz vortrefflich macht, vielleicht größern Dank, als man französischerseits für die glänzende Ausstattung dem höchsten Wesen zuzuerkennen sich veranlaßt sieht. Moderne Tiraden dieser Art wirken auf die Fremden bekanntlich oft sehr unangenehm, obgleich sie eigentlich viel harmloser gemeint sind als sie scheinen, aber jene ältesten Kundgebungen desselben unvergleichlichen Selbstbewußtseins sind in der Sache genau das Nämliche, wenn sie auch durch die Naivetät des Ausdrucks, das Resultat ihrer Alterthümlichkeit, die Gegenwart weniger abstoßen.[6])

II.

Der specifische Charakter des fränkisch-französischen Staats wird noch deutlicher heraustreten, wenn man ihn mit seinem diametralen Gegensatze innerhalb derselben allgemein deutschen Sphäre, mit dem sächsischen Staate der Urzeit, dem englischen des Mittelalters und der Neuzeit vergleicht. Die beiden deutschen Stämme der Franken und Sachsen galten mit Recht von Anfang an als typische Gegensätze in allen Dingen, und mit demselben Rechte pflegt die politische Theorie der Gegenwart den französischen und englischen Staatsbegriff auch als die beiden großen typischen Gegensätze aufzufassen, in denen sich die moderne Staatsidee dargestellt hat.

Auch hier mag der Blick zuerst auf die ältesten Zustände zurückgelenkt werden, weil diese auch hier die deutlichen Vorbilder, nicht bloß die noch gestaltlosen Keime der spätern und spätesten Erscheinungen sind.

Das sächsische Staatswesen vor seiner Ueberwältigung durch die Franken und seiner Einfügung in das große christlich-mittel-

alterliche Weltreich der Karolinger bewahrt auf die merkwürdigste Weise alle wesentlichen Grundzüge der fernsten Urzeit. Schon den mittelalterlichen Beobachtern trat dieser Zug so mächtig entgegen, daß einer von ihnen, Rudolf von Fulda, um die Zustände Sachsens seiner Zeit, des neunten Jahrhunderts, zu schildern, ganz unbefangen die 'Germania' des Tacitus ausschrieb und damit der Wirklichkeit kein Unrecht that, obgleich inzwischen acht Jahrhunderte, und welche Jahrhunderte! vergangen waren. Justus Möser hat noch im achtzehnten Jahrhundert im sächsischen Bauernhause seiner Zeit das deutsche Haus, wie es Tacitus beschreibt, wiedererkennen wollen. Das sächsische Volk ist immerzu der specifisch conservative Stamm gewesen, wie der fränkische der specifisch revolutionäre. Die Schwerfälligkeit der deutschen Art, das zähe Festhalten an der einmal mühsam gefundenen und herausgebildeten Lebensform tritt dort ebenso bestimmt heraus, wie hier die gleichfalls echt deutsche Formengewandtheit und damit zugleich auch die Unzufriedenheit mit jeder, eben gefundenen und mit vollster Energie durchgesetzten Gestaltung. Dieß gilt für alle Sphären, in denen sich das Leben beider Stämme bewegt, und nicht am wenigsten für den Staat.

Im Gegensatze zu dem turbulenten Hervordrängen bald aristokratischer, bald absolutistisch monarchischer, bald demokratischer Tendenzen, wie sie die fränkische Staatsgeschichte zeigt, bietet sich uns in dem ältesten sächsischen Staate das Bild einer ruhigen abgewogenen und fixirten Gliederung aller drei Elemente. Mag dieß Bild auch im Einzelnen wegen der Dürftigkeit der Quellen unausgeführt bleiben, seine Grundzüge sind deutlich genug und reichen für unsere Zwecke völlig aus. Während der fränkische Staat durch sein monarchisches Element von Anfang an eine entschiedene Neigung und Befähigung zu jener Centralisation zeigt, die sich in dem heutigen Frankreich zu ihrer Vollendung erhoben hat, bestand der Staat des sächsischen Stammes aus einer Anzahl fast selbständiger und einander gleich berechtigter Glieder, die nur durch eine gemeinsame Verfassung, aber nicht durch einen gemeinsamen Herrn zusammengehalten wurden. Diese Glieder stuften sich in immer kleinern Kreisen bis nach unten zu den einfachsten Gemeindeverbänden ab, und dieselbe relative Selbständigkeit, deren die größern genossen, kam auch den kleinern und kleinsten zu.

Das famose Princip des Selfgovernment ist schon in der ältesten sächsischen Verfassung vollständig entwickelt. Dennoch führte dasselbe nicht zur Auflösung des Staats als der gemeinsamen Lebensform des ganzen Volks. Die Dauer des sächsischen Gemeinwesens unter dem Drucke vieler und sehr mächtiger Feinde, der Franken im Westen, der Slaven im Osten, der Dänen im Norden, bürgt genügend für seine kräftige, wenn auch freie Zusammenfügung. Selbst ein Karl der Große mußte die ganze Macht seines Weltreichs und eine Reihe von Jahren einsetzen, bis es ihm gelang, das relativ so kleine Volk und Land ganz zu unterwerfen. Gerade jene Durcharbeitung in den einzelnen Gliedern erhöhte die Kraft des Widerstandes, wenn dieselbe auch den Staatsorganismus zu einem consequenten Druck nach Außen, zu erobernden Unternehmungen weniger geeignet machte. Der sächsische Staat bewies auch hierin entsprechend dem Charakter seines Stammes seine durch und durch conservative Natur, während der fränkische hierin wie in allen andern Dingen von revolutionärer Beweglichkeit erfüllt war. Nur periodisch ertrug dieser sächsische Staat das monarchische Element: nur als oberste Heerführerschaft [7]) in den freilich sehr häufigen Kriegen; mit ihrer Beendigung trat der gewöhnliche Verfassungszustand wieder ein, den man füglich republikanisch nennen kann.

Der Zusammenhalt des sächsischen Staats beruhte auf der freien Vereinbarung seiner verschiedenen Glieder, die sich in völlig geregelter Weise vollzog. Auch hier ist es eine Ständeversammlung wie in dem fränkischen Reiche, aber auf die merkwürdigste Art in ihrem Wesen von ihr geschieden. Im fränkischen Reiche hatte es nur die Aristokratie, die geistliche und die weltliche, zu einer persönlichen Vertretung ihrer Interessen neben der Monarchie gebracht. In der sächsischen Verfassung treten die drei wirklich vorhandenen socialen Stände auch als politisch gleichberechtigt auf: Adel, Gemeinfreie und abhängige Bauernschaft [8]), und was noch charakteristischer ist, sie besorgten die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des ganzen Staats oder Stammes durch gewählte Repräsentanten jedes einzelnen Standes. Also der volle Gegensatz zu der sonstigen frühmittelalterlichen Art der ständischen Verfassung, in welcher jeder einzelne persönlich Berechtigte eben nur sich selbst, aber seinen Stand oder den Staat nur insoweit vertritt, als es

mit seinem eigenen Vortheil stimmte. Erst das Hinzutreten bürgerlicher oder städtischer Elemente zu jenen ursprünglich allein vertretenen aristokratischen hat den Landständen des spätern Mittelalters eine Art von repräsentativem Charakter gegeben, aber doch nur eine Art davon, während das Princip in seiner Reinheit nur in jenem altsächsischen Staate durchgeführt ist.

Diese Grundzüge des sächsischen Staats wurden alle auf den Boden des Landes übertragen, das bis heute dieselben noch in ihrer wesentlichen und ursprünglichen Kraft, wenn auch natürlich in mannigfach veränderter Formgebung bewahrt hat. England hat zwar seinen alten Namen als das Land der Sachsen jenseit des Meeres gegen den der nächstverwandten und in die Eroberungsgeschichte Britanniens eng verflochtenen Angeln vertauscht [9]), aber seine specifisch sächsische Art zu keiner Periode seiner Geschichte verleugnet. Die Celten in Wales und Irland sind deshalb im vollen Rechte, wenn sie die heutigen Engländer ebenso wie ihre Stammväter, deren Wucht sie vor 1400 Jahren erlagen, Sachsen heißen und von dem anglischen Elemente kein Notiz nahmen. Die Geschichte der Gründung des sächsischen Staats in England brachte es mit sich, daß sich neben jenem republikanischen Typus der altsächsischen Verfassung auch der monarchische herausbildete, bis dieser jenem nicht bloß die Wage hielt, sondern ihn auch aus der Spitze des Staatswesens in die untergeordneten Glieder verdrängte. Die Eroberung ging von einzelnen Führern aus, die dadurch von selbst für sich und ihr Geschlecht eine hervorragende und zugleich dauernde Bedeutung erhielten. Der fortwährende Kriegszustand, der durch die langdauernde, aber desto gründlichere Arbeit der Eroberung und Colonisation des Landes nöthig wurde, befestigte das Ansehen dieser einzelnen Herrscherfamilien, aus denen sich Königshäuser entwickelten. An der Stelle der vielen wechselnden erhob sich endlich ein einziges durch das Zusammenwirken verschiedener günstiger Verhältnisse, in Westsachsen (Wessex), das seit dem neunten Jahrhundert den Mittelpunkt des Staats darstellte. Im Anschluß an die Monarchie erlangte auch das aristokratische Element eine erhöhte Bedeutung, aber durchaus nicht jene ausschließliche wie im fränkischen Reiche. Als die Sachsen Britannien eroberten, waren sie selbst Heiden und das Land christlich. Es vergingen noch 150 Jahre, bis die neugegründete fürstliche Macht

sich dem neuen Glauben zuwandte und allmählich auch mit dem ihr schon zuständigen Einfluß das Volk zu ihm hinüberführte. Der altsächsische Staat war aufs innigste mit dem nationalen Glauben verwoben und der eine wie der andere fielen auf einmal. Der neusächsische Staat jenseit des Meeres ertrug recht wohl den Untergang der väterlichen Religion und die Einführung eines fremden Glaubens. Er ertrug auch die Einordnung der Hierarchie dieses fremden Glaubens in sein eigenes Gefüge als die oberste Schicht seiner aristokratischen Bestandtheile.

Damit war aber auch der Kreis der wesentlichen Elemente des angelsächsischen Staats, ja des englischen Staats überhaupt abgeschlossen. Selbst die normannische Eroberung, die so tief in die Entwickelung des englischen Volks eingriff, hat keine wesentlich neuen Momente hinzugefügt, sondern nur die schon vorhandenen eigenthümlich entwickelt. Sie hat getreu ihrem eigenen französischen Typus das aristokratische Element, was sie vorfand, in die gewöhnliche Form des mittelalterlichen Feudalismus umgegossen und diesem eine noch mehr verstärkte Bedeutung im Staate gegeben, zugleich aber auch, aus derselben Wurzel heraus, die Wucht des monarchischen Elements im Vergleich mit früher unverhältnißmäßig verstärkt. Damit wurde aber auch nothwendig dem sonst durch und durch conservativen, weil sächsischen, englischen Staate das Princip der Revolution eingeimpft, was so lange in ihm waltete, bis er nach allmählicher Ausscheidung jener fremdartigen Stoffe wieder zu seiner ursprünglichen Grundstimmung zurückkehrte. Die wohlabgewogene Gleichberechtigung verschiedener Stände oder Gliederungen des ganzen Volks ist heute das eine Lebensprincip der englischen Staatsverfassung wie in der sächsischen Urzeit. Das andere ist die Selbstregierung der einzelnen Theile neben dem festen Zusammenhalt des Ganzen, wie es schon der altsächsische Staat in merkwürdiger Vorbildlichkeit zeigte. Auf dem gleichfalls altsächsischen Princip der Repräsentation und nicht der persönlichen Vertretung ist noch heute wenigstens der einflußreichste Bestandtheil des Parlaments, das Unterhaus, gegründet, während das Oberhaus seinen mittelalterlich-normannisch-französisch-feudalen Charakter beibehalten hat.

England hat seinem altsächsischen Colonisationstriebe und Talent folgend eine Anzahl neuer Staatsbildungen in allen Theilen

der Welt entwickelt. In ihnen allen ist der altsächsische Typus noch viel reiner als in dem Mutterlande selbst entfaltet. Es ist, als ob das Meer, das die Colonien von jenem trennt, die normannisch-französische Kruste abgewaschen hätte. Sie alle zeigen jenen entschieden republikanischen Charakter des altsächsischen Staats. Auch dann, wenn sie, wie manche von ihnen, noch unter der Botmäßigkeit Englands stehen, haben sie doch alle neben dem vollständigen Selfgovernment die echte Repräsentativverfassung mit Ausstoßung des feudal-aristokratischen ständischen Elements entwickelt und sind thatsächlich, wie einst ihr ältestes sächsisches Mutterland, Republiken, wenn sie auch formell noch nicht alle als solche gelten.

III.

Die beiden eben betrachteten europäischen Großstaaten stellen insofern die relativ reinste Gestalt dar, in welcher sich die politische Anlage und Thätigkeit deutscher Stämme entwickelt hat, als hier entweder gar kein Einfluß anderer Stammestypen auf diesen einen stattgefunden hat, wie in dem fränkisch-französischen Staate, der selbst maßgebend und bestimmend auf alle anderen deutschen Stämme gewirkt hat, oder höchstens ein vorübergehender und unorganischer, wie in dem sächsisch-englischen Staate, dessen völlig correcte Entfaltung allerdings durch das eingedrungene normannisch-französische Element gehemmt worden ist.

Es giebt nun aber auch noch eine Reihe anderer Staatsbildungen aus deutscher Wurzel und von europäischer Bedeutung, in denen sich der eine zu Grunde liegende Stammestypus nicht so unversetzt entwickeln konnte. Diese Staatsbildungen, so verschieden sie in ihrer Geschichte und Gegenwart auch erscheinen mögen, zeigen alle den gemeinsamen Grundzug, daß sie sich erst allmählich, zum Theil sehr spät, zum Theil niemals vollständig von der gemeinsamen Basis des deutschen Reichs losgelöst haben. Damit ist aber zugleich gesagt, daß sie wenigstens so lange, als sie noch auf derselben ruhten, allen den Einflüssen ausgesetzt blieben, denen jede deutsche Staatsbildung innerhalb dieses gemeinsamen Bodens aller ausgesetzt war. Es ist also bei ihnen von vornherein auf jene völlig abgeschlossene Eigenart des Stammescharakters auch in seinen politischen Offenbarungen zu verzichten, die nur da gefunden werden kann, wo jeder Zusammenhang mit der politischen Entwicke-

lung der anderen Stämme abgeschnitten war. Frankreich und England haben, nachdem sie einmal sich aus dem Complex des urdeutschen Lebens als selbständige Ganze losgelöst hatten, nur noch äußerliche Berührungen, jedenfalls keine receptiven damit gehabt und daher ihren Stammescharakter ungefährdet bewahren können, während jene anderen Gebilde zwar auch im letzten Princip davon beherrscht sind, aber ihn doch mannigfach haben modificiren müssen.

Wie Frankreich das Product des fränkischen, England das des sächsischen Stammes, so ist der dritte europäische Großstaat Oesterreich die Schöpfung des dritten deutschen Hauptstammes, des bairischen. Es hat lange gedauert, bis sich aus dem allgemein deutschen Typus der specifisch österreichische herausarbeitet. Die Ostmark Baierns zeigt Jahrhunderte lang die bekannten Grundzüge aller deutschen Staatsbildung. Dieselben Stände, wie anderwärts, dasselbe Verhältniß der feudalen Institutionen zu den übrigen, des Bürgerthums zu dem Feudalismus, wie man es überall in Deutschland findet. Das Eigenthümliche scheint höchstens darin zu bestehen, daß die landesfürstliche Macht sich hier energischer und früher herausbildet als anderwärts und so der Keim eines selbständigen Staats gelegt werden konnte, zu einer Zeit, wo in dem übrigen Reiche Alles noch gestalt- und haltlos hin- und herwogte. Doch war dafür nicht so sehr der Charakter des bairischen Stammes, der diese östliche Mark gegründet hatte, als der Umstand entscheidend, daß es eine Mark war und die gewöhnliche Verfassung einer solchen hatte. Ein Markgraf stand seinem Gerichts- und Militärsprengel von Anfang an mit ganz anderer Autorität gegenüber als ein gewöhnlicher Graf oder Herzog. Es war dieß die natürliche Folge des fortwährenden Kriegszustandes, in welchem ein solches Grenzland entweder in der Wirklichkeit, oder doch in der theoretischen Anschauung der Zeit sich befand. In Oesterreich lag die landesfürstliche Gewalt in der Hand eines außerordentlich begabten Geschlechts, der fränkischen Babenberger. Sie thaten Alles, um sie zu verstärken und die ihr feindlichen Elemente nicht aufkommen zu lassen. Auch ihre Nachfolger, die schwäbischen Habsburger, schlossen sich wenigstens in diesem Bestreben ihren Vorgängern an und führten es unter harten Kämpfen mit Glück durch. Sie schufen damit den Boden für den fürstlichen Absolutismus, der sich in Oesterreich früher und energischer als anderswo

in Deutschland durchsetzte. Aber in diesem früher und energischer liegt noch nichts Individuelles, diesen besonderen Stamm und nur diesen und keinen anderen charakterisirendes.

Combinationen der europäischen Politik haben es mit sich gebracht, daß diese bairische Ostmark der Kern eines weitläufigen Staats wurde, oder vielmehr eines Staatenconglomerats, das sich aus den heterogensten Völker- und Verfassungsindividualitäten zusammenfand. Das deutsche Centrum hat mitten darunter seine altangeborene Art ungestört behauptet, aber auch die fremden hinzugetretenen Bestandtheile haben sich in ihrer Eigenart daneben ungestört behauptet. Dieß ist ein wesentlicher Charakterzug der deutschen Stammesindividualität, die hier staatsbildend auftrat. Sie besitzt eine überwiegende Beimischung phlegmatischer Indolenz, die keineswegs als ein Mangel an natürlicher Begabung angesehen werden darf, wie es oft geschah und noch geschieht. In Folge dieses Grundzugs begnügte sie sich nach Innen hin mit den Gestaltungen, die andere raschere und formgewandtere deutsche Stämme entwickelt hatten. Kraft ihres allgemein deutschen Typus waren sie auch dem specifisch bairischen Wesen im Allgemeinen homogen. Es erklärt sich aber auch daraus, warum keine dieser eigentlich von Außen hereingetragenen politischen Gestaltungen hier mit besonderer Virtuosität und Energie durchgebildet wurde. Ebenso, warum sich der Volksgeist hier so bald und so gründlich dem bestimmenden Willen der Fürsten fügte, auch wie er, ohne besondere Freude daran zu haben, es sich doch gefallen ließ, im dynastischen Interesse und in dem der großen europäischen Politik mit so ganz heterogenen Bestandtheilen in eine, wenn auch noch so weitschichtige Staatsform zusammengejocht zu werden. Das specifisch deutsche Element in diesem lockeren Organismus mußte ebenso sehr die Rolle des Führers übernehmen, wie die des Zuchtmeisters, wenn die widerstrebenden Völker- und Staatsindividualitäten sich aus ihrer sonderbaren und doch unauflösbaren Verkettung befreien wollten. Das Erste konnte es, weil es in einer fortwährenden Receptivität zu der übrigen deutschen Culturentwickelung stand, an der es activ so gut wie gar keinen Antheil nahm, das Andere fiel ihm gleichfalls nicht schwer, weil es dabei nur das Bleigewicht seiner eigenen abgeschlossenen, oder vielmehr unaufgeschlossenen Existenz einzusetzen brauchte. Aus diesem Allen erklärt sich auch

die eigenthümliche Stellung Oesterreichs zu Deutschland, als Staat betrachtet, zum deutschen Reiche. Oesterreich mußte sich ebenso fest an dasselbe anlehnen, wie es sich wieder sorgsam davon absperrte und trennte. Es war von Anfang an durch den Charakter seines Volks eine zu unfertige Staatsbildung, als daß es ohne eine solche äußere Stütze hätte existiren können, aber es war doch wieder durch die Gunst der Verhältnisse zu einer so mächtigen und eigenthümlichen Stellung gelangt, daß es sich durch einen engsten Anschluß an das Reich nur in seiner eigenen freien Bewegung innerhalb einer Sphäre gehemmt hätte, die mit der natürlichen Sphäre Deutschlands gar nicht zusammenfiel. Um die Verbindung mit dem Reiche vor allen Wechselfällen zu schützen, war es aber auch nöthig, daß dieses ebenso an Oesterreich seine Stütze suchen mußte, wie umgekehrt. Der symbolische Ausdruck dafür war das seit drei Jahrhunderten im österreichischen fürstlichen Hause so gut wie erblich gewordene Kaiserthum. Dieß war gerade noch stark genug, das zu leisten, was es für Oesterreich sollte: es unterhielt die Verbindung mit dem Reiche und hinderte jede völlige Absonderung desselben von Oesterreich, indem es die Bildung einer selbständigen und ganz Deutschland umfassenden Reichsgewalt, gleichviel in welcher Form, unmöglich machte. Deutschland durfte sich, um Oesterreich als Oesterreich zu erhalten, niemals politisch consolidiren, weil damit die völlige Trennung der beiden Massen entschieden gewesen wäre, die nur so lange bis zu einem gewissen Grade verbunden bleiben konnten, als sie beide noch unfertige Gebilde blieben. Wäre eins davon zu völliger Reife gediehen, so würde entweder dieß eine das andere absorbirt, oder es würde seine selbständige Bahn eingeschlagen haben, wie sie seinen eigenen Interessen entsprach, ohne sich um die weiteren Schicksale des anderen zu kümmern.

IV.

Der bairische Stamm, der eine der beiden Hauptvertreter der eigentlich hochdeutschen Gruppe des deutschen Volks, hat es zur Gründung eines Staats von europäischer Geltung und Ausdehnung gebracht, hauptsächlich weil in jenen südöstlichen Ländern niemals eine überwiegende und feste politische Gestaltung sich hatte entwickeln können, die den Mittelpunkt für die vielen, gerade hier durcheinandergeworfenen Völker der entgegengesetztesten Abstammung

und Richtung abgegeben hätte. Und doch bedurften sie alle eines solchen, wenn sie nicht von übermächtigen Feinden verschlungen werden sollten. Bis an die Marken dieser Feinde — der Türken — mußte sich Oesterreich ausdehnen, das war seine weltgeschichtliche Bestimmung, die es mit sehr wenig spontaner Activität, aber sehr viel zäher und geschmeidiger Passivität in der Hingabe an den Strom der Ereignisse und den Gang der Verhältnisse erfüllt hat.

Ganz anders gestaltete sich die einzige staatliche Schöpfung des anderen hochdeutschen Hauptstammes, des schwäbischen, welche zu europäischer Bedeutung gelangte, indem sie aus dem Rahmen des deutschen Reichs heraustrat. Dieser Staatsbildung, der Schweiz, war von vornherein im Gegensatz zu Oesterreich ein sehr beschränkter Raum zugemessen, indem sie im Centrum der lebhaftesten Culturentfaltung und demgemäß auch der intensivsten Staatsentwickelung Europas situirt ward. Hier, wo im Norden das, wenn auch locker gefügte, so denn doch immerhin durch die bloße Schwerkraft seiner Massen wuchtige deutsche Reich, im Süden die größeren Staatsgebilde, die sich unter wechselnden Herrschern in der lombardischen Ebene herausarbeiteten, im Westen Frankreich mit seiner angeborenen Tendenz des Vordrängens und Ansichziehens, im Osten der österreichische Staat mit seiner zähen Widerstandskraft sich entgegenstemmten, war es für eine neue Staatsbildung schwer, auch nur so viel Raum zu gewinnen, als sie nöthig hatte, um nicht ganz in der Luft zu schweben oder mikroskopisch zu werden. Die Schweiz hat es verstanden, allen ihren Nachbarn etwas abzuringen, Bruchstücke von Land und Leuten, die durch ihre natürliche Beschaffenheit und frühere Geschichte entweder zum Reiche, oder zu der Lombardei, oder zu Frankreich oder zu Oesterreich gehören sollten. Sind es auch nach gewöhnlichen Zahlenverhältnissen geschätzt nur kleinere Theile, so erhalten sie doch durch die Stelle, an welcher sie sich in der Mitte Europas befinden, einen unberechenbar erhöhten Werth und damit auch eine ideelle Größe, die sie befähigt, die Grundlage einer Staatsbildung von europäischer Bedeutung zu werden. Die Schweiz hat sich ihr Gebiet, so eng es ist, doch durch das intensivste Ringen erwerben müssen, aber die Anstrengungen, die sie dazu nöthig hatte, trugen auch ihre Früchte. Die räumlich so kleine Schweiz hat während der Jahrhunderte, die sie um ihre Selbständigkeit und die Feststellung ihrer

politischen Situation ringen mußte, in das Großleben der europäischen Geschichte aufs nachhaltigste eingegriffen. Sie ist, wenn man moderne Begriffe schlechtweg auf vergangene Zeiten übertragen will, damals eine europäische Großmacht gewesen, trotz ihres winzigen Umfangs. Spätere Zeiten haben hierin eine Aenderung gebracht, die der Eigenthümlichkeit dieses Staatsgebildes keinen Schaden thun kann. Die heutige Schweiz wird nicht auf den Rang einer Großmacht reflectiren, wenngleich sie nach wie vor ihre europäische Bedeutung behalten hat.

Die große Intensität, mit welcher dieß kleine Land seine auswärtige Geschichte gestaltet hat, ist nur das Abbild und die natürliche Folge des eigenthümlichen Charakters des Stammes, dem die Schweiz ihre Gründung verdankt. Wie auf allen anderen Lebensgebieten, so auch auf dem der Politik oder des Staats hat sich der schwäbische Stamm immer als derjenige erwiesen, der am meisten und gründlichsten ins Einzelne und in die Tiefe zu arbeiten gewohnt und befähigt ist. Wie er auf allen Gebieten des Volksdaseins unter allen deutschen Stämmen stets am meisten Eigenartigkeit und Individualität gezeigt hat, so hier auch in seinem Staatsgebilde. Welche unendliche Fülle particularer oder individueller Erscheinungen auf dem engen Raum der Schweiz schon in der ältesten Zeit und selbst noch heute! In der Zeit des Mittelalters ist hier gleichsam ein Auszug aller der Erscheinungen zu finden, die sich sonst auf dem ganzen Raume des deutschen Reichs weithin zerstreut hatten. Hier steht Alles dicht nebeneinander, so daß Eins dem Anderen die Luft zu benehmen scheint, aber doch gedeiht Alles aufs fröhlichste, weil in Allem die frischeste Lebenskraft thätig ist wie nirgends anderswo.

V.

Die beiden eben betrachteten Staatsbildungen, Oesterreich und die Schweiz, zeigten die innerhalb ein und desselben Kreises, der hochdeutschen Stammesart, überhaupt möglichen Extreme. Oesterreich hat sich politisch niemals ganz aus dem Zusammenhange mit dem übrigen politischen Deutschland herausgearbeitet, die Schweiz hat dieß mit Aufbietung aller Kräfte und relativ sehr früh und jedenfalls vollständig gethan. Oesterreich dagegen hat in allen übrigen Gebieten des Völkerlebens allen Zusammenhang mit Deutsch-

land soviel als möglich abzuschneiden oder doch zu erschweren gesucht, obgleich es immer wie von Anfang an nur eine culturhistorische Dependenz davon, eine Colonie in jedem Sinne des Wortes geblieben ist. Die Schweiz dagegen hat außer auf politischem Gebiete sich überall den engsten Zusammenhang mit Deutschland bewahrt und nicht als eine Dependenz, sondern als ein mit der höchsten Lebenskraft und Geistesfülle ausgestattetes Organ des deutschen Volkskörpers nach allen Richtungen die Aufgaben mit lösen helfen, welche die Geschichte diesem stellte.

Außer der Schweiz und Oesterreich hat sich nun noch ein drittes Staatsgebilde aus dem Schoße des Reiches entwickelt, das mit der ersteren den Trieb nach vollständiger Emancipation von dem staatlichen Verbande Deutschlands gemein hat, mit dem letzteren dagegen die nicht bloß auf halbem Wege stehen gebliebene Tendenz, sich auch in anderen Dingen, in den übrigen Gebieten des Volks- und Culturlebens selbständig zu gestalten, indem der Zusammenhang mit der Entwickelung des Mutterlandes möglichst vollständig getrennt wurde. Der Staat der Niederlande ist auf urdeutschem Boden, nicht wie Oesterreich auf einem erst eroberten und colonisirten erwachsen. Ethnologisch betrachtet sind hier zwei große Stammestypen thätig gewesen, um die Volksmischung hervorzubringen, deren politische Schöpfung jetzt betrachtet werden soll. Bei weitem die größere Masse des Landes und der Leute gehört der friesischen Art an, die kleinere, aber an sich immerhin noch bedeutende, der batavischen. Die Bataver sind, wie das beglaubigte Zeugniß der Geschichte ergiebt [10]), Chatten, also eine Abtheilung des großen fränkischen Stammes. Dieser Völker- oder Stammesmischung entsprechend zeigt denn auch die niederländische Art in allen Dingen einen eigenthümlich gemischten Charakter. Das friesische Element kann als ihre Basis angesehen werden, und dieß ist im Wesentlichen nicht viel anders als eine etwas derbere und beschränktere, noch prosaischere Darstellung der sächsischen Stammesindividualität. Mit seiner Zähigkeit, seinem Phlegma, aber auch seiner rücksichtslosen Arbeitsseligkeit und Beständigkeit verband sich das leichtere und beweglichere fränkische Blut und trieb die an sich so schwerfälligen friesischen Elemente zu der gewaltigsten Expansion. Da ihnen das Land nicht weit offen stand, so mußten sie sich das Meer als das Gebiet ihrer Volksthätigkeit erobern.

So sind die Niederländer nicht allein durch ihre Lage an der See zu dem eigentlichen deutschen Seevolke geworden, dessen wahre Heimat mehr auf dem flüssigen wie auf dem trockenen Element zu suchen ist. Welthandel und Colonien in allen Theilen der Erde waren die natürliche Folge dieses einmal begonnenen Zuges auf und über den Ocean. Daraus erwuchs denn die nicht bloß europäische Großmacht der Niederlande, die solange als solche bestand, bis sie durch eine andere aus nahe verwandten Wurzeln entsprossene, England, abgelöst wurde.

Aus der Stammesmischung des niederländischen Wesens erklärt sich auch alles, was sein Staatsgebilde nach Innen Eigenthümliches zeigt. Als Friesen sind die Niederländer das vorzugsweise für die bürgerliche Freiheit, für die republikanische Verfassung prädestinirte deutsche Volk, aber diese bürgerliche Freiheit kann in einem Stamme, der mit so überwiegendem prosaischen Verstande und nüchternem Rechentalente ausgestattet war, nicht jene idealistische Gleichheit, jene abstracte demokratische Uniformität sein, welche das Ziel des französischen Geistes war. Vielmehr ist sie hier im Niederlande eine ernsthafte, wohlgeregelte, an feste Bedingungen, namentlich an Besitz und altgegründeten Familienwohlstand und Familienruhm gebunden, daher durch und durch aristokratisch oder corporativ-oligarchisch. Wenn sich neben ihr und ihrem specifisch bürgerlichen Charakter, der sich nirgends in solcher classischen Reinlichkeit wie hier durchgesetzt hat, auch einige und zwar nicht ganz unbedeutende Ansätze des mittelalterlichen Feudalismus entwickelt haben, so war dieß die Folge einestheils der Verbindung mit dem Reichskörper, der ja völlig davon durchzogen war, anderntheils der fränkischen Strömungen in dem Wesen des Volkes. Doch das eigentlich den Staat bestimmende Moment ist immer jenes echt friesische der bürgerlichen oder städtischen Autonomie geblieben, aus deren freier Verbindung sich in ähnlicher, aber doch lange nicht so reicher Individualisirung wie in der Schweiz, der unendlich gegliederte Organismus der Republik der vereinigten Niederlande zusammensetzte. In ihm fand auch das monarchische Princip seine Stelle, aber ungefähr nur in derselben engbeschränkten Grenze wie in dem in jeder Hinsicht so ganz nahe verwandten altsächsischen Staate, wesentlich nur als Heerführerschaft, aus welcher sich freilich eine Art von erblicher

Berechtigung und ebenso auch ein gewisser Einfluß auf die Geschicke des Gesammtstaats wie mancher einzelner Glieder ergab.

Ein Staat, der so ganz von solchen klaren, nüchternen, prosaischen Tendenzen erfüllt war, konnte sich natürlich nicht in den Reichskörper einfügen lassen, ohne aufs ärgste in seiner freien Bewegung gehemmt zu werden. Denn der Geist, der diesen Reichskörper erfüllte, war ungefähr das gerade Gegentheil von dem, was die Eigenart der Niederlande ausmachte. Das Reich war durch und durch feudal, idealistisch-unpraktisch und ausschließlich auf das Land angewiesen, wie die Niederlande ausschließlich auf die See. Hatte es doch jene mächtige Handhabe zur Herrschaft über die Meere, die sich gewissermaßen gegen den Geist des deutschen Staatswesens des Mittelalters herausbildete, die Hanse, nicht zu nutzen, sondern nur zu hemmen und abzutödten verstanden. Kein Wunder, daß die Niederlande ihren zähen Freiheitskampf gegen das ihnen gründlich fremde monarchische Element des spanischen legitimen Fürsten auch zu einer formellen Befreiung von allem Zusammenhange mit dem Reiche benutzten, das ihnen in jenem Freiheitskampfe ganz passiv gegenübergestanden war. Aber die specifische maritime und bürgerlich-mercantile Tendenz des Volks- und Staatsgeistes führte noch weiter. Sie versuchte auch in allen den Stücken eine Trennung von Deutschland durchzusetzen, worin das hochdeutsche Gegenbild der Niederlande, die Schweiz, den natürlichen Zusammenhang mit dem Hauptkörper sorgfältig wahrte. Auch dieß gelang hier im Nordwesten, der von dem eigentlichen Herzen des deutschen Culturlebens fern genug ablag, aber der Erfolg war doch ein zweifelhafter, vielleicht mit mehr Nachtheil als Vortheil für das Weiterleben dieser Niederlande verbunden.

VI.

Die Niederlande erhielten durch die Mischung zweier Stämme ihre eigenthümliche Färbung des Volks- und Staatscharakters. Aus der bloßen friesischen Basis hätte sich allein niemals dieses Gebilde entwickeln können, so wenig wie aus der bloßen fränkisch-batavischen. Alle andern bisher betrachteten deutschen Staatsgestaltungen spiegelten nur den Typus eines einzigen Stammes mehr oder minder rein ab, hier zuerst begegnete eine complicirtere Erscheinung. In noch viel höherm Maße ist dieß eine andere

deutsche Staatsbildung von europäischer Bedeutung und Stellung, Preußen. Ein Blick auf ihren materiellen Ursprung wird für das Verständniß ihrer politischen Individualität sehr ergebnißreich sein und soll daher in aller Kürze gethan werden. Es braucht dabei nicht einmal das ganze so weitgedehnte Gebiet des jetzigen preußischen Staats berücksichtigt zu werden, sondern nur diejenige Masse, die als sein eigentlicher Kern betrachtet werden muß. Es sind im Allgemeinen die mit Recht sogenannten Stammlande der preußischen Monarchie, die zu einem politischen Ganzen verbunden waren, als sich vom Großen Kurfürsten an bis zu Friedrich dem Großen eine europäische Macht Preußen aus dem ehemaligen Reichslande Brandenburg und seinen Dependenzen gestaltete, also die Länder rechts von der Elbe.

Diese Stammlande sind bekanntlich durchweg Colonisationsgebiet, welches das deutsche Element als Volk und Staat theilweise erst in der Höhezeit des Mittelalters occupirte, insofern also ist der Ursprung auch dieses deutschen Staats von europäischer Bedeutung derselbe wie der des österreichischen. Der eine wie der andere sind aus deutschen Marken hervorgegangen. Das preußische Colonisationsgebiet — wie wir es schlechtweg heißen wollen, ohne uns um die landschaftlichen Bezeichnungen Mark, Pommern, Schlesien u. s. w. zu kümmern — ist aber nicht wie das österreichische von Einwanderern eines Stammes besetzt worden. Alle nord- und mitteldeutschen Stämme haben ihr Contingent zu der preußischen Colonisation gestellt; die Friesen aus allen Theilen ihres langgestreckten Küstengebiets, die Franken, hauptsächlich zwar die niederrheinischen und die niederländisch-batavischen, doch auch solche vom mittlern Rheine und der Mosel, ja selbst vom Taunus und vom Main; Sachsen auch wieder aus allen Theilen des großen Sachsenlandes von der Elbe bis zum Rhein, wenn auch vorzugsweise aus den westlichen, aus Westfalen; endlich die Thüringer, als die eigentlichen Mitteldeutschen, sie alle haben zwar nicht alle Landestheile Preußens in gleicher Mischung besetzt, aber doch so, daß im Großen und Ganzen jedes Stammelement ungefähr dem andern die Wage hielt. So war ein Conglomerat deutscher Stämme gegeben [11]), das aus Elementen aller vorhandenen, mit alleinigem Ausschluß der beiden oberdeutschen, des schwäbischen und bairischen bestand. Es verwuchs natürlich, eben weil es überall dicht ge-

mengt und nirgends in größeren compacten Massen unvermischt nebeneinanderlag, zu einem neuen Organismus, der in seinem Wesen von jedem seiner Urbestandtheile etwas in sich trug. Die neue Bildung stellte nicht völlig den abstracten Durchschnitt der deutschen Nationalität dar, weil ihr einige ihrer Bestandtheile, wie eben bemerkt wurde, fehlten, und weil die niederdeutschen, die sächsischen, niederrheinischen und friesischen Elemente einigermaßen die mitteldeutschen überwogen, aber es gab doch keine andere deutsche Staatsbildung, die zu ihrer leiblichen Grundlage eine solche relativ allseitige Zusammenfassung der verschiedensten Stammestypen aufweisen konnte.

Dem entsprechend und unter dem steten Einfluß der schon bei anderer Gelegenheit hervorgehobenen politischen Eigenthümlichkeiten einer Mark [12]) hat sich dann auch die preußische Staatsentwickelung vollzogen.

Anfangs gehen wie die verschiedenen Stämme so auch die verschiedenen Typen des deutschen Staatslebens ungemischt neben einander her; der Staat des deutschen Ordens in Preußen mit seiner aristokratisch-theokratischen Verfassung, die thatsächlich freien städtischen Gemeinwesen an der Weichsel mit ihren republikanisch-corporativen Institutionen, die straffere Entfaltung des monarchischen Princips, der fürstlichen Macht, welche die eigentliche Mark schon unter der Herrschaft der ältesten hier eingebürgerten Dynastie, der Askanier, zeigt, die laxern und etwas rohen, beinahe halbbarbarischen Formen des mittelalterlichen Feudalstaats, in welchem Adel, Städte und das fürstliche Haus ihre noch ziemlich unausgeglichenen Ansprüche auf überwiegende oder ausschließliche Geltung abwechselnd durchzusetzen versuchten und auch zeitweise wirklich durchsetzten, wie es in den von slavischen Fürstenhäusern regierten deutschen Colonisationsgebieten von Pommern und Schlesien geschah, endlich noch dazwischen eingesprengte bald mehr bald minder unabhängige geistliche Staaten, wie das Erzbisthum Magdeburg und die verschiedenen märkischen, pommerschen, preußischen und schlesischen Bisthümer — alles dieß bietet eine bunte Reihe politischer Formen dar, in in denen sich der größte Theil der im Umfange des gesammten deutschen Reichs überhaupt vorkommenden auf den ersten Blick wiedererkennen läßt. Aus ihnen allen und sie alle bis zu einem gewissen Punkte nivellirend und, wenn es nicht anders ging, auch

zerstörend, erhob sich die landesfürstliche Gewalt des in der Mark regierenden Hauses der Hohenzollern, das in noch viel prägnanterm Sinne wie andere fürstliche Häuser der Schöpfer seines Staats geworden ist. Es löste glücklich die ihm von der Natur und Geschichte vorgesteckte Aufgabe einer umfassenden Staatsbildung in dem nordöstlichen Colonisationsgebiet des deutschen Volks und Reichs. Vorgearbeitet war ihm durch die allmähliche Ausgleichung und Verschmelzung der ursprünglichen Stammesverschiedenheiten der deutschen Ansiedler zu einer im Allgemeinen gleichartigen Masse, die, ohne selbst den Charakter irgend einer Stammesart an sich zu tragen, sich von allen übrigen deutlich unterschied und zugleich mit der Mehrzahl aller übrigen diese oder jene natürlichen Berührungspunkte von ihrer ursprünglichen Ausstattung her zeigte.

Dieser preußische Staat war aber zugleich eine echt weltgeschichtliche That des deutschen Geistes, indem es sich darum handelte, an die Stelle der überall und besonders hier im Nordosten nicht mehr ausreichenden Vertheidigungskraft des gemeinsam deutschen Staats, des deutschen Reichs, ein locales Gebilde zu setzen, welches diese von dem Ganzen verabsäumte Pflicht für sich und zugleich für das Ganze übernehmen könnte. Wie Oesterreich als erweiterte Mark des Reichs die Grenzen Deutschlands nach Südosten zu decken bestimmt war, wo die Barbarei eines weltstürmenden Volks den Bestand Deutschlands Jahrhunderte lang in Frage stellte, so erhielt Preußen dieselbe erweiterte und vertiefte Aufgabe der Mark, aus der es seinen Ursprung genommen hatte, gegen den allerdings nicht so jähen und schreckenerregenden, aber im Grunde noch gefährlichern, weil unmerkbarern, heimtückischern und consequentern Andrang der slavischen Feinde deutscher Cultur, der Polen und Russen, die im Nordosten genau die Rolle spielten und spielen, die die Türken einst und wahrscheinlich ein für allemal im Südosten gespielt haben.

Dieser Aufgabe zu genügen, mußte der preußische Staat möglichst den ganzen in sich ohnehin durch seine Gleichartigkeit zu einer politischen Einheit prädestinirten Kreis des nordöstlichen deutschen Colonisationsgebiets umspannen, er mußte in sich alle vorhandenen Kräfte möglichst concentriren und discipliniren, was durch die Hervortreibung des monarchischen Princips und die damit in Verbindung stehende consequente Erhaltung eines geregelten und

straffen Verwaltungssystems, sowie eines intensiv wie extensiv gleichbedeutenden Militärwesens ermöglicht wurde.

In allen diesen Richtungen läßt sich in dem preußischen Staatswesen, seitdem es als solches eine geschichtliche Geltung beanspruchen kann, neben seinem allgemein deutschen oder preußischen Typus recht wohl noch die Nachwirkung jener ältern Stammestypen wiedererkennen, die auch hier einst unvermittelt nebeneinander standen, bis sie zum Heil des Ganzen sich einander zu fügen und zu ergänzen lernten. In der altpreußischen Zucht und Ordnung des Staatsbetriebs, in der ernsten Durchführung einer geregelten, ehrlichen und verständigen Verwaltung der staatlichen Functionen, in der Gewissenhaftigkeit, mit welcher die von Oben, vom Staate her, gestellten Forderungen bis zu den untersten Schichten der direct zur Theilnahme am Staate berufenen Beamten erfüllt wurden, offenbart sich das tüchtige, hausbackene, verständige, in jeder Art solide und nachhaltige Wesen des sächsisch-friesischen Stammes, der ja, wie schon erwähnt, überhaupt einen überwiegenden Bestandtheil der physischen Grundlage des preußischen Staatsgebäudes bildet. Das beweglichere mitteldeutsche Wesen, das eigentlich fränkische in seinen verschiedenen Spielarten, wie das thüringische, also der andere Hauptbestandtheil der Bevölkerung des deutschen Nordostens, bedingt die relative Formengewandtheit, wodurch sich der preußische Staat auf die ersichtlichste Weise vor andern deutschen Staatsbildungen anderer Stämme, z. B. des bairischen oder des ungemischten sächsischen auszeichnet. Es bedingt zugleich jene lebhafte Receptivität für äußere Eindrücke, jene Vielgeschäftigkeit und Vielregiererei, welche in dem preußischen Staatswesen von jeher bemerkbar ist und nur durch das streng conservative oder beharrliche niedersächsische Element ein für den Bestand des Ganzen sehr nützliches Correctiv erhält.

Aus der elementaren Basis und Entstehungsgeschichte des preußischen Staats erklärt sich auch seine eigenthümliche Stellung zu dem übrigen Deutschland. Sie ist in politischer Hinsicht die nämliche wie in jeder andern und unterscheidet sich von der Oesterreichs aufs wesentlichste. Mit dieser hat sie nur das gemein, daß auch Preußen nicht zu einer völligen und reinlichen Abtrennung von dem Reichskörper, oder dem wie immer beschaffenen und benannten politischen Gesammtkörper Deutschlands gelangt ist, was

die Schweiz und die Niederlande wirklich erreicht haben. Auch die politische Position Preußens ist auf seine Zwitterstellung als deutsche und europäische Macht gegründet wie bei Oesterreich. Aber damit ist auch alle Aehnlichkeit zu Ende. Das preußische Staatswesen sah sich im Gegensatz zu dem österreichischen von jeher getrieben, sich so eng als möglich an die übrige deutsche Staatsentwickelung anzulehnen und seine eigenen Kräfte ideell und materiell durch ein möglichst inniges und vielseitiges Wechselverhältniß zu der übrigen Masse des deutschen Volks zu ergänzen und zu verstärken. Preußen hat immer nur durch das Gegentheil jener bedingten politischen, jener unbedingten geistigen und moralischen Abgetrenntheit zu existiren vermocht, welche das immanente Lebensprincip des österreichischen Staatswesens war. Umgekehrt hat auch Preußen, als Staat genommen, die nachhaltigsten und dauerndsten Einflüsse auf das übrige Deutschland geübt. Am deutlichsten tritt dieß in der gründlichen Assimilationskraft hervor, welche die Kernlande der preußischen Monarchie auf ihre nach und nach dazu gewonnenen deutschen Dependenzen ausgeübt haben. Oesterreich hat weder den Versuch wagen noch ihn durchführen können, andere, auch die nächstverwandten deutschen Elemente in sein eigenes Wesen aufgehen zu lassen, weil dieß infolge seiner eigenthümlichen Stammesanlage und Geschichte selbst zu unaufgeschlossen und spröde war und ist.

Allerdings ist der Kreis, innerhalb dessen die preußische Assimilationsfähigkeit sich bewährt hat und überhaupt bewähren kann, ein relativ beschränkter und fällt keineswegs mit dem Umfange von ganz Deutschland zusammen. Es ist derselbe Kreis, aus dem die deutsche Nationalität in Preußen ursprünglich genommen wurde und erwachsen ist, die nieder- und mitteldeutschen Lande und Stämme. Was jenseits liegt, das streng oberdeutsche Gebiet der Schwaben und Baiern, bleibt dabei außer Spiel, wie es auch bei der Schöpfung Preußens außer Spiel geblieben ist. Denn daß die Hohenzollern vielleicht, aber auch nur vielleicht, ein ursprünglich schwäbisches Geschlecht sind, wird man doch nicht hierhin ziehen wollen. Als sie in die Mark kamen, kamen sie aus Franken und bewährten überall die politischen Eigenschaften dieses Stammes, die ihn dazu befähigten, die Rolle eines Führers und Leiters großer und von sich selbst wenig bewegter Massen zu übernehmen.

So rechtfertigt die streng geschichtliche Betrachtung jene politischen Combinationen, welche in Preußen den natürlichen Kern eines größeren deutschen Staatsgebildes anerkennen und ihm auch für die Zukunft die Aufgabe, das Zersplitterte zu verbinden, das Auseinandergetriebene zusammenzubringen, zuertheilen. Ebenso aber ergiebt sich daraus die natürliche Grenze, in welcher sich theoretisch und praktisch alle darauf gerichteten Bestrebungen halten müssen. Der „kleindeutsche" Beruf dieses Staats ist ihm durch die Natur, durch die leibliche Basis, auf der er entstand, durch die Stammesart seines Volks vorgezeichnet. Er kann durch bonirten Eigensinn und albernen Dünkel, durch Trägheit und Ungeschick auf der einen oder auf der anderen Seite, oder auf allen beiden zeitweise aufgehalten werden. Ja es ist sogar die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Unverstand der Menschen in Verbindung mit der Ungunst des Zufalls die Lösung der Aufgabe überhaupt vereitelt, wie ja so manche ebenso präcis gestellte Aufgabe der Geschichte ungelöst geblieben ist. Doch einstweilen mag der Blick allein auf der thatsächlichen Basis beruhen bleiben, welche an sich das Gelingen verbürgt, und alles Weitere darf die geschichtliche Betrachtung, um die es allein hier zu thun ist, der Schwerkraft der Dinge selbst überlassen. Sie ist etwas Bleibendes, die Verkehrtheit der Menschen etwas Vorübergehendes. 'Fata viam invenient' ist für die geschichtliche Auffassung staatlicher Verhältnisse ein würdiges Wort, so wenig es auch für die praktische Politik bedeuten mag, wo es leicht mit „die Hände in den Schoß legen" zusammenfallen dürfte.

VII.

Wir wenden uns zu den Staatsbildungen des eigentlichen oder „reinen" Deutschland. Ein Begriff, mit dem notorisch soviel Unfug getrieben wird, bedarf einer gewissen festen Bestimmung, ehe sich die Wissenschaft seiner bedient. Wir verstehen darunter alle deutschen Staatsbildungen außer Oesterreich und Preußen, verwahren uns aber gegen alle Folgerungen, die Andere daraus gezogen haben und unverständig genug noch immer ziehen. Auch jene beiden europäischen Mächte sind beide in ihrem Ursprung ebenso rein oder eigentlich deutsche Staatsgebilde wie Baiern oder Liechtenstein, und die eine von ihnen, Preußen, die auch in ihrer weiteren Entwickelung gleichsam einen abstracten Durchschnitt der

politischen Eigenthümlichkeiten vieler einzelnen Bestandtheile des deutschen Volks, mehrerer deutscher Stämme darstellt, in gewisser Hinsicht noch reiner oder eigentlicher deutsch als die andern so bezeichneten Staaten. „Rein" heißt uns also nichts weiter als eine deutsche Staatsbildung, die es niemals bis zu einer europäischen Bedeutung und der davon bedingten, sowie sie selbst wieder bedingenden relativen Losarbeitung von dem politischen Gesammtverbande Deutschlands gebracht hat, mag dieser nun Reich oder deutscher Bund heißen.

Auf diesem rein deutschen Gebiete ist unsere Aufgabe bedeutend erschwert, wie ein Blick in die Bildungsgeschichte dieser Staatskörper ergeben wird. Wir gehen dabei von der Gegenwart aus. Keiner davon, wie sie jetzt nebeneinander in Deutschland stehen, repräsentirt den reinen und völligen Ausdruck einer Stammesindividualität, entweder weil er zu groß oder zu klein dazu ist. So ist Baiern aus Bruchtheilen des bairischen, schwäbischen und fränkischen Stammes zusammengesetzt, Würtemberg aus Schwaben und Franken, Baden aus Franken und Schwaben oder Alemannen, Hannover aus Sachsen und Friesen u. s. w.; die kleineren Staaten, wie Hessen, Nassau, Braunschweig u. s. w., um von den mikroskopischen Gebilden in der Mitte ganz abzusehen, ruhen freilich nur auf einer Stammesindividualität, aber repräsentiren einen so winzigen Bruchtheil derselben, daß sie schon deshalb nicht als der vollgültige Ausdruck dessen, was jene auf staatlichem Gebiete leisten kann, gelten dürfen. Jene größeren Staaten sind in ihrer jetzigen Zusammensetzung ohne Ausnahme sehr junge Gebilde und haben keine Zeit gehabt, das Experiment des gegenseitigen Einwirkens und Ausgleichens der verschiedenartigsten Stammestypen, wie es in Preußen vollzogen ist, nur einzuleiten, wie es denn überhaupt fraglich ist, ob es noch jetzt und auf so beschränktem Raume überhaupt gelingen könnte.

In den früheren Perioden der deutschen Staatsgeschichte haben alle Kernländer der jetzigen so bunt zusammengewürfelten Gebilde es selten über eine bloß annähernd fixirte Abgeschlossenheit hinausgebracht. Nur sehr bedingt kann man bei einigen von ihnen von einer politischen Individualität mit positiven Zügen reden, gewöhnlich bedeutet ihr Dasein nichts weiter, als den in sich eigentlich ungerechtfertigten Versuch der Atome, auf Kosten des ganzen Orga-

nismus für sich leben zu wollen. Ein solcher Versuch, wenn er glückt, heißt im physischen Leben für das Ganze Tod, und im politischen wird man ihn ebenso bezeichnen müssen. Nun ist keinem unserer deutschen Staatsatome dieser Versuch ganz geglückt, wie die Existenz des Reichsverbandes und des deutschen Bundes beweist, gleichviel wie lebenskräftig beide beschaffen waren und sind. Sie haben es nur so weit gebracht, jeden wirklich durchgreifenden Staatsverband aller Theile Deutschlands, einen wirklichen Einheitsstaat — der deshalb nicht gerade ein französisch centralisirter zu sein brauchte — unmöglich zu machen. Sie haben das Princip desselben in ihre eigene Mitte verlegt, auch wenn Mitte und Peripherie, wie bei vielen von ihnen, fast zusammenfiel. Aber trotzdem konnten sie sich bis in die Gegenwart den bestimmenden Einflüssen des factischen und legitimen politischen Gesammtverbandes des Reichs und des Bundes nicht entziehen, obgleich sie sich in ihrem Ringen danach von allmählich immer günstigerem Erfolge begleitet sahen. Wie die Atome es verhindert haben, daß das Reich zu einem wirklichen positiven Staate sich umbildete, so verhinderte das Reich die Atome an ihrer Constituirung zu wirklichen Staaten.

So waltet hier und dort in den politischen Zuständen des eigentlichen oder reinen Deutschland etwas Unfertiges, Embryonenartiges, das sie sehr wesentlich von der absoluten und reinlichen Formvollendung, der der Idee völlig entsprechenden Ausarbeitung unterscheidet, welche die auf deutscher Stammesbasis entstandenen Staatsgebilde Frankreichs, Englands, der Schweiz und der Niederlande und wenigstens annähernd die beiden deutschen Großstaaten zeigen. In ihnen trat der ursprüngliche Stammestypus in völlig organischer und ungestörter Entfaltung auch noch als das bestimmende Moment der politischen Gegenwart hervor, wie er die ganze Geschichte von der Gründung an beherrschte. Will man die politische Bedeutung dieser Stammestypen studiren, so muß man den eigentlich deutschen Boden weniger berücksichtigen, als den im gewöhnlichen Wortsinne fremden, weil sie sich nur auf diesem entweder unverkümmert und unverschränkt, oder in organischer und gesunder Durchdringung miteinander entfalten konnten.

Dennoch gewährt die frühere Entwickelung des Reichs eine Reihe von Momenten, an denen sich die Bedeutung und Indi-

vidualität der Stammestypen unverkennbar nachweisen läßt. So schon die bloße Geschichte der Bildung der deutschen Territorien und Einzelstaaten. Die bis zum äußersten Extrem fortgeschrittene Zersplitterung des Territoriums, auf welchem der schwäbische Stamm sich festgesetzt hatte, die unendliche Zahl von fürstlichen und gräflichen Herren, von kleinen Reichsstädten, Reichsabteien, dazu noch die Hunderte von Reichsrittern, die freien Dörfer und Bauern spiegeln jenen unbeschränkten Trieb nach Herausarbeitung des individuellen Elements, jene Vielseitigkeit und Gründlichkeit der schwäbischen Art, die sich allerdings auf politischem Gebiete fast noch energischer und reinlicher in der Schweiz darstellen. Der fränkische Stamm mit seinem reichen und raschen Talente für politische Formgebung hat auch innerhalb des Reichsgebiets in seinen particularistischen Schöpfungen am ersten stattliche und tüchtige politische Gebilde geliefert. Er hat auf seinem Boden die große Kette der geistlichen Staaten, der zuerst fertig gewordenen unter allen Territorialstaaten, hauptsächlich und originell erzeugt, zugleich in der Pfalzgrafschaft am Rhein einen, wenn auch äußerlich beschränkten, so doch durch seine Stellung und intensive Entwickelung lange Zeit allen anderen weltlichen Staaten des Reichs überlegenen feudalen Organismus. Hier auf fränkischem Boden entstanden die ältesten und innerlich bedeutendsten aller deutschen Städte, die bestimmenden Typen für diese ganze Entwickelungsreihe im Umfange des ganzen deutschen Reichs. Nur Schwaben macht Franken den Rang an politischer Vielgestaltigkeit und Durchbildung der kleinsten Gliederungen streitig, sonst aber ist Franken überall prägnanter, frischer, beweglicher und seine Gebilde von viel größerer allgemein politischer Bedeutung wie die schwäbischen, die immer etwas eingepfercht Locales zeigen.

Ein schwächeres Abbild dieser fränkischen Regsamkeit und Formgewandtheit stellt Thüringen und seine Colonie auf slavischem Boden, das Osterland und Meißen dar. Auch hier halten sich die verschiedensten überhaupt in Deutschland vorkommenden politischen Bildungen lange Zeit ungefähr noch das Gleichgewicht, wie in Schwaben und Franken, obgleich die Wagschale zu Gunsten der weltlich-fürstlichen Territorialmacht oder Monarchie hier früher und entschiedener sinkt als auf fränkischem oder gar auf schwäbischem Boden. Endlich der sächsische Stamm, bei dem Alles wie

das Land selbst in breiten, schweren Massen angelegt ist, wenige, aber große, geistliche und weltliche Territorien, wenige, aber die größten aller deutschen Städte und ohne Frage auch diejenigen, die es am besten verstanden, als selbständige politische Körper in das Großleben der Geschichte einzugreifen, die ständischen Bildungen überhaupt, der Feudalismus insbesondere, gewissermaßen auf seinen einfachsten und verständigsten Ausdruck reducirt, keine Spur von jener überschwenglichen Fülle der Phantasie und des Formentriebs, der Franken und Schwaben charakterisirt.

Was für die Sachsen gilt, gilt für ihr noch mehr vereinfachtes Ebenbild, die Friesen, nur noch in potenzirter Weise und bedarf keiner Andeutung, zumal da sich an den Niederlanden die weltgeschichtliche Gestaltung einer wesentlich friesischen Schöpfung uns schon dargestellt hat. —

Obgleich räumlich das äußerste Extrem der ebenerwähnten, steht doch Baiern, das wir hier bis zuletzt gespart haben, in vieler Hinsicht in nächster Verwandtschaft zu ihnen, und es ist keineswegs ein bloßer Zufall, daß das welfische Haus, in welchem sich die Idee des Particularstaats im Gegensatze zu der Centralmacht des Kaiserthums zeitweilig am energischsten verkörperte, mit einem Fuße in Baiern, mit dem anderen in Sachsen stand. Denn die sonstigen Analogien in der politischen Gestaltung beider Stämme bedingten auch hier wie dort den eigentlichen Hauptsitz des Particularismus, oder der localen Abgeschlossenheit, im Gegensatz zu dem Universalismus der Reichsidee, welche hauptsächlich in Franken und Schwaben ihr Vaterland hatte. Neben ihm konnte sich recht wohl der reichste Individualismus entfalten, der gleichsam als nothwendige Folie jenes schrankenlosen Universalismus gelten darf, während sich Universalismus und Particularismus schlechtweg ausschließen. Franken und Schwaben konnten deshalb im Volksmund mit tiefer Bedeutung schlechthin „das Reich“ heißen, weil sie in jeder Hinsicht sein eigentlich classischer Ausdruck waren, was nur bedingt von Thüringen und den mittleren deutschen Landschaften, und noch weniger von Sachsen und Baiern gilt. Der Strom der politischen Entwickelung, der von dem Centrum des Reichs ausging, hat nur stoßweise und sehr ungleich diese beiden Stammesgebiete berührt, nicht weil sie räumlich zu entlegen, sondern weil sie nicht dafür geartet waren.

Aber auch an den Einzelheiten der politischen Gestaltungen läßt sich an der Hand der Geschichte der Einfluß der Stammestypen nachweisen, wenn er auch nicht überall in gleicher Energie und unerfüllter Derbheit heraustritt.

Die landesfürstliche Gewalt hat zwar überall in Deutschland ziemlich die gleichen Entwickelungsphasen durchgemacht und ist schließlich ziemlich zu dem gleichen Resultat gelangt. Aber in dieser Allgemeinheit lassen sich doch bestimmte Gruppirungen unterscheiden, die sich nur aus den verschiedenen Stammesindividualitäten erklären. Sie waren selbst in ihrer localen Zersplitterung noch stark genug, um sich als ein wesentliches Moment durchzusetzen. Auf fränkischem Boden ist früher als anderswo ein entschiedenes Uebergewicht des monarchischen oder centralisirenden Princips zu bemerken. In dem weltlichen Staate der Pfalzgrafen am Rhein hat es schon so früh und so energisch sich geltend gemacht, daß daneben nicht einmal eine landständische Vertretung sich durchzubilden vermochte. In den geistlichen Großstaaten ist es etwas gehemmt durch die eigenthümliche Natur derselben, als aristokratischer Wahlmonarchien, aber es tritt auch hier deutlicher heraus als in den entsprechenden Bildungen in Sachsen oder Baiern. Dagegen hat sich in Franken der Feudaladel in der Reichsritterschaft eine ganz selbständige politische Existenz geschaffen, die wieder in Sachsen und Baiern unmöglich gewesen wäre. Die fränkischen Reichsstädte entwickeln zuerst und am consequentesten nicht bloß die allgemeinen Grundzüge alles städtischen Wesens, sondern auch jene demokratisch-nivellirende Tendenz in ihrer inneren Verfassung, die ihrer eigenen Größe und Dauer freilich eher schädlich als förderlich geworden ist. Alles, was sich in Franken vollzieht, tritt auch in Schwaben, nur hier, wie schon hervorgehoben wurde, noch eigenartiger, reicher, aber auch kleinlebiger heraus. In Sachsen dagegen enthalten die großen fürstlichen Staaten von Anfang an alle Momente eines deutschen Staats in wohlabgewogener Bedeutung neben sich: fürstliche Gewalt und landesständische Freiheit und auch diese ebenso sehr auf den Feudalismus wie auf das städtische Element gegründet. Die sächsischen Städte zeigen in ihrer inneren Verfassung nur ausnahmsweise eine Spur von jenem revolutionär-demokratischen Element der fränkischen und schwäbischen. Ihre Entwickelung schreitet in den einfachen und ruhigen Formen aristokratisch-corporativ ge-

gliederter Massen vorwärts und überholt deshalb an äußeren Erfolgen die ihrer südlichen Schwestern, während sie ihnen an innerer Productivität unendlich nachsteht.

Wir begnügen uns mit diesen Umrissen und lenken den Blick auf eine andere interessante Erscheinung, die gleichfalls für unseren Zweck zu verwerthen ist.

Der Gang der deutschen Staatsgeschichte, die großen Begebenheiten und Thaten, die für die Geschicke der ganzen Nation maßgebend geworden sind, sind gleichfalls sowie die Entwickelung der öffentlichen Zustände mehr, als man gewöhnlich weiß, von dem Einfluß der Stammestypen bedingt. Zwar bildet sich das, was man deutsche Geschichte nennt, so lange als es wirklich eine solche zusammenhängende und die gesammten Geschicke der Nation oder des Reichs beherrschende giebt, wesentlich durch das Zusammenwirken aller Factoren, die in dem nationalen Dasein überhaupt vorhanden sind. Wie das Reich auf den politischen Verband aller deutschen Stämme gegründet war, so vollzog sich seine Geschichte durch die gemeinsame Thätigkeit und das Zusammen- und Gegeneinanderwirken aller. Es wäre eine schwer zu lösende Aufgabe, wenn man dieses tausendfach verschlungene Gewebe wieder in seine ursprünglichen Fäden zerlegen wollte. Dagegen ist es leichter, wenn man die leitenden und führenden Persönlichkeiten allein ins Auge faßt, die hier wie überall um so energischer und concreter heraustreten, je einfacher die Zustände und Ziele der Geschichte sind. Es sind vorzugsweise die Herrscher des deutschen Reichs, die deutschen Kaiser und Könige, welche die Initiative in den Geschicken der Nation gehabt haben. Gerade an ihnen, mit ihrem durchaus individuellen und charakteristischen Gepräge, läßt sich die Bedeutung der Stammestypen wieder anschaulich genug erkennen. Denn das, was man die verschiedene Politik der verschiedenen Kaiserdynastien zu nennen pflegt, ist in seinem letzten Grunde weniger das Ergebniß eines autonomen Willens und des freien Einflusses einer einzelnen oder mehrerer einzelner durch ihre Stellung und geistige Ausstattung bedeutenden Persönlichkeiten, als vielmehr die politische Grundstimmung des deutschen Stammes, dem diese Individuen angehören, versteht sich den gegebenen äußeren Verhältnissen und dem einmal gegebenen Begriffe des Kaiserthums und seiner Aufgabe möglichst angepaßt und natürlich auch je nach

den empirischen Individuen, in denen es zum Vorschein kommt, bald so, bald anders modificirt. Das Wesentliche aber bleibt immer jener feststehende Typus, der stärker als jede Individualität diese sich zum Diener macht, ohne daß sie selbst eine Ahnung davon haben konnte, denn es war eine Naturmacht, der sie unterworfen blieb, so lange sie überhaupt bestand.

Der echt fränkisch-deutsche Typus der beiden ältesten deutschen Dynastien der Merovinger und Karolinger ist schon früher geschildert worden. Im gewissen Sinne mögen sie beide nicht als eigentliche Repräsentanten der Herrschergeschlechter im deutschen Reiche gelten, weil ihr Gebiet viel weiter als das deutsche Reich in späterer Auffassung ging. Man pflegt daher den Anfang der eigentlich deutschen Könige und Kaiser entweder von 843, dem Vertrage von Verdun, der zuerst ein selbständiges deutsches Reich ausschied, oder von 887, der Absetzung des letzten karolingischen Gesammtherrschers, Karls des Dicken, zu datiren. In jedem Falle gehören die späteren Karolinger schon dem bloß deutschen Staatskreise an. Ihr Typus weicht nicht im mindesten von dem ihrer gesammtfränkischen Vorfahren ab, nur daß er sich allmählich depravirt und nur sparsam jene eminent ausgestatteten Persönlichkeiten hervorbringt, welche hier einst in wahrhaft erstaunlicher Fülle wucherten.

Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken als die nächstfolgende Dynastie der Sachsen und ihre fränkischen Vorgänger. In diesen Sachsen erscheint der Stammestypus auf seine höchste ideale Höhe gehoben, bis er nach dem natürlichen Lauf der Dinge auch hier allmählich herabsinkt. Diese Sachsen sind zwar auch Eroberer wie die Franken, die Karolinger, aber von dem jähen, maßlosen Drängen nach Außen, dem Streben, womöglich die ganze Welt an sich zu raffen, nur um sie zu haben und sich in dem Gefühle des Besitzes und der Herrschaft zu wiegen, zeigt sich bei ihnen nichts. Sie erobern, um das ihnen anvertraute Reich zu sichern, indem sie es vergrößern, und um die Kirche vor dem Andrange der Heiden zu schützen und den Glauben auszubreiten. Jeder Schritt vorwärts wird gründlich und dauernd gemacht und unter dem Fußtritt des Siegers sprießt die Saat der deutschen Colonisation und der christlichen Bildung weit und breit an allen Marken des Reiches auf. Ebenso ist ihre innere Politik eine in Anbetracht der Zustände, auf deren Bewältigung sie angewiesen,

durchaus gemäßigte, conservative, ruhige, frei von aller Beimischung despotischer Gelüste oder revolutionärer Gewaltstreiche, ohne die es die fränkischen Karolinger nie thun konnten, auch wenn die Mittel dem Willen noch so wenig entsprachen. Wie sehr sich diese sächsische Politik an das Gegebene anschloß und es stetig und entschieden weiter bildete, zeigte sich vielleicht am charakteristischsten in der Wiederaufnahme und großartigen Durchführung des kaiserlichen Universalismus, den die Nachkommen Karls des Großen jämmerlich hatten verkommen lassen müssen. So wenig sein romantisch-idealistischer Inhalt der Sinnesart der Sachsen angemessen sein mochte, so treu und ernst traten sie doch in die Pflichten ein, die ihnen als Nachfolger Karls des Großen aufs Gewissen gebunden waren, worunter das Kaiserthum in der von ihm ein für allemal geformten Bedeutung obenan stand.

Die Nachfolger der Sachsen, die sogenannten Salier, sind, wie ihre Herkunft ergiebt, echte Franken und im Wesentlichen die wiedergeborenen Karolinger, daher denn auch eine gewaltsame Katastrophe von unendlicher Bedeutung für das Reich durch sie hervorgerufen wurde. Diese Revolution, die die ganze Regierungszeit Heinrich IV. und Heinrich V., also 70 Jahre füllt, zerstörte den Gewinn, welchen die stille und fruchtbare Arbeit der Sachsen für die Durchbildung eines deutschen Einheitsstaates gebracht hatte, veränderte die Gestalt aller socialen Verhältnisse in Deutschland und machte durch das Eine wie durch das Andere eine gedeihliche Weiterentwickelung des Ganzen wenigstens sehr fraglich. Auf keinen Fall konnte auf dem alten Wege weiter fortgegangen werden, den früher die Sachsen so sicher eingeschlagen hatten.

Die schwäbische Dynastie der Hohenstaufen, wie sie nach wie vor heißen mag, bezeichnet für unsere Vorstellung den Höhepunkt der idealistischen Romantik in der deutschen Staats- oder Reichsgeschichte, und mit Recht. Was ein Karl der Große gleichsam vorbildlich geschaffen, das schien ein Friedrich Barbarossa zu voller Herrlichkeit herausgearbeitet zu haben. Indessen ist es auch hier weniger die einzelne Persönlichkeit als der Familiengeist, der die Individuen beherrscht und bestimmt, und dieser hohenstaufische Familiengeist ist eben ein durch und durch schwäbischer, in seiner Fülle und Mächtigkeit des inneren Lebens, in dem idealistischen Zuge seiner ganzen Thätigkeit, der sich aufs wunderlichste mit

einem derb realistischen und prosaisch-nüchternen durchkreuzt, denn Barbarossa und seine Söhne und Enkel waren nicht bloß die ersten Ritter der Christenheit, die idealen Kaiser an sich, sondern auch treffliche Financiers und umsichtige Geschäftsleute. Ihre überwuchernde Kraft der Phantasie wurde durch diesen Realismus einigermaßen beschränkt und gezügelt, wie sie in den Staatsgebilden des schwäbischen Stammes es auf der einen Seite zwar zu einer wahrhaft erdrückenden Menge origineller und geradezu sonderbarer Gestaltungen gebracht hat, auf der andern Seite aber alles dieses buntscheckige Gewimmel eine gewisse reelle Derbständigkeit zeigt, die ihnen eine weit über das scheinbare Maß ihrer Kräfte hinausreichende Zähigkeit verlieh.

Mit dem Ende der Hohenstaufen hat auch das Kaiserthum als Mittelpunkt und treibendes Element der deutschen Staatsentwickelung aufgehört. Es stellte von da an nur den Indifferenzpunkt dar, an welchem die verschiedensten politischen Strömungen zusammentrafen und sich gegenseitig neutralisirten. Es verlohnt sich daher nicht, die Eigenthümlichkeiten der späteren Träger der Krone Karls des Großen von unserm Standpunkte aus nur in ihren allgemeinsten Umrissen zu betrachten und sie mit ihren Stammestypen zu vermitteln, obgleich es nicht schwer sein würde, die durchgehende Herrschaft dieses Princips auch weiter fort nachzuweisen. So ist schon oben darauf aufmerksam gemacht worden, wie trefflich der bairische Typus des österreichischen Staatswesens mit dem gleichartigen der Habsburger harmonirte, die ursprünglich Schwaben und deutsche Repräsentanten des schwäbischen politischen Typus gewesen sind, bis sie sich auf dem bairischen Boden auch ganz zu Baiern oder Oesterreichern umformten.[13]) Was sie als solche, als Regenten ihres Territoriums oder ihrer Erbmonarchie leisteten, das leisteten sie auch als Regenten des Reichs, der Gesammtheit des deutschen Staatswesens, und offenbarten in der einen wie in der andern Sphäre die unüberwindliche und unauslöschliche Macht des Moments, dessen politische Bedeutung so gänzlich verkannt oder, wenn sie angeblich anerkannt wird, so gänzlich mißverstanden zu werden pflegt.

Keine Frage, daß dieses Moment in seiner durchgreifenden Bedeutung es hauptsächlich veranlaßt hat, daß sich die ganze Kraft des deutschen Volkes niemals in einem einheitlichen Staatsgebilde

hat zusammenfassen lassen und sich noch in ferne Zukunft nicht in einem solchen zusammenfassen lassen wird. So wenig unsere jetzt bestehenden Staaten von dieser Seite her irgend eine genügende Begründung beanspruchen können, so stellt sich doch die Centrifugalkraft, die aus jenem Moment stammt, in dem einstweilen noch zureichendsten Ausdruck dar. Sie würde sich sofort in anderer Form geltend machen, wenn diese ihm nicht mehr zu Gebote stände.

Der Norden und Süden in Deutschland.

[Grenzboten, Jahrg. 1870. S. 417—434.]

Als uns im Jahre 1869 der vielverheißende Titel „Deutsche Landeskunde und einige fromme Wünsche von Schatzmayer" zu Gesichte kam, dachten wir, er verkünde uns ein Buch, wie wir es selbst oft genug geschrieben wünschten, eine gründliche und anschauliche Darstellung im Geiste und der Methode Karl Ritters, wozu nothwendig auch seine Ausführlichkeit und, wenn man will, seine Breite gehört. Unser Erstaunen war nicht gering, als uns statt dessen eine Broschüre von wenigen Bogen in die Hand gegeben wurde, dünn genug, um unter dem Heere ihrer Schwestern in keiner Weise durch äußeren Umfang sich unbescheiden hervorzuthun. Und doch enthielt sie nicht bloß das, was sie verkündigte, sondern noch unendlich mehr. Eine ganze Menge von sitten- und culturgeschichtlichen Rubriken, die Niemand in einer geographischen Skizze sucht, Sprachgeschichtliches aller Art, Volksthümliches in Spruch und Lied, selbst der eigentliche Volksschwank, oder was diesem nahe steht, war nicht ausgeschlossen. Wahrscheinlich wird noch mancher andere Leser denselben Eindruck erhalten haben, wie wir: eine Art Kaleidoskop, dessen hundert Bildchen in einer gewissen Verwandtschaft zueinander stehen, aber in einer so losen, daß man, wenn man ein einzelnes sieht, doch recht viel Abstractionskraft nöthig hat, um über dem minutiösen Detail nicht die Zu-

sammengehörigkeit des Ganzen zu vergessen. Man könnte es wohl auch als eine Sammlung von ethnographisch-linguistisch-culturgeschichtlichen Bemerkungen oder Anekdoten bezeichnen; und wie es bei jeder solchen Anekdotensammlung zu gehen pflegt, wenn man auf den unpassenden Einfall geräth, sie wie ein anderes Buch Zeile für Zeile zu lesen, war der zurückbleibende Eindruck oder das, was man Gewinn des Lesens nennt, schließlich gleich null.

Deshalb wird man es uns nicht verdenken, wenn wir auch diese Broschüre wie hundert andere ebenso rasch wieder vergessen wie gelesen hatten. Aber heute, wo sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt hat, fordert sie doch von Neuem unsere Beachtung heraus. Nicht als wenn sie selbst etwas anderes geworden wäre, als was sie vorm Jahre war. Einige Blätter mehr oder weniger, einige Striche mehr oder weniger ändern an dem Charakter noch nichts, aber die Thatsache, daß unser lesendes Publicum ihr eine so bestimmte Theilnahme geschenkt hat, veranlaßt uns jetzt zu einer Betrachtung, welche an das genannte Buch anknüpft: wir verlangen nicht, daß die neue Bearbeitung einen ganz andern Weg eingeschlagen hätte, wie die erste, denn dieß würde ebensoviel heißen, als daß das Büchlein gar nicht hätte geschrieben werden sollen, aber wohl, daß die Gruppirung der einzelnen Miniaturbilderchen etwas systematischer und dadurch wirkungsvoller gemacht und daß eine nicht geringe Anzahl von factischen Verstößen, Unrichtigkeiten, die nicht einer subjectiven Auffassung, sondern allein dem Wissen des Verfassers zugerechnet werden müssen, ausgemerzt wären.

Vielerlei steht auf 120 Seiten und noch dazu in einer Unordnung, die das Viele fast eben so unfaßbar für das geistige Auge macht, wie es das Gewimmel eines aufgestörten Ameisenhaufens für das leibliche ist. Zwar stoßen wir auf die verheißungsvolle Rubrik „mundartliche Logik“, aber das ist auch die einzige Spur, welche diese nützliche Wissenschaft hier hinterlassen hat, und die „wissenschaftlich gebildeten“ Leser, für welche das Buch nach den ersten Worten der Vorrede bestimmt ist, werden wohl daran thun, alles, was sie noch aus ihren eigenen Studien in der philosophischen Propädeutik oder aus dem collegium logicum des Fuchsenjahres der Universität in Besitz haben, zu Hilfe zu nehmen, um sich selbst damit durchzuhelfen. Und doch sind es wieder nicht

bloß harmlose Plaudereien, bei denen man vom Hundertsten ins Tausendste gerathen darf. Dazu ist das Schriftchen zu doctrinär, zu lehrhaft anspruchsvoll und fehlt dem Verfasser auch zu sehr, wie es scheint, die Gabe, einen an sich ansprechenden Stoff durch allerlei Kleinkünste des Stils und des Vortrags genrehaft auszuputzen. Offenbar möchte er gern eine „eigentlich" wissenschaftliche That thun und darum scheut er sich auch nicht, dem Leser manches zuzumuthen, dem nicht bloß ein für die Unterhaltung schreibender Belletrist, sondern auch ein Socialpolitiker wie Riehl, oder ein psychologischer Anatom wie Bogumil Goltz sorgsam aus dem Wege gegangen wäre. Dahin gehört der ganze gelehrte Apparat aus der Sprachvergleichung und der historischen Grammatik. Ganz wundersam nimmt es sich aus, wenn plötzlich in der Mitte steirischer, bairischer, kärntnerischer Schnadahüpfeln und volksthümlicher Schnurren die Register strengster Gelehrsamkeit gezogen werden, und wir von den Arjas und der Bedeutung ihres Namens, von der ersten und zweiten Lautverschiebung, von dem Verhältniß des Gotischen zum Hochdeutschen einerseits, Niederdeutschen andererseits eine wahre Schullection erhalten. Gründlich kann sie freilich nicht sein, das verbietet schon der Raum, aber was noch schlimmer ist, sie ist nicht einmal so ganz auf echte Sachkenntniß basirt, wie es der Verfasser selbst bona fide anzunehmen scheint. Wissenschaftliche Leser, die er sich wünscht, wozu doch in diesem Falle zuerst die zählen, welche in der allgemeinen und speciellen Linguistik berufsmäßig zu Hause sind, werden zum mindesten öfters über die Sicherheit in Erstaunen gerathen, mit der hier höchst problematische Dinge als vollständig bewiesen vorgetragen werden, öfters aber auch aus unleugbaren Schnitzern abnehmen, daß guter Wille und einige Belesenheit allein noch keine Sachkenntniß verleihen. —

Wirksamer würde jedenfalls das Buch geworden sein, wenn sein Verfasser nicht mehr hätte geben wollen, als er geben konnte. Was das ist, läßt sich rühmend bezeichnen, nämlich scharf gesehene und mit Liebe gezeichnete Bilder aus dem deutschen Volksleben, besonders soweit dieß in und an der Sprache, also wesentlich in der Mundart zum Ausdruck kommt. Der Verfasser muß eine ungewöhnliche Localkenntniß verschiedener Theile von Deutschland besitzen und ein fast ebenso seltenes feines Ohr und treues Gedächtniß für sprachliche Dinge. Aus den vorhandenen Hilfsmitteln, etwa aus

unseren Dichtern und Schriftstellern im Dialekt, von Hebel und Voß bis zu Reuter und Groth herab, oder aus Firmenichs Völkerstimmen und ähnlichen Sammlungen von „Dialektproben" läßt sich eine solche Fülle von drastischem, durch und durch lebendigem Material nicht zusammentragen, noch weniger aus unseren Idiotiken und Dialektgrammatiken. In dieser Hinsicht darf man diese wenigen Blätter wohl eine in ihrer Art einzige Erscheinung nennen und selbst die strenge Wissenschaft der Sprachkunde kann auf jeder Seite, natürlich nur mit der ihr angeschulten kritischen Reserve, sehr viel lernen. Doch ist es nicht ganz Deutschland, das dem Verfasser so zu sagen wie ein aufgeschlagenes Lexikon zu Gebote steht. Referent weiß nichts von seiner Person, nicht, wo er daheim ist und welchem Berufe er angehört, und man darf auch aus der Form seines Namens, die stark nach dem Südosten hinweist, wo das y noch in der Orthographie dominirt, keinen Schluß ziehen, aber es ist ganz deutlich, daß er am frischesten sich da fühlt, wo er von Oesterreich, Kärnten, Steiermark etwas mitzutheilen hat. Das scheint die eigentliche Luft, die er athmet, oder die er am liebsten athmen möchte. Aber auch am Mittel- und Niederrhein und in Westfalen ist er wie ein Landeskind heimisch, den Südwesten dagegen, so sehr er ihn gelegentlich preist, scheint er selten betreten zu haben, daher er sich hier mit den bekannten banalen Phrasen über die tiefe Urwüchsigkeit und großartige Begabung der Schwaben an Gemüth, Geist und Verstand eben behilft, ohne sie durch Eigenerlebtes uns begreiflicher zu machen, falls wir etwa zu den Ungläubigen gehören sollten, die seit 1866 bis heute die Augen offen gehabt und gelegentlich auch einmal eine Zeitung oder eine Broschüre aus jenem stolzen Kernlande gelesen haben. Noch weniger fühlt er sich in den mittleren Regionen östlich von der Lahn bis an die polnische Grenze zu Hause. Die Gegend der unteren Unstrut, Leipzig, vielleicht auch Dresden mag er einmal durchflogen haben, aber, was er hierbei erhascht hat, steht doch kaum höher, als was jeder gewöhnliche Tourist, dem eine gewisse satirische oder humoristische Ader nicht fehlt, auch mit nach Hause bringen könnte. Eine völlige terra incognita ist ihm der eigentliche Nordosten, obgleich wir nicht behaupten wollen, daß er nicht in Berlin gewesen sein könnte. Aber von Berlin selbst scheint er nicht viel mehr als

die schlechten berliner Witze und die Eckensteher gesehen zu habe obgleich es eigentlich schwer fallen dürfte, diese letzteren zu sehe weil sie bloß in dem seligen Glasbrenner und in der erhitzt Phantasie der „Kerndeutschen“ noch existiren. Von der Ma kennt er nur die Kieferwälder, nicht die prächtigen blauen See die spiegelnden Wasserläufe, die fetttriefenden Auen, noch wenig die Märker selbst. Auch er, und das ist wieder ein Beweis, d er nicht völlig zu selbständiger wissenschaftlicher Erkenntniß g rüstet ist, glaubt noch an das alte Märchen, das die neuere histo rische Forschung doch so gänzlich widerlegt hat, er sieht noch imm in dem „deutschesten der deutschen Stämme“, wie man ihn i höchsten Sinne nennen muß, einen Mischling von Slaven u Deutschen gerade so wie Herr Frese, Herr Mayer, Herr Klop und wie die Andern heißen, deren Gebahren schon eine Demüthigun für Deutschland ist. Gewiß würde kein vernünftiger Mensch etwa dagegen einwenden, wenn der Märker vom Slaven stammte, den es kommt darauf an, was eine Sache ist, aber nicht aus welche Atomen sie sich zusammengesetzt hat, aber da die Tendenzpolit mit diesem Irrthum so frech zu operiren pflegt, so ist es wün schenswerth, daß er von jedem, der seiner nicht zu diesem Zwec bedarf, bei Seite gethan werde.

Unwillkürlich arbeitet dadurch der wohlgesinnte Verfasser se nem eigenen Zwecke entgegen. Er versichert uns und wir habe Grund seiner Versicherung zu glauben, daß es ihm darum zu thu die Lichtseiten des Nordens, wie des Südens aufzusuchen und mi gleicher Freudigkeit anzuerkennen, daneben die Schattenseiten nic gänzlich zu übersehen und mittels einer naturgetreuen Zeichnun von Land und Leuten sein bescheiden Theil dazu beizutragen, di hüben und drüben noch bestehenden Vorurtheile zu entfernen. Den „der Süden kennt den Norden, der Norden den Süden noch vi zu wenig. Das, was beide Theile von einander kennen, sind o nur ihre beiderseitigen Mängel“. Oder: „Im Wesentlichen stehe sich alle deutschen Stämme, stehen sich der deutsche Norden un Süden näher, als es auf den ersten Anblick scheint — viel nähe als unsere Stämme im Norden und Süden selbst es meinen un vermuthen.“

„Trotz dieser inneren Annäherung, dieser entschiedenen Wahl verwandtschaft unseres Nordens und Südens hegen diese beide

Hälften unseres Vaterlandes doch noch immer — zu ihrem eigenen Schaden! — die abenteuerlichsten Vorurtheile, die ungegründetsten Antipathien gegen einander; Zustände und Thatsachen, die, so beklagenswerth sie im Interesse unserer nationalen Einheit und Macht sind, zugleich eine so entschieden komische Seite haben, daß man im Norden wie im Süden unwillkürlich an jene famose Geschichte „von den zwei Gespenstern“ erinnert wird.“

„Um die Geisterstunde, bei Nacht und Nebel, begegnen sich an einem Kreuzwege zwei Gespenster. Sie bleiben gegenseitig erschreckt stehen und starren regungslos einander an, bis es Tag wird, wo die beiden Gespenster sich dann als Bauerweiber und Schwestern gegenseitig erkennen und beschämt davon eilen.“

„Aehnlich ergeht es noch heute vielen Norddeutschen, wenn sie zum ersten Male in ihrem Leben einen Süddeutschen oder gar einen geborenen Oesterreicher — und umgekehrt geht es so vielen Süddeutschen, wenn sie zum ersten Male einen Norddeutschen oder gar einen Berliner erblicken.“

Das Alles mag nun recht wohl gemeint sein, doch wird das Bedauern nicht viel helfen, wenn der eigentliche Grund dieser Mißverständnisse — wenigstens nach des Verfassers Meinung ist er es — die gegenseitige Unbekanntschaft mit Land und Leuten, fortdauert. Uebrigens giebt Herr Schatzmayer an einer anderen Stelle der Wahrheit die Ehre, indem er zugesteht, daß der Norden den Süden viel besser kenne, als dieser jenen, womit freilich noch nicht gesagt ist, daß das besser auch ein wirklich positives Gute voraussetze. So lange aber selbst wohlmeinende Leute im Norden nur „künstliche Kieferwälder auf öden Sandflächen“, „Lehmhütten oder dünne Wände von sogenanntem Fachwerk“ und dergleichen mehr zu sehen im Stande sind, werden sie auch ihren süddeutschen Freunden schwerlich große Lust zu einer Entdeckungsreise in diese grausigen Gefilde einflößen. Ohnehin reist der Süddeutsche weniger als der Norddeutsche, nicht bloß deshalb, weil er es zu Hause hübsch genug hat, wie man sich im Süden häufig weiß macht, sondern weil ihm das Reisen, namentlich das moderne Reisen zu unbequem ist, und weil der ganze Zuschnitt des Lebens auch in den gebildeteren Ständen hier noch in vielen Stücken um dreißig, vierzig Jahre — in anderen noch viel weiter — zurück ist. Damals reiste man ja auch im Norden viel weniger. Setzt sich aber

der Süddeutsche einmal in Bewegung, dann liegt ihm die Schweiz, Tirol, der Rhein, Italien, Paris so zu sagen vor der Thüre. Warum sollte er nach Norden gehen? „Nur nicht nach Norden!“ ist die Parole, schon weil es dem süddeutschen Selbstgefühl höchst unbehaglich wäre, wenn man wider Willen eines Besseren belehrt würde, daß es z. B. auch nördlich vom Thüringer Wald noch ganz trinkbares Gebräu — theilweise trinkbareres als in dem classischen Bierlande Baiern selbst — giebt, daß man auch dort nicht gerade verhungert.

Diejenigen Süddeutschen, die durch irgend eine äußere Nöthigung oder Zufall doch den Bann ihrer eingesogenen Vorurtheile gegen den Norden überwinden gelernt und sich etwa dauernd in ihm angesiedelt haben, sind gewöhnlich seine eifrigsten Verehrer geworden. Aber gegen die breite Masse des schwatzenden und schreienden Chorus ihrer Landsleute vermögen ihre Stimmen nichts. „Der ist halt auch verpreußt“ ist schon genug, um mit ihnen fertig zu werden. Wohlgemerkt haben wir dabei nur die sogenannten Gebildeten im Auge, die überhaupt das Reisen um seiner selbst willen oder als Erholungs- und Belehrungsmittel betreiben. Sie wissen ja auch allein etwas von der Existenz einer Mark Brandenburg, Pommerns, Schlesiens u. s. w. Der gemeine Mann in Süddeutschland, im Durchschnitt unglaublich schlecht unterrichtet und, mag man über seine natürliche Begabung denken wie man will, meist mit keinem größeren Vorrath von positiven Kenntnissen ausgerüstet, wie der gemeine Franzose und Italiener, weiß oder wußte überhaupt nichts von dem Vorhandensein eines Landes, das nicht gerade sein Würtemberg, Baiern u. s. w. ist. Höchstens wenn er an der Grenze wohnt und so mit eigenen Augen fremde Postillone, Gensdarmen u. s. w. täglich zu sehen bekommt, geht ihm die Anschauung auf, daß es außer den roth-schwarz angestrichenen Schlagbäumen auch noch blau-weiße giebt. Er besitzt oder besaß also weder Vorurtheile noch überhaupt ein Urtheil über den Norden.

In den letzten Jahren ist das freilich anders geworden. Die Jacobiner- und Kapuzinermütze im harmonischen Bunde, die Ultramontanen und sogenannten demokratischen Agitatoren haben dafür gesorgt, daß der Name „Preiß“ in jeder Hütte und jeder Kneipe populär geworden ist, aber trotz aller ebenso lächerlichen wie scheußlichen Hetzereien, die man sich von jener Seite mit dem völlig

naiven Volksgeiste ungestraft erlaubt, ist es doch nicht möglich geworden, ein süddeutsches Gesammtbewußtsein zu erzeugen, und wird es auch niemals möglich werden. Jedes Stätchen und Völkchen bleibt in seiner althergebrachten oder neu eingepaukten Vereinzelung und das neue Ingredienz des deutschen Bewußtseins, die fanatische Preußenfresserei, dient nur dazu, die Isolirung noch größer, die gegenseitige Abneigung, die wieder unter allen diesen Haufen besteht, noch giftiger zu machen. Denn sobald jetzt der Nachbar irgend etwas beginnt, was dem andern mißfällt, so erhebt sich gleich das Geschrei von „Verpreußung", woran man vor etwa 10 bis 12 Jahren noch nicht dachte.

Selbstverständlich ist einer so völlig rohen Masse gar nicht auf literarischem Wege beizukommen. Sie liest zwar jetzt oder hört wenigstens ein oder zweimal wöchentlich die „Zeitung" vorlesen, aber weiter reicht weder ihr Lesebedürfniß noch ihr Glaube an das gedruckte Wort. „Er lügt wie gedruckt" ist nicht bloß ein gedankenlos hingeworfenes Sprichwort, sondern dieselben Leute, welche auf ihre bloß aus Lügen zusammengeflickte „Zeitung" schwören, betrachten alle anderen Erzeugnisse der Presse mit einem Gemische von ironischer Verachtung und furchtsamer Scheu — wegen der Gefahren für das Seelenheil bei den rechtgläubig gestempelten Köpfen, für die Gesinnungstüchtigkeit bei den „Liberalischen" oder wie sie sich selbst jetzt lieber nennen, „Republikanern".

Also wird auch Herrn Schatzmayers Buch niemals in das süddeutsche eigentliche Volk dringen, sondern bloß unter dem gebildeten Publicum bleiben, wo es, wie schon bemerkt, auch in der That ein sehr fruchtbares Feld finden könnte. Denn obgleich es, wie hier nochmals bemerkt wird, nicht bloß Unkenntniß des Nordens ist, dem die albernen Vorurtheile des Südens ihre Entstehung verdanken, sondern ganz andere, weniger harmlose Gründe, so giebt es doch immer unter der Masse derer, die nichts lernen können, weil sie nichts lernen wollen, einzelne der Belehrung zugängliche ehrliche Seelen, und es wäre schon viel gethan, würden diese nur aus ihrer lächerlichen Verblendung, oder wie man es sonst nennen soll, erlöst. Wer nicht selbst ein geborener Süddeutscher ist und zugleich Süddeutschland durch gründliches Selbstsehen und Selbsterleben — nicht durch bloße Bäder- und Vergnügungsfahrten — fast in allen seinen Winkeln kennt, wie es der Schreiber dieser

Zeilen von sich behaupten darf, hat gar keine Vorstellung von den kindischen Klatsch, den Altweibermärchen und Gespenstergeschichten die in den gebildetsten süddeutschen Köpfen und Gesellschaftskreise in Bezug auf den Norden umgehen.

Wer einmal einen Blick in die schmutzige Broschürenliteratu der Jahre 1806 bis 1812 geworfen hat, welche damals gegen di norddeutschen Gelehrten und Beamten in München und an de Universität Landshut hervorquoll, wird erstaunt sein zu sehen, da sie nicht gemeiner und alberner ist, als was heute in gleichen Genre an der gleichen Stelle geleistet wird. Nur daß jetzt z den Broschüren auch noch die Zeitungen hinzugekommen sind, di damals unter der strengen Fuchtel eines Montgelas sich wohl hüte mußten, dessen eigentliche Werkzeuge und Stützen bei der Danaiden arbeit Baiern zu civilisiren, direct zu beleidigen oder gar fü altbairische Messerstiche und Knüttel zu denunciren. Auch heut besteht die Mehrzahl der Leser jener Blätter und besonders de Broschüren aus „Gebildeten“ so wie damals ausschließlich, wei damals überhaupt nur der Gebildete zu lesen verstand. Die Herre Yelin, Aretin, Pallhausen u. s. w., ihre meist anonymen, aber allge mein wohlbekannten Verfasser, waren hochgestellte, was man so nennt vornehme Leute, und kannten den Geist ihrer Kreise ganz genau Es spiegelt sich also in ihren Erzeugnissen die öffentliche Meinun des Südens über den Norden ebenso richtig wie in ihren heutige Nachfolgern und Stellvertretern und sie ist heute um nichts besse belehrt als damals. Denn man lasse sich nicht täuschen; es gieb heute eine große Zahl von gebildeten Süddeutschen, die aus poli tischen Gründen zu einem mehr oder minder engen Anschluß a den Norden bereit sind. Aber wie viele unter dieser „deutsche Partei“ haben sich von den Vorurtheilen ganz losgemacht, kraf deren man im Süden den Süden als die von Gott mehr be günstigte, mit Schönheit und Fülle des Landes, der Leiber un Geister der Menschen besser begnadigte Hälfte von Deutschland kurz gesagt als das eigentliche und „reine“ Deutschland ansieht Dieselben Herren rücken den Norddeutschen oder wie sie jet drastischer heißen, den Preußen unter allen möglichen angeborene Lastern und Häßlichkeiten mit besonderer Emphase ihr Selbstbe wußtsein und ihren Eigendünkel vor, aber wenn irgendwo da Wort von dem Splitter und dem Balken im eigenen Auge un

dem des Nächsten seine Geltung hat, so ist es hier. Ein Römer, der das süddeutsche Gerede von süddeutscher Freiheit unbarmherzig zermalmt, und einzelne andere Kampfgenossen der nationalen Partei sind bis zu dieser Stunde Propheten, die in ihrem Vaterlande am wenigsten gelten und nicht etwa bloß bei denen, deren Evangelium der Stuttgarter Beobachter, die demokratische Correspondenz, oder das Frankfurter Journal ist, sondern bei den eigenen politischen Parteigenossen. Man zuckt die Achsel über ihre „Borussomanie“ und bleibt steif und fest dabei, daß es doch eigentlich eine Art von Degradation ist, wenn sich der Süden dem Norden als gleichberechtigt zuordnen, geschweige denn unterordnen soll.

Der Norden kennt den Süden besser als dieser jenen, aber er kennt ihn doch auch noch nicht gut, sagten wir vorhin. Woher dieß komme, wollen wir hier nicht erörtern, aber constatiren, daß trotz der massenhaften Touristenzüge aus allen Städten des Nordens nach dem bairischen Gebirge, nach Tirol, Salzkammergut, Berchtesgaden u. s. w., die nunmehr doch schon seit 15 bis 20 Jahren, wenn auch neuerdings unverhältnißmäßig gegen früher angeschwollen, stattfinden, die Gebildeten des Nordens — und von denen kann hier wieder nur allein die Rede sein — sehr wenig an wirklicher Kenntniß des Südens gewachsen sind. Und zwar ist hier das Vorurtheil oder die Verirrung des Urtheils nur gerade nach der entgegengesetzten Seite ebenso massenhaft und wie es scheint unüberwindlich, wie bei den Menschen aus dem Süden.

Im Norden überschätzt man noch immer den Süden auf eine wunderliche Weise. Als in den vierziger Jahren Berthold Auerbachs schwäbische Dorfgeschichten die deutsche Lesewelt entzückten und natürlich unverhältnißmäßig am meisten im Norden Sensation machten, weil man dort eben unverhältnißmäßig mehr liest als im Süden, mochte es einem gebildeten berliner oder hamburger Kind erlaubt sein, sich den ganzen Schwarzwald und ganz Schwaben und mit einer naheliegenden Ausschweifung der geographischen Phantasie das ganze Süddeutschland als ein duftiges Wunderland voll gemüthreicher Kraftgestalten und naturfrischer Originalgenies zu träumen. Damals wurde alles was Schwaben und schwäbisch hieß im Norden förmlich Mode, und wir erinnern uns selbst noch recht wohl, wie wir mit unserer angeborenen süddeutschen Reserve und damals noch unvertilgtem Herabsehen auf alles Norddeutsche,

diese Schwärmerei als einen Beweis der berliner Thorheit ver-
höhnten. Das war freilich kein großes Verdienst, da wir eben
keine Augen und Ohren hätten besitzen müssen, um die wirklichen
Schwaben und vollends die Süddeutschen insgemein nicht sehr ge-
nau von jenen liebenswürdigen Gebilden eines frei schaffenden
Dichtergeistes zu unterscheiden. Einige Jahre später wurden die
bairischen Alpen und was daran liegt, im Norden modisch und
der Strom der Begeisterung für den Süden ergoß auch dorthin
eine ganz überschwängliche Fülle der wohlwollendsten Gefühle.
Damals war die gute Zeit der münchener Fliegenden Blätter,
deren Witz bekanntlich schon nach dem Jahre 1848 nicht mehr
recht hat gedeihen wollen, obgleich derselbe noch heute für Verleger
und Herausgeber triebkräftig genug zu sein scheint. Mit welcher
Virtuosität und mit welch noch viel größerem Erfolge sie sich der
verschiedenen Typen der schwärmenden Norddeutschen oder „Ber-
liner" — denn soweit war man damals in München seit 1800
von dem abstract verschwommenen „Norddeutschen" zu concreteren
Anschauungen vorgerückt — bemächtigt haben, ist Jedermann be-
kannt. Von da aus transpirirte der in Civil reisende Garde-
lieutenant, das Pensionspflänzchen mit Schmachtlocken und die
empfindsame alte Tante in eine ganze Flut obscurer Winkelliteratur
und in die volksmäßige Posse des Vorstadttheaters, wo sie bis
heutigen Tages, nur gewürzt durch allerlei weniger den Parfüms
als dem Gegentheil davon angehörigen Droguen jesuitischer und
demokratischer Plantagen unsterblich und jeder Zeit der vollkom-
mensten Wirkung auf ihr Publicum sicher sind. Unzweifelhaft ist
es auch höchst komisch, wenn sich der gute Herr von Prudelwitz
unter der Sennerlisi ein Wesen von der Art der Claurenschen
Mimili zusammenphantasirt, die übrigens ja auch aus einem ber-
liner Hirn geboren war. Ein echter Münchener wußte sehr wohl,
daß es nichts Schmutzigeres und Häßlicheres gebe, als eine Sennerin
auf der Alm, aber er würde es doch sehr übel vermerkt haben,
wenn ein Berliner es gewagt hätte, das offen heraus zu sagen
oder gar drucken zu lassen. Auch ist dieß in der That nicht ge-
schehen, sondern Berlin oder vielmehr ganz Norddeutschland oder
wie es jetzt a potiori heißt, die Preußen, schwärmen trotz aller
tausendfältig bitteren Erfahrung, die ihr Geldbeutel oder gar
Haut und Haare im Oberlande gemacht haben, heute noch wie da-

mals nicht bloß für seine schöne Natur in abstracto, sondern auch für die trutzige Herrlichkeit seiner lustigen Buben und Dierndel. Wer eine Statistik der Prügel anlegen wollte oder könnte, die schwärmende Reisende ohne alles Verschulden — die verschuldeten gönnen wir ihnen von Herzen — nur als handgreifliche Beweise jener wunderbaren Lebensfreudigkeit des bairischen Stammes mit nach Hause tragen und in stillem Gemüthe verdauen, würde es mit stattlichen Zahlen zu thun haben. Aber von solchen „wüsten" Dingen redet man nicht gerne und so mag denn auch die Nachwelt an gleichem Orte die gleichen Genüsse sich einheimsen. —

Unser Verfasser von Nord- und Süddeutschland hat, wie schon erwähnt, entschiedene Sympathien für alle süddeutsche Volksthümlichkeit, wozu das Raufen an erster Stelle gehört und daher wundern wir uns nicht, wenn er das Treiben der bäurischen Heroen mit den glänzendsten Farben schildert, über welche sein Pinsel gebietet: „Wenn der Bursche in den Alpen „lusti" oder „fidäl" oder gar „kreuzfidäl" ist — und das ist er immer, wenn er gesund ist und Geld in der Tasche hat — dann tanzt, singt und lärmt er, stampft vor Lust mit den schweren, dickbesohlten und benagelten Bergschuhen, daß sich der Tanzboden biegt und das Haus dröhnt, er klatscht mit seinen derben, schwieligen Händen auf seine „festen" Waden und Sohlen, wirft draußen in der freien, herrlichen Natur seinen grünen mit Almrausch, Edelweiß, Speik, Raute, Gemsrösle oder mit Gemsbart, Schildhahn- oder Spielhahn- u. s. w. Federn geschmückten Kegelhut mit einem von Berg zu Berg wiederhallenden „Tuhuhu hui" baumhoch in die Luft."

„Sonntags sitzt er mit seinen „Gespanen" (Kameraden) und „Zechbrüdern" freudestrahlend im Wirthshaus bei seiner „Halben" Bier oder „Most" oder bei seinem Seidel Steirischen („Schilches") oder „Walischen" (Wein) — „plauscht" „spaßlt" „jutzt" laut, haut vor lauter Lust mit der eisernen Faust auf den Tisch, daß Fenster und Wände zittern und Gläser und Teller in die Luft springen. „Heint ists sakrisch lusti — heint muß noch Einer hin werden" ruft der von Kraft und Kampfeslust strotzende und von Bier oder Wein erhitzte Bauerbursche auf dem „Kirchtig" (Kirmes) aus." Und gewöhnlich wird nicht bloß „Einer", sondern zwei oder drei wirklich „hin"; auch nicht bloß auf den „Kirchtigen", sondern bei



jeder simpeln Sonntagskneiperei, namentlich, wenn das fast regel-
mäßige Tanzvergnügen damit verbunden ist.

Für eine zwar süddeutsch geborene, aber norddeutsch gezogen
Philisterseele wie die unserige hat, wir gestehen es, diese auf da
bloße „Hin machen" d. h. Todtschlagen an und für sich gerichtet
Rauflust jener Natursöhne einen betrübenden Beischmack von Can
nibalismus. Auch vergessen wir nicht, daß es genau dieselbe
„Burschen" sind, die sich dem St. Lienhard und allen mögliche
anderen Heiligen und Heiliginnen devotest „verloben", aber wen
das Ziel des „Verlöbnisses" nicht erreicht wird, dieselben gena
so behandeln, wie die Neger ihre widerspenstigen Fetische. Di
gleichfalls höchst philiströse Criminalstatistik betrachtet diese poeti
schen Gestalten, wie bekannt, auch mit sehr bedenklichen Augen
Ihr und allen denen, die einen gewissen Werth auf sie legen, is
es doch eine seltsame Erscheinung, daß nirgends auf deutsche
Boden so viel schwere Verbrechen an Leben und Eigenthum vor
kommen als hier, und wahrscheinlich auch in den verrufenste
Gegenden Unteritaliens und Siciliens nicht viel mehr. Auch wei
sie mit ihren unerbittlichen Zahlen nach, daß daneben hier noc
mindestens ebenso viel Spielraum wie anderswo, wo eine vie
geringere „Lebensfreudigkeit" herrscht, für die Verbrechen de
Meineides, des Betruges, der heimlichen Beschädigung des Leben
und Eigenthums Anderer bleibt. Aber alles das wissen unse
norddeutschen Schwärmer nicht, oder wenn sie es ja einmal lese
sind sie gutmüthig und naiv genug, das auch noch für eine roman
tische Staffage ihrer „prachtvollen Alpler" zu halten. Unse
Touristenliteratur, bekanntlich massenhaft gerade auf einer so be
fahrenen Straße sich bewegend, hütet sich wohl von dieser belieb
ten Heerstraße der Sympathien abzustreifen und sich in die un
schönen Regionen der gemeinen Wirklichkeit zu verlieren. Alle di
zum Theil, was man so nennt, recht gut geschriebenen Bücher vo
dem alten Reisevater Kohl herab bis zu der jüngsten Auflage vo
Steubs Oberbaiern sind sehr wenig geeignet die Mimili- ode
Sennerlisi-Phantasien norddeutscher Köpfe zu zerstreuen. Ueber
haupt kann eine solche Art von mehr oder minder dilettantische
Schriftstellerei in keiner Weise dazu beitragen die Begriffe hübe
und drüben, nördlich und südlich vom Main zu klären und di
Gemüther einander zu nähern. Für den Süden glauben wir, na

unserer eigenen angeborenen und erworbenen Bekanntschaft mit seiner geistigen Construction, dürfte überhaupt jeder Versuch einer Verständigung auf literarischem Wege aussichtslos sein. Alles was hier geschehen kann und auch geschehen wird, ist, daß der Zwang großer Verhältnisse, ein Krieg auf Leben und Tod mit Frankreich, der ja doch über kurz oder lang nicht unwahrscheinlich kommen muß, den politischen Anschluß oder die politische Unterordnung des Südens unter den deutschen Staat bewerkstelligt. Ist nur dieß Wichtigste sicher gestellt, so mögen die Süddeutschen immer noch auf eine oder zwei Generationen hinaus ihre alten Mücken festhalten: die Macht des intimen Verkehrs mit der norddeutschen so viel weiter vorgeschrittenen Bildung wird endlich doch einen völligen Ausgleich, eine wirkliche Versöhnung der Gemüther zu Wege bringen und Süddeutschland wird sich in seiner natürlichen Stellung als der innerste und am meisten von der eigentlichen Fronte Deutschlands zurückgeschobene Landestheil ganz behaglich fühlen, wenn es nur seine ebenso thörichten wie unpraktischen Ansprüche auf eine dominirende Bedeutung aufgiebt. Denn mag es auch im Mittelalter eine solche gehabt haben, so hat sich doch seitdem alles, was zu den natürlichen Vorbedingungen eines Volksdaseins gehört, vollständig geändert.

Dagegen wünschten wir zunächst im Interesse der Gebildeten in Norddeutschland, die, weil sie zu lesen gewohnt sind, doch bis zu einem gewissen Grade der Belehrung durch Bücher zugänglich zu sein pflegen, daß recht bald ein solches Buch geschrieben würde, wie wir es unter Herrn Schatzmayers Broschüre, durch ihren Titel verlockt, uns dachten. Seltsam genug hat unsere überschwengliche literarische Production doch überall die größten Lücken und namentlich gerade da, wo es sich um die höchsten praktischen Interessen der Nation handelt. Unter diesen verstehen wir alles, was sich auf die „deutsche Frage" bezieht; da sie von Norddeutschland aus gelöst werden muß, so wäre es sehr nützlich, wenn die natürlichen Vorbedingungen, auf die dabei zwar nicht Alles, aber doch sehr viel ankommt, möglichst dem allgemeinen Verständniß der Gebildeten deutlich gemacht würden, wozu bis jetzt nicht viel geschehen ist. Dazu gehört als elementarste Grundlage eine dem heutigen Stande des Wissens und der Anschauung entsprechende Darstellung der geographischen Gestaltung Deutschlands. Aus

jedem Meßkatalog kann man zwar entnehmen, daß es an Büchern, die sich diese Aufgabe stellen, nicht fehlt; wer sich aber die Mühe nimmt, sie genauer zu besehen, wird uns zustimmen, wenn wir behaupten, daß darin meist leeres, mindestens altes Stroh gedroschen wird. Ein Buch im Geiste des deutschen Begründers der wissenschaftlichen Erdkunde über Deutschland selbst existirt nicht. Denn so verdienstvoll auch Kutzens Deutschland ist, was man uns vielleicht entgegenhält, so wenig ist es doch das, was wir brauchen und hier meinen.

Wir brauchen eine exacte Darstellung der natürlichen Bodengestaltung und der in derselben gegebenen natürlichen Hilfsmittel des deutschen Landes ohne alle Beziehung auf seine landschaftliche Wirkung oder Schönheit, auch ohne alle Beziehung auf das Volksleben, was sich auf diesem Boden entfaltet hat. Wer solche Gesichtspunkte hereinzieht, wirkt vielleicht recht angenehm auf die Phantasie der Leser, aber sie lernen sehr wenig dabei. Ein Buch dagegen, was nichts weiter sein sollte, als ein lebendiger Commentar einer ausführlichen Karte von Deutschland, wir wollen einmal sagen, der Stielerschen in 12 Blättern, oder noch besser der 150 Blätter der Flemmingschen, fehlt noch ganz. Es wäre auch mehr als eine bloße sogenannte „topische Geographie“, die nur die Bodengestaltung und zwar wesentlich nur nach der einen Dimension der Höhe und Tiefe darzustellen unternimmt. Und selbst eine solche für unsern Gesichtspunkt vorbereitende Aufgabe ist nur für einige Theile Deutschlands genügend gelöst, bei Weitem noch nicht für alle, und noch weniger giebt es eine Gesammtdarstellung, die selbst dann, wenn das Detail vollständig durchgearbeitet wäre, doch etwas ganz anderes als eine bloße Zusammenstellung oder ein Auszug aus den Detailwerken sein müßte.

Wer sich theoretisch oder praktisch mit der deutschen Frage beschäftigt, also jeder Gebildete, der sollte doch, meinen wir, über die Grundverhältnisse des Bodens, dem er seine Thätigkeit widmet, genügend unterrichtet sein, er sollte wissen, was die Natur selbst durch die klimatischen Verhältnisse, durch die besondere Art der Gebirgszüge und Flußsysteme, durch die Vertheilung von Land und Wasser, oder der verschiedenen Bodenarten für den Handel, die Industrie, den Ackerbau oder für die Vertheidigung nach Außen vorgearbeitet hat. Unsere lobpreisenden Schilderer der Herrlichkeit und Schönheit des deutschen Landes variiren alle mehr oder

minder die Melodie, welche einst Luden im ersten Bande seiner „teutschen" Geschichte erfunden: „Dieses Land gehöret zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßet in ihrem ewigen Laufe." — „Unter einem gemäßigten Himmel — köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth, bringet Deutschland Alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und Förderung des Geistes u. s. w. Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau u. s. w." Das galt damals für patriotisch und scheint auch heute noch dafür zu gelten.

Auch ist nichts dagegen einzuwenden, sondern es versteht sich vielmehr für jeden wohlgearteten Menschen von selbst, wenn das Gemüth sich mit vollster Kraft an das Heimatland anklammert, aber der Verstand soll sich mit solchen Phrasen nicht abspeisen lassen. Doch gehört dazu, daß er das nöthige Material habe, um sich ein Urtheil zu bilden. Gewährt ihm dieß eine gründliche geographische Belehrung über Deutschland, so würde er sich sagen müssen, daß ungefähr das Gegentheil von allen diesen Sätzen der Wahrheit entspricht, daß Deutschland in seinen physikalisch-geographischen Bedingungen unter allen europäischen Culturländern nicht bloß, sondern überhaupt unter allen Gliedern Europas fast am ungünstigsten ausgestattet ist. Eine überaus wichtige Thatsache sowohl zum Verständniß der bisherigen deutschen Geschichts- und Volksentwickelung, wie noch mehr um darnach die Ziele und Maße für die Gestaltung des deutschen Volkslebens in Staat, Handel, Industrie, Production zu bezeichnen, welche die Natur selbst als möglich und erreichbar aufgestellt hat. Eine solche Selbsterkenntniß scheint uns für das Allgemeine oder die Beziehung des Einzelnen zu dem Allgemeinen, die wir Theilnahme am öffentlichen Leben nennen und ohne die kein Gebildeter wirklich als solcher sich geltend zu machen vermag, gerade dieselbe Bedeutung zu besitzen, wie eine klare Uebersicht über den eigenen Vermögensstand, Einnahme und Ausgabe für den Privatmann. Illusionen sind hier wie dort gleich verhängnißvoll, das Bewußtsein, daß man arm oder mit geringen äußeren Hilfsmitteln ausgestattet ist, enthält weder etwas Schmachvolles, noch auch etwas Niederdrückendes, sondern das Gegentheil von beiden, sobald sich damit der Wille und die Kraft verbindet, diese Mängel der Natur durch solide Arbeit auszugleichen. Gerade deshalb ist die bisherige Geschichte

des deutschen Volkes so eminent ehrenvoll für dasselbe, weil sie darthut, wie die Entfaltung sittlicher und intellectueller Tüchtigkeit zu Resultaten führen kann, die anderswo bei unendlich günstigerer Ausstattung nicht einmal annähernd erreicht worden. Und es liegt zugleich der mächtigste Sporn für jeden Einzelnen darin, insofern er sich als lebendiges Atom im deutschen Volkskörper fühlt, hinter den Leistungen der Vergangenheit nicht zurückzubleiben, sondern nach wie vor das, was die Natur versagt hat, durch eine höhere Natur, die sittliche und intellectuelle Cultur zu ersetzen. —

Daß wir hier uns auf die Ausführung der oben ausgesprochenen Sätze einlassen, wird uns Niemand zumuthen; nur um an allbekannten oder vor Jedermanns Blicken offen daliegenden, aber gewöhnlich gedankenlos hingenommenen Thatsachen wenigstens einige Andeutungen zu geben, sei daran erinnert, wie ungünstig die maritime Stellung unseres Vaterlandes ist, wie in jeder Beziehung dürftig seine Küstenentwickelung im Vergleich zu seiner continentalen Masse; wie wenig geeignet für den inneren Verkehr sowohl seine orographischen wie noch mehr seine hydrographischen Verhältnisse sind, denen selbst durch das complicirteste Canalisationssystem einige ihrer Grundfehler nicht ausgetilgt werden könnten, oder, daß in Hinsicht auf die landwirthschaftliche Ausnutzung des Bodens Deutschland im Vergleich mit jedem andern europäischen Lande, die skandinavische Halbinsel ausgenommen, entschieden im Nachtheil ist. Man gehe nur rings um unsere Grenzen herum und man wird sich überzeugen, fast aller in dieser Hinsicht preiswürdige oder besonders ertragreiche Boden gehört nicht uns, sondern unsern Nachbarn. Die Lombardei im Verhältniß zu Tirol, Ungarn im Vergleich mit den südöstlichen Küstenländern der deutschen Alpen, ja ganz entschieden sogar Galizien und Polen neben Schlesien und vollends neben Altpreußen, oder im Westen ganz Frankreich in seiner Osthälfte selbst neben dem doch in vieler Hinsicht am meisten begünstigten Westabschnitt unseres Vaterlandes bieten handgreifliche Belege dafür. Und dabei kommt noch in Betracht, daß unsere relativ am reichsten von der Natur ausgestatteten Landschaften fast ausnahmslos eben gerade jene Grenzlandschaften sind. Würde man die inneren mit der Fremde vergleichen, so würde das Ergebniß noch ungünstiger sein. Denn was will, um sofort das Beste zu nennen, die natürliche Aus-

stattung des thüringischen oder fränkischen Bodens im Vergleich mit dem ungarischen, lombardischen oder auch galizischen besagen? Seltsam genug spielt auch noch ein historisches Verhängniß zu unseren Ungunsten mit hinein. Wir meinen nicht den an sich so mißlichen Umstand, daß unsere relativ werthvollsten Besitzungen an der Grenze und an welch schutzloser von Natur liegen, so daß sie, wie der Elsaß bezeugt, sehr leicht ein Raub der Nachbarn oder mindestens ihr stets offenes Plünderungsobject werden können, sondern daß die beiden geographisch so fest in Deutschland eingefügten Landschaften, welche unter allen am meisten sich der günstigeren Bodenausstattung unserer Nachbarländer nähern, Böhmen und Mähren durch schwere politische Versäumnisse und Thorheiten mindestens ein sehr bestrittenes Eigenthum des deutschen Volkes sind.

Eine weitere Classe von Büchern, denn hier reicht ein einziges nicht aus, deren Nichtvorhandensein wir als eine sehr übele Lücke in unserer Literatur empfinden, wären systematische und dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechende statistische Werke über ganz Deutschland. Wir wissen recht wohl, daß in dieser und jener Form eine Menge von Vorarbeiten sich finden, aber es hat noch Niemand unternommen, daraus etwas Ganzes zu machen. Und selbst diese Vorarbeiten sind nicht bloß, wie es die politische Zersplitterung unserer Zustände mit sich brachte und bringt, sehr ungleichförmig und selbst wieder gleichsam nur einzelne Maschen, die ohne Plan und Rücksicht auf das ganze Gewebe, willkürlich und eigensinnig, wie alles Derartige, zu Stande gekommen sind, sondern sie haben auch einige der wesentlichsten Kategorien beinahe vollständig unbeachtet gelassen und stellen wenigstens in dieser einen Hinsicht eine negative Gemeinsamkeit ihres Wesens dar.

Die Bewegung der deutschen Seeschifffahrt und des Binnenverkehrs könnte man aus dem vorliegenden statistischen Material ungefähr darstellen, desgleichen die meisten Zweige der Industrie und der Fabrication, aber schon nicht mehr, obgleich dieß bei einer zu ²/₃ ackerbautreibenden Bevölkerung seltsam genug ist, die Agriculturverhältnisse, kaum die jährlichen Ernteerträgnisse, an denen doch allein noch sehr wenig zu lernen ist, fast gar nicht alles, was sich auf die Methode des Wirthschaftsbetriebes, auf die Zustände der dabei thätigen Menschen bezieht. Ueberhaupt ist gerade dieser wichtigste Zweig der Statistik, wobei man freilich nicht mit

bloßen Zahlentabellen operiren kann, am meisten vernachlässigt. Wer hat z. B. eine ganz genaue Kenntniß oder vielmehr, wer kann sich eine solche erwerben, von der Höhe des ländlichen Tagelohns in den verschiedenen Theilen Deutschlands, von der körperlichen Leistungskraft der Leute, von der Beschaffenheit ihrer Wohnungen, ihrer Kost, kurz ihrer ganzen Zustände, aus denen wieder allein die Ansprüche, die man an ihre Arbeit stellt, abgeleitet und begründet werden können. Es ist wirklich schwer zu begreifen, wie man sich in unserm lieben Deutschland bisher ohne alle solche unentbehrlichen Artikel, auf der Tribüne wie in der Tagespresse immer mit hunderten von Fragen beschäftigen mag, für welche es mit dem bloßen gesunden Menschenverstande, oder mit irgend einem allgemeinen national-ökonomischen Satze gar keine Lösung giebt, die man nur discutiren kann, wenn man ein Heer von Thatsachen und Zahlen weiß oder bereit vor sich liegen hat.

Von solchen Darstellungen gleiten wir der Natur der Sache nach ganz unmerklich über zu dem schon mehr der inneren Culturstatistik angehörigen Gebiete, wofür es an einer passenden allumfassenden Bezeichnung fehlt. Wenn man von der Eigenart des Volkes spricht, wie man neuerdings häufig thut, so meint man ungefähr das, was wir im Auge haben. Das Volk wird hier nicht mehr bloß als ein Apparat von Arbeitskräften aufgefaßt — selbstverständlich bedeutet der Begriff Arbeitskraft nicht bloß die physische Ausstattung, den Procentsatz an Muskeln, Fleisch und Knochen, sondern auch den ganzen Besitz an intellectuellen und Bildungsmitteln, mit denen gearbeitet wird — sondern es kommt sein eigenthümliches Gemüths- und Seelenleben zu vorwiegender Geltung. Dieß kann von sehr verschiedenem Standpunkt aus geschehen. Bei uns ist der ästhetisirend-dilettantische, der in den Dorfgeschichten seine äußerste Spitze trieb, der beliebteste gewesen und ist es eigentlich auch jetzt noch, weil er am wenigsten Mühe für den Producenten und Consumenten macht. Im Grunde gehört auch die ganze sogenannte Socialpolitik, die sich einst mit großer Emphase als die eigentliche Zukunftswissenschaft gerirte, hieher und selbst ein so großes Talent wie Riehl ist nicht über ein anmuthiges und geistvolles Dilettiren hinaus geschritten. Ein anderer Standpunkt ist der des cultur- und sittengeschichtlichen Forschers, mit mehr oder minder Beischmack archäologisirender Romantik. Auch dieser ist,

wie man weiß, durch eine beinahe schon unübersehbare Thätigkeit im Sammeln der volksthümlichen Ueberlieferungen aller Art genügend vertreten.

Dagegen gebricht es an systematischen, zunächst nur auf den Bestand der Gegenwart gerichteten Schilderungen der hieher einschlagenden Lebenserscheinungen auf deutschem Boden. Auch sie würden für das größte praktische Bedürfniß der Gegenwart, für die Arbeit an dem deutschen Staate, von sehr großem Werthe sein. Sie würden zur Erkenntniß dessen führen, was man mit einem heute völlig eingebürgerten Ausdrucke, der noch vor wenigen Jahren spöttisch verlacht werden konnte, die Volksseele zu nennen pflegt. Daß man aber sie kennen muß oder müßte, wenn man mit ihr und auf sie wirken will, giebt Jedermann zu, ohne daran zu denken, daß er selbst in jedem Augenblicke gegen diese seine Einsicht handelt. —

In diesem Bereiche würde denn auch das sprachliche Moment, die Volksmundart, ihre Stätte finden, und ungefähr in der Weise, nur systematischer und vollständiger, als es Herr Schatzmayer versucht hat, als Spiegelbild des Volksgeistes verwandt werden müssen. Mit ihr vieles andere, was bis jetzt nur ein ästhetisches oder archäologisches Interesse erregt hat, der Volksglaube, Volkssage, Volkspoesie u. s. w., freilich von ganz anderen Gesichtspunkten aus gefaßt, und zu ganz anderen Zwecken, als es bis jetzt geschehen ist. Es käme darauf an, nicht sowohl die verklingenden Reste der Vorzeit, die selbst kein wahres Leben mehr führen, sorgfältig zu conserviren — für wissenschaftliche Zwecke sind gerade diese das eigentlich Werthvolle — als das herauszugreifen, was noch wirklich lebensfähig ist und eben darum die Signatur der wirklichen Volksseele bildet, mit welcher der praktische Mann, der Politiker, der Staatswirth, der Industrielle, der Pädagog zu operiren hat.

Es giebt ein in deutscher Sprache geschriebenes Werk, welches in seiner Anlage und Schematisirung ungefähr dem entspricht, was wir als nicht vorhanden stark vermissen. Wir meinen die bekannte „Bavaria“, bairische Landeskunde unter den Auspicien des Königs Max II., wesentlich aber unter Riehls Einfluß von einem Kreise „bairischer Gelehrten“ bearbeitet. Die Ausführung dieses, wie man weiß, sehr bändereichen Werkes entspricht aber seinen Intentionen in keiner Weise, darüber haben wir uns un-

mittelbar nach seiner Beendigung in diesen Blättern ausgesprochen.[1]
Doch könnte man seinen Schematismus für jede derartige Arbei
sie sei nun für einen einzelnen Theil Deutschlands oder, wor
uns Alles gelegen scheint, für ganz Deutschland berechnet, beib
halten und ihn nur geschickter und solider ausfüllen. Damit wä
ein bedeutsamer Schritt zu einem großen Ziele hin gethan, nämli
Deutschland für die Deutschen selbst zu entdecken, denn bisher
es ihnen nach diesen Richtungen fast ebenso sehr eine terra i
cognita wie das Innere des australischen Continents. —

Deutsches Nationalbewußtsein und Stammesgefühl im Mittelalter.

[Historisches Taschenbuch, 4. Folge, II. (1861.) S. 339—404.]

Jeder neue Tag unserer unmittelbaren Gegenwart bring
immer unzweideutigere Beweise, wie mächtig in allen Völker
Europas das Streben anschwillt, die zusammengehörenden Masse
auch in äußern festen Formen miteinander zu verbinden und di
Hindernisse zu bewältigen, die einem solchen Einigungstriebe ent
gegenstehen. Mag man immerhin den Einfluß unlauterer Element
dabei zugeben, so erklärt sich doch daraus die ganze Erscheinun
so wenig, wie sie dadurch als unberechtigt oder erfolglos verur
theilt wird. Ohne es zu wissen und zu wollen müssen sich jen
in die Rolle dienender Kräfte fügen, die von der vernünftige
Macht der Geschichte nach ihrem Bedürfnisse verwandt werden
während sie sich dem Wahne hingeben, als seien sie es, die di
Zügel der Ereignisse in ihrer Hand hielten.

Daß auch unser Vaterland von denselben Kräften aufs tiefst
bewegt und aufgeregt wird, daß auch hier die Bewegung im fort
währenden Anschwellen begriffen ist, wenn auch manchmal ihr
Energie durch eine momentane Stockung etwas zurückzutreten scheint
bedarf keiner weiteren Bemerkung. Darum dürfte es nicht blos

ein geschichtliches Interesse im gewöhnlichen Wortsinne, sondern auch ein unmittelbar praktisches haben, wenn wir es hier unternehmen, zwei Begriffe oder Schlagworte aus dem Kreise, in dem sich jetzt das Denken und Wollen der Nation vorzugsweise eingelebt hat, gleichsam in ihrem früheren Lebenslaufe vorzuführen. Die Beziehungen auf die Gegenwart ergeben sich von selbst und wir können uns nach der eigentlichen Aufgabe dieses der Geschichte als solcher und nicht der Tagespolitik gewidmeten Buches streng auf dem historischen Standpunkt halten, ohne fürchten zu müssen, ein Thema zu behandeln, das bloß für den gelehrten Antiquar, aber nicht für das lebendige Bewußtsein der Zeit Bedeutung hat.

I.

Nicht ein innerer, aus dem Volksgeiste selbst stammender Drang, sondern eine von Außen hervorgebrachte Nöthigung ist es gewesen, die die Deutschen in den Strom der Weltgeschichte geführt oder vielmehr gerissen hat. Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende lang fluteten auch bei unsern Urvätern jene rein elementaren Bewegungen hin und her, in denen sich bei vollkommen ungeschichtlichen oder vorgeschichtlichen Völkern die überschüssige Naturkraft zu entladen pflegt, ohne daß die Geschichte davon Notiz zu nehmen hat.

Mit deutschen Augen jener Zeit gesehen, war es ein reiner Zufall, daß eine dieser Eruptionen, die Wanderung der Cimbern und Teutonen, das eigentlich geschichtliche Volk des spätern Alterthums, die Römer, zwang, die Nordgrenze Italiens und die Völkerverhältnisse an ihr schärfer als bisher ins Auge zu fassen. Während sie die Unterwerfung der ganzen Welt schon vollbracht zu haben vermeinten, während ihre Proconsuln und Legaten den Königen, Städten und Völkern am Euphrat, am Nil und am Atlas Gesetze dictirten, hatte jener gänzlich unvorhergesehene Völkersturm aus Norden das Dasein der weltbeherrschenden Stadt aufs Spiel gestellt. Daher denn auch der maßlose Schrecken, der sich an den Namen dieser neuen Feinde knüpfte und der den Römern, selbst als sie von einem Cäsar geführt wurden, nicht aus den Gliedern weichen wollte. Er hat sie alle die langen Jahrhunderte hindurch begleitet, in denen sie mit den Stammverwandten jener Cimbern zu kämpfen hatten.

Sobald einmal die Gefahr erkannt war, ging Rom mit der nur ihm eigenen Energie und Consequenz daran, sie auch für alle Zukunft zu beseitigen. Cäsars Unterwerfung Galliens war nur ein Theil seines großartigen Plans, den ganzen Norden von Europa, namentlich alle deutschen Völker zu bezwingen und die römische Herrschaft auch nach dieser Seite hin zu einem wahren orbis romanus abzurunden. Was er nicht ausführen konnte, suchte Augustus nach seiner Art mit Schlauheit und ohne viel Geräusch durchzusetzen. So sahen sich alle deutschen Völker auf einmal von einer methodischen Machtentfaltung bedroht, deren wahres Verständniß ihnen noch völlig abging, aber die sie doch zwang, aus ihrem bisherigen naiven Vegetiren herauszutreten. Die große Politik der Zeit hatte sie auf einmal zu ihrem Hauptobjecte genommen, und bald gab es keinen so versteckten Winkel im damaligen Deutschland, keine noch so entlegene und abgeschlossene Gliederung des ganzen Volkes, wo man nicht den Einfluß davon verspürte. Mit dem naiven Vorwärtsschieben nach Süden und Westen, das ungezählte Jahrhunderte hindurch die Volkszustände auf die einfachste Art in Bewegung und zugleich im Gleichgewicht gehalten hatte, war es nun auf einmal vorbei, seitdem die Linien der Donau und des Rheins zu unübersteiglichen Wällen geworden waren. Die vorgeschobenen Massen drängten mit aller Gewalt zurück, die weiter zurück schon im Flusse befindlichen noch immer vorwärts, die mittlern sahen sich ebenso sehr von diesen beiden wie von den Römern in ihrem bisherigen ruhigen Walten nach alter Art gestört und beengt. Denn die Befestigung der Grenze genügte Rom nicht: das sollte nur die Basis zu einer vollkommenen Unterwerfung des ganzen Deutschland sein, und bis zur Schlacht im Teutoburgerwalde hatte es den Anschein, als wenn diese Arbeit lange nicht so mühselig, gefährlich und langwierig sein würde, als man noch zur Zeit des Drusus geglaubt hatte.

Nach moderner Denkweise hätte ein solcher Zustand, unter welchem alle deutschen Völker und fast alle auf gleiche Weise litten, bei welchem das Dasein aller auf gleiche Weise bedroht war, die Veranlassung geben sollen, daß sich alle mit gemeinsamer Kraft dagegen zur Wehre setzten, falls sie überhaupt ein Gefühl oder ein Bewußtsein für ihre Zusammengehörigkeit, folglich auch für die Gemeinsamkeit ihrer Sache besaßen. Da sich nun weder in den

geschichtlichen Ereignissen vor noch nach der Schlacht im Teutoburgerwalde irgend eine Spur zeigt, daß das ganze deutsche Volk als solches, und nicht bloß einzelne Massen desselben einheitlich handelnd dem gemeinsamen Feinde sich gegenüberstellten, so zieht man häufig kurzweg den Schluß, es habe damals kein Nationalbewußtsein, kein Gefühl und keine Empfindung für die Einheit und Zusammengehörigkeit des ganzen deutschen Volks gegeben, sondern nur jene niedere und beschränkte Stufe desselben, die wir einstweilen mit dem Namen Stammesgefühl bezeichnen wollen. Der moderne Beobachter vermißt die Früchte, die er von seinem Standpunkt aus für die ersten und nothwendigsten des Nationalbewußtseins zu halten sich gewöhnt hat, und leugnet darum kurzweg die Existenz desselben.

Wenn die gewöhnliche dilettantische Betrachtungsweise der Geschichte dieß thut, so verfährt sie hier ebenso wie anderwärts, wo sie schlechtweg ihre eigene Individualität mit ihrer zufälligen Begrenzung zum absoluten Maßstab der unendlichen individuellen Formen der Vergangenheit macht, und demnach über dieselben lobend oder tadelnd, das Eine stets ebenso unzureichend wie das Andere, aburtheilt. Wenn es aber auch in diesem besondern Falle von eigentlichen Leuten vom Fache geschieht, und namentlich in der neuesten Zeit mit einer gewissen nachdrücklichen und anmaßlichen Bestimmtheit, die ihrer Sache ganz sicher zu sein scheint, und darum auch auf alle die ihres Eindruckes nicht verfehlt, die sich jeder Art von Dogmatismus gern fügen, weil er das eigene Sehen und Denken erspart, so muß sich die echte Wissenschaft im Namen der Logik und der Thatsachen und zugleich auch unser heutiges nationales Bewußtsein im Namen unserer eigenen, dadurch in ihrem Rechte gekränkten, Vergangenheit entschieden gegen einen solchen Trugschluß erklären.

Halten wir einen Moment stille, um nach geschichtlichen Analogien zu blicken. Kein Volk hat wohl jemals ein intensiveres Bewußtsein seiner Eigenart, einen fester wurzelnden Stolz auf dieselbe, eine schärfere Abgeschlossenheit gegen fremde Völkerindividualitäten bewährt, als das Volk der Hellenen. Und doch, wo findet sich irgendwo in seinem tausendjährigen Lebenslauf als eminent weltgeschichtliches Volk eine feste äußere Gestaltung, die dem entsprochen hätte? Nur die Mythe reflectirt in ihrer Art das,

was wohl hier und da dem hellenischen Denken als eine Forderung der übrigen Thatsachen in dem Leben der Nation entgegentreten mochte. Vor Troja sind die Panachäer als eine Masse, ein Volk oder Heer, unter einem Führer handelnd aufgetreten, aber weder früher noch später ist es zum zweiten Male geschehen. Alexander der Macedonier versuchte auch hierin die Poesie der Heroenzeit in die Wirklichkeit einer sehr nüchtern gewordenen Welt umzusetzen: Jedermann weiß aber, wie es mit seiner Hegemonie aller Griechen gegen den Nationalfeind bestellt war. Weder der erste noch der zweite Perserkrieg mit ihren das Dasein aller Griechen nach griechischem Bewußtsein selbst aufs Spiel stellenden Katastrophen haben diese Griechen als eine geschlossene Masse dem gemeinsamen Untergang entgegenkämpfen lassen. Wie in unserer ältesten Zeit sind es immer nur einzelne, verhältnißmäßig kleinere Bruchtheile aus dem ganzen Volkskörper, die zunächst für sich selbst und dann allerdings auch durch den Erfolg für ihr ganzes Volk die nationalen Thaten der Abwehr und Befreiung vollbracht haben. Wie in unserer Vorzeit kämpfen bei Marathon und Salamis, an den Thermopylen und bei Platää Griechen unter den Fahnen der Nationalfeinde, nicht bloß weil sie müssen, sondern auch aus freiem Willen, ohne deshalb weniger als die andern Stammgenossen, die für ihr Volk kämpften, von dem hellenischen Nationalbewußtsein in sich zu tragen, das sie in eine unerreichbare Höhe über ihre barbarischen Bundesgenossen oder richtiger Herren emporhob.

Trotzdem ist es Niemand in den Sinn gekommen, die Existenz eines hellenischen Nationalbewußtseins anzuzweifeln. Es hat sich in tausend andern Thatsachen der Geschichte, die ebenso schwer wiegen wie politische oder militärische Actionen, so unverkennbar ausgeprägt, es ist von den Hellenen selbst so unzählige Mal mit beredtem Munde ausgesprochen und gerechtfertigt worden, daß man sich gewöhnt hat, sein Dasein als das einer wirklichen Macht der Geschichte und einer in sich vollendeten Erscheinung zuzugeben. Man läßt es sich gleichsam als selbstverständlich gefallen, auf dasjenige Product davon zu verzichten, das man für die Gegenwart und bei der Beurtheilung unserer eigenen Vergangenheit allein als vollgültigen Beweis dafür passiren lassen will.

Hätte unser eigenes Alterthum es dazu gebracht, uns so vielseitige, abgerundete und noch mehr so völlig von der bewußtesten

und freiesten Reflexion erhellte und verdeutlichte Gebilde seines Daseins zu hinterlassen, wie es den Griechen vor allen andern Völkern der ganzen Weltgeschichte möglich geworden ist, so würde sich wahrscheinlich auch das Urtheil der Gegenwart billiger und richtiger stellen.

Doch selbst daran fehlt es nicht ganz, wenn man sich nur die Mühe geben will, unscheinbaren Trümmern nachzugehen, wenn man nicht vergißt, daß es sich um die Anfangszeit des geschichtlichen Lebens unseres Volkes handelt, wo es zu Allem eher als zu reflectirender Selbstbetrachtung befähigt war. Was sich aus solchen Trümmern machen läßt, wenn der rechte Geist der treuen und sinnigen Forschung sie sammelt, einigt und zusammenfügt, zeigt der bewunderungswürdige Bau unserer deutschen Mythologie, unserer ältesten Sprachgeschichte, unseres ältesten Rechtslebens durch die Hand Jacob Grimms.

Der Natur der Verhältnisse nach sind wir für unsere engere Aufgabe mehr wie auf den andern Gebieten unserer Vorzeit auf directe geschichtliche Zeugnisse im gewöhnlichen Sinne verwiesen. Sie stammen alle aus der Fremde: keine deutsche Feder setzte sich damals in Bewegung, um über die Thaten und Schicksale des eigenen Volkes zu berichten. Auch sind es nicht unparteiische Fremde, sondern solche, die auch wenn sie gerecht hätten sein wollen, bei der Verbitterung des ewigen Kampfes gegen ein störriges Barbarenvolk nicht wohl gerecht sein konnten, die zugleich von dem überreiztesten Selbstbewußtsein der absoluten Cultur erfüllt waren und daher auf diese Barbaren mit doppelter Geringschätzung herabsahen.

Aber wo diese fremden Beobachter von den deutschen Völkern zusammen oder von einem einzelnen deutschen Stamme sprechen, läßt sich durchfühlen, daß es stets unter dem Eindruck einer scharf ausgeprägten Nationalität geschieht, die ihnen je nach Stimmung oder Ueberzeugung zu Lob oder Tadel Anlaß giebt, aber immer als eine solche Potenz von ihnen entweder stillschweigend vorausgesetzt oder ausdrücklich anerkannt wird. Es ist beachtenswerth, daß die Wucht derselben auf die Fremden in dem Maße fühlbarer wirkte, als sie selbst frischere und energischere Naturen gewesen sind. Die im Allgemeinen saftigeren und körnigeren Römer haben auch einen viel kräftigeren Eindruck von der deutschen Nationalität empfangen

als die stubengelehrten Griechen, obwohl den Ersteren aus nahe liegenden politischen Gründen das Dasein derselben so viel störender, bald auch gefährlicher erscheinen mußte als den Letzteren, die sich mehr und mehr gewöhnten, die Welt und die Völker mit indifferenten oder kosmopolitischen Augen anzusehen, unbeschadet natürlich der Ueberzeugung, daß das Hellenenthum für alle Zeiten die eigentliche Darstellung des menschlichen Wesens sei.

Der erste Römer, der sich veranlaßt sah, näher auf das Wesen der Deutschen einzugehen und in wenigen großen Zügen ein Gesammtbild davon zu entwerfen, Cäsar, weiß dieß nicht wirksamer zu thun, als daß er diesem Bilde das der Gallier zur Folie entgegenstellt.[15]) Diese Gallier sind seit unvordenklichen Zeiten die unmittelbaren Nachbarn der Deutschen gewesen, unzählige Berührungen friedlichen und feindlichen Verkehrs herüber und hinüber hätten Veranlassung genug geboten, die beiden Völkerindividualitäten miteinander auszugleichen. Dazu existirten infolge des Vorschiebens und Vordringens deutscher Stämme weit über den Rhein bis in das Herz Galliens und des zeitweiligen Rückschlags von Seiten der Gallier unleugbar neutrale Gebiete oder Mischzustände, in denen wirklich deutsche und gallische Art wenigstens für den gelegentlichen fremden Beobachter untrennbar verbunden war. Aber im Ganzen und Großen hat dieß Alles keine Folge gehabt: jeder einzelne Zug in den Bildern beider Nationen weicht diametral von einander ab und jeder einzelne ist so gesehen und gezeichnet, wie es eben nur das Auge und die Hand dieses Cäsar vermochte, der nicht bloß auf dem Schlachtfelde Cäsar war. Ihm steht es fest, daß die so ursprüngliche, so markige Eigenart der Deutschen keine Verwechselung mit einem anderen Volke zulasse, daß sie sich überall in den Hauptzügen finde, wo sich Deutsche, gleichviel welches besonderen Namens finden, und daß wo sie sich finde, auch ein deutsches Volk vorhanden sei.

Was Cäsar nach seiner Art an großen thatsächlichen Ergebnissen mehr abnehmen läßt, als ausdrücklich erörtert, das weiß Tacitus, der Sohn eines an Redefertigkeit und Reflexion beinahe übersättigten Jahrhunderts aufs geläufigste in allgemeine Formeln zu bringen. Keine Worte sind ihm stark und bedeutungsvoll genug, um die Ursprünglichkeit und Eigenart, die Individualität der deutschen Nationalität zu bezeichnen. „Die Deutschen sind ein

durchaus eigenthümliches (propriam) und rein ursprüngliches (sinceram) Volk, das nur sich selbst gleich ist, durch keine Vermischung mit anderen Völkern befleckt (infectos)!" [16]) Selbst der überspannteste Verehrer der Reinheit des nationalen Vollbluts könnte sich nicht kräftiger, nicht deutlicher als dieser Römer ausdrücken, der noch dazu von Barbaren redet, auf die er doch immer herabsieht, wenn auch mit einem wunderlichen Gemisch streitender Gefühle: Geringschätzung und Bewunderung, Nationalhaß und unwillkürlicher Vorliebe.

Tacitus beruft sich zum Beweise seiner Behauptung auf äußere und innere Zeugnisse. Von äußeren stehen ihm nicht viele zu Gebote: es ist eigentlich nur die deutsche Stammsage selbst, die er dafür heranzuziehen vermag [17]), allerdings ein Beweismittel von größter Bedeutung, obwohl der pragmatische Historiker weniger Gewicht darauf legt, als ihm einwohnt, weil ihm ihre mythische Einkleidung Anstoß erregt. Was wir für unsere Zwecke daraus entnehmen können, wird sich weiter unten ergeben.

Die inneren Zeugnisse für die Eigenart und Einheitlichkeit des deutschen Wesens darzulegen, sind die 27 ersten Capitel der 'Germania' bestimmt. Sie lösen diese Aufgabe nach allen Seiten so, daß sie für immer die eigentlich unverrückbaren und unzerstörbaren Grundsteine bleiben müssen, auf denen sich der Bau unserer Alterthumskunde erhebt. Von den sinnlich nächsten Zügen der körperlichen Erscheinung, dem Bau des Leibes, der Farbe der Augen und Haare, durch die mehr äußerlichen Gebiete des häuslichen Lebens und Wohnens, der Nahrung und Kleidung, der Bewaffnung und Kampfweise, hinaufsteigend zu dem Rechts- und Verfassungsleben, zu der Poesie und Religion weiß dieser fremde Beobachter so viele und so treffende Linien in seiner Zeichnung der deutschen Art anzubringen, daß die Fülle und Richtigkeit des Blicks, die sich hier kund giebt, gewissermaßen wie ein Wunder erscheint. Aber alles, was er darstellt, dient nur dazu, um seine einleitenden Worte, seine Ansicht über die Eigenartigkeit, Ursprünglichkeit und feste Abgeschlossenheit des deutschen Wesens durch tausendfältige Thatsachen zu bekräftigen. Was er giebt, giebt er ausdrücklich als Eigenthum der ganzen Nationalität, nicht als Besonderheiten einzelner Theile und Ausschnitte derselben. Er weiß recht wohl auch die Bedeutung dieser zu schätzen: die ganze

zweite Abtheilung der 'Germania' ist dazu bestimmt, dieses Besondere neben und in dem Allgemeinen nach seiner ganzen Wichtigkeit herauszuheben. Aber gerade daraus geht hervor, daß es eben überall nur eine weitere, zwar originelle, aber nirgends disparate Ausführung des Themas ist. Ganz ähnlich stellt auch Cäsar dem allgemeinen Bilde der Deutschen das besondere derjenigen Stämme, die ihm am meisten zu schaffen machten, der Sueven, zur Seite, und zwar so, daß das eine das andere nur ergänzt und erläutert, aber nirgends stört oder aufhebt. Gewiß mag der eine wie der andere Beobachter in einzelnen Dingen falsch gesehen oder gehört haben und Irrthümliches berichten, obgleich Wenige unter allen, die je beobachtet haben, sich an geeigneter Ausrüstung mit diesen Beiden messen dürfen: jedenfalls aber erleidet dadurch das allgemeine Resultat keinen Eintrag, das wir schon oben mit den Worten des Tacitus aussprachen.

Von größtem Gewicht für den Eindruck der deutschen Nationalität dieser Zeit ist es, daß sie stets bei Römern und Griechen mit einem gemeinsamen Namen bezeichnet wird. Mag das Wort Germanus entschieden undeutsch sein, was trotz immer wiederholter Versuche, seine Deutschheit zu retten, doch ebenso wenig zu leugnen sein wird, als daß die Bezeichnung Graecus nicht hellenisch ist, mag dieser Name von den Deutschen selbst nur angenommen und gebraucht worden sein, wo man sich der römischen Sprachweise anbequemen wollte oder mußte, so war er doch immer für die Fremden ein Schibbolet und seine Bedeutung trat um so energischer heraus, je länger er im Umlauf blieb. Denn schon zu Tacitus' Zeiten konnte er nur dann für neu gelten, wenn man neu in etwas weitem Sinne, d. h. von vielleicht 150—200 Jahren her, nahm.[18]) Gerade weil der Begriff Germani so feststand, konnte man auch von halbgermanischen Völkerschaften reden[19]) oder zweifelhaft sein, ob diese oder jene meist entlegene und wenig bekannte Völkergruppe den Germanen beizuzählen sei.[20])

Mit alledem wäre freilich noch Nichts für unsere Sache entschieden; man könnte ja annehmen, fremden Beobachtern sei die Identität des germanischen Wesens leicht entgegengetreten, aber den Blicken der Einheimischen oder des Volks selbst habe sie sich entzogen. Befangen in dem nächsten Kreise von Interessen, nur daran gewöhnt, die engste Gemeinschaft des Wohnorts, der Sitte,

des Rechts, der Verfassung und der Geschichte zu verstehen und sich an sie anzuschließen, alles aber, was darüber hinaus lag, gleichviel ob innerlich verwandt oder unverwandt, als etwas Anderes, Fremdes und Feindseliges zu betrachten, mochte jeder deutsche Stamm zwar deutsch durch und durch bleiben, aber ohne je eine Spur von dem zu entwickeln, was man als Nationalbewußtsein bezeichnet. So könnte es in der That jedoch nur bis zu dem Augenblicke, wo die Hand der Römer in die deutschen Verhältnisse eingriff, gewesen sein. Von dem Augenblicke an, wo die Fremden, mit denen alle deutschen Völker in fortwährender Beziehung standen, selbst so fest und scharf die Einheit und Eigenart des deutschen Gesammtvolks erfaßten, wo sie immer zuerst den Gesammtnamen und dann erst die Einzelnamen als den symbolischen Ausdruck dafür gebrauchen, war es unmöglich, daß nicht auch auf die deutschen Völker selbst diese fremde römische oder schon früher gallische Auffassungsweise wirkte. Wenn sie nicht schon früher wußten, daß sie Ein Volk seien, daß Ein Name als eine Art von Naturnothwendigkeit ihnen Allen zustehe — und wir werden sehen, daß sie es schon lange wußten, ehe ein Römer den Fuß nach Deutschland gesetzt hat oder der Name Germani in Umlauf gekommen ist — so mußten sie es jetzt von ihren Feinden lernen. Sie konnten sich ihnen viel furchtbarer machen, wenn sie als Germani und insofern als die Stammesgenossen der Cimbern und Teutonen oder der Sueven des Ariovist auftraten und nicht als einstweilen noch obscure Bructerer, Chamaver, Chauken u. s. w. Es wäre auch über alle Maßen wunderlich, wenn sich nicht alle, denen es von Rechts wegen zustand, die Ehren und Vortheile dieses Namens zugeeignet hätten, besonders da dieß schon Fremde thaten, denen kein Recht darauf zukam, wie die gallischen Nervier und Trevirer und viele andere belgisch-gallische Stämme.

So könnten wir einstweilen die Römer als die Schöpfer des deutschen Nationalbewußtseins fassen, obgleich es von vornherein natürlicher erscheint anzunehmen, daß sie nur einer schon vorhandenen Thatsache Rechnung getragen, aber dieselbe nicht erst geschaffen haben.

Daß dieses germanische Gesammtbewußtsein auch nach der Wahrnehmung der Römer eine wirksame Macht der Geschichte wurde, daß es in ihren Kämpfen mit den Deutschen eine mächtige

Rolle spielte, wenn auch durchaus nicht die, welche die moderne Anschauungsweise nun ein= für allemal dabei voraussetzt, dafür zeugen nicht bloß große geschichtliche Thatsachen, sondern auch directe und reflectirte Aeußerungen der Deutschen selbst, welche uns die römischen Berichterstatter aufbewahrt haben. Da man über geschichtliche Thatsachen hin und her streiten kann, wenn man streiten will, so halten wir uns an die letzteren, die keinen Einwand zulassen.

Niemand kann die Verhandlungen zwischen Cäsar und Ariovist, die der Schlacht zwischen Vesontio und dem Rhein vorhergingen, lesen, ohne von dem gewaltigen Selbstgefühl überrascht zu werden, mit dem der germanische Abenteurer dem römischen Triumvir die Spitze bot. Aber dieses Selbstgefühl gründet sich, wie Cäsars detaillirte Darstellung sehr lehrreich nachweist, nicht sowohl auf eine Ueberschätzung der eigenen Verdienste als auf den germanischen Nationalstolz.. Um Cäsars Vorstellungen, Anklagen und Drohungen kurzweg niederzuschlagen, als sie ihm allzu lästig werden, beruft sich Ariovist auf die Waffen: Cäsar möge sie gebrauchen, dann werde er sehen, was unbesiegbare Germanen in der Tapferkeit leisteten. Nicht die Tapferkeit der Sueven oder irgend eines anderen besonderen Stammes ist es, mit welcher Ariovist droht: er selbst mag wohl ein Sueve gewesen sein, obgleich es sich nicht beweisen läßt, aber er gründet den Schrecken, der vor ihm hergeht, auf den germanischen Namen, wie sich seine factische Macht nicht bloß über beutelustige Scharen aus einem Stamme, sondern aus einer ganzen Menge von deutschen Stämmen erstreckt. So war dieses abenteuernde Heer, wie sein König selbst, in seiner realen Erscheinung ein deutsches oder germanisches. Es galt dafür nicht bloß bei den Feinden, bei den Galliern und Römern, die deshalb, als sie ihm gegenüber traten, sofort an die Cimbern und Teutonen dachten, obwohl diese Scharen mit jenen in keiner unmittelbaren Zusammengehörigkeit standen, sondern auch bei den einzelnen germanischen Bestandtheilen selbst. Ihr besonderes Stammesgefühl ist ganz in das Bewußtsein ein germanisches Heer zu sein aufgegangen. Zu Hause waren es Haruder, Markomannen, Triboken, Wangionen, Nemeter, Sedusier, hier sind es nur Deutsche.

Tacitus fiel es auf, daß die Ubier zu seiner Zeit immer noch ihren alten Stolz auf ihre germanische Abkunft bewahrten und sich

immer noch als Germanen fühlten.[21]) Und doch waren sie damals schon seit etwa 130 Jahren Unterthanen der Römer, saßen mitten zwischen fremden, gallischen und bereits stark romanisirten Nachbarn, hatten die römische Colonia Agrippina, Köln, in ihrer Mitte und wenig Veranlassung, ihren germanischen Brüdern und Stammesverwandten mit besonderer Anhänglichkeit zugethan zu sein. Denn die Unbilden, die sie einst von den übermächtigen Sueven hatten erleiden müssen, waren die Ursache geworden, daß sie ihrer alten Heimat rechts vom Rhein den Rücken kehrten und auf das linke Ufer flüchteten, wo sie von den Römern mit offenen Armen, wie sich von selbst versteht, empfangen wurden.

Tacitus wirft hier so wenig wie anderwärts mit leeren Phrasen um sich. Aber wollte man auch eine solche in diesem Zeugniß sehen, das er mit einem für den Römer ganz gerechtfertigten Gefühle von Verwunderung und Mitleid abgiebt, so würden auch die anderen Thatsachen nicht entkräftet werden. Daß die Ubier selbst während der folgenden Jahrhunderte römischer Herrschaft mitten unter den Einflüssen römischer Art, die von einem so bedeutenden Mittelpunkte der Cultur, wie Köln damals war, ausgingen, doch nicht aufhörten, Deutsche zu sein, daß nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft am Mittelrhein die römische Herrlichkeit der Colonia Agrippina spurlos verschwand, dafür aber die alte deutsche Art des Volks, gleichsam als wenn die vergangenen fünf Jahrhunderte durch das Blutbad der Völkerwanderung weggespült seien, in ihrer früheren Kraft wieder auftauchte, könnte sich zur Noth aus der bloßen Zähigkeit des germanischen Wesens im Allgemeinen, also auch seiner einzelnen Bestandtheile erklären lassen. Aber diese Zähigkeit wird nur dann erst recht begreiflich, wenn sie auf einer so festen geistigen Grundlage ruht, wie sie das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit mit einem großen Volksganzen gewährt, von welchem einzelne Glieder recht wohl äußerlich getrennt, aber nie auf die Dauer innerlich entfremdet werden können.

So wenig wie die Ubier selbst aufhörten sich als Germanen zu fühlen, so wenig entzog auch ihre römische Verkleidung ihr deutsches Wesen den Augen ihrer Stammesgenossen. Selbstverständlich galt die Feindschaft, die diese gegen die Römer je nach Umständen offen darlegten, oder auf passendere Zeiten vertagten,

auch ihren germanischen Schützlingen und nachweislich mit noch größerem Grimme diesen als jenen. Aber als nach Neros Tode der Aufstand der Bataver und anderer deutscher Nordweststämme, die auch etwas von den Früchten römischer Freundschaft und Bundesbrüderschaft genossen hatten, auf einmal den seit Cäsar und Augustus scheinbar so sicher gegründeten Bestand der römischen Herrschaft nördlich von den Alpen in Frage stellte, da richteten sich die Blicke der Führer dieser großen und Anfangs wohlorganisirten Bewegung auch auf die Ubier und diese schlossen sich dem großen Befreiungskampfe an. Damals war es, als die Tencterer zu ihnen sandten und ihre Freude kund thaten, daß auch dieser so lange entfremdete deutsche Stamm sich wieder seines Ursprungs erinnere, „daß er zum Leib und Namen unseres Germanien zurückgekehrt sei". Die gemeinschaftlichen Götter haben das große Werk gethan, daß die Ubier wieder Freie unter Freien, d. h. deutsch sein wollen[22]), so empfanden es die Deutschen, und dieß ist wieder nicht eine bloße Phrase des Tacitus.

Freilich entsprach weder hier noch anderwärts der Erfolg dem glänzenden Anfang. Alles Selbstgefühl der Deutschen, alle ihre Tapferkeit, ihr Freiheitsstolz war doch nicht im Stande, die inneren Feinde — die Uneinigkeit, das Ungeschick und die Eifersüchteleien unter den Führern und Völkern — zu überwinden. Die Ubier selbst gaben bald das traurigste Beispiel. Römische Einflüsse brachten sie dazu, von dem Bunde der anderen Deutschen abzufallen, und bald kehrten am ganzen Rhein die alten Zustände directer oder indirecter römischer Herrschaft wieder. Doch genügt es schon, daß einmal wenigstens das germanische Gesammtbewußtsein selbst in einem solchen, beinahe entfremdeten Gliede stark genug war, um es aus seiner bisherigen, äußerlich genommen sehr vortheilhaften Lage herauszureißen, und noch bemerkenswerther ist es zu sehen, daß zwei Hauptmomente, die jedem Volke zu seinem unbewußten Fundament dienen, die Religion und das Recht, oder das Staatsleben — die deutsche Freiheit — dabei mit vollem Bewußtsein in Thätigkeit gesetzt wurden.

Wer dennoch behaupten wollte, Tacitus habe hier wie anderwärts römische Denkweise in die germanischen Seelen hineingetragen, wird doch wohl das gelten lassen müssen, was er von der germanischen Stammsage mittheilt. Hier trägt Alles den Stempel

authentischer, aus den besten Quellen, d. h. aus dem Munde germanischer Berichterstatter gezogener Ueberlieferung. Hier ist auch nicht der entfernteste Grund denkbar, weswegen der Römer eine ihm in jeder Art so abstruse und unzugängliche Mythe umgeformt und irgend einer beliebigen Voraussetzung zu Gefallen umgedeutet haben sollte.

Der erdgeborene Gott Tuisto und dessen Sohn Mannus sind die Urväter des deutschen Volks, von welchem zunächst drei große Stämme, die Hauptäste des ganzen deutschen Volks, abzweigen, dann von diesen die anderen. Wenn irgend etwas, so beweist dieß ein bis in unabsehbare Ferne hinaufreichendes Bewußtsein der nationalen Einheit, das sich noch in der verhältnißmäßig späten und nüchternen Zeit des Tacitus in ganzer Kraft erhalten hatte. Selbst wenn alle anderen Zeugnisse dafür fehlten, so wäre dieß eine genug. Nicht bloß einzelne Stämme oder einzelne Helden- und Fürstengeschlechter, wie anderwärts, z. B. in der griechischen und römischen Stammsage, sondern jeder, in dem germanisches Blut rollt, ist der Nachkomme eines und desselben Ahnherrn; daß es ein Gott sein muß, versteht sich von selbst, und dieß trägt nicht wenig dazu bei, die Bedeutung dieser Mythe für das Volksbewußtsein zu erhöhen. Immerhin mag zugegeben werden, daß die deutsche Mythe hier nur uralte, einer frühern noch ungebrochenen Gemeinschaft vieler Völker angehörige Glaubenstrümmer aufgenommen und in ihrer Art umgestaltet habe, denn gewiß ist der Manu der Inder, der Minos der Griechen, vielleicht auch der Menes der Aegypter ursprünglich eins mit dem deutschen Mannus. Aber gerade diese Verdeutschung ist das Charakteristische daran und zugleich das einzige, was für unsere besonderen Zwecke Belang hat.[23])

Diese deutsche Ursage erweist sich aber auch nach einer andern Seite hin für unsere Untersuchung von der größten Fruchtbarkeit. Sie beurkundet nicht bloß das Bewußtsein der Einheit, das deutsche Nationalbewußtsein jener Tage, sie giebt auch die interessantesten Fingerzeige zur Beurtheilung seines Gegengewichts, des Stammesgefühls oder des Gefühls für die Besonderheit im deutschen Volksleben.

Was über die gemeinschaftliche Wurzel des ganzen deutschen Volks, die göttlichen Ahnherren, hinaufsteigt, die Theilung des Hauptstammes in einzelne Stämme und Aeste, ihre Beziehung und

Gruppirung, ist, wie Tacitus selbst kurz aber überzeugend darthut den Deutschen seiner Zeit verdunkelt. Denn neben den drei große Namen der Herminonen, Ingävonen, Istävonen, suchte man durc eine Reihe anderer Völkernamen, große und kleine, berühmte un unberühmte, an den Gott oder die Götter anzuknüpfen.[24]) Dahe denn auch ein anderer noch dazu älterer und in seiner Art ebens genauer Kenner und Darsteller deutscher Zustände, Plinius de Aeltere, zwar wie Tacitus große Gruppen deutscher Völkermasse unterscheidet, aber zum Theil mit anderen Namen und in andere Zahl.[25]) Man hat deshalb noch nicht nöthig ihm eigenmächtig Compilation vorzuwerfen.[26]) Allerdings weiß er nichts von den Stammmythus, oder hält es nicht für angemessen darauf einzugehe in seiner bloß ethnographisch-geographischen Darstellung, doch die ist noch kein Grund anzunehmen, daß er nicht seine anderen Notize aus guter Quelle geschöpft habe und sie so treu wie möglich wieder gebe. Aber er hat nur eine Ueberlieferung gehabt oder will nu eine geben, während Tacitus sich auf die Controversen des Mythu einläßt.

Aus solchem Schwanken der Ueberlieferung im Gegensatz z der Festigkeit und Klarheit, von der sie ausgeht, ergiebt sich, da es überhaupt für das damalige deutsche Bewußtsein wenig daran ankam, jene Abzweigungen der Wurzel des ganzen Volks festzu halten. Wenn und wo man auch noch auf deutschem Boden si unter einen der drei Hauptstämme unterzuordnen pflegte, eine Be deutung für das nationale Einzeldasein kam dem nicht zu. Nicht weist auf ein herminonisches, ingävonisches, istävonisches Stammes gefühl, das auf gewisse, in ihrer Art gleichberechtigte Eigenthüm lichkeiten in der äußern und innern Erscheinung des Volkslebens gebaut, wie sie in dem Wesen des ganzen Volks als dessen Grund züge auftreten, irgendwie in die Geschichte einzugreifen vermoch hätte, oder als eine reale Macht empfunden worden wäre, wie e mit dem Nationalbewußtsein dieser Zeit geschah. Gewiß hat e eine Zeit gegeben, wo es anders war, wo diese Namen nicht blo fast verklungene Schälle, sondern lebendige Kräfte vorstellten, vo denen das nationale Dasein bewegt wurde. Aber zu dieser Zei in der sie uns zufällig zuerst und fast auch zuletzt bekannt werden kann davon nichts mehr wahrgenommen werden. Nunmehr ha sich alle Kraft der Besonderheit in kleinere Ausschnitte und Glie

derungen des Volkskörpers verlegt. Diese sind die eigentlich beherrschenden Mächte der deutschen Geschichte der Zeit, in jeder Art eigenthümliche, lebensvolle Gebilde, wenn auch sehr weit entfernt von der Regelrichtigkeit moderner politischer Schemata. Sie dürfen wir deshalb auch als die Stämme bezeichnen, deren Sondergefühl im Gegensatz zu dem allgemeinen Nationalbewußtsein eine wirkliche Macht gewesen ist. Denn jenes herminonische, ingävonische u. s. w. Bewußtsein, wenn es je eines gegeben hat, ist damals zu dünn geworden, als daß der Ausdruck Stammesgefühl dafür paßte. Wir haben uns einmal gewöhnt, uns dabei ein kräftiges Gewächs vorzustellen, und dieß findet sich eben nur dort, bei den Markomannen, den Cherusken, den Chatten, der Hermunduren und wie die Hunderte deutscher Stämme dieser Zeit heißen mögen.

Was man sich heute unter deutschen Stämmen zu denken pflegt, wenn man sich überhaupt etwas dabei denkt, entspricht freilich diesen Atomen des deutschen Völkerlebens der ältesten geschichtlichen Zeit begrifflich nicht recht. Die moderne Ansicht hat größere Massen dabei im Auge: wenn sie auch etwas mehr als drei deutsche Stämme zugiebt, also über jene mythische Dreizahl hinübergeht, so will sie doch für gewöhnlich nichts von einem Stamme der Reuß-Schleizer, Schwarzburg-Sondershäuser, Lippe-Detmolder u. s. w. wissen. Und doch sind es ungefähr solche Größen, mit denen damals die deutsche Geschichte operirte, in denen sich der lebendige Zusammenfluß der Individuen auch zu politischen Ganzen darstellte, in denen sich demgemäß auch ein starkes Gefühl der nächsten Zusammengehörigkeit als die eigentlich herrschende Macht der deutschen Dinge dieser Zeit, eben jenes Stammesgefühl erzeugte und erhielt, und insofern, aber freilich nur insofern sind dieß damals die wahren deutschen Stämme gewesen.

Denn was in der Mitte zwischen jener mythischen Dreieinigkeit und dieser hunderttheiligen Wirklichkeit liegt, Conglomerate einer Anzahl von Völkeratomen oder Stämmen, hat innerhalb der geschichtlichen Zeit die Bedeutung verloren, die ihm vielleicht noch kurz vor dem ersten Zusammenstoß der Deutschen und Römer einwohnte. Eine solche Bildung mittlerer Größe — ungefähr das, was wir uns jetzt gewöhnlich unter einem deutschem Stamme denken, der ein Recht auf Sonderexistenz hat — und zwar die berühmteste von

allen ist das Volk der Sueven, wie es Cäsar noch als eine einiger
maßen organisirte Einheit entgegentrat.[27]) Ihre hundert Gau
mögen eine poetische oder ruhmredige Ausschmückung sein, abe
gewiß ist, daß eine lange Reihe einzelner Völkernamen, die danebe
damals und noch mehr später als selbständige Organismen auf
tauchen, in dem Gesammtnamen der Sueven einbegriffen war, da
wenigstens für Vertheidigung und noch mehr für den Angriff nach
Außen gewisse zusammenhaltende Formen, gefunden waren, die bi
dahin dieses Volk unwiderstehlich für seine Feinde gemacht hatten
daß demzufolge auch ein suevisches Gesammtbewußtsein im Gegen
satz zu dem Sondergefühl der einzelnen Glieder existirte, das sid
dazu ähnlich verhielt, wie das germanische Gesammtbewußtsein in
Heere des Ariovist zu den Sondergefühlen seiner einzelnen Bestand
theile.

Aber 150 Jahre später weiß Tacitus zwar noch ganz ge
läufig anzugeben, welche Völker zu den Sueven gehören und welch
nicht, er bringt auch einige gemeinsame Züge für Tracht, Bewaff
nung, Lebensweise, aber dieß ist auch alles, was von der geschicht
lichen Bedeutung des Sueventhums übrig geblieben ist. Die ein
zelnen Atome sind selbständig auseinander gefallen, an die Stell
der Gemeinsamkeit in Abwehr und Angriff ist wildes Fehdenge
tümmel getreten. Die blutigen Schlächtereien zwischen Chatte
und Hermunduren fanden zwischen zwei suevischen Völkern statt
Anderwärts kämpfen Sueven an der Seite von Nichtsueven gege
Sueven, und wie es scheint beinahe mit größerer Vorliebe al
gegen ferner abstehende Völker oder als gegen die Römer. Nu
im religiösen Leben hat sich noch ein Band der Einheit erhalten:
zu dem heiligen Haine der Semnonen, an den die besondere Stammes
sage aller Sueven anknüpfte, wallfahrten Festgesandtschaften alle
blutsverwandten Völker.[28]) Vielleicht, daß daran ähnlich wie a
den Stammesheiligthümern so vieler griechischen Völkerschaften
Staaten oder Städte, oder an den Amphiktyonien, auch noch ei
Nachklang jener alten äußern, wenn man will staatlichen Gemein
schaft des ganzen suevischen Stammes haftete, doch weiß unse
römischer Gewährsmann nichts davon. Jedenfalls müßte er dan
schon so schwach gewesen sein, daß man ihn eben nur wie so viele
Abgestorbene im Herkommen forterhielt, ohne ihm die geringst
Bedeutung im wirklichen Leben einzuräumen.

Natürlich sind es in erster Reihe römische Einflüsse gewesen, auch wo sie sich im Dunkeln zu halten wußten, oder die im Ganzen so dürftigen Zeugnisse der Geschichte sie nicht erwähnen, welche die Zersplitterung des deutschen Volks oder dieses Sondergefühl seiner Atome nährten und ausbeuteten. Direct und indirect wirkte alles, was von Rom ausging, nach diesem Ziele hin. Ohne Zweifel ist nur dadurch die rasche Auflösung der suevischen Masse zu erklären, sowie die kurze Lebensdauer und die ungenügenden Ergebnisse anderer Einigungsversuche. Ein solcher war das Reich der Markomannen, das sich auf die Kraft und das Glück eines Heldenkönigs gründete, und demgemäß mit einer echten Eroberungspolitik gegen seine deutschen und nichtdeutschen Nachbarn auftrat; der Bund der Cherusker, Chatten, Marsen, Bructerer unter Führung des Arminius im Jahre 9 n. Chr., dessen nächstes Ergebniß die teutoburger Schlacht und die verunglückten Rachezüge des Germanicus wurden; die Verbindung nordwestdeutscher Stämme, an ihrer Spitze die Bataver, zur Vernichtung der römischen Herrschaft in Germanien und Gallien; die große Völkerliga, welche den sogenannten deutschen oder markomannischen Krieg 165 begann und zuerst seit den Zeiten der Cimbern und Teutonen deutsche Waffen wieder nach Italien trug. Jedes dieser Ereignisse bezeugt, daß unter gewissen Verhältnissen es den Deutschen immer noch möglich wurde, ihren Sondertrieb oder das Stammesgefühl zu überwinden und sich durch ein Bewußtsein der Gemeinsamkeit oder durch das nationale Bewußtsein auch in großen geschichtlichen Actionen bestimmen zu lassen. Aber jedes davon bezeugt auch ebenso unwiderleglich, daß der Sondertrieb, das Stammesgefühl, oder wie man es bezeichnen mag, sehr bald in einem um so mächtigern Rückschlag die Oberhand gewann. Jeder solche verunglückte Versuch des gemeinsamen Handelns verstärkte naturgemäß nur noch die Wucht der trennenden Momente, und die Stämme oder Völker, die eben erst gemeinsam den gemeinsamen äußern Feind bekämpft hatten, standen sich dann als um so erbittertere und unversöhnlichere innere Feinde gegenüber. Mit schadenfrohen Augen sahen die Römer die Saat, die sie ausgestreut hatten, aufs üppigste gedeihen. Sie bedurfte kaum einer weitern Pflege, aber es verstand sich von selbst, daß sie darin lieber etwas zu viel als zu wenig thaten. Daß man die Deutschen nicht einfach mit Ge-

walt niederwerfen und festhalten könne, wie es ihren Nachbarn in Süden und Westen, den Celten in den Alpen und in Gallien ge schehen war, hatte man in Rom einsehen gelernt. Dafür abe wirkte die Diplomatie und Politik, und was die Gewalt zur Voll endung der Arbeit zu thun hatte, überließ man dem Stammesha der Deutschen. Es schien, als würde dieser besser als die Röme es je vermocht hätten, dafür sorgen, jedes deutsche Volk und Völl chen so zu schwächen, zu zersplittern, mürbe zu machen und inner lich zu verstören, daß alle zusammen nicht bloß ungefährliche Nach barn, sondern schließlich auch, wenn sich alle gegenseitig zu Tod gehetzt hätten, von selbst eine Beute der Fremdherrschaft werde müßten. Die inhaltschweren Worte des Tacitus[29]), in denen e über einen solchen typischen Vorgang, die Vernichtung der Bru terer durch ihre umwohnenden deutschen Nachbarn, sein eigene und das allgemein römische Urtheil abgiebt, sprechen deutlicher al die weitläufigsten Erörterungen. So bekannt sie sind, so könne sie doch deutschen Augen nicht oft genug vorgehalten und deutsche Sinne zur Beherzigung geboten werden, und darum mögen s auch hier eine Stelle finden: ʻIuxta Tencteros Bructeri olim occurre bant: nunc Chamavos et Angrivarios immigrasse narratur, puls Bructeris ac penitus excisis vicinarum consensu nationum, se superbiae odio seu praedae dulcedine seu favore quodam erg nos deorum. Nam ne spectaculo quidem proelii invidere: sup sexaginta milia non armis telisque romanis, sed, quod magnifice tius est, oblectationi oculisque ceciderunt. Maneat, quaeso, duretqu gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui, quando urgent bus imperii fatis nihil iam praestare Fortuna maius potest qua hostium discordiam.ʼ[30])

II.

Dennoch ist es besser für die deutsche Nation gekommen, a die Römer in ihrer Todesangst hofften, und als es nach verstän digem Ermessen damals den Anschein hatte. Selbst wenn d Bewußtsein der Gemeinsamkeit des Ursprunges, der Zusammen gehörigkeit des ganzen Volkskörpers in noch größerer Intensit unter den deutschen Völkerschaften dieser Zeit aufgetreten wär als es sich aus unwiderleglichen geschichtlichen Zeugnissen begrün den und abmessen läßt, wäre damit noch nichts gewonnen gewese Denn es fehlten nach der Lage der Dinge, nach dem Bildung

stande, der Lebensweise, der Verfassung, ja selbst nach der örtlichen Umgebung der damaligen deutschen Völker die Brücken, welche von dem einzig Concreten, was es für sie gab, eben jenem Einzeldasein, zu einer gleichfalls concreten Fassung des idealen Nationalbewußtseins führen konnten. Welche Persönlichkeit oder welches Ereigniß wäre mächtig und nachdrücklich genug gewesen, um Chauken und Friesen von dem äußersten Rande der Nordsee, Markomannen und Quaden von dem Ufer der Donau, Peuciner und Bastarnen von der Küste des Schwarzen Meeres zu irgend einer äußern Form nationaler Einheit zusammenzufügen? Die einzige, wenigstens annähernde Möglichkeit dafür, jene Stammesverbindungen nach Art der Sueven hatten sich aufgelöst und schienen um den Anfang des zweiten Jahrhunderts alle factische Bedeutung verloren zu haben.

Aber es sind gerade ähnliche, wenn auch nicht gleichgeartete Gebilde, deren Hervorbrechen der deutschen und allgemeinen Geschichte eine neue Wendung gab, indem sie zunächst den weitern Zerbröckelungsproceß der deutschen Nationalität aufhielten, der gar kein Ende als das der Auflösung in die elementarsten Staubkörner finden zu können schien, und bald auch der Kraft der ganzen Nation einen Aufschwung gaben, wodurch der Sturz der römischen Herrschaft und der Untergang der antiken Welt überhaupt besiegelt wurde.

Es gehört zu den empfindlichsten Lücken der geschichtlichen Ueberlieferung, daß wir über den innern Verlauf dieses weltgeschichtlich so unendlich bedeutsamen Processes im deutschen Volksleben gar nichts wissen. Nur einzelne schon vollständig gereifte Früchte lassen sich und auch diese meist nur nothdürftig wahrnehmen, aber wann, wo und wie ihre Keime gepflanzt, wodurch diese entfaltet und so eigenthümlich ausgebildet wurden, bleibt für immer nach dem Stand unserer Quellenzeugnisse im Dunkeln.

Von dem Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. an wurden die Römer, die schon an den altherkömmlichen deutschen Feinden genug hatten, durch das für sie wenigstens plötzliche Auftauchen neuer feindlicher Völker erschreckt und bald auch in einer Weise bedrängt, daß alle bisherige Noth von den schon fast mythisch gewordenen Cimbernkriegen an bis zu dem jüngsten großen deutschen Kriege, dem markomannischen seit 165, ein Kinderspiel dagegen gewesen zu sein schien. Die Namen der Franken, Sachsen, Alamannen an der Rheingrenze, der Goten an der Donaugrenze

wurden in Rom vielleicht schon früher gehört, jedenfalls aber wieder vergessen, wie so viele andere Barbarennamen, die einen Augenblick von sich reden machten, um dann für immer in die alte Nacht ihres vegetirenden Daseins zu versinken. Aber seit der angegebenen Zeit war dafür gesorgt, daß Rom diese Namen nicht mehr vergaß. Es dauerte nicht lange, so hörte man an allen römischen Küsten von der Rheinmündung bis zu den Säulen des Hercules von unerhört kecken Piratenzügen der Sachsen, im Pontus Euxinus, im Aegeischen und Mittelländischen Meere von nicht weniger kecken Thaten der Goten. So weit der Landweg offen stand, gab es bald bis in die Nähe der Welthauptstadt selbst keinen noch so abgeschiedenen Winkel, der nicht von den wie der Sturmwind hereinbrechenden Reitergeschwadern der Alamannen, von den leichtbeweglichen Schlachthaufen der Franken furchtbare Dinge zu erzählen wußte.

Die Römer sahen leicht, daß es nicht mehr jene Einzelvölkerschaften waren, mit denen sie jetzt zu thun hatten, sie konnten auch häufig, wenngleich nicht überall erkennen, aus welchen Atomen sich diese neuen Massen zusammengeballt hatten, wie denn auch neben den neuen weitern Namen die alten engern noch auf lange hinaus, zum Theil immerwährend im lebendigen Gebrauch blieben. Aber die Sache selbst erschien ihnen, eben weil sie sie so sehr überraschte, als ein Werk des Zufalls. Es bestärkte sie in dieser Ansicht, die jedenfalls, wenn auch nicht die richtigste, so doch die tröstlichste für sie war, die Wahrnehmung, daß einer der furchtbarsten der neuen Völkernamen, der der Alamannen, eine damit stimmende sprachliche Erklärung aus dem Deutschen selbst zuließ.[31]) Er konnte eine zusammengelaufene Masse von Völkertrümmern bedeuten, die möglicherweise ebenso rasch wieder auseinander laufen konnte.[32])

Hätte Jemand in dieser Zeit deutsche Dinge mit den Augen eines Tacitus zu sehen vermocht, so würden die Römer wohl erfahren haben, daß es nicht der Zufall war, der ihre neuen Feinde zusammengekehrt hatte. Wie hätte der Zufall ein so dauerhaftes und so gründliches Werk zu Stande gebracht, dessen Folgen noch heutzutage sichtbar sind? Zufällige Conglomerate haben überall und namentlich im deutschen Volksleben nur eine kurze und sehr relative Bedeutung gehabt. Erinnern wir uns an den Bund der Cherusker, der Bataver, der Markomannen. Wenige Jahre ge-

nügten, um ihre Spuren zu verwischen. Dagegen haben sich nicht bloß die Namen, wie sie damals zuerst auftauchten oder aufgetaucht sein sollen, durch alle weitern Epochen der deutschen Geschichte und zum größern Theil bis auf den heutigen Tag erhalten, sondern auch ihnen entsprechend eine unzerstörbare Gliederung des deutschen Gesammtvolks nach örtlicher Verbreitung, häuslicher Sitte und Lebensweise, körperlicher Beschaffenheit und Tracht, nach Sprache und geistigen Anschauungen. Wenn man noch jetzt von deutschen Stammeseigenthümlichkeiten in allen diesen Beziehungen sprechen darf, so ist dieß nur die Folge jener angeblich zufälligen Erscheinung, die schon deshalb nicht als ein Zufall angesehen werden kann. Wie hätten zufällige Gebilde, jene zusammengelaufenen Mischvölker, wie sie den Römern erschienen, den Stürmen der wildesten Periode der ganzen Weltgeschichte vom dritten bis zum siebenten oder achten Jahrhundert, der Völkerwanderung und ihren Nachwehen zu trotzen vermocht? So wurden sie, recht nach Art eines kerngesunden Baumes, durch alle diese Stürme nur noch fester und kräftiger in ihren Wurzeln, aber eben nur, weil sie Wurzeln hatten. Hätten ihnen diese gefehlt, so wären sie bald in alle Lüfte verweht gewesen.

Hält man die Erscheinungen der abgelaufenen Periode mit den Thatsachen dieser und aller folgenden im Laufe der deutschen Geschichte zusammen, so ist es nicht schwer, zu sehr wohlbegründeten Muthmaßungen über den leiblichen Zusammenhang dieser neuen Gebilde mit denen der Vergangenheit zu gelangen. Die angeblich zusammengelaufenen Alamannen sind nichts weiter als die alten Sueven, die spurlos untergetaucht schienen. Sogar ihr Name lebt in dem neuen Dasein des alamannischen Volks wieder auf, um erst neben dem neuen Namen, wenn es ein solcher war, wie immerhin dem Römer zugegeben werden mag, dann ihn verdrängend, die Macht uralter natürlicher Verhältnisse noch den Ohren der spätesten Geschlechter unwiderleglich zu beweisen. Denn es bedarf wahrlich keines besondern historischen und sprachlichen Blicks, um in Schwaben die alten Sueven wiederzuerkennen. Was der Sprachinstinct von selbst findet, rechtfertigt dann im Einzelnen die historische Grammatik, die Laut für Laut in ihrer Lebensdauer und ihrem Verwandlungsproceß verfolgt. Waren es auch nicht alle suevische Völker, die sich in dem neuen Bunde zusammenfanden, waren

vielleicht — obwohl dieß eine Vermuthung ohne allen urkundlichen Halt bleibt — auch nichtsuevische Bestandtheile eingemischt, so überwog doch die suevische Art wie im Volksnamen so in allen andern Dingen und drückte dem Ganzen ihren Stempel auf, wie sie der treibende Grund seiner Entstehung gewesen ist. Und gleiches gilt für die anderen genannten Massen, für Goten, Franken und Sachsen. Ueberall ist es uralte nächste Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit, Gemeinsamkeit des Bluts und des Geistes in den wichtigsten Dingen, welche das damalige Volksleben kannte, gewesen, die sie zusammengefügt und die ihnen eben darum jene bewunderungswürdige Festigkeit gegeben hat. Zufall mag im Einzelnen wohl immer dabei gewaltet haben. Die Ausbreitung und Abrundung einer solchen Masse war davon abhängig und richtete sich im Einzelnen natürlich nicht nach den organischen Gesetzen, die sie im Ganzen beherrschten.

Wir wissen sehr wenig von ihren äußeren Bindemitteln, die selbstverständlich nicht gefehlt haben können, wo ein gemeinschaftliches Handeln nicht bloß in einem rasch vorübergehenden Momente, sondern lange Jahrhunderte hindurch stattgefunden hat. Nur von der Verfassung der Sachsen sind einige ergiebigere Notizen erhalten.[33]) Wie die Sueven zu Cäsars Zeit, kannten auch sie im Frieden keine gemeinsame obrigkeitliche Gewalt, wohl aber im Kriege einen gemeinsamen, durch Wahl aufgestellten Führer. Die Verhältnisse mußten es mit sich bringen, daß diese Stelle selten leer blieb, denn fortwährender Krieg war noch immer die Lebensluft jedes deutschen Volks. Daneben aber gab es regelmäßige Landtage von Abgeordneten der einzelnen kleineren Gliederungen — der Völkerschaften oder Stämme im früheren Sinne —, welche nach Innen hin in den großen Fragen des Rechts und der Verfassung einen wenn auch noch so lockeren Organismus erhielten. Dazu kam noch das Gewicht der Religion. An derselben Stelle zu Markloh, wo die Landtage gehalten und die äußeren Geschicke des ganzen Volks entschieden wurden, brachte man auch große feierliche Opfer durch und für das ganze Volk, beging man gottesdienstliche Gebräuche, deren Einzelheiten uns unbekannt sind, die aber jedenfalls einen mehr als localen Charakter hatten.[34]) So war auch einst von dem Verbande aller Sueven nur noch der gemeinschaftliche Cultus im Stammheiligthum übrig geblieben, allein

dings zu wenig, um den Mangel anderer vereinigender Kräfte in einer Zeit zu ersetzen, in der Alles nach schärfster Herausarbeitung der trennenden Momente im deutschen Volksleben hindrängte. Aber jetzt, wo die Religion neben oder über so vielen anderen verbindenden und zusammenhaltenden Momenten stand, erhielt sie von selbst die Stellung einer auch in der gewöhnlichen Praxis des äußeren geschichtlichen Lebens wirksamen Macht und zwar ohne Frage der wirksamsten von allen.

Aehnliches wird auch anderwärts gegolten haben, wo sich der Einigungstrieb in der Gruppirung größerer Massen bethätigte, also auch bei Goten, Alamannen, Franken, wenn auch überall in freiester individuellster Formirung und Durcharbeitung, wie sie in dem Wesen der deutschen Art liegt. Gewiß mag auch überall die religiöse Gemeinsamkeit, ein Stammheiligthum und der Cultus eines Stammgottes oder der Stammgötter eine Hauptstelle darunter eingenommen haben. Für die Goten läßt sich dieß aus der so reich entfalteten Stammsage schließen, deren dürftige und confuse Trümmer Jordanes mittheilt. Für die anderen beiden Massen hat die innere Auflösung des deutschen Heidenthums, das Eingreifen des römischen Christenthums, wie es scheint, schon sehr bald in der Art zerstörend gewirkt, daß wenigstens für unsere Kunde jede darauf hindeutende Spur verwischt ist. Dagegen zeigen die Alamannen eine wohlgefügte Kriegsverfassung: an ihrer Spitze gewählte Führer aus der Zahl der geborenen Fürsten der einzelnen Völkerschaften, ihnen stufenweise untergeordnet diese selbst.[35]) Bei den Franken galt bis in verhältnißmäßig späte Zeiten wenigstens die Gemeinsamkeit des Bluts aller fürstlichen Familien in den einzelnen, weit zerstreuten Gliederungen des Volks als eine unumstößliche Thatsache. Ob sie es auch war, mag dahingestellt bleiben[36]), für uns hat es nur Bedeutung zu wissen, daß man daran glaubte. Denn der Gemeinsamkeit des Bluts in dem Haupte des Volks mußte nothwendig dasselbe im ganzen Volkskörper entsprechen. Alle Franken, gleichviel ob sie sich mit besonderen Namen als Chatten, Ripuarier, Chattuarier, Chamaven, Salier oder Sicambern bezeichneten, ob sie an der Schelde oder an der Eder, an der Nordsee oder am Taunus wohnten, waren für ihr Bewußtsein durch das stärkste Bindemittel, welches die germanische Vorstellungsweise kannte, durch die leibliche Gemeinschaft des gleichen Blutes

verbunden. Und doch ist es gerade hier bei den Franken schwerer als bei ihren anderen Bruderstämmen, die concrete Basis dieses Einheitsgefühls oder Glaubens mit den Thatsachen der Geschichte oder den gewöhnlichen Hypothesen über die Völkerverhältnisse unserer Vorzeit zu vereinbaren.

Je länger, desto mehr verstärkte sich im vollen Gegensatz zu der vorigen Periode die Kraft der zusammenhaltenden Momente. Auch dafür wirkte nicht der Zufall, auch nicht bloß der Pragmatismus der äußeren Geschichte, der freilich jedem, auch dem beschränktesten Sinne den Vortheil dieser neueren Zustände im Gegensatz zu der alten Zersplitterung deutlich genug darzuthun geeignet war. So gruppirten sich nach und nach auch die anderen, noch vereinzelten Atome des deutschen Völkerlebens, und wenigstens schon im Anfang des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung war unser ganzes Vaterland, soweit es überhaupt noch in den Händen seiner alten Bewohner blieb und nicht durch den Nachschub der Völkerwanderung, Slaven und Avaren, der deutschen Art einstweilen sich entfremden lassen mußte, mit solchen Bildungen bedeckt, die jetzt als immer compactere Organismen und zunächst noch in völliger Selbständigkeit nebeneinander die gewaltige Gliederung des deutschen Volksleibes viel imposanter darstellten als jene hundertheiligen Splitter und Splitterchen der ältesten Zeit. Die Friesen im Norden — nicht mehr das altbekannte friesische Einzelvolk sondern nur der Kern einer nach ihnen genannten Verbindung — die Thüringer in der Mitte, in denen, wenn auch nicht der Name so doch das Element der Hermunduren fortlebte, und die jüngsten aber nicht die schwächsten von allen, die Baiern im äußersten Südosten, schieben sich zwischen die großen Lücken, welche die schon länger gefestigten Organismen gelassen hatten.

Jetzt war das Stammesgefühl als eine lebenskräftige Macht wie es damals keine zweite gab, in die deutsche Geschichte eingeführt. Der Erfolg zeigt immer deutlicher, daß es über jene individualisirenden Tendenzen, denen es einstmals unterliegen mußte immer entschiedenere Siege erfochten hat, wenn wir gleich die Kämpfe, die ihnen vorhergingen, nicht mehr kennen. Jetzt waren es wirkliche Stämme oder Völkerschaften, nicht mehr bloße Atome von solchen, wie einstmals, in welchen sich die Geschicke der deutschen Nation vollzogen. Aber es waren auch eben nur Stämme

und nichts weiter, es gab nur Stammesgefühl und nichts Höheres. Keine Periode der deutschen Geschichte zeigt einen so gänzlichen Mangel an alledem, was wir Nationalbewußtsein nennen, was wir noch in der vorigen Periode als eine reale Macht thätig, wenn auch nicht allein oder nur hauptsächlich thätig sahen, als diese. Sie ist ganz und ausschließlich Stammesgeschichte, und wer die deutschen Zustände des fünften und sechsten Jahrhunderts ohne ihre Verbindung nach rückwärts und vorwärts mit den Augen des gewöhnlichen historischen Pragmatismus betrachten könnte oder betrachtet hat, würde die Möglichkeit, daß sich aus dieser so massenhaft abgeschlossenen und gleichsam kristallisirten Stammesgliederung jemals eine nationale Einheit, oder auch nur aus dem absoluten, schrankenlosen Stammesgefühl ein Nationalbewußtsein entwickeln könnte, in Abrede haben stellen müssen. Vielerlei wirkte in den damaligen Gestaltungen des geschichtlichen Lebens nach diesem Ziele der Vereinzelung in Stämme hin. Schon die grenzenlose räumliche Zersplitterung dieser deutschen Völker, die Folge der Völkerwanderung und der zufälligen Verkettung der Umstände, entfremdete die früher durch nächste äußere Berührung, wenn auch nicht im brüderlichen, so doch unwillkürlich im engsten Zusammenhang gehaltenen Massen innerhalb weniger Jahrzehnte stärker von einander als es Jahrhunderte fortgesetzter Stammesfeindschaft und innerer Fehden vermocht hätten. Die Vandalen in Afrika, die Sueven an der äußersten Nordwestecke Spaniens, die Angeln in Britannien mußten von selbst vergessen, daß ihre nächsten Verwandten an den Ufern der Donau, der Oder und der Elbe wohnten. Dazu wirkten überall, mit vorher unbekannter Macht, aber überall auf andere Weise römische Einflüsse. Denn von dem Moment, wo die deutschen Sieger sich in die römische Weltherrschaft theilten, begann auch ihre Unterwerfung durch die überlegene römische Cultur. Das Christenthum erfaßte sehr rasch alle die Stämme, die sich innerhalb der eigentlichen Grenzen des römischen Reiches niederließen; um so zäher hielten die anderen im inneren Deutschland an dem Heidenthume fest. Aber auch das Christenthum selbst gedieh zu einer Ursache weiterer Zerspaltung für die Deutschen. Die Einen wandten sich dem Arianismus, die Anderen dem Katholicismus zu, und der religiöse Fanatismus, den römische Einwirkungen sehr schnell in den früher damit unbekannten Gemüthern

der Neubekehrten zu erzeugen und zu unterhalten vermochten, trug mehr als alles Andere dazu bei, den Stammhaß auf die Spitze zu treiben. Der katholische Franke fühlte sich darum in seinem innersten Wesen — denn dazu war auch ihm die neue Religion sehr schnell geworden, wenn er sie auch noch so verzerrt zu begreifen verstand — dem katholischen Römer näher verwandt als dem arianischen West- oder Ostgoten, und die Geschichte jener Zeit legt auf jedem Blatte Zeugniß von den praktischen Folgen dieses Gefühls ab. Endlich schlugen alle einzelnen deutschen Völkergruppen oder Stämme, gleichfalls durch römische Einflüsse bestimmt oder im directen Gegensatze dazu, jedenfalls aber stets auf die eigenthümlichste und abgeschlossenste Manier neue Bahnen der politischen Gestaltung, des Staats- und Rechtslebens ein. Bei aller ursprünglichen Gemeinsamkeit der Grundlage und der allgemeinen Gleichheit der bedingenden und formenden äußeren Einflüsse, brachten es die Staatsbildungen der Franken, der Westgoten, der Ostgoten, der Vandalen, Burgunder, der Sachsen und Angeln, oder auch der Alamannen, der Friesen, Sachsen, Thüringer zu einer so entschiedenen Individualität, wie sie während der älteren Periode des deutschen geschichtlichen Lebens niemals auch nur geahnt, geschweige denn erreicht worden war.

Da kann es denn nicht wundernehmen, daß kein deutscher Stamm mehr etwas von der Gemeinsamkeit des Ursprungs aller Deutschen wußte, daß die alte gemeinsame Ursage unter dem Getöse der Völkerwanderung ganz verklang. War es auch ein schwaches Band gewesen, zu schwach wenigstens, um jene eigenwilligen und selbstwüchsigen Atome zu einem Staate oder Heere zusammenzuknüpfen, ihnen einen König oder eine Verfassung denkbar oder erträglich zu machen, so war es doch immer besser als nichts. Dafür bildete jetzt jeder Stamm mit einer Vorliebe, von der früher kaum die ersten Spuren sich wahrnehmen ließen, sich auch in der Sage oder in dem, was der Naivetät des Volksbewußtseins als Geschichte galt, zu einer in sich abgeschlossenen Einheit aus. Jetzt kristallisirte sich eine fränkische, gotische, sächsische Stammessage an der Stelle der bunten Mythen, welche früher jede kleinere Völkerschaft neben der allgemeinen deutschen Ursage gepflegt hatte. Die Einmischung römischer Gelehrsamkeit oder christlicher Anklänge trug noch dazu bei, jeden solchen Mythenkreis äußerlich und innerlich

dem anderen weiter zu entfremden. Das heidnische Element mußte ohnehin überall da aufgegeben werden, wo man sich dem römischen oder arianischen Christenthum fügte. Was früher als ärgster Schimpf gegolten haben würde, die Anlehnung an das fremde, römische Wesen und die Verbindung des deutschen Vollbluts mit jenem, wurde nun von der Sage möglichst verherrlicht, gleichsam als ginge auch sie geflissentlich darauf aus, die Momente der Trennung von dem ganzen deutschen Volkskörper noch zu vermehren. So rühmten sich die Burgunder schon im vierten Jahrhundert, Abkömmlinge der Römer zu sein [37]), so wußten die Franken jedenfalls im siebenten Jahrhundert, daß sie aus Troja stammten und Anchises ihr Ahnherr wie der der Römer gewesen sei [38]), aber höchst wahrscheinlich haben sie es schon Jahrhunderte vorher gewußt.[39]) Später ließen sie sich es wohl auch gefallen für Nachkommen der tapferen Macedonier zu gelten.[40]) Aber selbst die Sachsen machten auf eine solche Ehre Anspruch: auch sie wollten, wenigstens in der ersten christlichen Zeit, von Alexander und seinem Heere abstammen.[41]) Dagegen knüpften andere noch immer an die uralten Götter, so die angelsächsischen Genealogien an Wodan, desgleichen die langobardischen, wenn auch nicht für den Ursprung des Volks, so doch für seine eigentliche Constituirung als solches, die, gleichfalls sehr charakteristisch, mit einer Empörung gegen die Herrschaft anderer Deutschen, der Vandalen, zusammenfällt.[42])

III.

In der verflossenen Periode hatte es den Anschein gehabt, als sollte das deutsche Volk in seine kleinsten Atome zerrieben werden und somit in der Geschichte spurlos zerstäuben. Jetzt war diese Gefahr überwunden, dafür eine andere desto näher getreten. Diese Einzelstämme in ihrer compacten und trotzigen Selbstgenügsamkeit konnten sehr leicht, wenn sie auf dem einmal betretenen Wege fortschritten, zu wirklichen Völkern sich abschließen, die nichts als die frühere Geschichte miteinander gemein hatten, woran sie schon lange nicht mehr dachten. Wirklich ist dieß auch einer ganzen Reihe davon geschehen. Alle selbständigen Nationen des europäischen Westens und Südwestens haben sich auf solchem Wege gebildet. Aus dem deutschen Element des fränkischen und burgun-

dischen Stammes ist die französische Nationalität erwachsen, nachdem sich die Verbindung des deutschen Wesens mit den Ueberbleibseln der celtisch-römischen Uebervölkerung zu einer unlösbaren Einheit zusammengelöthet hatte. Aus dem langobardischen Stamme sproßte die italienische Nation unter dem Einfluß ähnlicher alteinheimischer Stoffe, aus dem westgotischen die spanische, und selbst das englische Volk ist, ohne jemals eine solche leibliche und geistige Versetzung erlitten zu haben — denn die normannische Eroberung läßt sich bei genauerer Betrachtung und bei einer echt wissenschaftlichen Würdigung innerer geschichtlicher Processe im Völkerleben nicht für eine solche nehmen — doch einen so selbständigen Weg gegangen, daß es wenigstens nicht mehr im gewöhnlichen Wortsinn als deutsch bezeichnet werden kann und vielleicht schon im neunten Jahrhundert, also kaum vier Jahrhunderte nach seiner Ablösung von seiner heimatlichen Wurzel, nicht mehr als deutsch bezeichnet werden durfte. Aber auch die andern deutschen Stammesmassen, denen die Gefahr, romanisirt zu werden, ferner lag, weil sie auf uraltdeutschem Boden und mitten unter deutscher Umgebung blieben, hätten es innerhalb des deutschen Elements sehr leicht zu einer ähnlichen Abgeschlossenheit und Entfremdung von einander bringen können, wie sie die Entwickelungsgeschichte der Angelsachsen bekundet, wo sich die compacteste Nationalität ganz von Innen heraus ohne Einwirkung fremder Einflüsse, welche der Rede werth wären, so rasch kristallisirte. Die Anlage des gesammten deutschen Wesens war ja reich und vielseitig genug, daß, wenn sich der damit innerlich so nahe verwandte Trieb zur Individualisirung einer Reihe von solchen eigenthümlichen Momenten bemächtigte, wie sie in dem innern und äußern Leben der Alamannen Baiern, Sachsen u. s. w. in häuslicher Sitte, Recht und Verfassung, in Sage und Poesie, und vor Allem in dem prägnantesten Merkmale der Eigenart, in der Sprache sich entfaltet hatten, sich nach einiger Zeit unter der Begünstigung äußerer Umstände eine wirkliche alamannische, bairische, sächsische Nationalität hätte herausarbeiten können, die für alle Zeiten jeden fühlbaren Zusammenhang mit ihren Schwesternationalitäten und jedes Bedürfniß und jede Fähigkeit eines bedingten Aufgehens und einer bedingten Unterordnung unter ein höheres Ganze verlieren mußte. Es wär dann für immer um ein deutsches Volk geschehen gewesen, und ob

die deutschen Völker sich selbst und der Weltgeschichte einen Ersatz dafür hätten bieten können, ob sie auch nur die leibliche Dauerhaftigkeit zu bewahren vermocht hätten, die sie in der Blütezeit des Stammlebens allerdings versprachen, steht sehr dahin.

Da ist es denn wunderbar zu sehen und zu erwägen, welcher Werkzeuge sich die Macht, die die Geschichte lenkt, bedient hat, um das deutsche Volk als eine Einheit zu erhalten oder zu reconstituiren. Der rohe Ehrgeiz der Nachkommen Chlodwigs, das bewußte Streben der ersten größten Karolinger nach der Herrschaft über die ganze christliche Welt des Abendlandes, beide getragen von dem stärksten Selbstgefühl ihres Stammes oder Volks, des fränkischen, und einer damit im richtigen Verhältniß stehenden Energie und Zähigkeit seines Wesens haben einen deutschen Stamm nach dem andern gezwungen, aus seiner Vereinzelung herauszutreten, indem sie einen nach dem andern unterwarfen. Das gewaltige Werk hat dann Karl der Große völlig abgeschlossen. Indem er die Sachsen bezwang und ihnen nicht bloß ihre bisherige Stammesverfassung, sondern auch ihr nationales Heidenthum entriß, und an die Stelle der ersten die fränkischen Formen des Königthums und seine Beamtenschaft, an die Stelle des andern den abendländisch römischen Katholicismus setzte, hat er an diesem einen Beispiel gleichsam typisch abschließend die Aufgabe vollendet, an der Jahrhunderte in naiver Weise und ohne alle Systematik gearbeitet hatten. Was ein Chlodwig, Theoderich I., Theodebert I., Chlotar I., ein Pipin von Heristal, Karl Martell und Pipin der Kleine auf ihrem besondern Wege, ein heiliger Gallus, Fridolin, Kilian, Ruprecht und zuletzt noch Bonifacius auf einem ganz andern Wege versucht und geleistet hatten, das wurde jetzt von dem Einen, der ebenso viel von Chlodwig wie von Bonifacius in sich trug, als eine einheitliche That vollbracht.[43])

Erwägt man die Kraft und Zähigkeit des Widerstandes, womit alle deutschen Stämme sich der Vernichtung ihrer selbständigen Abgeschlossenheit widersetzten, die Jahrhunderte voll Blut und Greuel, die dazu gehörten, um ihre Freiheit zu brechen[44]), die gesteigerte Erbitterung, die als das nothwendige Ergebniß davon bei den Bedrohten oder Besiegten gegen die Eroberer und die mit ihnen verbundenen Massen Wurzel schlagen mußte, rechnet man dazu noch, daß es sich gewöhnlich nicht bloß um die nationale

Selbständigkeit, sondern auch um das, was noch tiefer mit de innersten Kerne des Menschen verwachsen ist, um die Religion d Väter handelte, so sollte als Facit gerade das entgegengesetzte w dem herauskommen, was die Geschichte wirklich zeigt. Sobald d Macht des Zwanges aufhörte, wodurch die Vereinigung der wide strebenden Elemente, wie es scheinen kann, ausschließlich bewir war, hätten diese mit um so größerer Energie wieder dem Trie der Centrifugalkraft sich hingeben müssen.[45])

Und wirklich hörte die eigentliche Macht des Zwanges sch mit Karls des Großen Tode auf. Jedenfalls aber hätten d Streitigkeiten unter dem Sohne Ludwigs des Frommen, die si in dem unvertilgbaren Hader des ganzen spätern karolingisch Hauses so lange fortsetzten, bis es selbst vertilgt war, die be Gelegenheit gegeben, die alte Abgeschlossenheit des sächsischen, ba rischen, alamannischen Stammes, die sprichwörtliche Freiheit d Friesen wiederherzustellen, indem jede Masse für sich das Joch d Franken abschüttelte, wenn man es als ein solches fühlte.

Statt dessen arbeitet sich zwar nicht auf dem geradesten We der bekanntlich nicht immer der nächste und noch seltener der be ist, aber doch mit unverkennbarer Deutlichkeit des Ziels und i Ganzen auch mit einem merkwürdigen Instincte in der Wahl d Mittel eine auch in den äußeren Formen des Staats und d Verfassung concret dargestellte Gemeinsamkeit des deutschen Volk lebens heraus, von der während des ganzen früheren Lebens un rer Geschichte nichts wahrgenommen werden konnte. Hundert Jah nach Karls des Großen Tode ist diese durchaus neue Einheit sch so fest gegründet, daß sie von da an auf geraume Zeit all Stürmen zu trotzen vermag, wie sie denn selbst nicht bloß Brausen gewöhnlicher Stürme, sondern wahrer Orkane, die sich solcher Wuth bis heute nicht mehr wiederholt haben, Wurzel g faßt hat.

Allerdings war es damals nicht schwer zur Erkenntniß kommen, daß mit der Kraft der einzelnen Theile des deutsch Volks nichts gethan sei, daß die Sachsen, die Baiern, die Thüri ger für sich allein verloren sein müßten. Denn von allen Seit tobten neue und alte Feinde und drohten das ganze deutsche V zu überfluten. Im Norden die skandinavischen Seeräuber, d Nordmannen und Dänen; im Osten die Hunderte slavischer Völk

die wenigstens in dem Einen, in tödtlichem Haß gegen die Deutschen, sich aufs Beste verstanden; im Südosten die Ungarn, die den Schrecken der Hunnenzeit mit ihrem Namen wieder erneuten; im Westen die fortwährenden Intriguen und Feindseligkeiten der französischen Karolinger, die durch eigene Schuld zu schwach, um die Krone ihres Ahnen zu erhalten, doch Alles daransetzten, um sie sich auch nicht auf dem Haupte ihrer deutschen Vettern befestigen zu lassen; im Süden schon die ersten Vorposten der Sarazenen bis in das Herz der Alpen vorgeschoben — das waren Zustände, die auch dem schlichtesten Verstande die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens aller deutschen Stämme, die seit Karl dem Großen in einem Reichsverband einbegriffen waren, einleuchtend machen konnten.[46])

Aber doch hätte die bloße Reflexion nicht ausgereicht, so leicht man darauf kommen mußte und so unwiderleglich ihre Schlüsse waren. Es ist auf stille und unmerkliche Art hervorwachsend — daher auch erst wahrzunehmen, als die Früchte geerntet werden konnten — die in der Tiefe immer noch lebendige, wenn auch von der Oberfläche der Geschichte ganz verdrängte Kraft des Gesammtbewußtseins der Nation gewesen, die das letzte und innerste Einheitsband gebildet hat. Mit bloßer Reflexion machen sich dergleichen gewaltige geschichtliche Processe nicht: hier wirken elementare Kräfte, der Instinct, das Gefühl der Massen viel mehr als die nüchternen Sätze, die sich der Verstand doch immer erst hinterher aus den Thatsachen abstrahirt. Je gewaltiger einst die Flut des bloßen Stammesgefühls gegangen war, so daß sie dem Anschein nach das ganze Nationalbewußtsein verschlungen hatte, desto stärker war dafür naturgemäß auch wieder der Rückschlag dieses Nationalbewußtseins, weil es eben nur beiseite geworfen oder überflutet, aber nicht zerstört werden konnte. Vieles half dazu, daß es so kam. Die Theilung des großen karolingischen Reichs, die selbständige Constituirung einer seiner Hauptmassen, in welcher das deutsche Element überwog oder fast ausschließlich vertreten war, die Ausgleichung vieler äußern und innern Gegensätze des deutschen Sonderlebens durch die unwillkürlichen Einflüsse, der, wenn auch nur aufgezwungenen, fränkischen Reichseinheit — und hierher läßt sich selbst das Christenthum und die katholische Kirche stellen, obwohl sie sehr bald nicht mehr als fremdartig, sondern als völlig

eingebürgert, als ein wesentlicher Bestandtheil des deutschen Lebens gelten konnten — aber alles dieß half doch nur dazu und würde ohne jene elementare und deshalb im letzten Grund unbegreifliche und unerklärliche Macht nichts gewirkt haben.

Wer denkt hier nicht an ein im innersten Wesen ganz ähnliches Phänomen in unserer älteren deutschen Geschichte?[47]) An jene wunderbare Phase, wo aus einer grenzenlosen Zersplitterung in mikroskopische Theilchen plötzlich organische Gebilde zusammenwuchsen, die wenigstens für ihre Zeit und Umgebung den Geschicken der deutschen Nation im Ganzen und im Einzelnen eine völlig neue Gestalt gaben? Wie einst die Stämme, denn diese sind die neuen Gebilde gewesen, auf gleichfalls unerklärliche Art durch ein Wunder, wie alles Große in der Geschichte, sich in die Mitte des deutschen Lebens stellten, wie das Stammesgefühl in einer vorher ungeahnten Mächtigkeit die eigentlich zusammenhaltende Kraft, der Lebensgeist der deutschen Nation wurde, so jetzt das Nationalbewußtsein, gestützt auf die äußern Formen der politischen Einheit, eines deutschen Reichs und Staats und wiederum sie bedingend und haltend, die ohne jenes weder hätten entstehen noch auch nur einen Moment leben können.

Da ist es denn auch nicht Zufall, daß jetzt auf einmal statt der Sachsen, Franken, Baiern, Friesen, mit denen es die vorige Periode ausschließlich zu thun hatte, der Name des deutschen Gesammtvolks massenhaft hervorbricht.[48]) Officiell wurde zunächst das Wort deutsch noch nicht in die Sprache des Staats, der Herrscher und der von ihnen ausgehenden Acte, oder der Kirche und was damit zusammenhing eingeführt. Aber im gewöhnlichen Leben brauchte man das Wort thiudisc, diutisc, latinisirt theodiscus, überall und stets in dem prägnantesten Sinn, um den nationalen Gegensatz des ganzen deutschen Volks gegen die Walchen und Winden oder gelehrt die Einen Romani, auch Latini, die Andern Sclavi, Veneti, auch Sorabi genannt, zu bezeichnen, zugleich um das allen deutschen Stämmen Gemeinsame im Gegensatz zu ihren Besonderheiten hervorzuheben. Natürlich dachte man dabei zuerst an das erste und nächste Merkmal jeder Nationalität, die Sprache, aber wenn man nun deren Einheit und Zusammengehörigkeit so recht gründlich empfand, so empfand man damit auch die Einheit und Zusammengehörigkeit des deutschen Wesens in den tausendfältigen

anderen Beziehungen, die von der Sprache ausgehen und auf sie zurücklaufen.[49]) Wollte man recht gelehrt sein, so sprach man wohl von nos Teutones oder Teutoni, Teutonici, auch einem Teutonicum regnum, wobei man ohne Bedenken die deutschen Laute des Wortes thiudisc, diutisc, in die nächst anklingenden teutonicus umsetzte, zumal da auch noch von der antiken Literatur her möglicherweise ein ähnlich erweiterter Gebrauch dieses Ausdrucks bekannt war.[50])

Wer die Stetigkeit in solchen Dingen zu schätzen versteht, wird freilich geneigt sein, in diesem jetzt so üppig wuchernden Worte diutisc nicht ein neues Product, sondern nur eine Wiederbelebung eines uralten Gutes der Sprache und des Volksbewußtseins zu sehen. Es ist jetzt neu aus dem Winkel hervorgeholt worden, in den es während der ausschließlichen Herrschaft des Stammeswesens verwiesen war.[51])

Officiell hieß das Reich und Volk immer noch das der Franken oder Ostfranken und sein König König der Franken oder Ostfranken, oder wie ihn höchst charakteristisch ein Urkundenformular dieser Zeit nennt[52]): Herrscher der Franken, Schwaben, Baiern, Thüringer und Sachsen, womit ganz gleichbedeutend König in Ostfranken oder Germanischer König wechselt.[53]) Aber es stand fest, daß alle Stämme gleichen Antheil daran besäßen, einander an Freiheit und Recht völlig gleichgeordnet und eben deshalb zu einem untrennbaren Ganzen verbunden seien. Was Einhard, der Zeitgenosse Karls des Großen und Ludwigs, mehr mit prophetischem Blicke in die Zukunft als der prosaischen Wirklichkeit seiner Tage gemäß, von dem Verhältniß der Sachsen zu den Franken sagt, daß sie sich dem fränkischen Reiche eingefügt hätten, 'ut abiecto daemonum cultu et relictis patriis caerimoniis, christianae fidei atque religionis sacramenta susciperent, et Francis adunati, unus cum eis populus efficerentur'[54]), das hat die geschichtliche Sage schon bis zu Ludwigs Enkel, Karl dem Dicken, in ihrer Art ausgemalt, indem sie wie überall den wesentlichen Kern mit sinnigem Verständniß bewahrte, wenn sie ihn auch mit unwesentlichen und unbegründeten Zuthaten umhüllte. Die Franken haben die Sachsen nicht besiegt, sondern ein feierlicher Vertrag zwischen beiden, gleich edeln, gleich mächtigen Stämmen hat beide zu einem großen christlichen Volke vereint, das einem geweihten König gehorcht.[55]) Das

ist der vielgenannte Friede zu Selz oder Salz, der in der That niemals geschlossen worden ist, obwohl die Sage ganz richtig das Bild ihrer Zeit, das wirkliche Verhältniß der beiden Stämme im Bewußtsein der deutschen Nation, und setzen wir hinzu, das aller anderen Stämme reflectirt.[56])

Früher hatten die Franken ihr Selbstgefühl nur für sich. Es war mächtig, fast grenzenlos, und sie hatten auch ein gewisses Recht dazu. Aber jetzt übertrug es sich durch eine leise Wendung, die Niemand bemerkte, auch auf alle andern deutschen Stämme, die sich in dieser Art ihre gemeinschaftliche Bezeichnung als Franken recht wohl gefallen ließen, ohne daß sie irgend vergaßen, wer sie eigentlich waren. Sie waren Franken, insofern an dem fränkischen Namen der Begriff des deutschen Staats und Königthums haftete, außerdem aber, wo der Franke nur als ein Mann des besondern Stammes auftrat, stand er auf derselben Linie mit dem Sachsen und Baier, denn alle diese fühlten sich jetzt nicht mehr als Besiegte und mit Gewalt Zusammengezwungene, sondern als freiwillig aneinandergeschlossene Glieder eines großen Körpers, der von dem frischesten Selbstgefühl zu strotzen begann, wenn es auch noch immer nicht ein ungetrübtes Gemein- oder Gesammtgefühl war, sondern erst auf dem Wege sich dazu umzubilden.

Zwei immer mächtiger werdende Ströme lassen sich mit leichter Mühe als seine hauptsächlichste Triebkraft unterscheiden, die häufig in innigster Vereinigung ihre eigene Kraft noch verstärkten, aber auch da, wo jeder für sich sein besonderes Bett suchte, friedlich nebeneinander herflossen. Der eine ist das christlich-kirchliche Interesse, welches das noch vor Kurzem heidnische, oder nur äußerlich christliche deutsche Volk zu erfüllen und innerlich zu erwärmen begann, der andere die Idee der Wiedererneuerung der römischen Weltherrschaft im deutschen Reiche und durch das deutsche Volk.

In der vergangenen Zeit war es der fränkische Stamm allein gewesen, der sein ohnehin schon so mächtiges Selbstgefühl durch das Eine wie durch das Andere noch mehr genährt hatte, ohne den übrigen deutschen Bruderstämmen Theil daran zu gönnen. Es giebt keinen prägnantern Ausdruck dafür als die stolzen Worte des Prologs[57]) zu dem fränkischen Stammrechte, der Lex salica: da nennen sich die Franken selbst „das hochberühmte fränkische Volk, von Gott gegründet, tapfer in den Waffen, beständig im

Frieden, tief im Rath, edel durch den untadelhaften Glanz des Leibes, von herrlicher Gestalt, kühn, schnell und gewaltig, neulich bekehrt zum katholischen Glauben und frei von aller Ketzerei". Da heißt es: „Hoch lebe Christus, der die Franken liebt, er beschütze ihr Reich, er erfülle ihre Herrscher mit dem Lichte seiner Gnade, er beschirme ihr Heer u. s. w. Denn das ist das Volk, das tapfer und kräftig das römische Joch von seinem Nacken geschüttelt hat mit dem Schwerte, das nachdem es die Taufe angenommen, die Leiber der heiligen Martyrer, die die Römer einst auf dem Scheiterhaufen verbrannt oder mit dem Beile hingerichtet oder den Bestien zum Zerreißen vorgeworfen hatten, mit Gold und köstlichem Gesteine geschmückt hat." [58]) Man sieht, das Bewußtsein, das auserwählte Volk des Herrn zu sein, für ihn ebenso viel gethan zu haben wie er für sein Volk, und der felsenfeste Glaube, daß es die unvergleichlichen Vorzüge des Leibes und der Seele sind, die ihm diesen Rang verdient haben, hat sich schon bei den ältesten Vorfahren unserer westlichen Nachbarn in einer Stärke und Naivetät auszusprechen vermocht, denen selbst die moderne Zeit, namentlich was die Naivetät betrifft, nichts an die Seite stellen kann. Ein solches Selbstgefühl ließ den fränkischen Stamm oder den Franken, auch da, wo es sich um ganz gewöhnliche, mechanische Geschäfte des Rechts handelte, jedesmal, wenn er seinen eigenen oder Stammesnamen nannte, dieß nicht anders thun als unter Hinzufügung der hochtönendsten Epitheta. So in der Beschreibung der Mark, der Grenze der Flur des fränkischen Ortes Würzburg aus dem Jahre 779, wo es heißt: 'frono ioh friero franchono erbi', das Erbe der herrschenden und hochfreien Franken. [59]) Als seit Karl dem Großen die Kaiserwürde, die höchste der Welt, wieder erneuert war, da ruhte sie nicht sowohl auf ihm als auf dem ganzen fränkischen Volke. Denn es verstand sich von selbst, daß alles was das Haupt ehrte, auch die Glieder ehren mußte, daß das Haupt nichts für sich erwerben konnte, was nicht auch den Gliedern zukam, da sie in ihrem kräftigen Selbstbewußtsein stets festhielten, daß sie es gewesen waren, die durch ihren Willen und ihre Arbeit die Ehren erworben, ihren Herrscher zum Herrscher der ganzen Welt gemacht hatten. Jetzt war „der Romulische Name" auf die Franken übergegangen; das Reich hieß ebensowohl das römische wie das fränkische, oder das der Franken und Römer, und selbst

wenn es ausschließlich als das römische bezeichnet wurde, so verstand es sich stillschweigend, daß man unter den Römern Franken dachte. [60])

Aber alles dieß gehörte bald ebensogut den andern deutschen Stämmen, denn es war keine bloße Phrase, wenn die Sachsen ein Volk mit den Franken zu sein behaupteten. Es hieß so viel, daß sie, und ebensowohl wie sie auch alle andern deutschen Stämme, alle Ehre, allen Vortheil, den das Reich gewährte, als Gemeingut beanspruchten, wie sie gemeinschaftlich alle Arbeit und Gefahr dafür trugen.

Es ist beachtenswerth, daß gerade in diese Zeit der Vermittelung und Erweiterung der Sondergefühle zu einem mächtigen Nationalbewußtsein der erste Aufschwung einer deutschen Literatur fällt, die von da an in allem Wechsel der Dinge doch als ein organisches Gebilde fortgewachsen ist. Damals trägt sie noch ausschließlich kirchlichen Charakter: ihr talentvollster und wirksamster Vertreter, Otfrid, hat sein Evangelienbuch in directem Gegensatz zu den unsittlichen Liedern der Laien, des Volks gearbeitet [61]), wie ja auch das Reich und das Großleben der Nation sich um kirchliche Interessen dreht. Denn selbst der Nationalkampf an den Grenzen, gegen die Slaven, Nordmannen, Ungarn und bald auch Sarazenen war ja für diese Auffassung ein Glaubenskrieg, weil alle diese Feinde zugleich und, wie man es damals empfand, zuerst Feinde der Kirche Gottes waren. Aber dieser selbe starre Mönch Otfrid, wie ist er geschwellt von Nationalstolz, sobald er auf die Herrlichkeit, auf die Verdienste seines Volks zu reden kommt! Wie rollen da seine sonst so spröden Verse, wie ist da Alles Wärme, ja Feuer, wo er es sonst mit dem besten Willen nicht über eine laue Stimmung hinauszubringen vermag, wo wenigstens der heutige Leser den in der Tiefe des Gemüths des Dichters rauschenden Strom der Begeisterung vor dem Sande und Schutte müssiger Flickwörter, gezwungener Reime und geschnörkelter Moral sammt frostiger Gelehrsamkeit nicht mehr hören kann! Niemand wird seine Zueignungsverse an König Ludwig den Ostfranken — derselbe, den die Gelehrten Germanicus hießen und der uns noch heute mit Recht Ludwig der Deutsche heißt — selbst seine wohlgedrechselten Floskeln an seinen geistlichen Gönner, den schon genannten Erzbischof von Mainz noch weniger seine Worte an das deutsche Volk im Ganzen lesen

ohne von dem Strome dieses nationalen Hochgefühls erfaßt und freudig mit fortgerissen zu werden. Und dieser Otfrid dichtet in fränkischer Zunge, aber mit eigener Hand hat er dieß Wort „fränkisch" in seinem Latein mit theotisce wiedergegeben[62]), zum klarsten Beweis, daß fränkisch und deutsch ihm wie allen anderen Zeitgenossen zusammenfiel, daß er nicht daran dachte, für den einen Stamm zu dichten, sondern für das ganze deutsche Volk. Wie hätte er dieß auch wollen können, wenn es ihm um jene große Wirkung zu thun war, die er sich zum Ziele gesetzt hatte, die Gründung einer echt christlichen Poesie, die bei seinem ganzen Volke jene widerwärtigen Reste des Heidenthums, jene bedenklichen weltlichen Lieder, aus dem Kopfe und aus dem Herzen verdrängen sollte? Wie hätte er es wollen können, wenn er, wie Jacob Grimm, also der eigentliche Urtheilsberechtigte in diesen Dingen, überzeugt ist, von Herkunft ein Alamanne, nicht einmal ein Franke im engeren Wortsinn war?[63])

Otfrid so wenig wie andere Gleichgesinnte haben ihr Ziel zu erreichen vermocht: das deutsche Volk hat sich seine angefochtene heimische Poesie nicht nehmen lassen, und ihr heidnischer Geist ist ihr unbewußt noch lange geblieben, nachdem sie schon in christliches Gewand gehüllt war. Aber sie haben etwas Anderes erreicht, was der Nation viel mehr zu statten kam. Sie sind die Schöpfer einer einheitlichen Sprache des höheren Ausdrucks, zunächst für die Literatur, geworden, die vorher, wenn vielleicht auch in den ersten Keimen vorhanden, jedenfalls keine Macht der Geschichte war. Aber jetzt wurde sie eine solche: an der Stelle der wirren und krausen Dialekte, in denen jeder Stamm auch hierin seinen besonderen Weg gegangen war, wuchs aus der Verbindung der verschiedenartigsten Elemente eine wohlgefügte deutsche Sprache, deren organischer Lebenslauf bis auf den heutigen Tag wohl periodenweise ins Stocken gerathen, aber niemals mehr unterbrochen werden konnte. Auch dieß gewaltige Band der Einheit und diese reichste Nahrung für das Nationalbewußtsein ist in dieser Periode erwachsen.

IV.

Die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser ist bekanntlich die eigentliche Glanzperiode unserer deutschen Geschichte des Mittelalters. Als ein mehr leuchtendes wie erwärmendes oder heilverkündendes Abendroth schließen sich die hochromantischen Staufer daran, um von der Nacht der schrecklichen kaiserlosen Zeit spurlos verschlungen zu werden. Diese Zeit ist zugleich diejenige, in welcher das Gesammtbewußtsein der Nation und das Sondergefühl der Stämme auf die harmonischste Weise sich ausgeglichen hatten, wo das Eine das Andere bedingte und hob und Keines ohne das Andere gedacht werden konnte. Es ist nicht schwer, zu erkennen, daß gerade hierin der hauptsächlichste Grund für jene reiche, großartige und fruchtbare Gestaltung unserer deutschen Geschichte in dieser Periode zu suchen ist, wie umgekehrt der Schwung, der sie erfaßt hatte und vorwärts trieb, auch sich von selbst dem Gesammtbewußtsein der Nation und dem Sondergefühl ihrer großen Glieder mittheilte und sie in ein vollkommen richtiges Gleichgewicht brachte.

Jeder Stamm sieht seine besondere Ehre, sein besonderes Recht, seine besondere Verfassung unter seinem einheimischen Herzog, seine besondere Art begründet und beschützt in der Ehre, in dem Rechte, in der Verfassung, in dem Wesen des Allgemeinen, des Reichs oder der deutschen Nation, und auf den verständlichsten Ausdruck gebracht in der Idee des Kaiserthums und der Person des Kaisers, die allen gehören. In der That haben Sachsen, Franken, Schwaben, Baiern — in ihrem Heinrich III., als Kaiser Heinrich II., der zwar seiner Abkunft nach ein Sachse war, aber für das unmittelbare Volksgefühl als ein Baier galt — dem Reiche abwechselnd und wetteifernd seine Häupter gegeben.

Ueberall begegnen uns die beredtesten Zeugnisse für diese große Thatsache, die man wohl als den Schlüssel für das Verständniß der größten Periode unseres Mittelalters bezeichnen darf. Nichts erscheint ehrenvoller als die Ehre des eigenen Volkes zu erhöhen. Wenn der korveier Mönch Widukind dieß zunächst von seinem sächsischen Volke oder Stamme meint, wenn er mit einfachen Worten geradezu sagt, Niemand möge sich wundern, daß er, der zuerst die Thaten der Kämpfer des Herrn verherrlicht habe, nun die Thaten seiner Fürsten verherrlichen wolle, weil er

in jenem Werke seiner Standespflicht Genüge gethan, jetzt aber seinem Stamme und Volke seine liebevolle Verehrung zeigen wolle, wenn er mit einem Feuer, das bei einem Mönche nach unseren Begriffen fremdartig erscheint, die Großthaten seines Stammes im Kampfe gegen Thüringen und Franken darstellt und hier und da unwillkürlich fast zum epischen Dichter wird, so mag man darin noch immer das Walten des besonderen sächsischen Stammesgefühls in seiner ganzen Kraft sehen.[64]) Aber überall da, wo ein Früherer, der dasselbe darzustellen gehabt hätte, den Gegensatz zu den anderen deutschen Bruderstämmen als das eigentliche Lebenselement des heimischen so schroff als möglich hätte herauskehren müssen, da läßt dieser Zeitgenosse der größten deutschen Helden des Mittelalters, seiner sächsischen Fürsten und deutschen Kaiser, die Ehre, die Kraft, die Macht der anderen ganz als gleichberechtigt neben dem sächsischen Sondergefühl gelten. Er verhält sich zu den anderen Stämmen gerade so, wie sich das fränkische Sondergefühl in Otfrids Auffassung zu dem allgemein deutschen Bewußtsein verhält. Eins ist untrennbar mit dem Anderen verwachsen und lebt und webt in dem Anderen. Dafür aber gehen die Wogen seines Stolzes desto höher, wenn er den Gesammtgegensatz der deutschen Art gegen alles Fremde, es mag heißen wie es will, empfindet. Man höre nur, wie er die Redefertigkeit seines großen Zeitgenossen, Otto I., in fremden Sprachen erwähnt: „Otto versteht in slavischer und romanischer Sprache zu reden, aber es geschieht selten, daß er sie des Gebrauches würdigt!“ [65])

So faßt auch die große sogenannte Kaiserchronik das Verhältniß der Stämme untereinander und zur Gesammtheit auf. Jeder Stamm erhält seinen besonderen Antheil von Ehre und Ruhm, beinahe systematisch zugewogen, von jedem werden Großthaten, Abenteuer und Siege in buntem Gewirre des bloßen Mythus und der halbgeschichtlichen Sage erzählt: von den „edeln“ Franken, wie von den „streitkühnen“ Baiern, von den „klugen“ Schwaben, den „grimmigen“ Sachsen.[66]) Aber über allen schwebt die Kraft und die Macht des deutschen Volks und Reichs: Deutsche sind es gewesen, die es dem Cäsar durch ihre Tapferkeit erstritten haben.[67]) So ist es von Anfang an auf und durch die Deutschen gegründet und durch Karl den Großen wieder an sie gebracht. So oft diese halb weltliche, halb geistliche Sagendichtung die

Kämpfe einzelner deutschen Helden mit den Fremden zu schildern hat, so versteht es sich für sie von selbst, daß die Deutschen, gleichviel ob Sachsen, Baiern, Franken oder wie geheißen, siegen müssen, aber wo sich diese selben Fürsten und Völker gegen das Reich und den Kaiser setzen, da trifft sie immer Unglück. Es kann kaum ein naiveres Zeugniß über die Art und die Begründung des damaligen Nationalbewußtseins im Gegensatz zu den particularistischen Regungen gedacht werden als dieses.

Dasselbe Bewußtsein geht auch bis in die Anschauungsweise der Fremden von deutschen Zuständen dieser Zeit, offenbar weil es im deutschen Wesen selbst so fest gewurzelt war. So in jenem, wie deutliche Spuren zeigen, vielgelesenen und weitverbreiteten[68]) geographisch-ethnographischen Wörterbuche, das auf Isidors 'Origines' und andere Ausläufer der antiken Wissenschaft gegründet, neueste und alte Fabeleien, krause Gelehrsamkeit und nüchterne Beobachtung der Wirklichkeit auf die wunderlichste Art vermengt, fast ebenso wie es die deutsche Kaiserchronik thut. Wir beziehen uns auf diejenige Redaction, in der es lateinisch und zwar im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts und vermuthlich in Oberitalien, abgefaßt erscheint.[69]) Da werden denn die einzelnen Provinzen von Alamannien oder Germanien in bunter Reihe aufgezählt, wie es die alphabetische Ordnung mit sich bringt. Jede erhält als Zugabe eine kurze Charakteristik ihrer Bewohner: so Frisia: „Ein Volk tapfer und stark, hohen Leibes, festen und trotzigen Muthes, ein freies Volk, keinem auswärtigen Herrn unterworfen; sie bieten sich gern dem Tode um der Freiheit willen und ziehen ihn dem Joch der Knechtschaft vor u. s. w." Saxonia: „Das Volk war stets ein sehr kriegerisches, von schöner Gestalt, hohem Körperbau, großer Stärke und Kühnheit." Thuringia: „Das Volk ist wie sein Landesname Thuringia hart (von durus abgeleitet) gegen die Feinde und sehr tapfer. Ein zahlreiches Volk, von schöner Gestalt, tapferer Art und beständigen Sinnes." Westfalia: „Das Volk ist von schöner und hoher Gestalt, schönem Gesichte, tapferen Leibes, kecken Geistes. Sie haben eine zahlreiche und wunderbar kühne Ritterschaft, bereit und stets gerüstet zu den Waffen, feste Städte und die stärksten Burgen und feste Orte auf Bergen und in der Ebene." Aber alles dieß läuft doch nur aus von dem Lobe der gemeinsam deutschen Art und läuft dahin wieder zurück. Da heißt

es[70]): „Die deutschen Stämme sind zahlreich, mit gewaltigen Leibern, starker Kraft und großer Kühnheit, ungebändigt, auf Raub und Beute und Jagd gestellt, von schönem Antlitz und blondem, schönem Haar, freigebigen Sinnes und heiterer Gemüthsart und unter allen am meisten die Sachsen" (deren Lob hier schon im Voraus mit großem Nachdruck erklingt), oder wie dieß dieselbe Quelle viel ergötzlicher in provenzalischen Versen aufzählt:

Grandas de statura,
Ardidas per natura,
So grans cassadors
Et trebalhadors;
Alegres et gaujozes,
Han saurs pels en color
So liberal de cor.[71])

Niemand hat dem deutschen Nationalbewußtsein des Mittelalters einen kräftigeren und schöneren Ausdruck zu geben verstanden, als „der reichste und vielseitigste unter den Liederdichtern des dreizehnten Jahrhunderts", wie ihn Lachmann mit Recht bezeichnet[72]), Walther von der Vogelweide. Bei ihm bezieht sich Alles auf die Idee des Reichs und des Volks, des ganzen deutschen Volks, von jenem hellklingenden: Ir sult sprechen willekomen[73]), bis zu den zürnenden und strafenden Sprüchen, mit denen er den welschen Papst und die undeutschen Friedensstörer im Reiche brandmarkt. Diese Poesie ist so völlig allgemein deutsch, daß es trotz der unzähligen Beziehungen, die sie zu dem äußeren Leben des Dichters hat, doch immer noch nicht möglich geworden ist zu entscheiden, was für ein Landsmann der Dichter war, ob ein Franke oder ein Oesterreicher[74]), oder vielleicht gar, wie man wenigstens früher glaubte, ein Schwabe, hoch oben aus dem Thurgau.[75]) Gleiches gilt von seinen Kunst- und Gesinnungsgenossen jüngeren Datums, die ihn freilich als Dichter nicht erreichen, einem Reinmar von Zweter, einem Wernher, einem Konrad von Würzburg. Aber auch die Fremden erkennen den Vorzug der deutschen Art an, wie es in den wohlgemeintesten und herzlichsten Worten, noch dazu deutschen, der Italiener Thomasin von Zirclar, der Zeitgenosse Walthers, gethan hat.[76])

Es darf nicht Wunder nehmen, daß dieß nationale Selbstbewußtsein leicht und oft die Grenzen überschritt, innerhalb deren

es den Fremden, und selbst dem nüchternen einheimischen Beurtheiler erlaubt oder erträglich schien.[77]) Spätere Jahrhunderte haben unsern Blick an so entgegengesetzte Erscheinungen gewöhnt, daß es uns ganz seltsam vorkommt, wenn wir den unerträglichen Hochmuth und Dünkel, die grenzenlose Anmaßung der Deutschen, ihr stolzes, rücksichtsloses Auftreten, ihre wilde Wuth, ihr alle Schranken durchbrechendes Ungestüm ihnen allerwärts als hauptsächlichste Nationalfehler vorgeworfen sehen.

Natürlich fehlte es auch in der Zeit, wo sich das Stammesgefühl in dem Bewußtsein der Einheit und Größe der Nation ebenso sehr befriedigte und befestigte, nicht an jenen Reibungen der Sondergefühle, die einst jede Gemeinsamkeit der ganzen Nation verhindert hatten. Aber sie erschienen jetzt nur als elementare Vorgänge, ohne directen Einfluß auf die Gestaltung des ganzen nationalen Lebens. Es mögen uralte Vorwürfe, Neckereien und Spottreden sein, die durch das ganze Mittelalter fortklingen, und bis zum heutigen Tage nicht verklungen sind, wenn man den Baiern ihren Hochmuth, ihre Gefräßigkeit, ihre Raubsucht, den Sachsen ihre Wildheit und ihren Trotz, den Schwaben ihre Armut und Bedächtigkeit, den Friesen ihre unergründliche Gurgel und ihr schlechtes Christenthum, den Thüringern ihre dürftige Kost, ihren Geiz und ihre Vergnügungssucht, oder den Einen dieß, den Andern jenes bald mit gehässiger Bitterkeit, bald mit launigem Spotte vorrückte, wie dergleichen unter Nachbarn und den nächsten Blutsfreunden natürlich stets vorgekommen ist und stets vorkommen wird. Auch fehlte viel, daß sich diese Häkeleien nur auf die Stämme beschränkten, so daß eine Reaction des Stammesgefühls gegen das Allgemeine oder gegen die andern Glieder desselben als seine Quelle gelten könnte: mitten im Kreise eines und desselben Stammes, von einem Gau zum andern, von einer Stadt, von einem Dorfe zum andern, ja von einem Hause zum andern hat dergleichen immer gegolten, seine Nahrung und auch sein Recht gehabt, ohne daß das Stammesgefühl als solches dabei im geringsten betheiligt gewesen wäre. Wohl aber konnte auch dieses zum Gegenstand des Spottes oder des Angriffs gemacht und umgekehrt von ihm aus alles andere, was nicht in seinem nächsten Bereiche lag, damit überschüttet werden.[78])

Dieß Alles hätte die mittelalterliche Herrlichkeit des Reichs, die Kraft des Nationalbewußtseins nicht gebrochen; ganz andere Ursachen haben die Eine und die Andere vernichtet, oder wie wir von der Letztern hoffen müssen, nur herabgedrückt, ohne ihre dereinstige Wiederbelebung unmöglich zu machen. Das Reich ist gefallen durch den Kampf der Kirche gegen die weltliche Macht, der Päpste gegen die Kaiser, und durch das Hervorbrechen der localen Individualitäten, des Particularismus der Fürsten, bald auch der andern staatlichen Gebilde der Zeit, der Städte, des niedern Adels, die sich alle auf Kosten der Centralgewalt ihre abgeschlossene Existenz erkämpften und behaupteten. In diesem Jahrhunderte dauernden Kampfe hat das Stammesgefühl niemals allein die Rolle einer auflösenden Kraft übernommen: das Reich ist nicht wieder in die natürlichen Bestandtheile der einzelnen Völkergruppen, aus denen es einst hervorgegangen war, zerfallen, sondern in eine Anzahl atomistischer Gebilde, die mit dem Stammeswesen zunächst nichts zu thun haben. Wohl aber hat der Gegensatz der Stämme, wo er sich den andern trennenden Momenten beigesellte, deren Kraft gelegentlich verstärkt, so etwa in dem Kampfe der deutschen Fürsten gegen die aufs höchste gesteigerten Ansprüche der Kaisermacht unter Heinrich IV. und V. Und so ist es fortan geblieben: unsere frühern Kaiser hatten schon seit den Ottonen durch ihre systematische Politik die alten politischen Bande der einzelnen Stämme, wie sie sich an die National- oder Stammesherzogthümer hefteten, gründlich zerstört, indem sie alle widerstrebenden, eigentlich particularistischen Elemente innerhalb der Stämme — die einzelnen Fürsten und Vasallen gegen die Herzoge — möglichst verstärkten, bis ein Herzogthum nach dem andern, oder ein politisches Stammesganze nach dem andern gesprengt war. Aber dafür trat ihnen nun, wo sie durch diesen gewaltigen Kampf und den noch gewaltigern gegen die Suprematie des Papstthums aufs äußerste erschöpft waren, der hundertköpfige Particularismus der fürstlichen Selbständigkeit entgegen, und diesen vermochten sie nicht mehr zu besiegen.

Deutsche Reichsbürger des vorigen Jahrhunderts.

[Grenzboten, Jahrg. 1869. S. 328—338.]

Als Commentar zu einer einzigen Seite im zweiten Buch
Wahrheit und Dichtung tritt ein stattlicher Band von 380 Sei
auf: „Die Brüder Senckenberg. Eine biographische Darstellu
Nebst einem Anhang über Goethes Jugendzeit in Frankfurt a.
von G. L. Kriegk.“ Manchen, der ihn zuerst in die Hand nim
mag der Gedanke beschleichen, ob damit des Guten nicht doch
viel gethan sei. Insofern bloß die Exegese Goethes berücksich
wird, könnte sich die Sache freilich viel kürzer fassen lassen
sie ist auch in der bisherigen Goethe-Literatur immer nur als
nebensächliches Beiwerk behandelt, ohne daß das Verständniß
Textstelle etwas an seiner wünschenswerthen Durchsichtigkeit
behrt hätte. Keiner der drei Brüder Senckenberg gehört zu
Männern, welche auf die Entwickelung des Knaben Goethe dire
Einfluß geübt haben, und der Mann und Dichter Goethe ist
späteren Leben nur mit einem davon in vorübergehende Berühr
getreten. Sie können nur als Staffage seines frankfurter Jug
bodens gelten und demgemäß hat er sie auch mit gewohnter Meis
schaft als pikante Nebenfiguren behandelt. Dennoch verlohnte
der Mühe, ihrem Andenken ein besonderes Buch zu widmen
zwar gerade von dem Standpunkt, den sich sein Verfasser gle
sam durch Naturnothwendigkeit gewählt hat. — Zwei der Brü
gehören in eminentem Sinne der Geschichte der Wissenschaften
Heinrich Christian, der berühmte Reichshofrath, an ausgebreit
Gelehrsamkeit dem größten deutschen Publicisten seiner Zeit,
älteren Moser, gleich, an Gründlichkeit und Tiefe ihm weit üb
legen und an menschlichem Werthe gewiß nicht unter diesem sei
Rivalen; Johann Christian, der zweite der Senckenbergischen Brü
ist weltbekannt als Begründer der Senckenbergischen Stiftun
die für die Pflege der Medicin und Naturwissenschaften in Deut
land sich die größten Verdienste erworben haben. Beide sind
werth, als Männer der Wissenschaft auch in unseren Tagen
kannt und dargestellt zu werden. Aber darauf hat es ihr

graph nicht abgesehen, obwohl er selbstverständlich auch diese Seite ihres Wesens sorgsam beachtet. Als der gründlichste Kenner der frankfurter Localgeschichte, nicht bloß deshalb, weil er das Stadtarchiv berufsmäßig wie kein Anderer kennt und benutzt, sondern auch, weil ihm bei umfassender und gediegener historischer Bildung doch die Erforschung der heimatlichen Geschichte zur alleinigen Lebensaufgabe geworden ist, giebt er hier im biographischen Rahmen ein gutes Stück Culturgeschichte seiner Heimat. Es wird uns daraus die Kenntniß des Bodens, der so eigenthümliches Gebilde, wie jene Goetheschen „Drei Thesen" erzeugte, in oft überraschender Weise erschlossen. Derselbe Boden hat gleichzeitig auch Goethe selbst erzeugt und insofern hat die allgemeine deutsche Culturgeschichte ein vorzügliches Interesse sich mit seiner Erforschung zu beschäftigen. Mag auch Goethe selbst nicht andere Notiz genommen haben von diesen Senckenbergischen Brüdern als von einer stattlichen Reihe anderer Originalgenies oder seltsamer Figuren seiner Jugenderinnerung, so ist es doch unsere Sache zu wissen, daß ein und derselbe Boden ein und dieselbe Flora trägt, und daß auch ein Goethe ein Kind seiner Erde ist. Die genetische Einsicht in das Jugendwesen des Dichters erhält auf diese Art mindestens ebensoviel Förderung als durch die Mittheilung seiner frühesten literarischen Versuche, ja in gewissem Sinne noch größere als durch dergleichen Reliquien, denen doch immer etwas Zufälliges und Sporadisches anklebt.

Aber noch von anderer Seite her ist aus dem Buche viel zu lernen und zwar, wie hoffentlich Viele bedünken wird, Wichtigeres, als was zum Verständniß Goethes gehört. Für das innerste Wesen des frankfurter Volksgeistes im vorigen Jahrhundert giebt es keine lehrreichere Darstellung als diese, die sich ganz von selbst zu einer Geschichte der socialen und politischen Zustände der Stadt während der Lebenszeit der Brüder Senckenberg gestaltet. Frankfurt war unzweifelhaft damals, wie schon im Laufe des ganzen siebenzehnten Jahrhunderts der für die innere Gestaltung des süddeutschen Volksgeistes wichtigste Ort, in diesem Sinne die natürliche Hauptstadt des ganzen Westens und Südens unseres Vaterlands, soweit diese Theile nicht überhaupt sich ganz passiv und todt gegen den Fortschritt der Geschichte verhielten, was doch nur von den österreichischen Erblanden und Altbaiern gilt, aber nicht völlig von den übrigen

katholischen Territorien im Reiche. Ja, wenn man sich den volksmäßigen Begriff des „Reiches“ vergegenwärtigt, wie er noch heute im Munde der älteren Generation des eigentlichen Volkes ist, wo man das bunte Conglomerat jener ungezählten staatlichen Sonderexistenzen darunter verstand, die neben den zehn oder zwölf größten deutschen Territorialstaaten im Norden und Osten bestanden, konnte Frankfurt recht wohl als die wahre Reichshauptstadt gelten. Es war nicht zufällig, daß diese Stadt als Wahl- und Krönungsort der Kaiser galt und wenigstens unter dem traurigen Karl VII. die Rolle der kaiserlichen Residenz gespielt hatte. Hier lief ein Knäuel der tausendfältig über das ganze Reich gesponnenen Fäden von pedantischer Rabulisterei zusammen, die in dem durch und durch kranken Organismus des deutschen öffentlichen Lebens als einer der ärgsten Krebsschäden, aber auch als eine der ersten Lebensbedingungen aller großen und kleinen Herren und aller Privilegirten empfunden wurde. Hier in Frankfurt saßen jene Scharen von Agenten, Consulenten und Rechtsbeiständen des Reichserzkanzlers ebensogut wie des unter Sequester stehenden Reichsritters. Von hier aus wälzten sich die Frachtwagenladungen von Deductionen nach Wetzlar zum Kammergericht, nach Regensburg zum Reichstag, nach Wien zum Reichshofrath und umgekehrt strömte von allen diesen Orten der unsaubere Wust gleichen Geschreibsels nach Frankfurt zurück. Jedermann, der damit zu thun hatte, wurde davon beschmutzt. Es galt als selbstverständlich, daß kein Charakter den Versuchungen widerstehen konnte, die innerhalb dieses Geschäftskreises an ihn herantraten. Wer nicht selbst direct sich kaufen ließ oder das Recht für Geld kaufte und verkaufte, that es doch gewiß durch Andere. Selbst die relativ Besten mußten diesen Tribut an ihre Zeit und Umgebung zahlen. So gewährt Kriegks Buch einen wahrhaft schmerzlich überraschenden Beleg, daß auch ein Karl Friedrich von Moser, den man sonst als idealistischen Tugendhelden zu denken gewöhnt ist, wenigstens in einem hier urkundlich erhärteten Falle zwar nicht direct für den eigenen Nutzen, aber doch im Interesse seiner Clienten sich zu den allergewöhnlichsten Bestechungsversuchen erniedrigt hat. Es hält schwer zu glauben, daß dieser eine zufällig entdeckte Fall der einzige in seiner ganzen praktischen Thätigkeit eines langen und unglaublich geschäftigen Lebens geblieben sein sollte. — Unzweifelhaft bestand die Mehrzahl dieser

in Frankfurt zusammengewürfelten Rechtsverdreher aus Fremden, aber man weiß auch, daß die Einheimischen mit allen Kräften sich zu solchen Posten drängten und daß es kaum irgend einen juristisch gebildeten oder in juristischen Geschäften bewanderten Frankfurter gab, der nicht auch an irgend einen fremden Hof sich anzuklammern gewußt hätte. Dieselben Leute spielten aber auch dann als Mitglieder des Raths die erste Rolle in der Regierung des städtischen Gemeinwesens, und so war dieses wie mit unsichtbaren Ketten in alle und jede Separatbeziehungen unzähliger Staaten und Städtchen verschlungen.

Und nicht bloß in dieser, auch noch in anderer Weise stellte Frankfurt eine wahre Hauptstadt vor. Ein eigentliches Hofleben nach französischem Zuschnitte Ludwig XIV. oder XV. konnte es hier nicht geben, aber inmitten des eigenthümlich reichsbürgerlichen Typus der socialen Zustände bewegte sich mit größter Ungenirtheit alles das, was anderwärts innerhalb der Mauern einer fürstlichen Residenz um die Sonne des regierenden Herren rotirte, als selbständige kleinere Sonnensysteme nebeneinander. Statt Eines Hofes mit seiner glänzenden Uniformität gab es hier ein halbes Hundert oder mehr, jeder mit orginellem Gepräge, im Wesen darin einander gleich, daß von ihnen aus nur Miasmen auf den Volkskörper wie er eben damals beschaffen war, ausströmten. Rechnet man dazu noch, daß das damalige Frankfurt sowohl durch seine Messen wie durch seine ansässige Kaufmannschaft einen Welthandelsplatz ersten Ranges repräsentirte, wie wenigstens in ganz Deutschland außer Hamburg — und hier nur sehr beschränkt — kein zweiter zu finden war, so begreift sich leicht, daß nirgends so viel Geld umgesetzt und verdient wurde, als hier und ebenso, daß weit und breit durch dieses stärkste Medium alle Augen auf die Stadt gerichtet und alle materiellen Interessen damit verwachsen waren.

Niemals hat Frankfurt in streng wissenschaftlichen Dingen Bedeutendes geleistet, auch ist es nie das eigentliche literarische Centrum von Deutschland gewesen, selbst dann nicht, als der deutsche Buchhandel auf der frankfurter Messe seinen Mittelpunkt hatte. Weniger vielleicht die lästigen Uebergriffe der kaiserlichen Censur, die der frankfurter Rath weder beschränken wollte noch konnte, als die natürliche Mißbeschaffenheit des Bodens vertrieben die Bücher und die Buchführer nach dem Norden, nach Leipzig. Aber

so weit überhaupt das eigentliche Reich noch bis zum Ende des
Jahrhunderts an dem anderwärts sich vollziehenden Bildun
cesse des deutschen Volksgeistes sich betheiligt, so weit war wi
Frankfurt der Hauptsitz der größten Regsamkeit und der
punkt alles Lebens. Daß hier Philipp Spener den Pi
so zu sagen gegründet hat, ist kein Zufall, ebensowenig,
Richtung, die er selbst und seine Genossen und Nachfolg
vorzeichneten, hier nicht gedeihen konnte. Dafür war nur
uniformeren und reguläreren Flächen des Nordostens die
Stätte. Aber was ursprünglich der Kern der ganzen piet
Phase war, die religiöse Emancipation der Subjectivität,
hier in Frankfurt gezündet und von hier aus seine Funk
das ganze Reich verstreut. Hier war und blieb das große
quartier, wenn auch nicht die Heimat aller Inspirirten und
mer, ebensogut wie der freigeisterischen Secten, die sich
um eines Haares Breite von jenen unterschieden. Das let
flackern der Alchymie in der Mitte und zweiten Hälfte de
zehnten Jahrhunderts konnte nur hier geschehen, ebenso
französische Materialismus und Atheismus nirgends auf de
Boden eine solche Anzahl entschlossener und praktisch conse
Anhänger und Apostel zählte wie hier. Die berliner vo
rende Aufklärung erscheint daneben sehr unschuldig und
Aber in demselben Frankfurt saßen auch die zähesten und
fertigsten Vorkämpfer der alten protestantischen Orthodoxie
bereit ihre Waffen nach rechts und links gegen die Pietist
gegen die Atheisten zu wenden, und damit nichts fehlte, h
alte Reichsstadt mit ihren größtentheils erhaltenen mittelalt
Stiftern auch noch einen mächtigen und nach allen Seiten
im Reiche immer geschäftigen Propaganda dienenden kath
Klerus in ihren Mauern.

Um diesen wahren Mikrokosmus ganz zu verstehen, m
auch die natürliche Art des Volksstammes erwägen. In ih
quemen Leichtlebigkeit, ihrer ausgesprochenen Neigung zu
licher Ausbeutung des Moments, ihrer derben aber nicht
Jovialität repräsentirte sie von jeher und damals noch v
schiedener als später den Durchschnitt des südwestdeutschen
Im Einzelnen mochte er immerhin wieder sich zu wunder
Sondergestaltungen isoliren, aber keine derselben war so in

härtet, daß sie nicht in der frankfurter Luft einen entschieden heimatlichen Hauch empfunden und sich in ihr wohlbefunden hätte. Daher denn auch das massenhafte Einströmen fremder Elemente, wie es eine natürliche Hauptstadt bedingt, hier fast im Moment zu einem Ausgleichen und Verwischen der localen Ingredienzen führte. Wer sich in Frankfurt niederließ, wurde sofort ein echter Frankfurter, ohne die freieste Bethätigung seiner mitgebrachten Originalität aufzugeben. Sie fand auf dem im Ganzen wahlverwandten Boden ungehinderten Spielraum, und die politische Verfassung einer Reichsstadt gewährleistete sie ihr in einem Grade, von dem in fürstlichen Residenzen oder überhaupt innerhalb der Grenzen monarchischer Staaten keine Rede sein konnte.

Wer sich als bloßer objectiver Geschichtsfreund mit dem interessanten Bilde als solchem begnügt, dem möchte das Frankfurt des vorigen Jahrhunderts, von geschickter Hand gezeichnet, als ein wahres Cabinetsstück gefallen. Anders aber steht es mit dem Betrachter, dem die Geschichte als Schlüssel für das Verständniß der Gegenwart seines Volkes gilt. Er findet hier wenig Erbauliches, wenn auch sehr viel Lehrreiches. Denn das Urtheil über diese Zustände mag noch so sehr die gesammte Art und Anlage der Zeit in Anschlag bringen, immer wird es die heillose Zerrüttung der höchsten sittlichen Begriffe, die Fäulniß in allen Grundlagen eines ehrenhaften Daseins mit Schmerz anerkennen müssen. Wie das Haupt so die Glieder und umgekehrt. Denn wie die Stadt Frankfurt ein concentrirtes Spiegelbild jenes vollen Gegentheils dessen darstellt, was man unter Rechtsstaat und Nationalbewußtsein versteht, jener confusio divinitus instituta, welche den Namen des heiligen römischen Reiches trug, so empfand auch jedes einzelne Glied bald mehr bald minder deutlich nachweisbar die giftigen Säfte, die dort in Frankfurt wie in der großen Eiterbeule gekocht wurden. Ein Boden, der einen Erasmus Senckenberg erzeugen und großziehen konnte, war unfähig, etwas wirklich Gutes und Ehrenhaftes hervorzubringen. Man darf ohne Widerspruch behaupten: nur wer es wie Goethe, Klinger und Schlosser verstand, zur rechten Zeit seiner Vaterstadt den Rücken zu kehren, vermochte etwas Großes und Tüchtiges zu werden: in der heimischen Luft wären die Meisten verkümmert oder untergegangen. Eine gewisse üppige Fruchtbarkeit wohnte diesem Boden unleugbar ein, nicht

bloß nach dem Maßstabe, der im vorigen Jahrhundert für unser ganzes deutsches Vaterland gilt — denn welche Periode seit der Wendung des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts ist damit zu vergleichen? —, sondern es scheint, als wenn die natürliche Basis der Volksart mit ihrer glücklichen Begabung durch den Einfluß der gleichsam als Reizmittel wirkenden Giftstoffe zu einer Productivität angeregt worden wäre, welche das durchschnittliche Maß weit übertrifft. Echt geniale Naturen erwuchsen hier aus dem Schoße des Reichsbürgerthums, das man sich gewöhnlich nicht verzopft und verkrüppelt genug denken kann. Und in gewissem Sinn war es dieß auch in Frankfurt, aber doch in anderer Art als in Nürnberg, Ulm, Augsburg, wo man sich vergeblich nach einem Goethe, aber auch zum Glück vergeblich nach einem Erasmus Senckenberg umsieht.

Ein Original, wie seine beiden älteren Brüder, der große Publicist — Heinrich Christian und der geniale Arzt Johann Christian, war auch dieser jüngste Senckenberg. Aber während die beiden älteren sich durch eigene Kraft aus dem Schlamme der sie umgebenden Gemeinheit und Verdorbenheit erhoben und als herbe und strenge Charaktere oft mit Witz und Laune, noch öfter mit Härte und Pedanterie ihre Lebenswege nach den Geboten einer unbeugsamen sittlichen Regelrichtigkeit gestalteten, der ältere Bruder mitten im Treiben der Weltstadt Wien als isolirter Wühler in Acten und Urkunden, der jüngere als ebenso isolirter Menschenfreund und Arzt im großen Stile, blieb der jüngste in dem Sumpf seiner Heimat stecken und versank zuletzt in ihm. Den beiden älteren war es zu statten gekommen, daß die eigene Mutter, ein Monstrum von Verkehrtheit, sie nicht leiden mochte und auf alle Weise quälte. Der jüngste war, man möchte sagen durch ihren natürlichen Instinct, zum Liebling erkoren und alles, was zu einem ganz corrupten Muttersöhnchen gehört, findet sich auch in ihm. Aber eine unverwüstliche Naturkraft, eine grenzenlose Arbeitsfähigkeit und ein ebenso grenzenloses Bedürfniß nach Arbeit — Alle Züge, die ihm mit seinen Brüdern gemeinsam waren — konnten auch durch den Einfluß eines solchen Weibes nicht ausgetilgt werden. Trotz eines höchst desultorischen Bildungsganges und einer Studienzeit, die ganz mit der bekannten, der Gegenwart unbegreiflichen wüsten Brutalität und Schlemmerei des damaligen akademischen

Treibens überschwemmt war, verschaffte er sich doch durch glänzende Begabung und periodischen Fleiß in seinem juristischen Fache ein ebenso ausgebreitetes wie gründliches Wissen, was verbunden mit seinem natürlichen Scharfsinn und unvergleichlichen Gewandtheit in praktischen Dingen selbst seinem strengsten und competentesten Beurtheiler, seinem ältesten Bruder, aufrichtige Anerkennung abnöthigte. Er erkannte ihn auf seinem eigensten Felde, der Publicistik, als Seinesgleichen an, ja er subordinirte sich in gewissem Sinne seinem Alles durchdringenden Scharfsinn. Mit solchen Gaben und Kenntnissen wurde Erasmus, kaum dreißig Jahre alt und, obgleich geborener Frankfurter, noch nicht einmal in das Bürgerrecht aufgenommen, in den Rath-Senat gewählt, nachdem er vorher als Advocat und Agent Proben seiner Talente gegeben hatte. Seine Gönner, die diesen unerhörten Schritt wagten und durchführten, wußten recht wohl, daß sie einen unverbesserlichen Trunkenbold, einen Sclaven der gemeinsten Ausschweifungen, einen jähzornigen Polterer in die höchste Ehrenstelle ihrer Vaterstadt einführten, aber daran nahmen sie und auch seine Gegner keinen Anstoß, oder die Letzteren nur dann, wenn sie ihm damit schaden zu können glaubten. Uebrigens war das allgemeine sittliche Gefühl nicht bloß unter den Senatoren, sondern auch im ganzen Volke schon so abgestumpft, daß man überall die Antecedenzien des neuen Senators ruhig discutirte und ertrug. Auch als er in seiner neuen Würde das alte Leben nur noch brutaler und wüster fortsetzte, als er täglich die pöbelhaftesten Excesse aller Art beging, ließ man dieß gleichsam als selbstverständlich hingehen. In der That trieben es die meisten seiner Collegen nicht besser und er hatte leichtes Spiel, alle Vorwürfe, die ihm von dieser Seite gemacht wurden, mit noch ärgeren, ob wahren oder falschen, darauf kam es ihm und dem Publicum nicht an, zu übertäuben. Ja es gelang ihm sehr bald, sich eine furchtbare Stellung zu schaffen, so daß alle seine Collegen, wenn sie ihn auch tödtlich haßten, vor ihm zitterten und geradezu Unglaubliches von ihm ertragen mußten. Seine Schimpfreden und Blasphemien im Senate selbst, übersteigen, wie sie hier urkundlich referirt werden, unsere heutigen Begriffe so gänzlich, daß höchstens die Debatte unserer neuesten Arbeiterparlamente eine schwache Analogie dazu bietet. Außerdem überhäufte er die Einzelnen und das Corpus seiner unglücklichen

Collegen mit einer Flut von schamlosen Libellen, die er, je härte man dagegen zu verfahren drohte, mit desto größerem Behage fabricirte und in die Oeffentlichkeit brachte. Gab ihm der Senat ein solches Pamphlet mit Entrüstung und Drohung zurück, so schickte er wohl umgehend fünf neue ein und versicherte, daß er noch mehr besitze und durch den Druck bereits für ihre Bekanntmachung gesorgt habe. Er konnte es ungestraft wagen, denn er wußte wohl, daß man nichts Ernstliches unternehmen werde. Durch seine eminenten Talente in der Mitte eines Collegiums, welches der französische Marschall Noailles mit Recht als einen Haufen von Hasenfüßen, Schwachköpfen und Verräthern bezeichnet hatte, war er Allen überlegen und beherrschte Alles. Er wußte ganz genau um jeden schmutzigen Handel, um jede Bestechung, jeden Unterschleif, jede Rechtsverletzung eines Jeden und war dazu noch bis in die tiefste Tiefe des ebenso wenig erbaulichen Privatlebens Aller eingeweiht. Dazu besaß er durch seinen Bruder, den Reichshofrath, der die frankfurter Zustände und Menschen gründlich kannte und verachtete, einen mächtigen Rückhalt in Wien, und so weit reichte denn damals doch noch immer die kaiserliche Machtvollkommenheit, daß sie, wie Frankfurt und andere Reichsstädte mehr als einmal erfahren mußten, mit harter und vor Allem mit unersättlich geldgieriger Faust eingreifen konnte. Die Drohung mit einer kaiserlichen Immediatcommission machte auch die hartgesottensten Schurken zittern, besonders da man Senckenberg wenigstens in seiner amtlichen Stellung eine gewisse Integrität zugestehen mußte. Dieß hinderte aber nicht, daß er nicht außerdem die schwersten Criminalverbrechen beging und auch dabei auf seine Unantastbarkeit pochte. In einem schmutzigen Processe mit einer seiner Dienstmägde fabricirte er ein falsches Protocoll mit untergeschobenen eidlichen Zeugenaussagen. Als dieß entdeckt und durch Rechtsspruch constatirt wurde, wagte der Senat doch nicht, irgend eine Strafe an ihm zu vollziehen, ja er suspendirte ihn nicht einmal förmlich. Erst zwölf Jahre später, 1769, nach dem Tod seines Bruders, des Reichshofraths, brachte ein neues Libell, in welchem er dem Rath wieder vorgeworfen, daß Beschützung von Verfälschungen jeder Art, Nichtbestrafung der Meineide, Erkaufung der Stimmen, Bestechung von Juristenfacultäten ganz gewöhnliche Dinge in ihm seien, ihm Verderben. Jetzt ging man endlich gegen

ihn vor und setzte ihn, aber unter den schonendsten Formen, gefangen. In dieser Gefangenschaft blieb er, tobend und drohend wie bisher, aber mehr und mehr unbeachtet bis zum Jahre 1795, wo er als 78jähriger Greis starb. Zur Charakteristik der frankfurtischen oder deutschen Rechtszustände der Zeit sei noch hinzugefügt, daß jene unglückliche Person, zu deren Schaden er nicht bloß ein Protocoll gefälscht, sondern noch andere, ebenso nichtswürdige Intriguen gesponnen hatte, trotz der klar bewiesenen Schuld Senckenbergs in dem Elend verkam, in welches sie durch den Proceß gegen ihn gestürzt wurde. Der Ausgangspunkt desselben war die klar bewiesene Thatsache gewesen, daß der Senator an ihr Gewalt geübt hatte.

Es eröffnet sich durch dieses Bild der Blick in einen Pfuhl von Nichtswürdigkeit, der sich durch keine schwachmüthigen und sentimentalen Redensarten verdecken läßt. Solche Zustände verdienten so bald und so gründlich als möglich ganz vertilgt zu werden, und die französische Revolution hat dieß schnell genug gethan. Das Reich und seine natürliche Reichshauptstadt waren von Einem Stoffe geformt, und wenn die deutsche Nation noch irgend eine Zukunft haben sollte, mußten Beide versinken. Im Vergleich damit war selbst die rheinbündlerische Bureaukratenwirthschaft ein Fortschritt. Wenigstens wurden dadurch die Adern unterbunden, zum Theil sogar durchschnitten, durch welche das Gift in dem unseligen Volkskörper circulirte. Geheilt wurde er freilich nicht durch eine solche rohe Procedur. Auch Frankfurt ist, was das Wesen betrifft, durch die Stürme der letzten achtzig Jahre nur degradirt, aber nicht desinficirt, und dasselbe gilt ja auch von jenem so schönen und reich gesegneten Theile unseres Vaterlandes, der einst vorzugsweise das Reich hieß und jetzt das Stammland und Hauptquartier unserer Particularisten, Ultramontanen und Volksparteiler ist. Es sind die directen leiblichen und geistigen Nachkommen der würdigen Landsleute und Zeitgenossen eines Erasmus Senckenberg. Lebte er heute, so wäre es nicht schwer zu sagen, in welchem Lager wir ihn zu suchen hätten, nur daß heute seine Talente noch glänzender vor dem übrigen Trosse hervorleuchten würden. Denn der Boden hat auch in natürlicher Folge seine geniale Productivität, die er damals unleugbar besaß, ganz verloren; es ist ein bloßer Sumpf geworden, und was dieser pro-

duciren kann, ist ja bekannt und giebt der Augenschein. Die 1815 wieder hergestellte Reichsstadt Frankfurt konnte nichts Anderes als ein künstlich von der Unterwelt beschworenes Gespenst sein; die blutlosen Schatten jener lebendigen Gestalten, die sie noch zu Goethes Jugendzeit erfüllten, trieben sich in ihr herum, und wer sich die Augen von ihnen blenden ließ, mochte glauben, es seien die alten, wohlbekannten Wesen. Der neue Senat verdiente es, ein Nachfolger des alten zu sein, die Bundestagswirthschaft glich auf ein Haar jenem Schwarme diplomatischer Abenteurer, der einst hier in der Reichshauptstadt seine Orgien gefeiert hatte, ja es gab sogar wie damals inmitten der strengprotestantischen Stadt eine verbissene ultramontane Clique, die ihre Netze mit allen Seilen auswarf.

Das Jahr 1866 hat diese Gespenster nicht gebannt, aber sie einstweilen doch genöthigt, sich etwas in die Winkel zurückzuziehen. Dort mögen sie noch lange hausen, denn die Krankheiten einer Volksseele lassen sich nur in Generationen und nicht in Jahren heilen. Aber es wäre feige, an ihrer Heilbarkeit zu verzweifeln. In diesem Augenblick mag der Volksgeist der ehemaligen Reichsstadt noch in einem Herrn Guido Weiß den correcten Ausdruck seines politischen und ethischen Instincts finden: ein halbes Jahrhundert später wird er darauf wie auf einen wüsten Fiebertraum zurückschauen. Und was von der Stadt Frankfurt gilt, gilt auch von dem übrigen alten „Reiche“. Symptome der Genesung sind ja überall vorhanden, aber freilich noch überwuchert durch widrige Exsudate einer Jahrhunderte langen tödtlichen Vergiftung aller Lebenssäfte. Ein Localpatriot mag diese Wahrheiten schmerzlich empfinden, aber gewiß nicht schmerzlicher, als jeder, der zwar nicht ein frankfurter, aber ein deutscher Patriot ist. Denn die Schmach und das Unglück jedes einzelnen Gliedes trifft jedes andere und bis zu einer gewissen Grenze krankt ja unsere ganze Nation an demselben Leiden, was nur hier rückhaltloser, weil ohne heilkräftige Gegenwirkungen wüthen und die Volksseele fast zerstören konnte. Zum Glück für Deutschland gab es außer dem Reiche doch noch einen Staat des kategorischen Imperativs, den Rechtsstaat Friedrich Wilhelm I. und Friedrich des Großen. Wäre das Reich ganz Deutschland gewesen, so gäbe es jetzt keine deutsche Nation mehr, wie auch jetzt die Angehörigen des

Reichs im höchsten und ernsthaftesten Sinne noch nicht zu der deutschen Nation der Gegenwart gehören, sondern ihr erst zuwachsen sollen.

Schließlich noch ein Wort für den trefflichen Verfasser dieses Buches. Gewiß wird er damit in seiner Heimat, falls man dort zu lesen und zu denken versteht, vielfach Anstoß erregen, obwohl er sich, oft zum Schaden der urkundlich exacten Darstellung, alle Mühe giebt, ihn zu vermeiden. Er selbst als ein gediegener und bewährter Kenner der Geschichte ist natürlich frei von jenen aberwitzigen Einbildungen, wie sie dort die Sinne der Menschen zu umnebeln pflegen, von jenen tollen Phantasien, welche man als Patholog so leicht begreift und als Patriot so hart verurtheilen muß. Aber Niemand wandelt ungestraft unter Palmen oder in der frankfurter Luft. Einmal ist es doch auch einem so verständigen, durchgebildeten und wohlgesinnten Manne begegnet, folgende Phrase zu produciren: „Die Stadt Frankfurt ist in unseren Tagen auf so unerhörte Weise verlästert worden, daß jeder, welcher einigermaßen in die Tiefe zu blicken vermag, einen bestimmten Plan und eine politische Absicht darin erkennen wird. Auch ist dasjenige, was hiermit erstrebt worden ist, keineswegs schwer zu entdecken.“ Wir unsererseits möchten diese Tirade lieber in einer frankfurter Zeitung, oder im „Stuttgarter Beobachter“, allenfalls auch in der „Sächsischen Zeitung“ oder in der „Zukunft“ lesen, als in einem ernsthaften und ehrenhaften Buche. Daß wir sie nicht verstehen, wollen wir nicht sagen; es ist ja deutlich genug, daß sie zu dem ganzen System der Phraseologie, wie es jene echten Nachkommen des Erasmus Senckenberg ausgebildet haben, gehört, und daß sie es verdiente, in einem seiner Libelle zu figuriren, wird ihr Niemand streitig machen.

Eine Denkschrift Wilhelm von Humboldts.

[Schlesische Zeitung, Jahrg. 1872, Nr. 362.]

Wer einen Begriff von der Construction der menschlichen Seele hat, wundert sich nicht, daß unsere Zeit so rasch und so gründlich vergißt. Sie hat zu Vieles und zu Großes erlebt, als daß sie dem Gestern neben dem Heute noch einen Platz in ihrem Gedächtnisse einräumen könnte. Auch ist das Meiste von dem, was sie vergessen hat, an sich nichts Besseres werth. Die trübe Gährung der Jahre 1815—1866 hat endlich einen trefflichen Wein zu Tage gefördert, aber Niemand unter allen Lebenden wird leugnen, daß das halbe Jahrhundert, das darauf verwandt wurde, zu den unerquicklichsten Perioden im Dasein des deutschen Volkes zählt.

So mag es denn auch erlaubt sein, den widerwärtigsten Bodensatz von damals, der unter dem Namen des deutschen Bundestages viele der edelsten Seelen zur Verzweiflung gebracht und alle mit einem unüberwindlichen Gefühle des Ekels erfüllt hat, heute als ein halbverklungenes Ammenmärchen zu bezeichnen. Wer denkt noch daran, daß seine Vernichtung obenan in dem Programm aller wahren Patrioten und aller ehrlichen Männer ganze fünfzig Jahre lang gestanden hat? Wer glaubt heute noch, auch wenn er es selbst mit erlebt hat, daß der Kampf gegen dieses uns jetzt lächerliche Gespenst nicht bloß als die heiligste Aufgabe der deutschen Nation, sondern auch als eine unendlich schwierige, fast hoffnungslose geschätzt wurde, daß der Einsatz der ganzen Kraft und das Opfer unzähliger Martyrien unerläßlich scheinen konnte, ehe man hoffen durfte, ihm den Todesstreich zu versetzen?

Gerade deshalb aber sollte man den Blick derer, die sich zu Politikern der Gegenwart berufen fühlen, so oft als nur thunlich auf diese Nachtseite der jüngsten deutschen Vergangenheit zurücklenken. Das wahre Bild der Zustände, aus denen wir uns herausarbeiten mußten, würde sehr geeignet sein, der politischen Arbeit, in deren Beginn wir jetzt stehen, dasjenige Maß von ernster Selbstbeschränkung der Gesinnung und ruhiger Zusammengefaßtheit der

Charaktere zu gewähren, das man jetzt bei so vielen auch der relativ reiferen und intelligenteren Elemente unserer politischen Parteigenossen mit Bedauern vermißt. Von unseren eigentlichen Staatslenkern dagegen gilt zum Glück das Wort, daß sie Alles gelernt und nichts vergessen haben.

Aber es giebt auch noch andere Gründe von unmittelbar praktischer Bedeutung, die der Geschichte des deutschen Bundestages und der Bundesverfassung den Werth eines der nützlichsten Lehrbücher für die Politiker der Gegenwart geben sollten, wenn man nur lernen wollte. Zwischen dem deutschen Reiche von 1870 und dem deutschen Bunde von 1815 besteht allerdings ein fundamentaler Unterschied. Die ungeheure That des Jahres 1866, die größte, die seit einem Jahrtausend in der politischen Geschichte Deutschlands geschah, bestand darin, den politischen Körper der deutschen Nation von allem Fremden abzulösen. Dieser große Act der nationalen Säuberung ist selbstverständlich der Anfang nicht bloß einer neuen Periode deutscher Zustände, sondern eines neuen Weltalters. Außerdem aber gleicht das Gefüge des neuen Reiches — von zufälligen Gebilden des wechselnden Tages abgesehen — im Wesentlichen noch immer dem des alten Bundes. Es ist nur ein Unterschied des Grades, nicht der Art, wenn wir 1870 26, 1815 39 Bundesstaaten zählen. Die Reichsverfassung sucht zwar, wie Jedermann weiß, die autonome Sphäre dieser „souveränen" Staaten in etwas — verglichen mit der Bundesacte — zu beschränken, aber auch dieß Etwas ist nur ein Unterschied des Grades und nicht der Art. Die centrifugalen Kräfte des alten Bundes, die ihr Dasein nicht der systematischen Bosheit oder der Verstocktheit einiger Leute, sondern der Natur der deutschen geschichtlichen Entwickelung verdanken, sind im Grunde auch im neuen Reiche noch die alten. Der rastlose Wechsel der äußeren Formen alles Daseins hat ihre Physiognomien in etwas metamorphosirt, in ihrem Kerne sind sie dieselben geblieben und werden sie bleiben müssen, so lange überhaupt ihre Existenz nicht aufgehoben wird, wozu jetzt weniger Aussicht als je ist.

Das Studium der Bewegung dieser centrifugalen Kräfte im alten Bunde ist für den praktischen Politiker des neuen Reiches ebenso unerläßlich, wie die Kenntniß des Einmaleins für den, der ein Multiplications- oder Divisionsexempel zu rechnen hat.

Wir bedauern es daher immer aufs Neue, nicht bloß, da
man jetzt im Durchschnitt so wenig von der innern Geschichte de
deutschen Bundes zu wissen begehrt, sondern auch, daß man über
haupt so wenig davon auch bei dem besten Willen wissen kan
Es ließe sich eine ganze Abhandlung darüber schreiben, was er
ans Licht gezogen werden müßte, ehe ein Politiker oder ein Histo
riker der Gegenwart behaupten dürfte, die innere Entwickelungsge
schichte des Bundes klar zu durchschauen. So lange noch Büche
wie Kaltenborns Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse ode
Ilses Geschichte der deutschen Bundesversammlung mit Recht al
bahnbrechend gelten, trotz ihrer klaffenden Unvollständigkeit, wir
unser obiger Satz unanfechtbar bleiben.

Am schmerzlichsten fühlt man diese Unsicherheit des Boden
gerade da, wo man ihn am festesten wünschen müßte. Das Ver
hältniß der preußischen Staatspolitik zum Bunde ist noch ein
völlige terra incognita. Begreiflich ist darunter etwas ganz An
deres zu verstehen, als die Abstimmungen der preußischen Bundes
tagsgesandten und andere officielle Aeußerungen. Es handelt si
um die Gesichtspunkte, unter denen man in Berlin die Entstehun
des Bundes betrachtete, und um das seiner Natur nach auf blei
benden Principien gegründete System, nach welchem man von dor
aus die Bundesangelegenheiten behandelte.

Weil man darüber gar nichts weiß, können noch heute di
albernsten Mythen sich einiger oder vieler gläubigen Seelen be
mächtigen, wie z. B. alle betreffenden Abschnitte in Gervinus
Neuerer Geschichte, ja noch in seinen sogenannten nachgelassene
Schriften beweisen. Treitschkes lange versprochenes großes Wer
über die Geschichte der preußischen Politik seit 1815 leuchtet un
zwar als ein Hoffnungsstern, einstweilen jedoch nur in der Seel
und noch nicht an dem Horizonte der Wirklichkeit.

Unter solchen Umständen ist jeder Lichtschimmer hoch will
kommen, aus dem wenigstens einige Belehrung entspringt. Ström
uns aber unerwartet einmal eine ganze Fülle echten Lichtes ent
gegen, so soll unsere Dankbarkeit dem Werthe der Gabe entsprechen
So ist unser Verhältniß zu der jüngst von Constantin Rößler ver
öffentlichten Denkschrift Wilhelms von Humboldt an den Fürste
Staatskanzler Hardenberg „Ueber die Behandlung der An
gelegenheiten des deutschen Bundes durch Preußen“

datirt vom 30. September 1816. Dieß Actenstück regt eine so unendliche Menge der wichtigsten politischen Betrachtungen an, daß wir hier nur einige derselben mehr andeuten als auszuführen vermögen. Der verdienstvolle Herausgeber, einer der wackersten und durchgebildetsten Vorkämpfer der großen nationalen Sache Deutschlands, hat vollkommen Recht zu sagen, daß diese Denkschrift wie ein Licht wirken werde, das die Unwahrheit nicht bloß verscheucht, sondern verzehrt. Aber, fragen gewiß Viele, warum stellt man ein solches Licht so lange unter den Scheffel? Wie ist es möglich gewesen, daß Niemand, selbst nicht der überaus spürsame und unermüdlich fleißige Biograph Wilhelm von Humboldts, Haym, eine Ahnung von dem Dasein eines solchen Documentes erlangen konnte, dem unter den ähnlichen schriftstellerischen Leistungen seines Verfassers keine an die Seite zu setzen ist und, fügen wir gleich hinzu, auch nur sehr Weniges von dem, was jemals irgendwo über politische Dinge von dem Standpunkte der höchsten praktischen Staatskunst aus gedacht und gesagt worden? Wir wissen die Antwort auf diese Frage recht wohl, ziehen es aber vor, sie für uns zu behalten, um uns und Anderen die Freude an dem glücklichen Funde nicht zu vergällen. Wir bestreben uns vielmehr mit gänzlicher Unterdrückung aller subjectiven Empfindungen, zunächst den unendlichen Gewinn an geschichtlicher Belehrung klar zu stellen, dann aber auch zu zeigen, wie die Alles überragende Intelligenz des Verfassers nicht bloß die zufällige Lage der politischen Combinationen des damaligen Preußens und des damaligen deutschen Bundes zum Fundamente seiner Betrachtungen und Schlüsse macht, sondern bis in die letzte Tiefe der bleibenden Grundlagen aller Deutschen, überhaupt aller politischen Verhältnisse dringt, woraus sich von selbst die Nutzanwendung auf jede weitere, selbst zufällige Complication der späteren politischen Entwickelung ergeben muß. Eben daraus leiten wir den eminent praktischen Werth dieser Worte, obgleich sie schon länger als vor einem halben Jahrhundert niedergeschrieben, auch für unsere Gegenwart und speciell für alle unsere politischen Parteigenossen ab, wie wir darzulegen versuchen wollen.

Es ist eine trostlose Aufgabe, wenn die Staatskunst mit Zuständen operiren muß, wie sie Humboldt in wenigen, aber absoluten Zügen als die eigentliche und normale Lebensgestalt des

deutschen Bundes zeichnet. Nach der Lage, in welcher Deutschland in den ersten Jahren des Krieges gegen Frankreich war, in welche es durch die Säcularisationen und den Reichsdeputationsschluß versetzt wurde, in die es hernach durch die Niederlegung der Kaiserwürde und den Rheinbund gerieth und in der es im Herbst 1813 in die Gewalt der verbündeten Mächte kam, war es unmöglich, nichts und unmöglich, das Rechte zu thun. Was nun zwischen diesen beiden Extremen zu Stande kommen konnte, das ist die wahre Definition des deutschen Bundes, „der nur durch den Gang der Congreßverhandlungen noch um ein Beträchtliches unvollkommener geworden ist, als er an sich und nothwendig hätte sein müssen".

Ein vorwitziger Doctrinär von heute möchte wohl fragen, wie damals in der That Manche, nicht bloß die Görres, Luden und Oken gefragt haben: warum hat denn Preußen die Schöpfung einer solchen Mißgeburt zugelassen, oder wenn es sie nicht verhindern konnte, warum ist es nicht selbst aus dem Spiele geblieben, warum hat es sich freiwillig dazu hergegeben, den Stein des Sisyphus zu wälzen und das Faß der Danaiden zu füllen? Daß Preußen durch keine äußere Gewalt zum Eintritt in den Bund genöthigt worden wäre, ist selbstverständlich. Denn die in Teplitz im September 1813, in Frankfurt im Spätherbste desselben Jahres, in Chaumont und Paris im Frühjahr 1814 gegen Oesterreich eingegangenen Verpflichtungen, mit ihm gemeinsam die Herstellung einer politischen Gesammtverfassung Deutschlands zu betreiben, an der Stelle des alten Reiches, das Oesterreich noch weniger als Preußen einfach restaurirt wissen wollte, waren so dehnbarer Natur, daß die Geschäftsgewandtheit selbst des grünsten Legationssecretärs ausgereicht hätte, um sie auf diplomatischen Wege in Nichts zu verflüchtigen. Oesterreich selbst hätte am wenigsten Schwierigkeiten gemacht, denn Metternichs damaliges politisches System, rein negativ oder quietistisch in seiner letzten Tendenz, ging nur darauf aus, Oesterreichs Stellung nach allen Seiten hin soviel als möglich von der Gefahr äußerer Verwickelungen zu befreien, und daß der deutsche Bund, trotz oder wegen der Erbärmlichkeit seiner Anlage, gelegentlich doch den Kaiserstaat in allerlei mißliche Verwickelungen führen könnte, blieb ihm nicht verborgen. Daß aus diesem deutschen Bunde eine treffliche Veste für sein eigenes politisches System zu schmieden sei, war ihm, der nie weiter als die Scene

ie vor seinen Augen lag, zu sehen der Mühe werth hielt — weil ihm eine große Anstrengung der Sehkraft leicht hätte Kopfweh machen können — 1816 noch völlig verborgen. Wohl aber fühlte er sich äußerst unbehaglich, mit Preußen in Frankfurt, wenn auch nur zum Schein, zur gemeinsamen politischen Action verbunden zu sein. Hätte Preußen selbst diese Verbindung lösen oder nicht in sie eintreten wollen, so würde ihm Oesterreich, d. h. Metternich damals die Hände unter die Füße gebreitet haben.

Ebensowenig lag es im politischen Interesse einer oder der anderen der einflußreicheren Mächte, Preußen gegen seinen Willen in den Bund zu nöthigen, selbst wenn sie die Kraft dazu gehabt hätten. Unter den russischen Staatsmännern war es nur der halbfremde und nur momentan einflußreiche Capodistria, der die Wichtigkeit des deutschen Bundes mit Oesterreich und Preußen für Rußland betonte: alle anderen verhielten sich theilnahmslos. Englands Politik, damals wie zu jeder Zeit seit dem Tode des jüngeren Pitt bis heute, durch ein kaum glaubliches Quantum von bornirter Kurzsichtigkeit und querköpfiger Anmaßlichkeit in der Behandlung der deutschen Dinge ausgezeichnet, ging nur dahin, im bloß dynastisch braunschweigischen Interesse das Schoßkind Hannover womöglich auf Kosten Preußens glänzend auszustatten. Insofern der deutsche Bund dazu gebraucht werden konnte, bezeugte die englische Politik Theilnahme für ihn, aber wenn es selbst ihr unmöglich war, zu übersehen, daß ein Bund ohne Preußen ein Messer ohne Klinge sei, so hinderten sie doch wieder jene specifisch braunschweigischen oder hannöverschen Velleitäten, den Zutritt Preußens zu wünschen oder gar ihm denselben durch irgend welches Eingehen auf seine Forderungen zu erleichtern. Jedenfalls würde auch von dieser Seite Preußen ganz unbedenklich dem Bunde haben fern bleiben können.

Frankreich endlich hatte begreiflich nur ein Interesse, nämlich den deutschen Bund so gestaltet zu sehen, daß sich daraus früher oder später das unverrückte Ziel aller seiner Politik, ein Rheinbund, entwickeln müßte. Trat Preußen in den Bund, so war dieß Ziel in unabsehbare Ferne geschoben, blieb es draußen, so lag es nur an dem Zufall, ob es sich in einigen Jahren oder einigen Decennien verwirklichte.

Ist somit die Betheiligung Preußens am deutschen Bunde nur die Folge seines eigenen freien Ermessens, so müssen die

Gründe, die dasselbe bestimmten, von wahrhaft durchschlagender Gewalt gewesen sein. Denn den preußischen Staatsmännern erschien es gar nicht nöthig, über die Frage zu discutiren, ob Preußen dem Bunde zutreten sollte oder nicht. Dieß galt ihnen als so selbstverständlich, daß sie allein und keine andere Macht der Welt als die eigentlichen Schöpfer des Bundes zu betrachten sind. Ihr zähes Ausharren besiegte allein den Widerstand der fremden Großmächte, die Abgeneigtheit der Rheinbündler, die eigensinnige Widerspenstigkeit so vieler kleineren Häupter. Freilich nach unendlichen Mühen und um einen unendlich hohen Preis. Denn das was Preußen endlich zu Stande brachte, war, wie man in Berlin sehr wohl einsah, eine bloße Caricatur des Erstrebten, nicht ein wirklich lebensfähiges Gebilde. Unsere Denkschrift sagt es mit einer Klarheit, die trotz der urbanen Mäßigung des Ausdrucks nichts zu errathen übrig läßt. „Wenn man die Entstehung des deutschen Bundes geschichtlich verfolgt, so kann man mit der Wahrheit sagen, daß er Preußen allein sein Dasein verdankt. Von Teplitz an hat es ununterbrochen darauf hingearbeitet, auf dem wiener Congresse mit beharrlicher Geduld Pläne vorgeschlagen und abgeändert und endlich lieber auf eine seinen Erwartungen für das Ganze nicht entsprechende Weise abgeschlossen, als das Dasein des Bundes aufgegeben." Die politische Nothwendigkeit, die Preußen zur Constituirung eines wie immer beschaffenen Bundes aller deutschen Staaten zwang, kann man am besten als eine moralische bezeichnen. Man erkennt in Berlin, daß das Bedürfniß der deutschen Nation nach einem politischen Gesammtverbande durch die Befreiungskriege unabweisbar geworden sei. Blieb es von Seite Preußens, dem selbstverständlich auch hier die Initiative zufiel, unbefriedigt, so mußte es auf Bahnen gerathen, die die Existenz Preußens nicht bloß bedrohten, sondern für die Zukunft vernichteten. Entweder ein völliger revolutionärer Umsturz aller deutschen Zustände oder ein neuer Rheinbund stand in sicherer Aussicht. Man darf den preußischen Staatsmännern von damals zugestehen, daß sie alles, was ihnen nach dem Maße ihrer Intelligenz und ihrer Charakterstärke möglich war, einsetzten, um die Nothwendigkeit, der sie sich gegenüber befanden, so zu gestalten, daß das preußische Staatsinteresse dabei dauernd gefördert werde. Dieser Gesichtspunkt fiel selbstverständlich mit dem specifisch deutschen

sammen. Der Bund sollte nach den preußischen Intentionen
stark und lebensfähig wie möglich werden, weil er, jemehr er
eses wurde, um so sicherer zu der Stärkung Preußens beitrug.
a begreiflich alle Anderen das entgegengesetzte Interesse hatten,
gab sich schließlich jenes trostlose Facit, daß allerdings Preußen
n Bund durchsetzte, daß aber dieser Bund etwas ganz Anderes
urde, als es wollte, oder als es für sein Staatsinteresse paßte.
reußen befand sich so in der verzweifelten Situation, den Bund
icht fallen lassen zu können und doch zu wissen, daß er im besten
alle nur das geringere von zwei Uebeln sei, das man deshalb
it Resignation ertragen müsse. Denn an eine Radicalcur, eine
waltsame Umformung des Bundes nach den Bedürfnissen Preußens
nd Deutschlands konnte 1816 kein preußischer Staatsmann denken.
Man muß sich hüten, das Ergebniß der fünfzig Jahre bis 1866, wo
ie Zeit dazu gekommen war, mit anmaßlichem Leichtsinn für eine
ituation zu anticipiren, in der es vor Allem darauf ankam, daß
reußen seine zum Tode erschöpften Kräfte wieder sammelte, und
o ein Unternehmen, das mit der großen That von 1866 irgend
ine Aehnlichkeit gehabt hätte, ein ebenso lächerliches wie gefähr-
iches Abenteuer gewesen wäre.

Es bedurfte schon 1816 eines bescheidenen Maßes von Scharf-
nn, um einzusehen, daß der deutsche Bund, wie er nun einmal
ach der besten preußischen Intentionen geformt war, von Preußen
war geschont und unter jeder Bedingung als eine leidige politische
othwendigkeit erhalten werden mußte, daß aber jede Hoffnung,
it und durch ihn eine der großen deutschen Aufgaben in ihrer
maligen Fassung durchzusetzen, eine Chimäre blieb. Der preu-
ischen Politik war somit die Linie einer streng negativen Reserve,
es bloßen aufmerksamen Beobachtens, einer vorsichtigen Deckung
egen alle etwaigen Versuche, das Dasein des Bundes ganz zu
rnichten, durch die Logik der Dinge octroyirt. Positive Erfolge
t ihm zu erreichen, durfte sie selbst dann nicht hoffen, wenn der
te Wille einzelner oder vieler Bundesglieder ihr zur Seite ge-
nden hätte, denn die Gebrechen des Organismus waren so funda-
ntaler Art und so durchgehend, daß daran Alles, auch das
tgemeinte und Bestgedachte, nothwendig scheiterte. Humboldts
nkschrift zeichnet in unübertrefflicher Feinheit die Zustände des
utschen Bundesjammers für volle fünfzig Jahre, die damals, wo

noch nicht eine einzige Sitzung des Bundestages stattgefunden hatte, nur durch die genialste Intuition in das innerste Gewebe der deutschen Geschichte und Volksseele prophetisch erschlossen werden konnten. Jedes Wort seiner Prophezeihung ist buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Aber zur Verwunderung eines jeden, der der absoluten und mathematischen Folgerichtigkeit seiner Deduction bis zu dem Striche unter dem Exempel nachgeht, stimmt das Facit doch nicht mit der Rechnung. Der große Staatsmann sieht doch schließlich noch allerlei Möglichkeiten, wie der Bund positiv Ersprießliches für Deutschland leisten könne, und schlägt allerlei Mittel vor, deren sich die preußische Politik bedienen solle, um zu diesem Zwecke behilflich zu sein, während doch alle seine Prämissen nichts weiter als die absolute Hoffnungslosigkeit und Unmöglichkeit enthalten. Es ist nicht zu glauben, daß jene berüchtigten Köderparagraphen der Bundesacte, besonders der Artikel 16—18, in denen mittelst ganz allgemeiner Phrasen die dringendsten Wünsche der Nation zwar anerkannt, aber zugleich für immer in Schlaf gelullt werden sollten, ihm, dem scharfsichtigsten Kenner der Menschen und Dinge, ernsthaft gemeint und entwickelungsfähig geschienen hätten. Um ein so seltsames psychologisches Phänomen aber doch zu erklären, ließe sich nur sagen, Humboldt verführe hier, wie die Aerzte bei hoffnungslosen Patienten zu verfahren pflegen. Er verschreibt noch immer Recepte, die an sich gut und richtig, doch, wie der Autor am besten weiß, in dem gegebenen Falle nichts mehr nützen können. Da die preußischen Staatsmänner die bittere Pille des Bundes nun einmal verschlucken müssen, so ist er mitleidig genug, sie ihnen wenigstens mit etwas Zucker zu bestreuen.

Aber auf die psychologische Erklärung kommt es uns hier nicht an, sondern darauf, welcher Art die Recepte sind. Von der Hand eines solchen intellectuellen Genius läßt sich nur Geniales erwarten, und so finden wir es auch. Alles, was daran fehlt, ist eben nur die Kleinigkeit, daß es nicht in dem Falle, zu dem es verordnet war, Wirkung thun konnte. Gewiß war es aber auch gar nicht dazu bestimmt. Denn sehen wir ab von jener zufälligen Nutzanwendung auf die Verhältnisse von damals, so enthalten Humboldts Ansichten über den Einfluß, den Preußen auf die Behandlung der allgemeinen deutschen Angelegenheiten im

Bunde gewinnen müsse, und seine Ausführung der Grundsätze, nach welchen dieß zu geschehen habe, durchaus allgemein gültige Principien, die erst heute, wenn man sie recht auffassen und verwerthen wollte, das sein können, was sie damals nicht sein konnten, der wahre Canon der preußischen Politik in dieser allerwichtigsten Sphäre. Humboldt konnte zu seiner Zeit nur die eigentlichen und berufsmäßigen Staatsmänner im Auge haben und an sie wendet er sich allein. Das deutsche Reich von 1870, die lebensfähige Wiedergeburt des Bundes von 1815, ist ein parlamentarischer Organismus. Die Lehren gelten also jetzt von selbst für einen viel größeren Kreis, ja diesem vorzugsweise. Denn wenn wir aufrichtig sein sollen, so sind wir überzeugt, daß unsere leitenden Staatsmänner durch ihre eigene Intelligenz und Charakterkraft an sich schon das Richtige zu thun befähigt sind, während wir unseren parlamentarischen Parteigenossen zwar guten Willen, aber, durch herbe Erfahrung gewitzigt, ein viel geringeres Maß von beiden constitutiven Eigenschaften zutrauen.

Kurz zusammengefaßt, beruht die Argumentation Humboldts auf dem Satze, daß Preußen um so größeren und heilsameren Einfluß in Deutschland üben werde, je mehr es sich innerlich in seiner politischen oder ethischen Individualität als Staat kräftige und auf sich selbst besinne. Dieser Gedanke muß auch jedem heutigen Politiker, der sich über die Herrschaft der Phrase zu der klaren Anschauung der Wirklichkeit zu erheben vermag, der eigentliche Leitstern seines Thuns sein. Je preußischer im tiefsten Sinne des Wortes, desto deutscher. Alles, was der Kräftigung der politischen Eigenart des preußischen Wesens förderlich ist, ist auch ein allgemein deutscher Fortschritt. Alles, was selbst unter der gleißenden Maske irgend einer politischen Modeliebhaberei den Kern des preußischen Wesens schädigt, ist zugleich ein Schade für Deutschland. Welches Unheil hat einst die Phrase von dem Aufgehen Preußens in Deutschland angerichtet, und wohl uns, wenn wir sagen könnten, daß die verkehrten Schlußfolgerungen, die man aus verschrobenen Prämissen gezogen hat, heute schon ganz beseitigt wären! Wenig hätte gefehlt, so wäre Deutschland und Preußen selbst dadurch für immer aus den Fugen gekommen. — Wer ein guter Deutscher sein will, muß G. von Vinckes classisches Wort von 1848 auch für heute noch als praktisch anerkennen und be-

folgen: „Ich achte den für den besten Patrioten, der in Berlin (in der Nationalversammlung) so deutsch als möglich und in Frankfurt (im Parlamente) so preußisch als möglich ist.“ Die eigenthümlich complicirte Zusammensetzung unserer Staatszustände in Deutschland bringt es ja mit sich, daß der Reichstag ebensogut Veranlassung hat auf Fragen einzugehen, die das eigentliche Lebensmark Preußens betreffen — wie vor Allem in der Heeresverfassung — wie der preußische Landtag umgekehrt seinen Einfluß über das bloß particuläre Gebiet auch auf ein allgemeineres erstreckt, wo die Begriffe deutsch und preußisch zusammenfließen. Hätten wir neben dem Reichstag nur Provinziallandtage, so würde der Schwerpunkt der deutschen Politik natürlich allein in jenem liegen. So lange aber die Macht der Dinge noch die Existenz der deutschen Einzelstaaten als eine vernünftige Nothwendigkeit aufrecht erhält, wird der preußische Landtag, weil er der preußische ist, zwar in bescheideneren äußeren Formen als der Reichstag, im Wesen aber mindestens in ebenso fundamentalen Fragen an der Gestaltung der deutschen Politik Preußens Theil haben und dafür verantwortlich sein.

Möchten seine national gesinnten Elemente es sich gesagt sein lassen, daß sie die große deutsche Sache in dem Maße fördern, als sie mit reifer Einsicht und geläuterter Willenskraft die natürliche Kraft Preußens verstärken. Für sie gelten die lichtblitzenden Worte Humboldts, die wir hier zum Schlusse mittheilen, ebenso wie für ihre Collegen im Reichstage, obwohl die Letzteren, als unmittelbarer an der Leitung der deutschen Angelegenheiten betheiligt, auch die Ersten sein sollten, die sie beherzigten und in die That umsetzten. — Bei der Lectüre des Folgenden möge Jeder für die Ausdrücke „Bund und Bundesverfassung“ die heutigen „Reich und Reichsverfassung“ selbst substituiren, wie für „Regierung“ „Reichstag und preußischer Landtag“, wir aber behalten hier aus schuldiger Pietät gegen ein so kostbares Document die Originalfassung bei.

„Der Gang der Angelegenheiten beim Bunde wird für jeden deutschen Staat, aber doppelt für Preußen, auf das Aller Augen gerichtet sind, größtentheils von dem Gange der Angelegenheiten in seinem Innern abhängen. Preußen befindet sich gegenwärtig offenbar in einer sehr befriedigenden Stellung, aber es muß fühlen,

daß es gerade jetzt, da fast alle Verhältnisse des Innern eine veränderte Richtung und Verknüpfung erhalten müssen, mehr als je sonst seine Kräfte zusammenhalten, Ernst und Wachsamkeit anwenden und mit Aufgebung aller neuen äußeren Plane seine ganze Aufmerksamkeit dem Innern zuwenden muß. Denn seine Stellung würde zur kritischsten und gefährlichsten werden, wenn seine Regierung den Wahn hegen wollte, jetzt eine Größe und Sicherheit zu genießen, wo sie minder auf weise Sparsamkeit zu sehen hätte, die Sorgfalt auf die Erhaltung der Streitkräfte vermindern und ihre Nachbarn die Uebermacht fühlen lassen könnte. Aus einem so irrigen System würde bald Schwäche im Innern und Ungerechtigkeit im Aeußern entstehen, und die anderen deutschen Staaten würden dadurch zugleich Furcht vor Preußens Unternehmungen und Trotz, sich ihm zu widersetzen, bekommen. Wenn dagegen Preußen, auch durch Ordnung und zweckmäßige Einrichtungen im Innern stark, mit guten Finanzen und einem nicht aus Noth verminderten Heere dasteht und schon durch diese sich selbst genügende Stellung beweist, daß es nicht fremder Kräfte zu seiner Macht bedarf, wird es zugleich dauerndes Vertrauen zu seinem Betragen und Furcht, ihm durch Widerspruch zu mißfallen, einflößen und einen viel größeren Einfluß auch bei dem Bunde ausüben. Denn in allen politischen Verhältnissen wirkt eine imponirende Stellung weit mehr, als Drohung oder Gewalt."

Deutsch-französische Wechselwirkungen von 1815 bis heute.

[Grenzboten, Jahrg. 1873. S. 372—381.]

Wir Deutschen besitzen unter einer ansehnlichen Reihe origineller Eigenschaften auch eine, die unsere Nachbarn, überhaupt alle anderen Völker der Welt, sie mögen zur kaukasischen, mongolischen, malayischen oder irgend welcher anderen Rasse gehören, am allerwenigsten begreifen: wir fürchten uns vor nichts so sehr, wie vor

einem etwaigen Uebermaß in der Anerkennung unserer Tugenden und Vorzüge. Nicht als ob wir uns nicht gerne loben hörten: bei allen unseren Seltsamkeiten und Schrullen sind wir denn doch Menschen genug, um es uns nicht bloß gefallen, sondern recht wohl thun zu lassen. Nur muß der, der uns lobt, ein Fremder sein.

Das Sprichwort, welches dem Eigenlob die fatalste Eigenschaft nachsagt, die sich kaum in anständiger Gesellschaft deutlich bezeichnen läßt, ist zwar nicht auf die deutsche Sprache allein beschränkt, sondern universell oder kosmopolitisch wie die meisten seiner Geschwister, aber nur in Deutschland wird es recht verstanden und ehrlich gehandhabt. Nichts klingt uns bedenklicher, ärgerlicher, anmaßlicher als ein Hymnus auf die Gesammtheit der deutschen Tugenden, oder auf eine aus ihrem Kranze, wenn er deutsche Worte zu deutscher Melodie hat. Am liebsten hören wir ihn englisch oder französisch, begnügen uns aber auch mit spanisch, italienisch, russisch oder irgend welcher anderen Zunge, wenn wir ihn nur haben könnten. Aber freilich blüht uns selten genug ein solches Glück. Bei allen Völkern der Erde von den autochthonen, thierähnlichen Päschärähs an, bis zu der raffinirten Spitze der Menschheit, den großen Culturnationen der Jetztzeit ist unser Name mit einem wahren Gebirge oder einer wahren Sinflut von Haß beladen — je nachdem das trockene oder feuchte Bild mehr anmuthet, geben wir die Wahl frei. Diese Thatsache ist die einzige absolut unantastbare Errungenschaft unserer nationalen Großthaten von 1870 und wenn sie auch nicht allein von diesem jüngsten Datum stammt, so ist sie doch damals erst uns so recht zum Bewußtsein gekommen. Wir pflegten uns nämlich der gutmüthigen Vorstellung hinzugeben, daß die unleugbar über den ganzen Erdball verbreitete Abneigung gegen uns bloß auf einem leicht begreiflichen Mißverständniß der Anderen beruhe, und dieß wieder eigentlich auf unseren eigenen Fehlern und Versäumnissen. Wenn die Leute draußen erst gesehen haben würden, was wir zu leisten im Stande wären, falls wir nur könnten wie wir wollten, dann müßten sie uns auch lieben und bewundern. Der Schluß war echt deutsch und macht unserem Herzen alle Ehre, ist nur leider grundfalsch.

Sind wir auch momentan in der glücklichsten Lage das 'Oderint dum metuant' einmal auf uns anwenden zu können, was sonst immer nur gegen uns ausgespielt wurde, so thut es doch unseren

emüthe wehe. Schließlich erhebt auch der Verstand seine Benken und fragt, ob denn unsere Zukunft immer so fort wie in n letzten Jahren von der Sonne des Glücks bestrahlt oder durch e rechtzeitige Hülfe staatsmännischer und soldatischer Dii ex machina r allen Gefahren gesichert sei. Wenn wir gezwungen wären, loß auf unseren eigenen Füßen zu stehen, der mächtigen Stütze raubt, der wir unsere Sicherheit um so ausschließlicher verdanken, weniger unsere Eigenliebe es uns gestehen lassen will, würde uns doch sehr ungemüthlich vorkommen, wenn uns die ganze Meute unserer grimmigen Feinde überfiele. Wir getrauen uns ch ein ander Mal, aber immer unter der Voraussetzung, daß so käme wie 1870 oder schon 1866, nämlich daß wir unter chen Führern wie damals in den Kampf gingen, mit den Fransen, mit den Dänen, allenfalls auch mit den Russen, wenn diese lbst so wollen, fertig zu werden, oder auch mit ihren schwarzen d rothen Verbündeten innerhalb unserer eigenen Marken. Aber enn von allen Ecken und Enden her wüthende Scharen auf uns ndringen, würde es uns doch wohl etwas bänglich zu Muthe erden, wenn wir nirgends auch nur einen freundschaftlichen Händeuck oder auch nur ein herzliches Wort der Theilnahme zu gewärtigen haben, überall nur geballte Fäuste und rauhes Gekreische. er moralische Muth, mit dem wir 1870 ins Feld zogen, stammte m Theil aus jener, wie es sich so bald zeigte, unrichtigen Einildung, daß die Sympathien der ganzen Welt mit uns zögen, eil wir unschuldig wären. Für eine künftige ähnliche Situation issen wir es besser und dieses Wissen trägt nicht dazu bei, ihn u heben.

Wer also will, mag es sich immerhin so zurecht legen, daß nser mitunter etwas bedenkliches Haschen nach jedem Wörtchen er Anerkennung und Belobigung aus fremdem Munde eigentlich ur ein Rechenexempel des politischen Verstandes sei. Ein Kenner er deutschen Geschichte und Volksart wird sich mit dieser beemsten und gemüthlichsten Erklärung nicht abspeisen lassen. Er ird mit unserer Empfänglichkeit für fremdes und Empfindlichkeit gen eigenes Lob eine andere notorische und angestammte Eigenümlichkeit nicht bloß eines, sondern aller Stämme der Germanen sammenbringen: unsere vielgerühmte und vielgeschmähte Unparteichkeit oder Gerechtigkeit in der Anerkennung jedes fremden Ver-

dienstes und in der Würdigung jeder fremden Individualitä
Darüber ist schwer etwas Neues zu sagen und hier am allerwenigst
der Ort dazu; es könnte vielleicht sogar scheinen, als wenn an
die vorstehenden Gedankenreihen nicht streng zu dem Gegenstan
gehörten oder zu dem Buche[79]), zu dessen erläuterndem Verständnis
sie doch gemeint sind, aber sie gehören doch dazu. Denn auch i
ihm berührt uns jener specifisch deutsche Zug, den wir schon g
nugsam gezeichnet haben. Auch seinem Verfasser erscheint es al
eine ebenso von dem Gewissen wie von dem Verstande gebote
Aufgabe, in einem ganz bestimmten Falle das nach seinem Bedünk
etwas in die Irre gerathene Urtheil seiner Landsleute über ei
fremde Nationalität, über die Franzosen von gestern und heu
zu berichtigen. Er weist mit Genugthuung zurück auf frühe
Versuche gleicher Tendenz, die er nicht lange nach dem Abschl
des Friedens in einer Reihe öffentlicher Vorträge, wie es schei
mit Erfolg aufgenommen. Die Frage liegt nahe genug: welch
Franzose hat damals etwas Aehnliches auf seiner Seite gewag
denn ein Wagniß auf Leben und Tod wäre es für ihn gewese
was für den Deutschen keines war. Und warum hat es kein Fra
zose gewagt? an Muth fehlt es ihnen ja bekanntlich nicht.

Doch sollen uns diese unbeantworteten Fragen nicht stören
unserer eigenen wieder echt deutschen Anerkennung des Ziels und
Wege zum Ziel. Auch wir sind der Meinung, daß es vergeblich wä
wollten wir warten, bis unsere westlichen Nachbarn anfangen a
ihren Wuthparoxysmen zu einiger Besinnung zurückzukehren.
müssen mit gutem Beispiel vorangehen, selbst auf die Gefahr,
uns Niemand von der anderen Seite folgt, und wir können
um so leichter, als wir eigentlich nur einige grobe und gerei
Redensarten zu vermeiden haben, die uns beinahe contre co
in der unmittelbaren Hitze des Kampfes entschlüpft sind. D
die Hand aufs Herz, selbst als die bogenlangen Todtenlisten
täglich die Kunde von neuen unersetzlichen Verlusten an dem bes
Theile unserer nationalen Kräfte brachten, haben wir wohl
den zerschmetterten Eltern, Kindern und Geliebten getrauert, a
ein nachhaltiger Haß gegen die alleinigen, sonnenklaren Veranla
dieser allgemeinen Trauer ist doch nicht in unserer Seele auf
wachsen. Worte des Hasses sind genug gefallen, aber es sind e
nur Worte gewesen und im Grunde waren wir immer bereit,

Thränen wehmüthiger Rührung im Auge, die Hand zur Versöhnung zu bieten, hätte man sie nur nehmen wollen. Wir reden nicht von unseren heimlichen Franzosenfreunden, die keineswegs bloß im welfischen, ultramontanen oder demokratisch-radicalen Lager zu finden gewesen wären, wenn man sie hätte suchen wollen. Wir reden von den aufrichtigen und wohlgesinnten Patrioten, die mit ihrem ganzen Herzen bei unserem Heer und bei der großen Sache, die es verfocht, von Anfang bis zu Ende in unerschütterlicher Treue standen. Solchen Leuten ist nach dem Siege leicht Mäßigung gepredigt, denn sie haben sie schon vor und während des Siegs in einem Umfange besessen, daß sie eben nur in Anbetracht der unvertilgbaren Gemüthseigenschaften der deutschen Rasse noch als eine Cardinaltugend gerechnet werden mag: in der Mitte jedes anderen Volkes in einer solchen tödtlich gespannten Situation würde der Name einer Tugend für eine solche Stimmung der Seele nicht wohl mehr berechtigt gewesen sein, wenn sie überhaupt anderswo möglich gedacht werden könnte.

Da wir für unsere Person von der bekannten Gewohnheit unserer Landsleute ziemlich frei sind, wonach ihnen, wieder umgekehrt wie allen andern Menschenkindern, der Rock näher als die Haut zu sein pflegt, haben wir während des Krieges und nach dem Kriege die Vibrationen und Zuckungen des exaltirten gallischen Nationalbewußtseins mit viel geringerer Theilnahme verfolgt, als die Schwingungen in unserer eigenen Volksseele. Gar viel und viel Merkwürdiges ließ sich da auch von der stillen Studirstube oder auf den Straßen und Plätzen der alltäglichen Heimat beobachten, was Wenige der Mühe werth gefunden haben zu beachten, Niemand es aufzuzeichnen. War es auch nicht immer erfreulich, so war es doch echt deutsch. Das Merkwürdigste darunter war vielleicht, was sich am schwersten in Worte fassen läßt: die eigentliche Grundstimmung des öffentlichen Geistes während der blutigsten und erschütterndsten Katastrophen des Kampfes, wenn man sie mit der zur Zeit unserer Väter in den Freiheitskriegen verglich. Damals war eine warme und positive religiöse Weihe über das ganze Volk gelagert, von welcher die damals auf protestantischer Seite allerdings noch so viel kräftigeren Traditionen der kirchlichen Religiösität doch keineswegs die Ursache waren. Sie stammte als ein selbstwüchsiges Erzeugniß aus der innersten Tiefe des

deutschen Gemüthes: es war eine Herzensfrömmigkeit, die sich ebensogut mit dem Glauben an Wodan, wie mit dem an Christus vertragen hätte, aber sie war thatkräftig, opferfreudig und hoffnungssicher. So unermeßlich groß der Abstand an Kräften zwische dem französischen Weltdespoten und dem armen zertretenen preu ßischen Volke, oder dem, was man damals noch deutsches Vol nennen konnte, für die Rechnung des gemeinen Verstandes erschien so unerschütterlich fest wurzelte der Glaube in Aller Herzen, da es sich in diesem Kampfe nicht um ein Rechenexempel der Statistik sondern um einen Kampf zweier Mächte handele, von denen jed aus einer ganz anderen Sphäre stammte und aus anderen Stoffe sich zusammensetzte. Es wird wenig Menschen im damalige Deutschland gegeben haben, die etwas von Ormuzd und Ahrima gehört hatten, aber es war der ewige Kampf zwischen Licht un Finsterniß, zwischen Wahrheit und Lüge, Freiheit und Knechtung Idealität und grober Materialität, wie er sich in jener persische Religionssymbolik eine so naive und drastische Bildlichkeit geschaffe hat, und in dem sich jeder Deutsche als ein geweihter Fahnenträge des guten Gottes fühlte. Der konnte und durfte nicht unterliege und Lützen und Bautzen sind freilich taktische und strategische Niede lagen des deutschen Heeres geworden, aber keiner der Mitkämpfe keiner aus dem Volke hat sie als solche gelten lassen. Und wäre noch zehn andere gefolgt, schließlich hätte doch immer ein Leipzi kommen müssen. —

Es wäre ungerecht, wollte man der Stimmung von 187 eine gewisse ideale Tinctur ganz absprechen, nur religiös geweih wie 1813, war sie keinesfalls, man müßte denn den Begriff religi und Religion in jener bequemen Dehnbarkeit brauchen, wie Strauß im „Alten und Neuen Glauben" thut. Bekanntlich antwort er da auf die Gewissensfrage: haben wir, d. h. er und die so d Welt anschauen, wie er, noch Religion? mit „Ja und Nein, nachdem"; das, was ihm als Religion noch übrig bleibt, ist ei so dünne Flüssigkeit von so kühler Temperatur, daß nicht jed Gaumen und jeder Magen zu ihrem Genusse bestimmt sein möcht

Oder, wenn man es nicht übel deuten will, es war 1870 etwa von der Substanz des echten Islam, der natürlichen Religion d Orients, auch in unserm Volksgeiste, der doch sonst die Mitte d occidentalischen Geistes darstellen soll, aber auch der Islam nur i

verdünnter und destillirter Qualität. Islam heißt bekanntlich die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, das Bekenntniß, daß die menschliche Kraft und die menschliche Intelligenz ein Nichts, ein Schatten gegen die alleinige Fülle der Persönlichkeit Gottes sei. Es ist nicht das Schicksal der Alten, was die Welt mechanisch beherrscht und die Menschen als seine Werkzeuge verwendet, sondern eine freie, lebendige, an sich unergründliche und unberechenbare Potenz des Willens, die durchaus als Persönlichkeit und Individualität ganz nach dem Schema der menschlichen, soweit sie dem Menschengeiste selbst durchsichtig ist, construirt gedacht wird. Diese eine wahre Person ist der wahre Gott und was er mit und durch den Menschen thut, ist sein Werk; der Mensch also, wenn auch absolut nichts im Vergleich mit seinem Herrn, doch durch seinen Herrn befähigt oder berufen zu dem höchsten Schwung der materiellen und geistigen Leistungsfähigkeit. So kommt denn das Element der Begeisterung, der idealsten Erhebung doch wieder in die Menschenbrust hinein, und das ist es, wodurch sich unser Islam von 1870 von dem wahren unterschied. Denn wir gingen in den Krieg, weil wir mußten, nicht bloß in dem mechanischen Sinne, weil er uns von Napoleon und den Franzosen aufgezwungen war und wir ihn selbst, obgleich wir alle wußten, daß wir ihm nicht entrinnen konnten, doch noch so gern ein Jahr, oder ein paar Jahre, oder zehn oder gar hundert hinausgeschoben hätten.

Wir empfanden, daß jetzt die weltgeschichtliche Stunde geschlagen habe, wo es kein Entrinnen mehr gab, wo das Schicksal, eine Macht, intelligenter und stärker als aller menschliche Witz und Kraft, es nun einmal so wollte. Wir waren nicht muthlos, aber auch nicht muthig, nicht gehoben, aber auch nicht gedrückt, es war uns nicht wehe, aber auch nicht wohl; man möchte sagen, es war die Stimmung, welche der Kantische kategorische Imperativ, als die normale des Rechtthuns erheischt. Was dann weiter geschah, die ersten Erfolge unserer Heere, könnte überraschend genannt werden und wirkte auch in der That mit der Gewalt elektrischer Schläge.

Eigentlich hätte es Niemand überraschen sollen, der das Jahr 1866 mit Verstand durchlebt und nur einige Begriffe von dem besaß, was Gesundheit und Fäulniß, Wahrheit und Schein, Intelligenz und Verblendung, wenn sie als reale Mächte in der Action aufeinanderstoßen, als nothwendige Erfolge geben. Wie die Volks-

sage Moltke bei Empfang der Kriegserklärung seinen fertigen und etikettirten Feldzugsplan aus dem Schubfach seines Pultes herausnehmen läßt, so hätte auch der politische und militärische Conjecturalist oder Combinator, deren es doch so viele und so geistvolle bei uns giebt, wissen müssen, daß es vom ersten Kanonenschuß bis zum letzten gar nicht anders kommen konnte, als es gekommen ist.

Aber die Gewalt des Augenblicks hielt doch alle Gemüther in athemloser Befangenheit, und gerade darin lag ja eben der Hauptunterschied von 1813. Damals wußte man, daß man siegen werde, weil der Glaube, der nicht trügen kann, es dem Gemüth offenbart hatte; jetzt hätte der Verstand es ausrechnen können, daß und warum man siegen werde, aber auf den Verstand läßt sich kein Glaube bauen, und daher fürchtete man zwar nicht, aber man bangte doch, und erst, als der ungläubige Thomas die Finger in die Wundmale von Weißenburg und Wörth hatte legen dürfen, da fing er an, seiner Sache sicher zu werden, aber freilich immer nur so lange, als der Glanz der Siegesherrlichkeit ungetrübt fortstrahlte, oder sich immer wieder von Neuem entzündete. Bei dem geringsten Wolkenschatten schlug wieder jene resignirte Stimmung durch, die am Tage der Kriegserklärung bis zu den ersten Siegesdepeschen den Fremden, soweit sie damals noch irgend eine Art von Sympathie für uns aufzubringen vermochten, so wundersam auffiel und von ihnen meist viel höher, als sie es verdiente, geschätzt wurde. Eine Niederlage, oder auch nur ein kleines Mißgeschick, hätte sofort die trübste Jammerseligkeit und Hoffnungslosigkeit erzeugt, denn es wäre eine seltsame Selbsttäuschung über die deutsche Art von heute oder von 1870, wenn man von ihr erwarten sollte, daß sie ein Lützen und Bautzen auch nur gefaßt ertragen, geschweige denn als kräftigere Impulse des ganzen idealen Pathos der Seele hätte verwerthen können.

Warum aber alle diese Reflexionen, die doch weit ab von dem einen Punkte zu liegen scheinen, auf welchen unser Auge und das unserer Leser gerichtet sein soll? Beschäftigen wir uns hier denn nicht mit einem Ausschnitt aus der Naturgeschichte des französischen Geistes, und von den Franzosen ist bisher kaum ein Wort gefallen. Aber wer uns folgen wollte und noch will, mag vielleicht unsere Zeichnung deutscher Stimmungen und Seelenzustände in einer gewaltigen internationalen Krisis als die lehrreiche Folie

jener französischen Geistesrevolutionen nicht bloß während des Krieges, sondern seit dem Sturze des ersten Napoleon bis heute, verwerthen. Denn auf dem engen Raume der citirten Schrift Kreyßigs ist wirklich diese große Aufgabe nicht bloß projicirt, sondern auch gelöst, soweit man von einer Lösung reden darf. Gewiß war es einem geistvollen und formgewandten Darsteller hier leichter als bei mancher ähnlichen Aufgabe gemacht, denn mögen auch nur wenige Berufene in Deutschland allen Schwingungen der französischen Geistesbewegung während der letzten 60 Jahre im Einzelnen nachzufolgen befähigt sein, so sind wir Andern alle, Gebildete und Ungebildete, Geistreiche und Beschränkte, weil wir Deutsch sind, unwillkürlich von dem tonangebenden Einfluß jener französischen Gestaltungskraft beherrscht und dadurch zu ihrem Verständniß disponirt.

Es bedarf ja nur eines bescheidenen Theiles deutscher Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe, um zuzugestehen, daß unser eignes Geistesleben seit 1815 bis heute von der Uebermacht französischen Geistes völlig beherrscht, beinahe erdrückt worden ist. Vielleicht zu keiner andern Zeit der bis vor die Anfänge der Geschichte zurückreichenden deutsch-französischen oder gallischen Wechselwirkungen ist die Ueberlegenheit des französischen Wesens so tief und fein in die innersten Gefäße und Adern unseres ganzen Volksthums eingedrungen, wie in dieser Periode, deren abschließende Resultate noch unabsehbar sind. Denn zur Zeit Ludwig XIV. und XV. sind es doch nur die Gebildeten der Nation, die Höfe, der Adel, die Honoratioren und auch sie nur theilweise, die sich der fremden Geistesherrschaft fügen: die breite Masse des Volkes bleibt davon unberührt und von ihr aus fließt doch immer ein reichlicher Quell leiblicher und geistiger Erneuerung in die fremdartig metamorphosirten Schichten der oben darüber gelagerten Minorität. Aber seit 1815 steht es ganz anders: die ideale Erhebung der Freiheitskriege schoß auf literarischem, künstlerischem, und socialem Gebiete über ihr Ziel hinaus, indem sie sich vorsetzte, den alten wälschen Sauerteig aus Deutschland ganz auszufegen, statt ihn nur recht zu vertheilen und dadurch ein leidlich schmackhaftes und leidlich gesundes Gemengsel herzustellen. Es war ein wunderliches Unterfangen, das unserer Deutschthümler und Franzosenfresser von damals, aber den Hohn und Spott, die man bis heute in vollen

Schalen darüber auszugießen pflegt, hat es nur darum verdient, weil es von und für Deutsche gewagt wurde. Nirgends in der Welt war es weniger angebracht als bei uns und am allerwenigsten gerade in der Hauptrichtung, die es haben sollte, in seinem Kampfe gegen das Franzosenthum. Unsere deutschen Don Quixotes haben von den Flügeln der gallischen Windmühle mit Recht so fürchterliche Ohrfeigen empfangen, daß der bei uns sonst so stark entwickelte Trieb, irgend eine beliebige falsche Fährte bis zum äußersten Ende mit gesinnungstüchtiger Hartköpfigkeit auszutreten, in diesem Falle sehr bald und fast spurlos erlosch. Denn die schüchternen Stimmen, die sich während des letzten Krieges gegen den Frack der deutschen Männer und die Toupés der deutschen Schönen hervorwagten, haben nur während der Blokade unserer Mode-Hauptstadt Paris einigen Eindruck gemacht, weil damals der Verkehr mit den an der Spitze der Civilisation marschirenden Schneidern und Putzmacherinnen auf einige Monate leider fast ganz abgeschnitten wurde. Jetzt spöttelt man nicht einmal mehr darüber, sondern schätzt sich glücklich, wenn es der Patriotismus der Franzosen ihnen gestattet, uns wieder in alter Weise auf eine annähernde Höhe menschlicher Cultur zu erheben und unsere deutschen Thaler als eine vorläufige Abschlagszahlung auf die von uns angeblich fortgeschleppten Pendulen und Silberservicen anzunehmen.

Wie wir uns heute gewöhnt haben, wieder in Folge unserer auswärtigen Geistesschulung, die Zustände der Wirklichkeit oder die Macht der Thatsachen als ein blindes Fatum oder eine eherne Nothwendigkeit zu betrachten, sollte es uns hier nicht in den Sinn kommen, die Frage zu erörtern, ob es heilsamer für uns gewesen wäre, wenn wir uns seit 1815 nicht unter der Allmacht des französischen Geistes befunden hätten. Wir meinen nicht, daß wir auf unsern eigenen Füßen hätten stehen lernen sollen, das wäre eine Zumuthung an unsern deutschen Volksgeist, die er im Hinblick auf seine Vergangenheit, mit Entrüstung zurückweisen würde, aber wir fragen im Stillen, ob es nicht in vieler Beziehung vortheilhafter gewesen wäre, wenn wir irgend wo anders, im Nothfalle bei den Chinesen oder Japanesen, hätten in die Schule gehen können, da wir denn doch einmal kraft unseres brennenden Durstes nach Bildung und Unterricht, irgend wo in die Schule gehen und irgend wen als unsern unfehlbaren Lehrmeister verehren müssen.

Denn was uns Frankreich seit 1815 gelehrt hat, mag wohl denen, die den jedesmaligen Cursus mit der bei uns dafür pflichtmäßig gebotenen Begeisterung durchgemacht haben, werthvoll dünken, schade nur, daß immer jede spätere Generation von Schülern zu der Einsicht gelangte, die bisherige Methode und der bisherige Lernstoff sei, wie man zu sagen pflegt, nicht einen Schuß Pulver werth. Besäßen wir jene erstaunliche Beweglichkeit und Geschmeidigkeit des Geistes, die unsere Lehrmeister an der Seine als ihr Erbtheil von der Natur oder den alten Galliern bekommen haben, so würde der Schade nicht so groß sein. Aber bei uns, wo Wahrheit und Irrthum centnerschwer auf der Seele des Einzelnen lastet und es selten einem gelingt, durch eine rasche Schwenkung aus einer schulmäßigen Position in die andere zu gelangen, ohne dabei auf die Nase zu fallen, ist die Wirkung eine andere. Alle die verschiedenen Systeme und Dogmen, die wir so nach einander von Paris her importirt haben und die bei uns alle noch als Ladenhüter neben einander aufgestapelt liegen, nicht wie am Orte ihres Ursprungs im rechten Moment als alberner Ballast ins Meer geworfen worden sind, müssen eine Confusion der Geister und eine Beschwerung der Glieder erzeugen, aus der gar nichts außer nur noch mehr Confusion und endlich das eitle Chaos hervorgeht.

Wie rasch sind die Franzosen über den doctrinären Liberalismus mit idealistisch-kosmopolitischer Schminke hinweggehüpft, der in den zwanziger Jahren als Waffe gegen die schwarze und weiße Reaction der legitimen Pfaffen und Junker so gute Wirkung that. Als Beide vorläufig, die Letzten vielleicht für immer, durch die Juligewitter weggefegt worden, wurde auch die Waffe, die gerade für sie geschliffen war und zu nichts Anderem taugen konnte, sofort zerbrochen und zu etwas Anderem eingeschmolzen. Wir aber zehren noch heute in unzähligen Bestandtheilen unseres politischen, socialen, national-ökonomischen Denkens und Handelns von jenem Unterricht, den wir aus der Schule der Guizot, Lafayette, Royer-Collard, Say u. s. w. heimgetragen haben. Aber wir ließen auch die Zeit des Julikönigthums nicht ungenützt verstreichen: der nüchterne Egoismus dieser Periode, ihre durch und durch und bis zum Entsetzen des Geistes praktischen und verständigen Tendenzen, die in ein System gebrachte materialistische Philistrosität haben wir nach unserer Art mit gläubigem Enthusiasmus als den Ausbund aller

menschlichen Weisheit herübergebracht und glauben noch heute, neben den idealistischen Seifenblasen des Doctrinarismus, an ihre absolute und ewige Wahrheit. Außerdem aber auch noch alles Andere, was dort an der Seine als leichtes Nebelbild bei Sonnenaufgang in die Luft stieg, um schon gegen 9 Uhr von der Sonne des Tages völlig verflüchtigt zu werden, alle die Phantasmagorien der verschiedenartigsten radicalen Welt- und Völkerbeglückungs-Propheten und Prophetinnen: alles das, was dort als eine Komödie, als eine Posse spielte und amusirte, ist bei uns ehrbar, schwer und massig sitzen geblieben und arbeitet fort in dem Kreislauf unserer Säfte. Endlich das Kaiserreich und seine sprichwörtliche Corruption: Frankreich hat sie ertragen und ist jetzt, nachdem es sie durch eine seiner gewöhnlichen leichten Hautkrankheiten, die man Revolution nennt, los geworden ist, gesünder, d. h. mehr Frankreich als je. Wir aber stecken mitten drinnen und es ist noch gar nicht abzusehen, ob nicht diese letzte Dosis französischen Nahrungs- und Bildungsstoffs unsern deutschen Magen auf immer ruinirt hat.

Jedenfalls stimmen wir Fr. Kreyßig, dem Verfasser des Buches, das uns diese Gedankenreihen erzeugt, vollkommen bei, wenn er sagt: „Die französische Gesellschaft, krank, wie sie ist, enthält keinen Stoff des Verderbens, der nicht auch in unserm Organismus auf den günstigen Augenblick der Entwickelung lauerte: und das Eintreten solches verhängnißvollen Augenblicks zu verhindern, wird der bescheidenen und gründlichen Vorsicht immer besser gelingen, als dem dithyrambischen Siegesjubel." Wir wünschten, dieser Schlußsatz träfe zu, dann wären wir geborgen oder wenigstens einigermaßen sicher, denn von dithyrambischem Siegesjubel haben unsere Ohren in Deutschland 1870, 1871, 1872 oder gar 1873 nichts vernommen. —

Ueber einen Fehler in der Construction des deutschen Auges.

[Schlesische Presse, Jahrg. 1875. Nr. 640.]

Keiner unserer verehrten Meister der Augenheilkunde hat zu fürchten, daß wir in sein Fach pfuschen wollen, um uns selbst zu blamiren. Das deutsche Auge, das wir meinen, ist unsere Domäne, und wir glauben, seine Organisation allmählich bis zu einem gewissen Grade erkannt zu haben. Es ist die geistige und sittliche Sehkraft unserer Landsleute, nicht ihre physische, die uns berufsmäßig angeht.

Wir bekennen von vornherein, daß wir das Wort „einen" in der Ueberschrift besser Einen oder nach der prätentiösen Mode gewisser Cliquen éinen schreiben sollten, denn neben dem Einen Fehler lassen sich unschwer gar viele andere auffinden. Wären es nur solche, die als vereinzelte Krankheitsfälle mehr Curiositäten als Typen genannt werden müßten, so würde es nicht viel bedeuten. Zwar wird die Aufmerksamkeit und der Scharfsinn des Erforschers der Volksseele durch solche mehr oder minder räthselhafte Phänomene ebenso stark angespannt, wie der des denkenden Arztes durch ähnliche Vorkommnisse in der Körperwelt. Aber wenn Beide die Pflichten ihres praktischen Berufes gewissenhaft verstehen, werden sie sich doch nicht allzulange dabei verweilen. Ihr wahres Object sind jene typischen Krankheitsformen, denen viele Individuen verfallen, jene Massenkrankheiten, die bald mehr endemisch, bald mehr epidemisch auftreten; und einer solchen Form, nicht einer Curiosität, sondern so allgemein im deutschen Auge verbreitet, daß man sie fast habituell nennen könnte, gilt unsere Betrachtung.

Es ist bekannt, daß das physische Auge des Menschen von der Natur so fehlerhaft construirt ist, daß es aus seinen eigenen Mitteln heraus keinen Unterschied der Raumentfernung und demgemäß keinen wirklichen Größenunterschied aus den von ihm ersehenen Objecten zu erkennen vermag. Erst der Tastsinn, später die durch körperliche Bewegung vermittelte Erfahrung muß es dem

Auge lehren, was nahe, was fern, wie weit ungefähr ein Ge-
stand von ihm absteht, und ebenso wie groß oder wie klein
gesehenen Dinge seien. Dabei läuft natürlich dem in seiner Na
stehen bleibenden Menschen der gröbste Irrthum mit unter,
z. B. die Meinungen der gänzlich Ungebildeten unter uns
der culturlosen Völker draußen in Betreff der Entfernung
Größe der Himmelskörper darthun.

Dem geistigen Auge ergeht es gerade so. Auch ihm ist
Fähigkeit, Raum und Größe zu erkennen, die Fähigkeit des rich
Maßes von Natur meist versagt und wird ihm erst als Pr
der höchsten intellectuellen und ethischen Bildung zu Theil.

Und das scheint auch schon Goethe gewußt zu haben,
er in jener an Gehalt für Jahrhunderte unerschöpflichen E
der Wanderjahre, Wilhelms Besuch in der pädagogischen Pr
den führenden Aufseher zu diesem sagen läßt: „Eines fehlt !
vielleicht Euch selbst, und das anzuerziehen, ist unser erstes
streben“. Als Wilhelm verlegen schweigt, löst er ihm das Rä
„Ehrfurcht“, d. h. jenes die innerste Tiefe des Menschen
beherrschende Gefühl, daß außer und neben dem sonst ganz b
und ehrenwerthen Vetter Michel noch andere Mächte der J
genz und der Charakterwucht in der Welt vorhanden sind,
die der Durchschnittsmensch, eben jener Vetter Michel, nicht
mal die Figur eines Zwerges gegen einen Riesen spielt.
Mächte sind in der realen Welt ebenso in Fleisch und Blu
kleidet, haben ebenso Kopf, Augen und Nase, für gewöhnlich
Arme und zwei Beine wie Vetter Michel, und darum kan
Auge nicht sehen, daß das Alles bei jenen nach ganz an
Dimensionen angelegt ist, als bei ihm. Oft, nicht immer, ir
Gutmüthigkeit der Bornirtheit; oft, sehr oft aber mischt sich
sehr viel Gemeinheit und Bösartigkeit in diese Unfähigkei
Sehorgans ein. In jedem Falle schließt man: „Weil ich der
den ebenso groß sehe wie mich selbst oder meinen Nachbar
so ist er auch ebenso groß, und im Grunde auch nur ein !
wie ich oder der da drüben, nur daß er mehr Glück gehal
als wir Beide.“

Uebersetzen wir diesen Fehler des Sehorgans aus dem T
in sein eigentliches Wort, so heißt er also Mangel an Ehr
Unfähigkeit, das eigentlich Große, alles Ueberragende, nur m

selbst und nicht mit dem gewöhnlichen Durchschnittshaufen zu Vergleichende, kurz das Geniale im wahren Sinne zu erkennen. Daran hängt zunächst ein großer Nachtheil für den damit Behafteten, also die Vielen, um nicht wieder verblümt zu sprechen. Sie selbst empfinden ihn natürlich nicht, aber wer Ehrfurcht gelernt hat, oder wem sie angeboren ist, was als ein seltenes Naturspiel wohl auch vorkommen kann, weiß allein etwas von jenem vielleicht heiligsten und reinsten Gefühl, dessen die Menschenbrust fähig ist, von der Erkenntniß und Bewunderung der wahren Größe, sei es einer Schöpfung der Kunst, der Intelligenz und Wissenschaft oder einer That des Charakters und Verstandes in der höchsten praktisch-idealen Lebenssphäre des Menschen, dem Staate. Erst dadurch, daß sich in dem zu seiner Gesundheit erzogenen Auge das richtige Bild der Außenwelt, ihre wirklichen Höhen und Tiefen spiegeln, erhält der menschliche Geist das wahre Selbstvertrauen, den wahren Stolz auf sich selbst, jenes gerade Gegentheil der gutmüthig oder nicht gutmüthig bornirten Selbstüberschätzung, in der die Menschen dahin vegetiren, um bei jedem größeren äußeren oder inneren Conflict schmählich blamirt zu werden.

Es ist eine allgemein menschliche Krankheit, dieser Mangel an Ehrfurcht, wie schon Goethe wußte. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß sie an manchen Orten besonders stark und endemisch sich eingenistet hat. Wenn wir behaupten, daß unser Vaterland und unser Volk vorzugsweise damit behaftet seien, so wird uns das kein Verständiger als Mangel an Patriotismus auslegen. Im Gegentheil, das Gewissen des wahren Patrioten gebietet, alle Schäden und Krankheiten der Volksseele so scharf und energisch wie möglich den Betheiligten zur Kenntniß zu bringen, weil damit wenigstens der erste unerläßliche Schritt zu ihrer Heilung gethan ist.

Als Goethe einmal auf der Höhe seines Lebens gegen das losdonnerte, was er den deutschen literarischen Sansculottismus nannte, meinte er für die Literatur, in der er der geborene König und Herr war, dasselbe, was wir, deren Auge nach der Signatur dieser unserer Tage auf das A und O der Gegenwart und Zukunft, die Wiedergeburt unseres deutschen Staates und damit unserer Nation geheftet sein muß, auf dieß andere Gebiet übertragen. Darum darf man heute von politischem Sansculottismus sprechen, wie von einem literarischen, künstlerischen,

socialen. Nur müßte man sofort sagen, daß man mit diesem doc
immer anrüchigen geborgten Ausdruck nicht die meint, die es de
Originalen wenigstens an roher Ungeberdigkeit und cynischer Ver
achtung der idealen Güter, die den Menschen erst zum Mensche
machen, Nationalität und Staat, weit voranthun, denn die parise
Sansculotten blieben trotz der weltbürgerlichen Maske, die sie auf
steckten, im Herzen und im Handeln echte Franzosen. Diese also, mi
denen überhaupt keine Discussion möglich ist, bleiben außer Spie
Dagegen denken wir zunächst an die bei uns in Deutschland s
unendlich breit und langweilig sich lagernde Masse derer, die ma
weder gut noch bös, weder entschieden wohl noch entschieden schwa
gesinnt nennen kann, deren kurz sensitives Leben nur schlecht gege
die Eindrücke, die aus den Regionen der Ethik und Intelligen
stammen, reagirt, desto stärker aber gegen alles, was man da
allertäglichste und prosaischste Kleinbedürfniß des sinnlichen Men
schen nennt, Essen und Trinken, Erwerb mit möglichst geringe
Krafteinsatz, Unterhaltung an den armseligsten Nichtigkeiten de
Stunde. Außerdem aber und vorzugsweise denken wir an die de
Zahl nach so kleine Minderheit, die sich selbst durch ihre Bildun
oder ihre sociale Stellung, oder ihre Gesinnung und ihr Strebe
oder durch Alles zusammen hoch über jene niederen Regionen de
mehr animalischen Daseins erhaben dünkt. Auch ihr können wi
den Vorwurf des politischen Sansculottismus nicht ganz erspare

Die Minderzahl ist selbstverständlich überall und immer daz
berufen, und kein Phrasengeklingel ändert etwas daran, den eigent
lichen Gang der Entfaltung des nationalen Wesens zu bestimme
denn sie allein ist im eigentlichsten Sinne die Nation, wovon de
Begriff Volk scharf sich abhebt. Die Masse hat damit nichts z
schaffen, sie kann höchstens momentan als Füllsel des Hintergrund
der Bühne verwandt werden, die Acteurs sind und bleiben di
Wenigen und auch diese müssen sich die von der Vernunft de
Dinge gegebene Rollenvertheilung gefallen lassen, wenn sie nich
unvernünftig sein wollen.

Den Meisten dieser berufenen Minderzahl haftet bei uns imme
noch etwas von jenem durch alle Bildung und Erziehung do
nicht ganz ausgeglichenen Fehler des Sehvermögens an. Niemal
ist dieß leichter zu erkennen, als in einer Zeit, die zur Ausführun
der großartigsten Aufgaben, welche ihr von dem Schicksal gestel

sind, naturgemäß auch die nach demselben Maße angelegten Genien als Werkzeuge dazu hervorbringt, wie es unsere Gegenwart gethan hat und noch immer thun wird. Wenn diese außerordentlichen Kräfte vor unseren Augen das vollbringen, was kein Anderer gekonnt hätte, was selbst die kühnsten Hoffnungen einer in Deutschland so seltenen Species, einer wirklich muthigen echten Männerseele, übersteigt, dann wundert man sich im Augenblick, reibt sich vergnüglich die Hände, freut sich, „daß Alles so gut gegangen, wie mans nicht gedacht hätte“, während der echte Mann der Ueberzeugung lebt und stirbt, daß es bloß gut und gar nicht anders gehen darf, wenn Jeder seine Schuldigkeit thut, und glaubt schließlich, daß man selbst es zwar nicht allein gemacht, aber doch bestens dabei mitgeholfen habe. Wo soll da noch der rechte Maßstab für jene Alles überragenden Heroen herkommen, die es wirklich gethan haben und in dem Sinne allein, als allein ihre Alles überwältigende Wucht der Intelligenz und des Charakters die trägen Massen in Bewegung zu setzen verstanden hat? So aber begreift es sich leicht, daß, wenn man jene ungeheueren Erfolge auf das verkehrte Conto schreibt, sofort, sobald wieder eine neue Verkettung der weltgeschichtlichen Action eintritt, sobald es wieder ein neues Problem zu lösen giebt, alle Anmaßlichkeit der Subjectivität, des Besserwissens und was bei uns das albernste und gefährlichste aller phrasenhaften Schlagworte ist, der sogenannten eigenen Ueberzeugung auf den Plan geführt werden. Oft geschieht es aus jenem gedankenlosen Doctrinarismus heraus, der uns Deutschen als ein rechter Pfahl im Fleische steckt, oft aber auch, und dann artet der Fehler zu einer wirklichen Krankheit aus, wirkt der Anblick der wahren Größe auf alle jene schwachen Augen und kleinen Geister, die eben deshalb geborene Gerngroße sind, wie der rothe Lappen auf den Truthahn.

Gleichviel, woher sie stamme, die Thatsache ist eine beschämende und gefährliche. Woher soll dem Alles überragenden und Alles gestaltenden Genius, solchen Menschen gegenüber, die es ihm noch zur Ehre anrechnen, daß sie ihn einigermaßen ihrem werthen Ich gleichstellen, die innere Lust, der Elan des frohen Muthes kommen, da er eben doch auf sie als seine Werkzeuge verwiesen ist und nicht aus dem Nichts eine bessere Masse wirklicher Männer, die sich zu subordiniren wissen, keine nörgelnden alten Weiber mit allen möglichen Voll- und anderen Bärten, hervorzaubern kann?

Des alten Fritz furchtbares Wort „ich bin es müde, über Sclaven zu herrschen“, meinte im Grunde das Nämliche, denn überall fand er wohl den Gehorsam der Furcht, er aber brauchte den der freudigen Hingebung, und solchen Gehorsam brauchen auch die, die das Geschick uns als die Testamentsvollzieher des größten Herrschers der deutschen Geschichte in unsere Mitte gestellt hat.

Deutsche Ehrlichkeit und deutsche ehrliche Arbeit.

[Grenzboten, Jahrg. 1875. S. 476—480.]

Heinrich Leo, der oft so geistvolle Blicke in das Seelenleben der Völker zu thun pflegt, spricht einmal besonders geistvoll von dem, was man das Centraldogma eines Volkes von sich selbst nennen könnte. Jedes Volk nämlich fühlt in seinem Wesen eine moralische Eigenschaft heraus, die in dieser Stärke und eigenthümlichen Färbung nach seinem Glauben nur ihm zugehört, und eignet sie sich demgemäß als seine providentielle Mitgift zu. Der Instinct des Volksgeistes geht dabei immer sicher, wie sich schon daran erkennen läßt, daß die Fremden, wenn sie wohlwollender Gesinnung sind, gerade dieser specifischen Nationaltugend das Schlagwort zu einer zusammengesetzten Charakteristik des betreffenden Volkes entnehmen, wenn übler Gesinnung, dieselbe zu einer Caricatur seines ganzen Wesens verdrehen. Wenn der Grieche seine Kalokagathie für sich beanspruchte, der Römer vorzugsweise ein vir fortis atque strenuus heißen wollte, der Franzose die bravour für die französische Cardinaltugend hält, der Spanier seine grandezza, der Engländer die respectability, so wird jeder unbefangene Beobachter Jedem von ihnen Recht geben. Wie sehr diese Cardinalnationaltugenden ihrem Boden und nur ihrem Boden ausschließlich anhaften, läßt sich aus einer scheinbar bloß linguistischen Bemerkung abnehmen. Keines dieser Schlagworte kann in seiner vollen Kraft unmittelbar in irgend eine fremde Sprache übertragen werden. Jedem solchen Uebersetzungsversuch müßte erst eine oft weitläufige

bloße Seele und Blut und damit Lebensfähigkeit geben. Schön und Gutsein, oder Schönheit und Tüchtigkeit, was noch etwas besser klingt, und daneben die Kalokagathie des Hellenen! Oder wenn ein Tertianer den römischen vir fortis atque strenuus mit tapferer und thatkräftiger Mann überträgt, darf der Lehrer damit zufrieden sein, ein Römer selbst aber hätte allen Grund gehabt, es nicht zu sein. Oder paßt nicht der vorhin, um die Reihe nicht gar zu lang zu machen, übergangene italienische galantuomo, der Inbegriff des nationalitalienischen Tugendideals als ehrlicher Mann, braver Mann, wie man es manchmal übersetzt liest, wohl gar Biedermann, wie die Faust aufs Auge? Rè galant'uomo ein Biedermann deutschen Stils!

Wir Deutsche haben die Ehrlichkeit zu unserem Dogma erhoben: wir sind nach unserem Glauben das specifisch ehrliche Volk und den Namen eines ehrlichen Mannes verloren zu haben, gilt in den Augen des Volkes noch heute als das Aergste, was von einem Menschen gesagt werden kann. Es ist ein wunderliches Ding mit diesem jetzt so allmächtigen Begriff, wenn wir ihn in seinem Entstehen und Wachsthum verfolgen. Ursprünglich heißt ehrlich der, welcher die Pflichten des Rechtes und der Sitte, die jedem Stande besondere sind, vollkommen dem Herkommen gemäß zu erfüllen weiß. Die Gesinnung ist gar nicht dabei betheiligt, folglich auch nicht der moralische Werth des so genannten Menschen und der so genannten That. Der Gegensatz unehrlich zeigt dieß am besten, denn unter den „Unehrlichen Leuten" unseres älteren Rechts und unseres Volksbewußtseins bis an die Gegenwart heran können und werden wahre Muster von Ehrlichkeit im heutigen Wortsinn gewesen sein. Unehrlich war, wer durch das Schicksal der Geburt oder die Noth des Lebens gezwungen wurde, außerhalb der rechtlich geordneten und geschirmten socialen Gliederungen des Volks zu stehen: alle fahrenden Leute z. B. gehörten dazu, außerdem noch eine Menge von Berufsarten, die die Volksmeinung wenn gleich mit sehr wechselnder Laune perhorrescirte, denn es gab bekanntlich Zeiten und Orte, wo das Nachrichteramt eine Art von Standesehrenamt gewesen ist, während es später im Allgemeinen vorzugsweise unehrlich machte.

Allmählich hat sich daraus ein ganz anderer Begriff abgezweigt und ist nunmehr der gültige geworden. Unsere Ehrlichkeit ist eine

Tugend, nicht bloß eine Virtuosität. Man kann auf das Eine wie auf das Andere stolz sein, aber die Befriedigung des Gewissens ist doch nur das Eigenthum jener. Und sie besteht nicht bloß darin, daß der Mensch nicht wegen äußerer Rücksichten oder aus Berechnung, sondern kraft des von seinem Gewissen geleiteten, gewohnheitsmäßigen Willens auf jede Uebervortheilung seines Nebenmenschen verzichtet, auch wenn die Gelegenheit noch so günstig dazu wäre. Es liegt noch etwas Tieferes und Wärmeres darin, wie es sich in den Formeln „offen und ehrlich", „ehrlich heraussagen", „eine ehrliche Seele" u. s. w. darstellt. Der Ehrliche in diesem Sinn vergreift sich nicht bloß nicht an dem Eigenthum des Anderen, sondern er läßt auch den Blick desselben bis in die innersten Tiefen seiner Seele dringen, weil es darin keine Falten giebt, in denen sich etwas, besser mit Dunkel Bedecktes, verbergen könnte. So wurzelt die deutsche Ehrlichkeit auf dem schönsten Glauben des deutschen Gemüths an die Güte der menschlichen Natur in diesem Individuum und allen anderen. Sie kann daher wohl oft betrogen, aber nicht zerstört werden, wo sie wirklich die Grundstimmung der Seele bildet.

Jede solche Abstraction läßt dem Zufall der concreten Erscheinungen noch den weitesten Spielraum. Nicht alle Römer möchte man als viri fortes atque strenui bezeichnen und auch unsere Nationaltugend bildet, wo sie vorhanden oder ihr Vorhandensein geglaubt ist, nimmer einen Gegenstand besonderer Anerkennung, womit schon gesagt wird, wie es sich in der Wirklichkeit des Lebens damit verhält. Aber unzweifelhaft giebt das Bewußtsein, einem Volke anzugehören, dem diese Tugend als die höchste gilt, ihr die Kraft zu einer Propaganda auch in den Gemüthern und Gewissen mancher Menschen, deren Naturell durch allerlei weniger durchsichtige Ingredienzen an sich nicht sehr geeignet sein würde, gerade ihrem Dienste sich zu widmen oder doch wenigstens Versuche zu machen, auch in die Zahl derjenigen aufgenommen zu werden, die ohne solche Hindernisse in allen Fällen den schlichten Weg dieser Ehrlichkeit wandeln. Jedem ist es doch immer um die Achtung seiner nächsten Umgebung zu thun, so lange er noch nicht in die Classe der sittlich Verworfenen und rechtlich Geächteten gehört. Ehrlichkeit aber ist bei uns das sicherste Mittel sie zu verdienen: es ist die Tugend, die eben weil sie als die deutsche

rundtugend gilt, von Jedermann verstanden wird. Es ist so
ht die Tugend des gemeinen Mannes, der ihre zarten und ge-
mückteren Schwestern meist auch dann nicht einmal dem Namen
ch kennt, wenn er ihnen in seiner eigenen Lebenspraxis oft treu-
her als sein hochgebildeter Nachbar dient. In diesem Kreise
s eigentlichen Volkes tritt an der Leibtugend doch wieder eine
eite als besonders bevorzugt heraus. Es ist jene auf das Ver-
lten gegen das Eigenthum und die materiellen Interessen des
nderen gerichtete. Gewiß ist es die für das praktische Leben
nd seine viel verschlungenen Beziehungen wesentlichste und nütz-
chste und so lange die Volksstimme die Ehrlichkeit auch nur in
ieser Beschränkung zum Maßstab der Werthschätzung der Menschen
acht, steht es um eine der Grundbedingungen der bürgerlichen
Wohlfahrt und der Volksgesittung gut.

Eben so lange man ehrliche Arbeit in dem echten alten
inne versteht, wo es nicht bloß eine Leistung des Arbeitenden
deutet, womit aber in deren Gefolge kein nachweisbarer Betrug
er Uebervortheilung an dem Arbeitgeber verübt wird, sondern
ne solche, die alles das an Solidität, Fleiß und Brauchbarkeit
fbringt, was die Kräfte des Arbeitenden vermögen, darf sich
ser Volk glücklich preisen. Ob der absolute Werth dieser Arbeit
hoch stehe, wie ihr Abstractionswerth in den Augen ihres Ver-
rtigers, ist dagegen von viel minderem Belang. Das Hauptsäch-
che bleibt, daß der Arbeiter das volle Einsetzen seiner Kraft für
ne Ausübung der höchsten, seinem Begriffskreise zugänglichen
ugend hält.

Eben darum wird jeder, dem die Wohlfahrt des Ganzen, das
icht bloß scheinbare, sondern wirkliche Gedeihen seines Volkes
ne Herzenssache ist, jede Störung in diesem idealen Pathos unse-
r Volksseele für eine schwere Schädigung der ernstesten Inte-
ressen halten. Wenn der Begriff der Ehrlichkeit so gänzlich ple-
ejisirt wird, daß er nichts weiter besagt, als ehrlich sei derjenige,
r keinen Diebstahl begeht, allenfalls ein werthvolles Fundstück
ieder an seinen rechtmäßigen Besitzer zu bringen sucht, der zu
inem offenbaren Betrug, keinem eigentlichen Gaunerstückchen die
and bietet, so ist eine bedenkliche Degradation im innersten Hei-
igthum der Volksseele eingetreten. Und gestehen wir es offen,
s will uns manchmal scheinen, als neige sich unsere Zeit immer

mehr dazu, als beziehe sich namentlich das Verständniß für
Hoheit des Begriffes ehrlicher Arbeit mit immer dichterem Neb
schleier, der ihn endlich ganz zu verdunkeln droht.

Was aber ist dagegen zu thun? Moralpredigten haben
etwas geleuchtet und werden heute nicht einmal von denen,
die sie zielen, angehört. Eine gründliche Umstimmung in der G
sinnung der Massen kann nur die Folge langsam wirkender
tiefgreifender Evolutionen in der Gesellschaft und im Denken se
Einstweilen bleibt nichts, als das Uebel offen anzuerkennen,
es wo möglich auf seine eigentlichen Quellen zurückzuverfolgen
in dieser wahrhaft ehrlichen Arbeit können sich Viele die Hä
reichen, wenn nur Jeder in dem ihm nächstliegenden Lebenskr
die Augen aufthut. Haben wir erst eine genügende Einsicht
die Entstehung des Uebels gewonnen, so wollen wir uns zu
nicht der Illusion so manchen Arztes hingeben, der damit
Krankheit schon halb besiegt glaubt, aber wir dürfen doch in al
Bescheidenheit annehmen, daß manche unklare Begriffe geklä
manche Verworrenheit des Urtheils und im Gefolge davon manch
unsichere Tasten im Handeln vermieden werde.

Es ist nicht zu leugnen, die immer tiefer greifende Umw
zung und Neugestaltung aller unserer gesellschaftlichen Zustä
hat von selbst viel dazu beigetragen, den Begriff ehrliche Ark
unserem weniger nach vergleichender Zusammenstellung verschiede
Eindrücke als nach einem einzigen, der dem Vorstellungskreise
nächst liegt, urtheilenden gemeinen Mann zu verdunkeln. 50—
Jahre früher, als noch die „alte Zeit" die ganze Oberfläche
Lebens beherrschte, theilte er alle Leute in solche, die arbeiten
die nicht arbeiten. Unter Arbeiten verstand er eine Thätigk
deren Erforderniſſe er zu beurtheilen befähigt war, also in jed
Fall ein gewisses Maß körperlicher Anstrengung. Jede and
Thätigkeit galt ihm nicht als wirkliche Arbeit. Die ganze Sph
der intellectuellen Begriffskreise z. B. war nach seiner Meinu
mehr oder minder eine sonderbare Luxusanstalt, die allenfalls
die müssigen Reichen und Vornehmen, „die Herren" passen moc
nicht aber für ihn, der allein wirklich arbeiten mußte, um s
Brod zu verdienen, d. h. Weib und Kind zu ernähren. Hä
man gefragt, so würde man zur Antwort erhalten haben, daß
bei ihm und seines Gleichen von ehrlicher Arbeit die Rede s

könne, denn was die Herren trieben, sei keine Arbeit, sondern nur eine Art Spielerei oder Zeitvertreib.

Auch jetzt noch sitzt ein Stück dieser Anschauung festgewurzelt im Volke. Daraus ist ja auch jene so gefährliche Specification des Begriffes Arbeiter allein zu erklären, die gegenwärtig zu einem Haupt-Symptom einer allgemeinen Erkrankung unserer socialen Zustände angeschwollen ist. Zufälligkeiten haben es bisher verhindert, daß noch nicht alle die, welche sich in diesem Sinne als eigentliche, wirkliche Arbeiter rechnen dürfen, es wirklich thun, aber die zufälligen Schranken können fallen, und dann stehen sich in dem Bewußtsein wirklich des ganzen Volkes zwei große Massen, Arbeiter und Nichtarbeiter, gegenüber, während heute noch nur ein Theil der städtischen Arbeiter in den Gewerben, Fabriken und auf Tagelohn jenen Namen als Parteinamen für sich ausschließlich usurpirt.

Die alte Zeit kannte, wie wir sagten, diese Scheidung, aber sie legte keine revolutionäre Bitterkeit hinein. Es war einmal so, daß Manche arbeiteten, Manche nicht, und wenn auch die Ersteren unleugbar es besser hatten in der Welt, als die Zweiten, die es doch eigentlich besser zu haben verdienten, so lag das nun einmal in der für immer so geordneten Einrichtung der Welt und der arbeitende Mann erhob sich durch das Selbstbewußtsein, ehrliche Arbeit im Schweiße seines Angesichts zu schaffen, doch wieder über jene, nicht von ihm gehaßten, nur selten beneideten, aber immer mit etwas geringschätzigen Augen angesehenen Müssiggänger, mochten sie immerhin in Carossen an ihm vorbeirasseln oder in seidenen Kleidern vorbeiflaniren, während er unter des Tages Last und Hitze keuchte.

Von dieser alten gutmüthigen oder gefaßten Ergebung in die Unabänderlichkeit des Bestehenden kann eine Zeit nichts mehr besitzen, deren innerste Grundstimmung revolutionär ist. Damit ist aber auch jenes ethische Stärkungsmittel, das früher das Bewußtsein der ehrlichen Arbeit jedem brachte, der seiner gebrauchen wollte, um den besten Theil seiner Wirkung gekommen und zu einem, nicht einmal auch nur so allgemein anerkannten oder gar geschätzten zweideutigen Dinge geworden, das nicht viel mehr bedeutet, als ein Vermeiden gewisser, im Strafgesetzbuch geahndeter Vergehen.

Die nächsten praktischen Folgen davon liegen auf der Hand
Niemand kann leugnen, daß im Jahre 1875 von unsern Arbeiter
im weitern Sinne des Wortes, nicht bloß von den Mitglieder
des allgemeinen deutschen Arbeitervereins, weniger, langsame
fahrlässiger gearbeitet wird als im Jahre 1805 oder auch no
1825. Die Arbeit, wenn sie nicht in sich selbst jenes ideale Mo
ment trägt, was schlicht genug sonst als ehrliche Arbeit bezeichn
wurde, muß zu einer bloßen äußerlichen Last herabfallen, die de
Arbeiter so rasch als möglich von sich abschüttelt, nachdem er s
sich vorher, so lange er sie zu tragen gezwungen war, so leich
als möglich gemacht hat. Er ist deswegen nicht unehrlicher gewo
den als sonst, wenn man das Wort in seinem prosaischen, so z
sagen criminalistischen Sinne verstehen wollte, zu dem es die jetzig
Volkssprache leider mehr und mehr degradirt, aber er hat z
seinem eigenen größten Schaden vergessen, was einst seine so vi
ärmeren, aber innerlich so viel reicheren Väter und Großväter unte
ehrlicher Arbeit verstanden. —

Berlin und die deutsche Culturgeschichte.

[Schlesische Zeitung, Jahrg. 1873. Nr. 65.]

Zu den beliebtesten doctrinären Controversen, womit sich d
politische und historische Scholastik unserer Landsleute die Ze
zu vertreiben pflegt, gehört auch die, ob es ein Glück oder Un
glück für Deutschland sei, daß es keine Hauptstadt wie Paris od
London besitze. Wir gehören zu denen, die der Meinung sin
daß diese Streitfrage durch die Thatsache selbst, welche ja Nieman
in Abrede stellt, hinlänglich beantwortet ist, sind aber der Ansich
daß, wenn die Entwickelung unserer Nation von ihrer bereits g
wonnenen Basis in richtiger Folge weiter schreitet, eine wirklich
Hauptstadt von Deutschland, wenn auch nicht gerade ein deutsche
Paris, die nothwendige Folge davon sein muß. Daß sie kein
andere als Berlin sein kann, ergiebt sich aus denselben Prämisse

und es gehört heute die ganze wunderliche Verschrobenheit deutscher Köpfe, die Folge der nicht bloß wunderlichen Verschrobenheit unserer früheren öffentlichen Zustände dazu, um sich dagegen zu opponiren.

Noch im Jahre 1848 mochten sehr intelligente Politiker, wie z. B. Stockmar, an die Möglichkeit eines andern Centrums vorübergehend denken, obgleich auch damals, wenn man Hand an die Verwirklichung gelegt hätte, sich die Nichtigkeit einer solchen Illusion sofort ergeben haben würde. Wer aber heute noch, nach 1866, an einer solchen Chimäre festhält, zeigt damit nur an, daß er entweder der gedankenlosen Phrase oder einer krankhaften und bösartigen Bornirtheit verfallen ist, und mit Beiden braucht man sich nicht weiter auseinanderzusetzen.

Die subjective Stimmung oder Verstimmung gegen Berlin, das persönliche Urtheil über die Liebenswürdigkeit oder Unliebenswürdigkeit der Berliner und des Berlinerthums zum Maßstab großer politischer Interessen der Nation zu machen, ist freilich, wie man weiß, ein Urmenschenrecht, auf welches ein echt deutsches Gemüth noch schwerer verzichtet, als auf die weiland Grundrechte der Reichsverfassung von 49. Der Zug ist so specifisch deutsch, daß jenseits unserer Marken kaum ein Verständniß für seine Bedeutung, als ein für das Denken des Einzelnen entscheidendes Moment, vorhanden sein dürfte. Aber gerade weil er so echt deutsch im schlimmsten Sinne des Wortes ist, sprechen nicht bloß wir ihm jede Berechtigung ab, was die damit Gezierten nicht viel kümmern würde, sondern die Geschichte selbst hat ihn bereits durch die von ihr geschaffenen Thatsachen in den Schmollwinkel des kindischen Unverstandes verwiesen. Berlin ist schon jetzt nicht bloß der Mittelpunkt der Reichsregierung und die Hauptstadt des preußischen Staates, sondern auch der Centralpunkt, nach welchem alle und jede Richtungen der Thätigkeit in der deutschen Nation instinctiv zusammenstreben, wo sie sich ebenso instinctiv fest zu setzen suchen, um von dort aus als der natürlichen Mitte der Nation nach allen Radien hin ihre Wirkungen ausströmen zu lassen. Gerade die, welche aus triftigen Gründen die meiste Ursache haben, die eigenthümliche Localatmosphäre dieser Stadt zu hassen, weil sie von der ihnen angemessenen Lebensluft sehr wenig enthält, sehen sich doch durch die Logik der Verhältnisse genöthigt, ihr

Hauptquartier dahin zu verlegen. Denn daß sich z. B. ein Hr. Majunke und Genossen an den Ufern der Spree nicht sehr wohl befinden, glauben wir ihnen, und es ist so ziemlich das Einzige, was wir ihnen glauben.

Wie und wann Berlin sein prädestinirtes Ziel, die wahre Hauptstadt Deutschlands zu sein, erreichen wird, wissen wir nicht und machen uns auch darüber den Kopf und das Herz nicht schwer. Conjecturalpolitik oder was für eine andere Conjecturalkunst dazu gehören mag, dieß zu ermitteln, überlassen wir hier und in jedem andern Fall den so zahlreich unter unsern Landsleuten dafür vorhandenen Talenten und begnügen uns mit unserm alten und ziemlich bewährten Wahlspruch 'fata viam invenient'.

Im Hinblick auf die gegenwärtige und zukünftige Bedeutung Berlins ist es auffallend, daß sich unsere allzeitfertige Literatur, zunächst unsere Cultur- und Socialhistoriker, unsere Social- und Realpolitiker und was damit verwandt ist unter den federgerüsteten Legionen des gelehrten Deutschlands, bisher so wenig um die innere Entwickelungsgeschichte dieser Stadt gekümmert haben. Sie vor Allen wären doch dazu berufen, die schon in allen Grundzügen deutlich ausgeprägte historische Mission Berlins zu erkennen. Oder sollten auch sie mehr oder minder noch unter dem Banne der Vorurtheile und Selbsttäuschungen stehen, welche dem großen Haufen die Einsicht in das Walten der geschichtlichen Vernunft überall und mit besonderer Hartnäckigkeit da, wo es sich um deutsche Dinge handelt, zu verschließen pflegen?

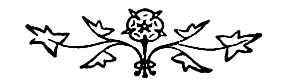
Denn es kann doch nicht genügen, urkundliche Daten der äußeren Geschichte nach den Grundsätzen einer wissenschaftlichen Methode der Forschung und Kritik zu einer Stadtgeschichte im gewöhnlichen Sinne zu verarbeiten, wie es der in seiner Art so hochverdiente Fidicin gethan hat, ebenso wenig genügt ein bloßer Durchschnitt der momentanen Lebensbewegung des heutigen Berlins, wie ihn die Localstatistik in den Händen eines Schwabe gleichfalls in ihrer Art mustergültig giebt. Was wir brauchen und fordern, ist zunächst die Einsicht in das Werden von Berlin, nicht wie es allmählich aus vier kleinen märkischen Landstädten zu einer Großstadt ersten Ranges erwachsen ist, sondern unter welchen Modalitäten und durch welche Einflüsse sich der eigenthümliche Typus des Berlinerthums gebildet, wie und wodurch die berliner Gesellschaft

zu dem geworden ist, als was wir sie heute sehen, wie ebensowohl die Interessen der höheren Bildung in Wissenschaft, Kunst und Literatur, überhaupt die Interessen der Gesammtsphäre des geistigen Lebens, auf diesem Boden verarbeitet worden sind, als auch wie die praktischen Zweige der menschlichen Thätigkeit hier gleichsam aus dem Nichts bis zu ihrer jetzigen Höhe sich entwickelt haben.

Wir fordern also, oder richtiger gesagt, wir wundern uns, daß noch nicht existirt eine von der Höhe der gegenwärtigen cultur- und geistesgeschichtlichen Auffassung gesehene und ausgeführte Naturgeschichte des Berlinerthums, die, wenn man sie so durcharbeiten wollte, wie es geschehen müßte, wenn die Aufgabe ihrer Bedeutung entsprechend gründlich gelöst werden sollte, wieder zu unendlicher monographischer Specialisirung in die oben bezeichneten Rubriken führen müßte, oder die vielleicht auch erst gelöst werden könnte, wenn eine solche vorhergegangen wäre. Eine andere Reihe von Aufgaben wäre der Ergänzung und Erweiterung der bezeichneten gewidmet. Die Naturgeschichte von Berlin ist das nothwendige Fundament, worauf die Darstellung der Beziehungen zwischen Berlin und dem übrigen Deutschland zu bauen hätte, sie ist die nothwendige Voraussetzung, um die Stellung, die dieser Stadt für Deutschland von der Geschichte zuertheilt worden ist, pragmatisch begreiflich zu machen. Die durch und durch merkwürdigen Phasen und Wechselfälle, die Berlin bisher auf dem Wege zu seinem prädestinirten, aber noch lange nicht erreichten Ziele erlebt und erlitten hat, denn dieser Weg ist sicherlich nicht mit Rosen bestreut, würden gleichfalls der Detailforschung und Darstellung Aufgaben von so bedeutendem geistigem und ethischem Gehalte und, was aufs engste damit zusammenhängt, von einer so lebenskräftigen Zugehörigkeit zu dem Fleisch und Blut der Gegenwart stellen, wie sie nach unserer Meinung nirgends anders auf dem weiten Gebiete der deutschen inneren Geschichte oder Culturgeschichte zu finden sind. — Hier ist ein Feld, das, natürlich unter der Voraussetzung berufener Hände, die reichsten Ernten verspricht. Die stereotype und an Thatsachen leicht zu begründende Klage, daß das deutsche gebildete Publicum sich immer noch ziemlich kühl und ablehnend gegen die Bemühungen der deutschen Geschichtsschreibung verhalte, würde wahrscheinlich hier am ersten verstummen. Denn zum großen Theil ist sie ja doch, wenn wir aufrichtig sein sollen, verursacht

durch die Wahl der Stoffe. Wollten unsere Geschichtsschreiber sich dazu verstehen, so viel als möglich in das volle Leben zu greifen, so würden sie mehr gelesen werden. Nicht die zeitliche Nähe oder Ferne, nicht die an sich todte Zahl von 20, 30 oder 300 oder wie viel sonst Jahren entscheidet, ob ein Stoff der Vergangenheit unter den Händen des Geschichtsschreibers Leben für die Gegenwart gewinnen könne; aber es ist doch leicht zu begreifen, daß die Gestaltungen, die gleichsam noch mit dem physischen Auge zu erreichen sind und deren äußere Züge uns an sich verwandt erscheinen, viel leichter zu durchschlagender Wirkung zu gebrauchen sind als andere, bei denen der Schutt und Moder der Jahrhunderte erst mühsam entfernt werden muß, um bis auf ihren eigentlichen constitutiven Lebenskern vorzudringen.

Wir können von unserem Thema nicht scheiden, ohne der Veranlassung zu gedenken, die uns die Feder in die Hand gegeben hat. Es ist ein in jeder Art gelungener Aufsatz von Karl Biedermann, der sich durch mehrere Hefte der neuen Zeitschrift für Culturgeschichte hinzieht, „Berlins Einfluß auf die deutsche Literatur unter Friedrich dem Großen“. Hier sind die beiden Hauptseiten, die wir bei der culturgeschichtlichen Erforschung und Darstellung der Genesis der gegenwärtigen und künftigen Hauptstadt Deutschlands begrifflich trennen mußten, thatsächlich in Eins verschmolzen, denn um diesen Einfluß würdigen zu können, war es nothwendig, erst die innere Geschichte des berliner literarischen Lebens in der bezeichneten Periode vorauszuschicken. Es ist zu wünschen, daß die auch sonst so strebsame und wohlgeleitete Zeitschrift recht häufig Themata aus demselben Kreise behandeln möge. Denn auch für sie, wie für die deutsche Culturgeschichtschreibung überhaupt, gibt es, wie wir schon sagten, keine, die größere Anziehungskraft und wirkliche Belehrung für den denkenden Theil unserer gebildeten Leser enthalten.[80])



Deutsche Antwort auf die slavische Frage.

[Schlesische Zeitung, Jahrg. 1871. Nr. 541, 545, 549, 556, 565.]

I.

Ein guter Gedanke darf sich wohl einmal in eine recht eckige radoxie verkleiden: er erhält so die Kraft und Brauchbarkeit er mathematischen Formel oder eines versus memorialis der rammatik. Freilich giebt es Leute, bei denen auch diese nicht ften, aber bei Andern klingt ein solches geflügeltes Wort durch s ganze Leben nach. So jenes aus dem Munde eines wahr- ft geistvollen Historikers, der um die innere Zusammengehörig- t des abendländischen Culturgebietes trotz seiner räumlichen sdehnung über beide Hemisphären scharf zu bezeichnen, sich zu r Behauptung verstieg: „St. Louis, Missouri und St. Francisco stillen Ocean liegen uns hier näher als Warschau und Kijew", lgemerkt hier in Breslau, von wo doch eine Eisenbahnfahrt niger Stunden uns nach Warschau, und in etwas mehr als em Tage nach Kijew bringt. Hätte der treffliche Mann noch radoxer und ebenso wahr sprechen wollen, so durfte er nur statt arschau Kalisch, statt Kijew Krakau setzen. Beide Städte liegen r unseren Thoren und beide sind uns doch, wenn wir sie viel- icht auch oft genug betreten haben, innerlich fremdartiger und durchsichtiger als St. Louis und St. Francisco, die wohl die enigsten von uns mit eigenen Augen gesehen haben werden.

Wer gewohnt ist, nur den äußeren Apparat und Aufputz der inge und Menschen und nicht diese selbst zu sehen, wird an die otels und ihre Kellner, an die Kaufläden und ihre Comptoir- ener, an die Chignons und ihre geschminkten Trägerinnen denken, elche ihm in den Straßen von Warschau und Krakau begegnet nd. Sie sehen gerade so aus, wie er sie daheim zu sehen ge- ohnt war, vielleicht noch etwas aufgeputzter und herausfordern- er, und insofern repräsentiren sie ihm nicht bloß dasselbe Cultur- ebiet, sondern auch dieselbe Culturhöhe, auf der er sich in eigener

Person befindet. Glücklicherweise geben hier wie anderwärts ni
die Zahlen den Ausschlag. Kein Zweifel, daß die Majorität d
durchschnittlichen Reisepublicums nicht einmal eine Ahnung dav
hat, auf welchem fremdartigen Boden es sich bewegt; aber d
Minorität, die wirklich eindringenden Beobachter, sind zugleich d
welche ihre Bildung befähigt und berechtigt, die öffentliche Me
nung zu leiten und ihr das maßgebende Urtheil formiren zu helfe
das zwar nicht bei Jedem in eine so scharfe Spitze sich zusamme
schließt, wie in dem oben citirten Worte, aber doch bei Jede
auf dasselbe Ziel hinausläuft. Die ganze deutsche gebildete W
ist sich heute der unübersteiglichen Schranken bewußt, die sie v
ihrer slavischen Nachbarschaft trennen. Sie weiß, daß sie in etw
ganz Anderem bestehen, als in den russischen Schlagbäumen u
Palissadenwällen, oder dem dreifachen Kosakengürtel. Die Vol
art selbst ist es, die, stärker als solche künstliche Absperrungsmitt
unserer deutschen Art nicht bloß fremd und unzugänglich, sonde
entschieden feindselig entgegensteht. Jedermann in Deutschla
weiß, daß der Ueberzug ähnlicher Lebensformen, wie man sie
Hause findet, draußen im slavischen Osten die eigentliche Subst
dieses Volksgewimmels gar nicht berührt hat. Nichts ist u
heute geläufiger, als das Bild des europäischen Culturfirni
über der asiatischen Barbarei, und wir denken dabei nicht bloß
Rußland oder gar an die Türkei, sondern an unsere unmittelba
Nachbarschaft.

Auch hat selbst unsere angestammte Gutmüthigkeit, u
naiver Optimismus endlich einsehen lernen müssen, daß ge
einen solchen gründlichen und verzehrenden Haß, wie er uns
drüben entgegengetragen wird, zwar nicht wieder dieselbe Int
sität des Hasses gesetzt werden muß — dazu ist die deutsche Vo
seele unfähig —, aber doch eine fest geschlossene Abwehr und e
ernsthafte Zurückweisung. Die Reflexion führt uns nothwen
eben dahin, wozu unser Volksinstinct von Alters her gelangt
nämlich, so wenig wie möglich mit den Slaven als ethnographis
Gesammtheit und als empirischen Individualitäten zu thun
haben; leider aber ist dieser fromme Wunsch leichter gehegt,
ausgeführt. Natur und Geschichte haben sich dagegen verschwo
und zwingen Deutsche und Slaven nicht bloß wie andere Nachb
völker zu einem Verkehr innerhalb bestimmter genau abgegrenz

Gebiete von Interessen, seien es materielle, geistige oder politische, sondern zu einem Durch- und Miteinander der Lebensgemeinschaft, die beiden Theilen von Tag zu Tag unerträglicher wird.

Kein Zweifel, der seit Jahrtausenden wogende Weltkampf zwischen den beiden Völkern ist gerade jetzt wieder in heftigeren Flammen als seit vielen Jahrhunderten aufgelodert. Für das Bewußtsein der Slaven selbst, gleichviel ob sie an der Weichsel, am Dniestr oder an der Moldau mitten im deutschen Lande wohnen, hat sich alle Energie des Empfindens und Wollens, deren sie fähig sind, auf diesen einen Punkt, den Vernichtungskampf gegen das Deutschthum, zusammengedrängt. Was sie selbst die slavische Frage nennen, hat keinen anderen Inhalt, und da sie einmal diese Frage so an uns gestellt haben, wollen wir sie auch gerade so verstehen, wie sie gemeint ist. Es wäre verhängnißvoll für uns, wollten wir uns durch eigensinnige oder feige Illusionen über ihren eigentlichen Sinn zu täuschen versuchen.

II.

Wir wollen uns nicht nehmen lassen, was uns gehört, das wäre eine einfache und verständliche Formel, um uns mit den Slaven auseinanderzusetzen. Aber die thatsächliche Lage der Dinge macht schon ihre theoretische Ausführung äußerst schwierig, ihre praktische einstweilen unmöglich, weil unberechenbare Combinationen der Zukunft darüber entscheiden müssen.

Für uns Deutsche steht es fest, nicht bloß nach dem Gebote unseres Nationalinteresses, was Anderen allein schon genügen würde, sondern auch nach dem der gesunden Vernunft, daß die Streitfrage über das Mein und Dein zwischen beiden Völkern nicht durch eine Berufung auf das sogenannte geschichtliche Recht entschieden werden kann. Wir überlassen es der kindlichen Fassungskraft unserer Nachbarn, sich an der einstmaligen Größe des alten Polens oder dem Umfange der Länder, die zu der neuerfundenen Wenzelskrone gehört haben sollen, zu weiden. Wir brauchen solchen Appellationen an zufällige und vorübergegangene Thatsachen nicht einmal andere von genau derselben Beweiskraft entgegenzusetzen, wie z. B., daß wir Deutsche für den größten Theil der Länder, welche die Slaven jetzt noch occupiren, ein viel älteres historisches Besitzrecht auf-

weisen können. Dem gegenüber erscheinen sie nur als späte
unberechtigte Eindringlinge, nach ihrer eigenen Logik, falls übe
haupt diese edle Kunst da, wo die wildesten elementaren Leide
schaften toben, noch ihr Leben fristen könnte. Ja, wir sagen off
wenn unser Anrecht auf das bestrittene Gebiet oder einzelne The
davon, etwa auf Böhmen und Mähren, nicht besser begrün
wäre, als in tausendmal verbrieften Staatsverträgen und Urkunde
womit ihre Zugehörigkeit zu dem deutschen Reiche oder dem de
schen Bunde bewiesen wird, so würden wir Deutsche ehrlich u
verständig genug sein, es als antiquirt fallen zu lassen.

Freilich noch viel unverständlicher für unsere deutsche F
sungskraft ist ein anderer Rechtstitel, den unsere Gegner vorbringe
Da, wo sie das historische Recht, d. h. die Gespenster der Geschic
im Stiche lassen, soll der Begriff des slavischen Bodens die Lü
ausfüllen. Slavische Leichtfüßigkeit mag auf diesem wundersam
Rechtsboden sich bewegen können, ein schwerer deutscher Fuß tr
ihn durch und legt seine Unterlage, den unergründlichen Sum
der Confusion im Denken, unerbittlich bloß. Wo irgend einm
Slaven gewohnt haben, oder wo die grenzenlose Phantasie ih
sogenannten Historiker und Antiquare irgend eine Spur von ihn
je zu entdecken geglaubt hat, da steht nach slavischer Logik f
alle Zeiten das unveräußerliche Eigenthumsrecht der Slaven fest

So ist eine recht bequeme Zwickmühle geschaffen: wo der ei
historische Rechtstitel im publicistischen Sinne nicht ausreicht,
wird dieser andere ethnographische hervorgeholt. Oder noch me
der eine historische Rechtstitel beweist für Slaven vollständig g
nügend, daß die deutsche Nation auf die Gebiete, in denen
ethnographisch Besitzerin ist, kein Recht hat, weil sie ehemals
irgend einem Slavenreiche gehört haben. Denn was einstm
oder vielmehr zu irgend einer Zeit dazu gehört hat, das ist f
alle Zeiten zum Eigenthum nicht dieses Slavenreichs, das gar ni
mehr existirt, sondern seiner angeblichen Rechtsnachfolger in ei
geträumten Zukunft geworden. Umgekehrt aber gilt weder d
eine noch der andere Beweistitel für die Deutschen, so weit d
famose slavische Boden sich ausdehnt. Mögen hier Deutsche je
und seit undenklichen Zeiten ihre Wohnstätte aufgeschlagen, mög
diese Landschaften von jeher zu dem deutschen Staate oder
einem der deutschen Staaten gehört haben, sie bleiben doch unve

äußerlich slavisch und können jeden Augenblick wieder zurückgefordert werden.

Diese einstweilen nur noch lächerliche Rechnung würde uns Deutschen nicht weniger als die größere Hälfte unseres Vaterlandes kosten. Wir sind aber nicht geneigt, sie weder jetzt, noch zu einer anderen Zeit zu bezahlen. Zum Scherz könnten wir ja auch, wie schon gesagt, eine andere Gegenrechnung aufstellen, bei der die Slaven noch schlimmer führen. Aber wir wollen den Scherz bei Seite lassen, da er auf der anderen Seite doch nicht verstanden, sondern nur als neues Zeugniß deutscher Bösartigkeit und Verworfenheit gelten würde. Wir fassen uns daher kurz und sagen, was jene Theorie des slavischen Bodens betrifft, daß nach deutscher Auffassung der Boden dem gehört, der ihn zu seiner Heimat — im deutschen Sinne dieses Wortes, der ein unendlich tiefer und stärker ist — gemacht hat. Nicht der Boden schafft das Volk, sondern das Volk schafft sich seinen Boden. Bei den Slaven mag es umgekehrt sein: sie mögen noch in dem elementaren Naturalismus der Entwickelung befangen sein, wo der Mensch sich nur gleichsam als ein Bestandtheil der Flora oder Fauna seines Landes fühlt, wo ihn der Boden beherrscht, nicht er den Boden. Aber Ansprüche auf ein Besitzrecht lassen sich jener höheren Auffassung gegenüber, die ihr besseres Recht durch die Thaten der Cultur bezeugt, so wenig begründen, als etwa das Wild einen solchen ewigen Besitztitel auf Wald und Haide dem Menschen gegenüber behaupten kann. Sie gehören ihm so lange, bis sie der Mensch zu seiner Heimat verwandelt hat.

Wo sich also deutsches Wesen eine wirkliche Heimat gegründet hat, da ist deutscher Boden, den wir für alle Zeiten gegen alle Raubgelüste vertheidigen wollen. Doch um diesen deutschen Boden handelt es sich für uns Deutsche gar nicht, sondern um gewisse Mittelgebiete, die wir, wenn wir nach Art aller anderen Völker die Stimme des nationalen Interesses allein hören wollten, unbedingt als unser Eigenthum beanspruchen würden. Aber da wir gewohnt sind, allerdings nicht zu unserem nächsten handgreiflichen Vortheil, der Stimme der Gerechtigkeit und der Vernunft noch viel mehr Gehör zu schenken, so müssen wir uns mit deren Geboten auseinandersetzen.

Unter diesen Mittelgebieten verstehen wir die, in welchen da
deutsche Wesen einen zur Zeit noch unentschiedenen Kampf mi
dem Slaventhume führte. Einzelne Züge daraus hervorzuheben
oder auch nur auf die Resultate seines bisherigen Verlaufes ein
zugehen, liegt uns hier nicht ob, zumal da die Thatsache selb
dem allgemeinen Bewußtsein unserer Nation vollständig geläufig is

Nationales Interesse, Vernunft und Gerechtigkeit, die, wen
sie eine wahre sein soll, ebenso sehr unsere Pflichten gegen ande
Nationen, wie gegen unsere eigene reguliren muß, verlangen kat
gorisch, daß wir von jenen Mittel- und Mischgebieten deutsch
und slavischen Wesens alles das als unser dauerndes Eigenthu
und künftig ausschließlich deutsches Land betrachten, was bish
schon einen Bestandtheil des deutschen — preußischen — Sta
und des neuen deutschen Reichs bildet. Hierüber kann keine Di
cussion, weder in unserem Volke selbst, noch anderen Völke
gegenüber stattfinden. Nicht auf ein Dorf dieser nordöstlich
Marken wird Deutschland verzichten, und wenn es eine ganze W
in Waffen ihm abtrotzen wollte. So einfach und rund lautet hi
die deutsche Antwort auf die slavische Frage — ob den Frag
stellern selbst angenehm oder auch nur begreiflich, kann uns Deuts
nicht kümmern —, aber nicht überall fällt sie so befriedigend f
uns aus, d. h. nicht etwa befriedigend für unsere Wünsche, sonde
für unser Gewissen und unsere Ueberzeugung, die bei uns d
constitutive Norm des geschichtlichen Handelns sind. Das unseli
Zwittergebilde eines ursprünglich deutsch angelegten Staatswese
in unserer Südostmark, Oesterreich, hat seine providentielle Au
gabe schlecht gelöst. Es ist, wie nur vorsätzliche Befangenheit ve
kennen mag, jetzt im Beginne seines Auflösungsprocesses angelang
Daß Deutschland, das deutsche Reich, die Pflicht hat, für die e
deutschen Bestandtheile dieses zu einem Aggregat widerstrebend
Elemente herabgesunkenen Staats einzutreten und sie durch se
Einordnung sich selbst und Deutschland zu erhalten, bedarf kein
Discussion. Nur das Wann und Wie kann auf verschiedene Wei
aufgefaßt werden, und wir wollen hier jeder solchen Auffassun
ihre Berechtigung nicht bestreiten, weil wir hier nicht die Aufga
haben, ihre Voraussetzungen zu untersuchen.

Wenn über die Zukunft Deutsch-Oesterreichs kein Zweifel g
stattet ist, so desto mehr über die Zukunft jener weitläufigen Pert

nenzen des habsburgischen Erbes, welche weder deutsch noch slavisch sind. Wie sich das Verhältniß von Böhmen und Mähren, der Länder zwischen der Mur und dem adriatischen Meere zu Deutschland gestalten soll, ist eine der ernstesten Fragen nicht des müssigen Zukunftspolitikers, sondern des denkenden Patrioten. Daß die Motive, welche uns zu unbedingtem Festhalten unserer nordöstlichen Marken zwingen, hier nur bedingt gelten, ist leicht zu ersehen. Der Unterschied bei aller sonstigen Aehnlichkeit der Zustände ist eben der, daß jene schon völlig in ein deutsches Staatswesen eingefügt sind, diese in einem Chaos herumtreiben, was einst ein deutsches Staatswesen war oder hatte werden sollen. Niemand wird sich deshalb vermessen, mit einer definitiven Antwort bei der Hand zu sein, und deshalb mag es auch hier genügen, zu constatiren, daß die Antwort auf die slavische Frage an dieser Stelle einstweilen unmöglich ist, obgleich einst und höchstwahrscheinlich viel eher, als Mancher wünscht, eine definitive Antwort im deutschen Sinne gefunden werden muß.

III.

Wir werden unsere Grenze um so besser vertheidigen, je entschiedener wir sie als solche anerkennen. Jeder Anspruch, der darüber hinausreicht, muß aufgegeben werden, mag er auch noch so verlockende Perspectiven zeigen. Es ist wahr, so weit sich auch das slavische Völkergewimmel ausdehnt, überall trifft das Auge auf lebendige Zeugnisse deutschen Wesens und deutscher Cultur in seiner Mitte. Von der Prosna bis zur Wolga, von der Wolga bis zum Irtisch und dem Altai sind Deutsche theils als ländliche Massenansiedelungen, als specifisch sogenannte deutsche Colonien, theils als städtische Gewerbtreibende, Industrielle und Beamte, gruppenweise verstreut, oder als einzelne Individuen in den mannichfaltigsten Berufssphären thätig, immer aber in einer solchen, die auf einer höheren Culturstufe als die ihrer slavischen Umgebung begründet ist. So weit diese nach Tausenden und Hunderttausenden zählende Masse noch jetzt deutsch ist und sich als deutsch fühlt, erregt sie nothwendig unsere wärmste Sympathie. Auch in der Fremde werden wir sie als uns zugehörig betrachten, wenn sie nicht selbst die Fäden ihrer Zugehörigkeit zerschnitten haben. Aber

unsere Sympathie darf uns nicht über die Grenze der nation
Verpflichtung täuschen, die wir ihnen schulden. Wir haben
Nation keinen Beruf, diese Deutschen, so werth sie uns auch
Einzelne und Privatmenschen sein mögen, in ihrer National
zu schützen. Selbst wenn wir es könnten, würden wir damit
Kraft, die wir anderen Pflichten, gegen den deutschen Staat
die in ihm repräsentirte deutsche Nation, schulden, unverständig
gewissenlos verschwenden. Wollen sie Deutsche bleiben, wie sie
waren, als sie sich von ihrem Vaterlande freiwillig trennten,
liegt ihnen allein der Schutz ihrer Nationalität ob. Wir s
können als Nation nichts weiter für sie thun, als ihnen die in
Berührung mit der Heimat, soweit sie noch die ihrer Bild
ihres Gemüthes und Charakters ist, so viel als möglich erleicht
Aber in irgend eine Action auf internationalem oder politisc
Gebiete können wir weder jetzt, noch in irgend welcher and
Situation für sie eintreten, so lange das Völkerrecht, unter de
Schutze sie stehen, nicht verletzt wird, und bei den politischen C
binationen, die unser Nationalinteresse erheischt, dürfen wir
nicht berücksichtigen.

Kein Zweifel, daß alle die deutschen Culturelemente auf
vischem Boden, die sich heute noch als solche fühlen, früher
später von dem Slaventhum verschlungen sein werden. Man m
blind gegen die Resultate der Geschichte und gegen die Eindr
der unmittelbaren Wirklichkeit sein, wenn man ihnen ein and
Horoskop stellen wollte. Damit sind aber auch alle jene phant
schen Träume zerstoben, die manchen wohlmeinenden, aber unre
deutschen Kopf umnebelt haben, vielleicht noch umnebeln,
Träume von einer großartigen Culturmission des deutschen V
im Osten, soweit damit eine wirkliche Germanisirung oder
nur ein Fortleben und Weiterwachsen der deutschen Culturk
auf jenem Boden gemeint sein soll. Denn eine großartige Cul
mission, nur in einem anderen Sinne, hat das deutsche Volk
jeher im Osten vollbracht und wird sie auch in Zukunft vollbrin

Der rechte Zeitpunkt für jene phantastische deutsche Cul
mission, wenn es je einen gegeben hat, ist lange vorüber.
vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, so scheint es dem A
des heutigen Betrachters, wäre es möglich gewesen, daß das
sammte Slaventhum wenigstens diesseits der damaligen russis

Grenzen sich hätte germanisiren lassen. Es ist damals nicht gelungen, obgleich das Slaventhum damals viel weicher und das deutsche Wesen mit viel stärkerer Naturmacht und folglich auch Assimilationskraft als heute auftrat. Seitdem hat das Erstere an spröder Widerstandsfähigkeit progressiv zugenommen — genau in dem Verhältniß, als es durch die fortwährend einströmenden und fortwährend von ihm assimilirten deutschen Culturelemente zu einem immer schärfer gefaßten Bewußtsein seiner nationalen Eigenart sich zu erheben befähigt wurde, und unser deutsches Wesen hat in demselben Verhältniß unter dem Drucke der ungünstigsten Zustände in der Heimat seine einstmalige überwältigende Wucht eingebüßt und sie auch in der Gegenwart nicht wieder erworben, obwohl es sich aus seinem tiefsten Verfalle zu relativ bedeutender Höhe der nationalen Leistungsfähigkeit ganz durch eigene Kraft emporgearbeitet hat. Jetzt steht die Sache so, daß jeder, der seine Nation mit der glänzenden Perspective ihrer östlichen Mission kirren will, als ein Phantast oder als ein Betrüger betrachtet werden muß. —

IV.

In manchen Fällen ist es ganz nützlich, daß die Statistik eine Wissenschaft jüngsten Datums ist. Hätte es schon vor hundert, zweihundert Jahren fleißige Federn gegeben, die jede einzelne deutsche auswandernde „Seele" aufzeichneten, wir würden heute vor Schrecken gelähmt werden über die ungeheuren Zahlen, die Milliarden an Arbeits- und Geldkräften, die uns unwiederbringlich und ohne Nutzen für die Heimat verloren gegangen sind. Haben wir unser Mark zu Hause so wenig nöthig gehabt, daß es sich der Fremde aufdrängen mußte? Oder ist es jener angeborene Wandertrieb der Deutschen, den die Slaven in bekannter freundnachbarlicher Gesinnung so oft ihrer eigenen Seßhaftigkeit gegenüber zu stellen und für ihre Beweisführung zu verwerthen pflegen? Keines von Beiden: gerade in der Periode des massenhaftesten Ausströmens deutscher Kraft hat unser Vaterland in seinen tiefsten Schwächezuständen gelegen, aus denen es sich eben jetzt wieder emporzuarbeiten beginnt. Und was jenen angeborenen Wandertrieb betrifft, so hat jeder Deutsche, der auswandert oder ausgewandert ist, nicht das Wandern als solches zum Ziele, sondern die

Heimat, die er sich zu gründen gedenkt. Weil er sie im Vaterlande nicht findet oder zu finden glaubt, darum wandert er, nicht aus Lust am Wandern, die jetzt unserer Volksseele im Großen und Ganzen unbekannt ist und ihr jedenfalls viel ferner liegt, als z. B. manchen slavischen Stämmen, den Russen, den Slovaken und anderen. Wie weit einst in den frühesten Dämmerzeiten unserer Geschichte etwas vorhanden war, das oberflächlich angesehen, allenfalls „Wandertrieb" genannt werden kann, das zu untersuchen, gehört nicht hierher. Genug, daß der moderne deutsche Auswanderer kein Wanderer ist: er verläßt den Boden seiner Geburt, um sich eine Heimat zu gründen. Ein für ihn und seine Nation verhängnißvoller Irrthum treibt ihn in die Fremde, der Wahn, daß es möglich sei, außerhalb des Vaterlandes eine wirkliche Heimat zu finden. Er büßt diesen Irrthum meist schwer genug, aber es wäre ungerecht, ihn dem Einzelnen als Schuld anzuschreiben. Es ist die Schuld langer unglückseliger Verwirrung und Herabdrückung des Nationalbewußtseins, welche den Einzelnen hier in der Heimatsfrage wie anderwärts in der Frage der nationalen Ehre und der nationalen Pflichten die Entscheidung nur als Privatmensch, losgelöst von allem bewußten oder instinctiven Zusammenhang mit seinem Volke, treffen läßt.

Wollen wir nicht selbst uns als angesteckt von dieser bösartigen Krankheit bekennen, so müssen wir jeden Auswanderer als einen verlorenen Sohn unseres Volks betrachten und behandeln. Seine Tugenden als Privatmensch dürfen uns so wenig wie die vom Standpunkt des puren Privatinteresses so oft wohlberechtigte Veranlassung seines Unternehmens in unserem Urtheil beirren. Es hat von dem hier einzig gültigen Gesichtspunkt auszugehen, von dem des Vortheils der ganzen Nation, und diese ist durch den Auswanderer um so mehr geschädigt, je werthvollere Kräfte er ihr in seiner Person entzieht.

Doppelt und dreifach aber trifft die Härte dieses Urtheils alle jene Hunderttausende, welche unseren slavischen Nachbarn und Todfeinden die Waffen im figürlichen und eigentlichsten Sinne des Worts schmieden, womit sie allein im Stande waren — sind und sein werden, ihren Wettkampf gegen uns zu führen.

Wir sind uns vollkommen bewußt, daß unsere Ueberzeugung keinen von denen, die es gelüstet, Missionare der deutschen Cultur

im Osten zu werden, von seinem Unterfangen zurückhält. Wir begreifen, daß nur eine noch viel intensivere Läuterung unseres Nationalbewußtseins, eine viel kräftigere Disciplin des zügellosen Eigensinns der Einzelpersönlichkeit durch die Macht der öffentlichen Meinung einigermaßen hemmend wirken könnte. Wir erhoffen sie mit Sicherheit von der Zukunft, aber nur allmählich, und ergeben uns darein, daß inzwischen jener verhängnißvolle Dämon noch weitere Hunderttausende dem Vaterland entfremdet, unseren Feinden in die Arme führt und sie selbst der höchsten Güter beraubt, die nur im Vaterland und innerhalb der Nation erworben und genossen werden können. Er hat ein Recht dazu, nicht weil er die Macht dazu hat, sondern weil er selbst doch nur wieder im Dienste einer noch höheren Instanz, der Oekonomie der Weltgeschichte, handelt. Sie verlangt es, daß wir Deutsche das Material hergeben, wodurch allein die Existenz unserer ärgsten Feinde ermöglicht wird. Eine harte Forderung für unseren Verstand, auch in diesem Pragmatismus das Walten der absoluten Vernunft zu erkennen, welche die Geschicke der Menschheit lenkt. Aber ist es uns auch nicht möglich, sie hierin zu begreifen, so müssen wir uns ihr wenigstens im Glauben unterordnen, und auf jeden Fall zwingt uns unser deutsches Gewissen, die Wahrheit der Thatsache selbst anzuerkennen, so wenig sie auch unserem nationalen Selbstgefühl schmeichelt.

V.

Es ist ein wundersames Schauspiel, wie seit dem Beginn der Geschichte bis heute die Existenz des Slaventhums in den Evolutionen des europäischen Völkerlebens allein nur durch das immer von Neuem einströmende deutsche Blut sich ermöglicht hat. Denn nicht dem deutschen Geist oder dem deutschen Culturelement in seiner abstracten Geistigkeit, sondern dem concreten deutschen Blut, den einzelnen deutschen Einwanderern in ihrer vollen leiblichen und geistigen Persönlichkeit verdanken unsere östlichen Nachbarn, daß sie neben den andern Völkern Europas auch als Völker gelten, daß sie neben den andern Staatsgebilden mit dem Gepräge europäischer Cultur wenigstens etwas in den Formen Analoges herzustellen vermochten, daß sie den ganzen Apparat der materiellen und ideellen Bildung des Westens wenigstens bis zu einem ge-

wissen Grad in sich aufnehmen und den Zwecken ihrer nationalen Selbsterhaltung dienstbar machen konnten. Von jenem halb mythischen Samo, dem fränkischen Kaufmann und ersten Gründer eines slavischen Staatswesens, das auch den deutschen Nachbarn als ein solches und nicht bloß als ein elementares Product eines bloßen naturalistischen Vegetirens erschien, bis zu dem zwei Welttheile umspannenden Riesenbau der deutschen Nachfolger auf dem Throne Peters des Großen hat es immer und überall, wo ein slavischer Staat existirte, der directen Intervention deutscher Kräfte bedurft. Sie treten nicht immer als eigentliche Herrscher auf, aber die eigentliche That der Herrschaft geht von ihnen aus. Sie lassen mit der herkömmlichen Loyalität des deutschen Wesens die vorgefundenen legitimen Namen und Formen derselben unangetastet, erfüllen sie aber mit einem neuen Inhalt, wodurch sie erst zu einer wirklichen Macht werden. So geschah es, um nur das frappanteste Beispiel hervorzuheben, mit dem altrussischen Zarenthum zur Zeit Peters des Großen. Seine deutschen Werkzeuge, Staatsmänner, Verwaltungsbeamte, Soldaten und Industrielle, schufen ihm einen Staat. Denn das Rußland vor ihm war, nach europäischem Maßstab gemessen, so wenig ein Staat wie der des Königs von Dahome oder Timbuktu.

Es bedarf für ein deutsches gebildetes Publicum keiner weiteren Ausführung, wie seit diesem systematischen Germanisirungsproceß, den der geniale Instinct eines entschlossenen Barbaren gewaltsam, aber unter dem Gebote der unabweisbaren geschichtlichen Nothwendigkeit und daher mit Erfolg durchgesetzt hat, das ganze Staatsgefüge Rußlands bis auf diesen heutigen Tag von den herangezogenen deutschen Stützen allein getragen worden ist. Wollte oder könnte man sie wegnehmen, so würde es sofort zusammenbrechen. Rußland aber verdankt es ihnen allein, wie seine wirklichen Lenker recht wohl wissen, daß es eine Weltmacht geworden ist, daß es in dem Großleben des europäischen politischen Systems seitdem immer eine hervorragende Rolle spielen konnte.

Mit dem specifischen Apparate des Staatswesens im engern Sinne ist selbstverständlich hier auch die ganze Gliederung der modernen socialen Gestaltungen durch deutsche Einwanderung dahin übertragen worden. Daß es in Rußland eine Anzahl Städte giebt, die es nicht bloß dem Namen nach sind, sondern im Wesent-

chen dieselben Functionen erfüllen, die den obengenannten Gebilden der europäischen Culturwelt zukommen, daß Handel und Industrie gleichfalls im Wesentlichen nach europäischer Schablone istirt, das ist überall und in jedem einzelnen Falle auf die Initiative der deutschen Einwanderung zurückzuführen. Es wiederholt sich hier in modernen Formen, wie sie die Zeit von selbst mit sich bringt, dasselbe, was einst im Mittelalter auf dem Boden der übrigen Slavenländer sich ereignete. Damals war Rußland von der unmittelbaren Berührung mit dem deutschen Elemente abgesperrt und eben deshalb verharrte es in seiner naturalistischen Ursprünglichkeit, die wir im Gegensatz zu der lebhaften Culturbewegung des andern Europas als naive Barbarei zu bezeichnen ein Recht haben.

Der ungeheure Vorsprung, den Rußland seitdem vor seinen andern Stammesgenossen gewonnen hat, die Thatsache, daß hier allein auf slavischem Boden ein moderner Staat sich formirte, erklärt sich positiv, wie wir wissen, aus der unbedingten Aneignung der deutschen Bildung, negativ aber aus der reflectirten Feindseligkeit, mit welcher das übrige Slaventhum, namentlich das Polenthum, seit dem Ausgang des Mittelalters sich von dem deutschen Elemente abkehrte, es auf alle Weise zu schädigen und zu unterdrücken bemüht war. Die Bemühung hat ihre Früchte getragen. Das Einströmen immer neuer deutscher Kräfte ist hier wirklich so weit zurückgestaut worden, daß der Gewinn, den einst diese slavischen Völkermassen von der deutschen Cultur gezogen hatten, wieder aufgehoben wurde. So lange das mittelalterliche Polen dem deutschen Wesen gegenüber dieselbe Stellung einnahm, wie das moderne Rußland, behauptete es auch in dem europäischen Staatensystem eine ähnliche Bedeutung. Als die Reaction des nationalen Dünkels Front machte gegen diese eigentliche Lebensmacht des Staates, zerbröckelte es, um sich nie wieder zusammenzufinden, denn an seine Stelle war sein klügerer östlicher Nachbar getreten, der wohl schwerlich gesonnen sein dürfte, sie je wieder zu räumen.

VI.

Es gehört ein für deutsche Denkweise unbegreifliches Maß von Selbstverblendung und ein uns gleichfalls unbegreiflicher

Mangel an Ehrlichkeit dazu, um Thatsachen, die sich vor
Augen vollziehen, Zustände, deren Gewebe bis in ihre in
Fäden durchsichtig ist, vorsätzlich nicht anerkennen, als nich
handen betrachten zu wollen. Aber ein großer Theil unser
vischen Nachbarn leistet dieß für uns Unbegreifliche. Ob sie
an die Wahrheit dessen, was sie vorbringen, glauben, das zu
suchen, ist überflüssig, da sie noch nicht so weit in der B
und Selbsterziehung als Einzelne und als Nation vorgesc
sind, um den Begriff „Wahrheit" fassen zu können. Ein
cussion über das Einzelne wäre ihnen gegenüber eine wahre
phus-Arbeit, und es ist schade um jedes Wort, das darü
sprochen, um jede Feder, die dafür angesetzt wird.

Wohl aber möchten wir, um uns Deutschen zu mögl
Klarheit über die Eigenart unserer nachbarlichen Deutschen
zu verhelfen, darauf hinweisen, daß gerade sie selbst, natürlic
eine Ahnung davon zu haben, das beredteste Zeugniß geg
ablegen. Keine Phrase kommt häufiger aus dem Munde de
vischen Stimmführer, als die, daß die Zukunft den Slav
höre. Sie verzichten damit auf die Gegenwart und die V
genheit. Sie gestehen zu, daß in den Jahrtausenden des b
gen Geschichtsprocesses das slavische Wesen nichts zu leisten
war, was in den Gang der Entwickelung des Culturleben
stimmend eingegriffen hat. Die Schuld davon wird natur
den bösen Deutschen zugewälzt: sie haben den slavischen G
unterdrückt, und daher hat er nichts geleistet. Dieß mag a
beruhen: wir begnügen uns mit dem Eingeständniß, daß e
her nichts geleistet hat.

Damit contrastirt aufs seltsamste — für uns, nicht fü
slavischen Geist, der eben nach andern Regeln der Logik oper
ein anderer Zug in der nationalen Polemik. Man nimmt
lichst viel historische Größen, die bisher als das Eigenthum
rer Völker galten, für das Slaventhum in Besitz. Seitdem
lar, so viel wir uns erinnern, zuerst der Phantasie seiner L
leute diesen bequemen Weg, rückwärts in der Geschichte zu
und Größe zu gelangen, eröffnet hat, ist er, wie es sich
ließ, von Unzähligen erfolgreich betreten worden. Es wär
Papierverschwendung, wollten wir hier auch nur einige Pr
von dem geben, was die Nachtreter auf ihm gefunden haben.

Deutsche können nichts als ein mitleidiges Lächeln aufbringen,
enn man Copernikus, Leibniz, Lessing und tausend andere Kory=
häen der europäischen, speciell der deutschen Bildung in Slaven
sirt. Bemerkenswerth ist diese kindische Spielerei nur deshalb,
il auch sie wiederum unbewußt ein unwiderlegliches Zeugniß
ugt, daß die Slaven selbst instinctiv ihre bisherige absolute
chtigkeit in der Geschichte fühlen und ihr mit diesem Mittelchen
zuhelfen gedenken. Im Grunde bedeutet es also dasselbe, wie
e Wechsel auf die Zukunft, die sie so verschwenderisch ausstellen.
lücklicherweise für sie selbst acceptirt sie Niemand, denn es dürfte
nen verzweifelt schwer werden, sie dereinst mit der blanken Münze
rklicher Leistungen einzulösen.

VII.

Wenn die Ergebnisse der zusammenhängenden Geschichts=
trachtung, wie sie der deutschen wissenschaftlichen Objectivität
glich ist, verbunden mit den Ergebnissen einer systematischen
nalyse der nationalen Substanz, wie sie gleichfalls eine der
ngsten durch deutsche Geisteskraft geschaffenen Wissenschaften, die
rgleichende Völkerkunde oder Völkerpsychologie, herauszustellen
rmag, irgend einen Anspruch auf Gültigkeit haben, so werden
ir überzeugt sein, daß es für die Slaven selbst kein radicaleres
ittel giebt, um für immer in ihrer bisherigen culturgeschichtlichen
ichtigkeit zu verharren, als wenn es ihnen beschieden sein sollte,
s eine Ziel, auf welches alle ihre jetzigen Bestrebungen einmüthig
nauslaufen, wirklich zu erreichen. Dieß eine Ziel ist, wie sie es
lbst deutlich genug formulirt haben, die vollständige Vertilgung
ler deutschen Elemente auf slavischem Boden.

Von unserem deutschen Standpunkt aus müßten wir nichts
hnlicher wünschen, als daß sich diese slavische Lieblingsidee in
ollstem Umfange realisiren ließe. Wohl uns, wenn es dahin
ime, daß kein ruchloser Fuß eines Deutschen den heiligen Slaven=
oden entweihen dürfte! Wie unsere Nachbarn das bewerkstelligen
ollten, kann uns gleichgültig sein, wenn nur unsere nationale
hre nicht durch offenbare Mißhandlung des Völkerrechts ange=
astet wird. In diesem Falle haben wir die Pflicht und glück=
icher Weise auch die Macht, den wilden Gelüsten der Barbarennatur

ein Halt zuzurufen. Eine Wiederholung der Massacren, Mordbrennereien und Diebstähle, wie sie die von adeligen Rädelsführern angefachte Deutschenhetze der ersten Decennien des fünfzehnten Jahrhunderts in Böhmen hervorgebracht hat, würde sich das deutsche Reich und Volk des neunzehnten Jahrhunderts nicht gefallen lassen. Daher möchten wir auch den Slaven nicht unbedingt rathen, wenn sie selbst den ganzen Reichthum ihrer üppigen Combinationsgabe mit der Auffindung des zweckdienlichsten Modus bei diesem großen Acte ihrer nationalen Wiedergeburt, wie es scheint, vergeblich erschöpfen, allzustrict das Beispiel ihrer sonstigen angebeteten Culturmusterbilder an der Seine und Rhone nachzuahmen. Es könnte zu unangenehmen Collisionen führen und die Franzosen sind doch zu ferne und wahrscheinlich auch noch auf lange hinaus nicht in der Lage, etwas für ihre Schüler zu thun, wenn diese deutsche Hiebe verdient haben.

Beiläufig, es ist wahrlich eine arge Tücke der Weltgeschichte, daß sie den Slaven nicht die Franzosen, sondern die Deutschen zu Nachbarn gegeben hat. Andere Arbeit als Tanzen und Champagnertrinken, allenfalls Frisiren, würden jene freilich nicht auf dem heiligen slavischen Boden verrichten, ihn aber dafür auch nicht mit der Erbauung von Städten und Dörfern, Häfen und Canälen, Fabriken und Eisenbahnen besudelt haben. Tanzen und Champagnertrinken kann man auch in dem schmutzigsten Blockhaus des Urwaldes und Ursumpfes, wenn es nur Raum genug für eine Orgie hat.

Auch noch eine andere Reserve möchten wir noch einmal unseren Nachbarn zu Gemüthe führen. Sie sollen sich nicht gelüsten lassen, den Begriff des slavischen Bodens, den sie von seiner deutschen Befleckung zu reinigen sich anschicken, anders zu verstehen, als wir es ihnen erlauben. Wenn sie in ihrer zügellosen Begehrlichkeit immer noch wagen, über diese Grenze herüberzugreifen, wie es tausend zugleich lächerliche und bedenkliche Thatsachen jeden Tag beweisen, so müssen sie darauf gefaßt sein, daß wir nicht nach internationalem, sondern nach nationalem Rechte uns dagegen zur Wehre setzen. Unsere Nachbarn, denen der Begriff Volk fehlt, die sich darunter nur ein Conglomerat von Pfaffen, Aristokraten und Sclaven denken können, mögen sich hüten, den Geist des deutschen Volkes zu seiner nothgedrungenen Grenzvertheidigung in

die Waffen zu rufen. Bisher hat es keine ernste Gefahr gesehen und die heimtückischen Nadelstiche einer landesverrätherischen Propaganda unbeachtet gelassen. Ja es duldet sogar, daß die einheimischen Todfeinde seiner Existenz jenen auswärtigen offenkundig die Hände reichen. Man findet es selbstverständlich, daß eine jesuitisch gezeugte Zeitung mit einem „Dziennik polski“ complotirt, und wir besitzen noch Humor genug, um über den spaßhaften Gedanken einer „Germania“ von und für Jesuiten gründlich zu lachen. Aber es dürfte ein Moment kommen, wo uns der Humor ausgeht. Wenn man allzu frech auf das Conto unserer Langmuth und Nachsicht wirthschaftet, dürfte man doch die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben.

Aber, wie gesagt, mit diesen beiden Reserven können wir dem Bestreben unserer Nachbarn nur Glück wünschen. Es ließe sich die Ersparniß an Gut und Blut für Deutschland gar nicht hoch genug empfehlen, wenn das Eine wie das Andere nicht mehr, wie es seit so vielen Jahrhunderten geschehen ist, zur Ausfüllung des unergründlichen Sumpfes der slavischen Barbarei mißbraucht würde. Und selbst wenn die Ersparniß nicht völlig dem deutschen Volke bliebe, wenn nach wie vor jener famose deutsche „Wandertrieb“ unsere Kräfte in die Fremde führte, so würden sie doch überall anderswo negativ und positiv besser verwandt sein. Negativ, indem sie weder in Amerika noch in Australien, oder wohin sonst unsere Auswanderung schweift, zu directem und unmittelbarem Dienste der nächsten Feinde ihres Volkes gebraucht werden könnten, positiv, indem sie überall anderswo die Möglichkeit haben, sich, wenn auch nicht als Deutsche, so doch als Glieder der cultivirten Menschheit zu behaupten und fortzuentwickeln.

Noch mehr aber. Wenn der slavische Boden der deutschen Einwanderung verschlossen werden könnte, würde überhaupt jede Gefahr, die dem deutschen Reiche und Volke von dorther droht, für immer beseitigt sein. Intelligentere Slaven, die man nur nicht gerade unter den vorlauten Wortführern und populären Agitatoren des Tages suchen muß, räumen bereitwillig die Verdienste ein, welche sich die deutsche Cultureinwanderung um ihr Volk erworben hat. Sie stimmen, soweit es die Vergangenheit betrifft, vollkommen mit dem überein, was eine klare und wahrheitsgemäße Betrachtung der Geschichte lehrt und was dem zu Folge

auch die deutsche öffentliche Meinung in sich aufgenommen hat. Aber sie glauben, daß jetzt oder bald die Lehrzeit ihres Volks vorüber, daß es nunmehr oder bald fähig sei, auf eigenen Füßen zu stehen und selbständig seine Mission zu beginnen. Wenn wir uns gegen eine solche relativ gemäßigte Ansicht bloß auf die That- sachen der Geschichte berufen wollten, so haben jene dagegen nur die Appellation an die Zukunft frei und der Streit kann au diesem Wege nicht entschieden werden; wohl aber wenigstens fü den vorurtheilslosen Denker auf einem anderen Wege.

Wenn er bis zu einem inneren Verständniß der äußeren That- sachen, bis zu einer genetischen Erkenntniß der Ursachen der Erschei- nungen, bis in die eigentliche Substanz dieses weltgeschichtlichen Vor- ganges der Wechselwirkung zwischen Deutschen und Slaven eindringt was dem mit so unendlich reichen Hülfsmitteln ausgerüsteten deut- schen Geiste nicht schwer wird, findet er, daß in der ein- für allema gegebenen Organisation des slavischen Wesens ein unüberwindliche Hinderniß für seine lebendige und active Theilnahme an der Lö- sung der geschichtlichen oder Culturprobleme der Gegenwart un Zukunft enthalten ist. In wiefern eine gänzlich veränderte Grun lage derselben dem Slaventhum eine andere Stellung zuweis würde, ist eine völlig müssige Speculation, nicht bloß deshal weil sie keine praktische Bedeutung hat, sondern noch mehr, we unser Denken selbst nicht über die Schranken der jetzt die Cultu welt beherrschenden Ideen und Interessen hinauskann.

So lange also die Substanz des Slaventhums bleibt, wie sie und immer war, wird dasselbe nie der unmittelbaren Hülfe des deu schen Elementes entbehren können, und zwar des deutschen Element das noch die ungeschwächte Arbeitskraft, geistige Schulung und si liche Disciplin, vor allen Dingen das deutsche Gewissen aus der deu schen Heimat mitbringt. Verrußte oder polonisirte Deutsche können allein nicht thün: sie sind zu Handlangerdiensten brauchbar, ab nicht da, wo es darauf ankommt, eine große Verantwortung, es im Reiche des Geistes, sei es des Staates oder der materiell Interessen, zu übernehmen und gewissenhaft einzulösen.



Der gegenwärtige Zustand des Unterrichts im Deutschen und sein Verhältniß zur allgemeinen Bildung.

[Deutsches Museum von Prutz, Jahrg. 1865. S. 850—871, 881—899.]

I.

Ueberall, wo ein Schulwesen in den Organismus des Culturlebens eingefügt ist, behauptet der Unterricht in der Muttersprache und der Nationalliteratur eine eigenthümliche und in vieler Hinsicht bevorzugte Stellung innerhalb des gesammten Systems der Jugendbildung. Gleichviel ob die Schule, wie in Frankreich, der Staatsallmacht dienstbar geworden ist, oder ob sie sich, wie in Nordamerica und größtentheils auch in England, frei und selbstwüchsig gestellt hat — das praktische Ergebniß ist das nämliche, was die ebenerwähnten Unterrichtsfächer betrifft. Selbst auf einem Boden, der erst zu den Zwecken der Volksbildung urbar gemacht werden soll, verhält es sich nicht anders. In den Plänen für die Elementarschulen, die vor unseren Augen gegenwärtig in Italien, besonders in dem so sehr vernachlässigten Süden entstehen, findet sich überall neben den sogenannten Elementarfächern im gewöhnlichen Sinn — Lesen, Schreiben, Rechnen — auch die Muttersprache und die Nationalliteratur berücksichtigt. Der Schulplan Wielopolskis, für ein ebenso vernachlässigtes Volk bestimmt, ist zwar nur Entwurf geblieben, uns interessirt aber, auch in diesem Entwurfe dieselben Grundsätze in Bezug auf die genannten Fächer walten zu sehen, welchen wir in Italien begegnen. So lassen sich bei aller Verschiedenheit des Orts und der Volksart gewisse all=

gemeine Grundsätze in der Behandlung dieses Unterrichtsgegenstandes constant nachweisen. Fassen wir sie in der Kürze zusammen, so werden wir sie ungefähr so formuliren können: keine Unterrichtsanstalt, gleichviel wie benannt und von wem geleitet, darf unser Fach von sich ausschließen. Je mehr sich die Anforderungen an die verschiedenen Stufen der Schule, von der eigentlichen Elementarschule an gerechnet bis hinauf zu denjenigen, welche ihren Zöglingen die ganze Summe der in einer Nation vorhandenen allgemeinen Bildung zu geben bestimmt sind, erweitern und innerlich verstärken, desto größere Berücksichtigung wird auch unserem Fache zu Theil. Die darauf verwandte Stundenzahl wächst nicht bloß in dem Verhältniß, wie überhaupt in den höheren Schulen dieselbe zu wachsen pflegt, sondern meist in einem größeren.

Wo eine Rangordnung der verschiedenen Unterrichtsfächer stattfindet, was namentlich in den Ländern mit bureaukratisch centralisirtem Staatsschulwesen regelmäßig der Fall ist, nimmt unser Fach den ersten oder wenigstens einen der ersten Plätze ein, indem es gewöhnlich nur hinter den Religionsunterricht gestellt ist. Mit einer solchen Rangordnung der Fächer steht ein systematisirtes Prüfungswesen im nothwendigen Zusammenhang. Auch dieß begünstigt dieß Fach, von den unteren Stufen der Schule zu den höheren fortschreitend in wachsendem Verhältniß. Erst da, wo die Specialschule an die Stelle der zur allgemeinen Bildung bestimmten Anstalten tritt, muß die Bedeutung unseres Faches eine andere werden. Die praktische Tendenz der Erlernung einer bestimmten Kunst oder eines bestimmten Wissens, das dann unmittelbar im Leben als Beruf des Schülers angewandt werden soll, macht es natürlich, daß alle Zeit und Kraft auf diese Specialität gerichtet und von den allgemeinen Bildungsfächern nur so viel herangezogen wird, als dafür unerläßlich nöthig ist. Wird aber ausnahmsweise in einer solchen Specialschule der Pflege der allgemeinen Bildung wenigstens noch eine secundäre Berücksichtigung zu Theil, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, unser Fach wieder in erster Linie herangezogen zu sehen.

Unter Muttersprache und Nationalliteratur wird überall nur die lebende Sprache der unmittelbaren Gegenwart und ein gewisser Kreis von literarischen Erzeugnissen verstanden, für welchen die Bezeichnung „Classiker“ einer bestimmten Nation im Gebrauch zu

in pflegt. Vollkommene Sicherheit im schriftlichen und mündlichen Ausdruck in der Muttersprache, von dem Aeußerlichsten der correcten Wortschreibung bis zu dem Innerlichsten der eleganten und kunstmäßigen Beherrschung ihrer ganzen sprachlichen Individualität, ist wenigstens das ideale Ziel, was von der Elementarschule an stufenweise vor Augen schwebt und annähernd auf der höchsten Stufe dieser allgemeinen Bildungsanstalten erreicht werden kann.

Im Gebiete der Literatur ist gleichfalls ein solches überall gültiges ideales Ziel herauszufinden: die Jugend soll allmählich mit dem ganzen Reichthum der Schöpfungen des Volksgeistes auf dem Gebiete, auf dem er am prägnantesten sich darzustellen pflegt, vertraut werden und sie nach ihrer allseitigen Bedeutung würdigen lernen. Soweit dieses Ziel nicht durch unmittelbare Einführung in die Literaturschätze erreicht werden kann, aus dem einleuchtenden Grunde, weil dazu die nöthige Zeit fehlt, tritt die Literaturgeschichte subsidiär ein, aber eben nur subsidiär. Es ist nicht darauf abgesehen, daß sie die wirkliche und lebendige Kenntniß der Classiker ersetzen soll; sie hat weiter nichts zu leisten, als gewisse, nach herkömmlicher Ansicht minder wichtige oder minder passende literarische Erzeugnisse, die aber doch in dem Kanon des Mustergültigen noch eine Stelle finden, so weit zu charakterisiren, daß der Lernende ihre eigentliche Stellung und Bedeutung zu erkennen vermag, auch ohne sie gelesen zu haben. Ebenso fällt der Literaturgeschichte die damit verwandte subsidiäre Aufgabe zu, bis zu einem gewissen Maße für eine historisch-genetische Begründung des sozusagen wesentlich praktischen Cursus der eigentlichen Beschäftigung mit den Classikern zu sorgen. Sie entledigt sich dieser Aufgabe mit steter Rücksicht auf diese ihre Bestimmung, ohne als selbständiges Fach auftreten zu wollen. Daher herrscht denn auch in allen für den Schulgebrauch bestimmten Handbüchern der französischen, englischen, italienischen &c. Literaturgeschichte, soweit sie an Ort und Stelle verfaßt sind und nicht etwa unter dem Einflusse unserer deutschen Behandlungsweise dieser Disciplin, eine uns höchlich befremdende Magerkeit in formeller und materieller Beziehung, wenn der Gegenstand außerhalb des eigentlichen Bereichs der jedesmaligen classischen Periode liegt, und eine uns gleichfalls befremdende unverhältnißmäßige Fülle und Ausführlichkeit, sobald diese classische Periode erreicht ist. Unsere deutsche

Manier der literargeschichtlichen Darstellung geht offenbar
aus, die Kenntnißnahme der Originale überflüssig zu machen
setzt wenigstens voraus, daß der größte Theil derselben ni
lesen wird. Sie pflegt daher mit besonderer Vorliebe ger
den Perioden zu verweilen, wo dieß erweislich am meist
Fall ist. Auch ist es ihr immer um einen vollständig begrü
Pragmatismus der ganzen literarischen Entwickelung zu thu
welcher eine sogenannt classische Periode eben nur einen
auch nicht weiter bevorrechteten Bestandtheil bildet. Jene
literargeschichtliche Darstellungsweise dagegen geht von dem G
satze aus, daß, was nicht mehr gelesen wird, auch überhaup
mehr der Beachtung werth sei und höchstens in einigen
von Autoren, Titeln von Büchern und Jahrzahlen der ä
Vollständigkeit wegen kurz erwähnt zu werden verdiene.
rechnet sie nicht sowohl auf Leser, wie es die Mehrzahl
literargeschichtlichen Werke thut, als auf Lernende.

Nur Deutschland, die eigentliche Heimat der Schule u
durch sie vermittelten Bildung, zeigt eine Separatstellung in
auf die Behandlung unseres Unterrichtsgegenstandes. Sie
terisirt sich zunächst durch ein möglichstes Hervorkehren der E

Einerseits wird dem Unterricht in der deutschen Sprac
vielen pädagogischen Stimmführern nicht bloß dieselbe prin
Bedeutung beigelegt, die wir dem entsprechenden Fache in der
aller anderen Länder zuerkannt sehen, sondern eine wo n
noch größere und ausschließendere. Freilich ist es nur die T
die sich gelegentlich zu einer solchen Ueberspannung ihre
derungen geneigt zeigt, während die Praxis gewöhnlich in
Falle noch weiter als sonst hinter ihr zurückbleibt. Ande
wird noch immer von derselben pädagogischen Theorie die
ventilirt, ob die Muttersprache überhaupt ein Unterrichtsgege
sei, und wenn überhaupt, ob derselbe eine weitere als ein
vorbereitende und beihelfende Bedeutung für die anderen
lichen Aufgaben der Schule besitze. Die Praxis schließt
diesem Falle der Theorie gewöhnlich enger an als in dem
erwähnten: sie hindert oder unterläßt ihrerseits alles, n
ihren Kräften steht, um dem deutschen Unterricht auch nu
einigermaßen den anderen Fächern ebenbürtige und gleichber
Stellung zu geben.

So bietet sich dem Auge des Schulmannes oder des gebildeten Beobachters zeitgenössischer Zustände ein fast verwirrendes Bild der buntesten Mannichfaltigkeit in Theorie und Praxis, noch bunter gemacht durch das Hereinziehen aller möglichen dem an sich so einfachen Gegenstand fremden Gesichtspunkte. Diese Erscheinung verliert nichts von ihrer Seltsamkeit, wenn uns die Geschichte zeigt, daß sie sich schon seit Jahrhunderten ganz ähnlich in dem deutschen Schulwesen findet. Wir verweisen hierfür am kürzesten und besten auf die classische Skizze der Geschichte des Unterrichts im Deutschen, welche Rudolf von Raumer der Geschichte der Pädagogik seines Vaters zugefügt hat. Auch anderwärts, z. B. in Frankreich und England, hat früher ein ähnliches Schwanken, eine ähnliche Unklarheit über das Ziel und die Methode dieses Faches geherrscht, aber freilich nur eine ähnliche, und seitdem sich überhaupt dort ein gewisses allgemein gültiges System des Unterrichts gebildet hat, ist auch in dem Specialfach von selbst jene relative Gleichförmigkeit und Klarheit der Principien und ihrer praktischen Durchführung eingetreten, die schon oben als charakteristisch betont wurde.

Genau um dieselbe Zeit, wo auch in Deutschland die ersten Versuche gemacht wurden, Schulbücher für den Unterricht im Deutschen zu schaffen und demgemäß auch diesen Unterrichtsgegenstand auf den Schulen einzubürgern — denn welchen andern Zweck hätten diese Grammatiken haben sollen, die nach der Art der Zeit die Sprache nicht als wissenschaftlichen Gegenstand, sondern als eine lebendig zu überliefernde und zu gebrauchende Kenntniß behandelten? — sind auch in den andern europäischen Ländern ähnliche Versuche gemacht worden. Wie in Deutschland, hat es auch dort an einem zähen und verschiedentlich motivirten Widerstand nicht gefehlt, aber schon ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war derselbe überwunden und die jetzige Praxis im Wesentlichen durchgedrungen. Die äußere Gleichförmigkeit in Methode und Technik ist freilich auch dort erst ein Werk dieses Jahrhunderts.

Hier wie in so vielen andern irrationalen Gestaltungen des deutschen Nationallebens wird man vielleicht die Ursache in der von jeher vorhandenen staatlichen Zersplitterung suchen. Doch mit Unrecht, wie uns scheint. Unter den Hunderten von Staaten und Städtchen des frühern deutschen Reichs nahmen sich überhaupt nur

etwa ein Dutzend des Schulwesens ernstlicher an. Was auf diesem Felde geleistet wurde, geschah bis hart an den Zusammenbruch der alten Zeit heran, bis in die Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts, gewöhnlich ohne den Staat. Am allerwenigsten war dieser geneigt, auf dem Gebiete des Unterrichts etwa eine besondere Eigenartigkeit systematisch herauszubilden und zu pflegen, während er sie, wo sie sich von selbst gestaltet hatte, allerdings gewähren ließ. Die Neuzeit hat mit der Beschränkung der Zahl unserer deutschen Staaten den relativ wenigen noch erhaltenen auch ein ganz anderes Bedürfniß eingepflanzt, sich als eigenartige Organismen zu beweisen, und so kann man mit einigem Rechte sagen, daß auch auf dem pädagogischen Gebiete so viele Systeme, wenigstens theoretisch, herrschen, als es Staaten in Deutschland giebt. Denn auch die kleinen und kleinsten wollen hierin wie in allen andern Stücken, die zur Erfüllung des modernen Staatsbegriffs nothwendig sind, an Selbständigkeit nicht hinter ihren größern Nachbarn und Rivalen zurückbleiben.

Trotzdem ergiebt eine Umschau auf dem übrigen Gebiete des Unterrichtswesens auch in dem heutigen Deutschland, sammt seinen 34 Cultusministerien oder, wenn sie einen bescheidenern Titel führen, obersten Schulbehörden, daß sich in den wesentlichen Grundzügen eine merkwürdige Gleichartigkeit, freilich keine Gleichförmigkeit, herausgebildet hat. Von der untersten Stufe, der Elementar- oder Volksschule, bis zu der höchsten, der Universität, ist die Summe des Wissens, die auf jeder derselben den Lernenden mitgetheilt wird, in Inhalt und Umfang überall ungefähr die gleiche, ebenso die Methode, in der es geschieht. Die individualisirenden Züge des Locals, an denen es allerdings nicht fehlt, verwischen sich vor unsern Augen mehr und mehr und es ist keine Frage, daß wir auch das Fortbestehen der jetzigen äußern politischen Zustände, also die Selbständigkeit jedes Staates im Gebiete des Unterrichts vorausgesetzt, doch in nicht zu ferner Zeit mit unaufhaltsamer Nothwendigkeit zu einer innerlich ebenso vollkommenen Gleichartigkeit auf diesem Gebiete gelangen werden, wie sie sich in dem großen Einheitsstaate Frankreich durch die Allmacht der Centralisation von Oben her durchgesetzt hat.

Ein Vorgang, der sich mit solcher innerlichen Gesetzmäßigkeit auf einem ganzen weiten Gebiete vollzieht, wird natürlich auch den

Specialfelde, das wir hier betrachten, nicht fremd bleiben, da es in ihm organisch einbegriffen ist. Man könnte es somit der Zeit allein überlassen, die auch hier Ordnung und Klarheit schaffen wird, wo bisher nichts als eine chaotische Confusion, oder, wenn dieser Ausdruck zu stark erscheinen sollte, eine starke Divergenz der Ansichten geherrscht hat. Wirklich geben sich auch hier schon einige Vorzeichen davon kund, wenn wir die Resultate der letzten Jahrzehnte, sowohl in Theorie wie in Praxis, mit denen der frühern Zeit vergleichen. Doch will es uns bedünken, als rechtfertigte sich gerade hier eine wohlmeinende, auf ernstliche Erwägung und eindringende sowohl theoretische wie praktische Beschäftigung mit dem Gegenstand gegründete, Andeutung über die Mittel und Wege, wie die eigene Thätigkeit aller dabei Betheiligten dem großen Proceß der Geschichte selbst zu Hülfe zu kommen, ihn zu beschleunigen und zu einem möglichst gedeihlichen Ende zu führen vermöge.

Handelt es sich doch um einen Unterrichtsgegenstand, dessen nicht bloß auf die Schule und deren nächste Zwecke beschränkte Bedeutung jedem klar werden muß, der überhaupt darüber klar werden will. Es ist das innerste Heiligthum des nationalen Geisteslebens, das durch ihn erschlossen werden soll und thatsächlich erschlossen wird, wenn die rechten Hände sich seiner Pflege annehmen. Alle Völker Europas sind sich dieser seiner unermeßlichen Bedeutung schon länger bewußt geworden und haben ihren Jugendunterricht demgemäß gestaltet. Ueberall gilt dieß Fach nicht wie ein anderes gewöhnliches Schulfach, das nach dem Grade seiner Nützlichkeit für das praktische Leben oder des bildenden Einflusses auf den Geist im Allgemeinen taxirt wird. Es ist überall vorzugsweise begünstigt, weil es direct auf die wichtigste aller Aufgaben für ein gesundes und richtig organisirtes Volk hinarbeitet, auf die Erhaltung und Fortbildung des Nationalgeistes.

Daher also seine begünstigte Stellung vor andern Fächern, die an sich, bloß mit Beschränkung des Blicks auf den Kreis der Schule betrachtet, ihm an Bedeutung gleich sind. Daher auch jene merkwürdige Erscheinung, auf die wir im Eingang hinwiesen, daß nicht nur die Theorie überall, auch unter den verschiedensten Einflüssen der Oertlichkeit und der Nationalität, seine Ausnahmestellung ungefähr auf gleiche Weise anerkennt, sondern daß sich auch die Methode seiner praktischen Behandlung in der Schule überall

ungefähr auf gleiche Weise herausgebildet hat. Ein solcher consensus communis omnium populorum ist wohl geeignet, einen nachhaltigen Eindruck zu machen und ein gründliches Nachdenken zu veranlassen. Die Frage, ob wir in Deutschland ein Recht dazu haben, hierin unsern eigenen Weg zu gehen, fordert schon deshalb die reiflichste Ueberlegung. Die echten Doctrinärs in Schulsachen, bekanntlich die unzugänglichsten von allen Doctrinären, werden sich freilich auch dadurch nicht irremachen lassen. Noch immer bestreitet ja ein Theil von ihnen den Einen Hauptsatz, auf welchem unsere Ueberzeugung sammt der einer überwiegenden Mehrzahl der Pädagogen ruht, und den, was noch mehr ins Gewicht fällt, der Instinct der öffentlichen Meinung vertritt: den Satz nämlich, daß der Unterricht in der Muttersprache nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe irgend eines andern beliebigen Unterrichtsgegenstandes gemessen werden dürfe, sondern daß er eine eigenthümliche und insofern auch eine bevorzugte Stellung behaupten müsse. Gegner solcher Art würden wir vergebens durch unsere Ausführungen zu überzeugen hoffen. Welche sachgemäße Begründung, welche menschliche Beredsamkeit wäre dessen fähig? — Noch weniger rechnen wir auf eine Verständigung mit einer andern Opposition. Es giebt noch Schulmänner, die die Verpflichtung der Schule leugnen, für die Pflege und Kräftigung des Volksgeistes im nationalen Sinne thätig zu sein. Sie halten die Schule entweder für zu vornehm dazu, oder sie verleugnen überhaupt in bissiger Verstocktheit das Recht der nationalen Idee. Glücklicherweise ist die Zahl der Vertreter beider Kategorien unserer principiellen Gegner eine nicht sehr große und vermindert sich täglich, wie zur Ehre unserer so viel geschmähten Zeit hier constatirt werden soll.

Es gab eine Zeit, wo man zwar auch keine Rechtfertigung, aber doch eine zureichende Erklärung für eine derartige Verirrung finden konnte. Solange das instinctive Gefühl der Nationalität sich noch nicht zu dem bewußten Verständniß ihres Begriffs durchgearbeitet hatte, das jetzt ein Gemeingut aller derer geworden sein muß, bei denen überhaupt von dem bewußten Verständniß irgend eines Begriffs die Rede sein kann, war es leicht möglich, daß unsere an sich allen fremden Einflüssen so unbefangen offen stehende Volksart auch in der Jugendbildung sich durch fremde Muster und Ideale von ihrer natürlichen Bahn abdrängen ließ. Alle

möglichen Bildungselemente strömten seit dem Beginne der Neuzeit, seit der großen Reformationsperiode, in Deutschland zusammen, und alle wollten von der Schule berücksichtigt sein, die ja gerade in diesem Chaos der Geister ihre eigentliche Entstehung erhielt.

Bekanntlich haben schon damals im sechszehnten Jahrhundert die classischen Sprachen und die damit zusammenhängenden Disciplinen allen andern den Rang abgelaufen: inwieweit mit innerer Berechtigung, oder zum Segen für den deutschen Geist, soll hier nicht untersucht werden. Neben ihnen konnte eine lebende Sprache und Literatur sich nur mühselig einen Platz in der Schule erkämpfen. So war es nicht bloß in Deutschland, sondern überall in ganz Europa. Die deutsche Sprache hatte jedoch einen besonders schweren Stand, weniger aus Ursachen, die mit ihrer eigenen Beschaffenheit zusammenhingen, als in Folge jener tiefsten Herabstimmung des nationalen Selbstgefühls, die den Rückschlag seines so überaus kräftigen Aufschwungs im Beginn der Periode darstellt. Ewiger Ruhm gebührt daher den Männern, die in der schlimmsten Zeit die gute Sache der Muttersprache auf den Schulen verfochten. Waren ihre Waffen häufig auch nicht so scharf und ihr Arm so gewandt, wie es zum Nutzen des deutschen Volks zu wünschen gewesen wäre, so haben sie doch einer glücklicheren Zukunft gewissenhaft und selbstlos, wie wenig Andere, vorgearbeitet, denn zu ihrer Zeit mußten sie leider meist nur Mißachtung oder noch Schlimmeres ernten.

Gewiß brachten sie häufig sehr überspannte Forderungen auf, wenn man nämlich den Stand des gesammten damaligen Schulwesens berücksichtigt. Ihre Gegner hatten es leicht, sie zu widerlegen: aber was hätten sie überhaupt erreichen können, wenn sie nicht mehr gefordert hätten, als das nächste Bedürfniß erheischte und der nächste Tag gewähren konnte? Nur so ist die völlige Verdrängung der Muttersprache aus allen Schulen verhütet und die Einbürgerung des deutschen Unterrichts auf so vielen anderen ihm früher verschlossenen angebahnt worden, als die Zeit dafür gekommen war. Freilich könnte man vorgeben, daß durch sie nur Verwirrung in die Schulen hineingebracht worden ist. Sie sind die Ursache, daß die Gleichförmigkeit, die das Schulideal der Vergangenheit erstrebte, d. h. die völlige Ausmerzung des deutschen

und die völlige Herrschaft des classischen Unterrichts, nicht erreicht wurde. Doch glauben wir, daß, wenn die Frage so gestellt würde: entweder die jetzige althergebrachte Systemlosigkeit in diesem Einen Schulsache, oder die Nöthigung, ganz von vorn damit zu beginnen und es auf allen Schulen neu einzuführen, die Entscheidung für das Erstere nicht zweifelhaft sein könnte. Wir gehen ja von der zuversichtlichen Hoffnung aus, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo unser deutsches Schulwesen auch in der Behandlung dieses Einen Faches ein einheitliches — natürlich nicht ein einförmiges — System adoptiren wird, und diese Zeilen sind dazu bestimmt, den Weg dahin nicht bloß zu weisen, sondern auch beschreiten zu helfen, auf dem dieß Ziel erreicht werden kann.

Freilich liegen noch genug Hindernisse in der Mitte als Erbtheil jener Vergangenheit, in der es sich noch darum handelte, ob es überhaupt einen Unterricht in der Muttersprache geben solle oder nicht. Theorie und ein Theil der Praxis sind zwar über diese Fragestellung hinaus, aber die Letztere leidet doch noch immer sehr unter der Macht der geschichtlichen Thatsachen, die nicht so leicht beseitigt werden, wie man eine verkehrte Theorie widerlegt. Daraus stammt jenes seltsame Schwanken, jene regellose Willkür, die, wie wir im Eingang bemerkten, die praktische Behandlung des Faches auf unseren Schulen charakterisirt, und rückwirkend wieder eine Verwirrung der Theorie, welche nur in dem Einen, allerdings wesentlichsten Punkte bis jetzt zu einiger Uebereinstimmung gelangt ist. Darin nämlich, daß der deutsche Unterricht nothwendig in jeden Schulplan aufzunehmen ist. Aber über das Wie und Wieviel und leider auch über das Wozu gehen die Ansichten noch häufig genug auseinander.

Doch ehe wir unsere Gedanken über die Heilung des Uebels geben, mag es gerathen sein, das Bild der factischen Zustände wenigstens in einer kurzen Skizze vorzuführen. Es im Detail zu zeichnen, ist uns hier unmöglich, schon aus äußeren Rücksichten. Auch ohne sie wäre es nicht einmal räthlich, da die Leser, auf die wir neben und vielleicht auch von den eigentlichen Fachleuten rechnen, sich durch solchen wahrhaft unerquicklichen Ballast nicht gerade angezogen fühlen würden. So unendlich auch die Mannichfaltigkeit aller hierher gehörigen Erscheinungen auf den ersten Blick sein mag, so lassen sich doch bei schärferer Beobachtung gar wohl ge-

wisse typische Gestaltungen erkennen, an die wir uns allein halten. Für sie reicht der uns hier vergönnte Raum wohl aus.

Es wird am einfachsten sein, wenn wir die vorhandene Stufenfolge unserer Schulen, von Unten beginnend und nach Oben hin fortschreitend, als den natürlichen Faden betrachten, an welchem wir uns durch ein Labyrinth von großen Intentionen und kleiner That, halbfertigen Ansätzen und fast übervollendeten Leistungen, grenzenlosem Idealismus und mühesamstem Handwerkszopf hindurch leiten. Wir gruppiren die ganze Masse der Schulen auf gewöhnliche Art in die Elementar- oder eigentliche Volksschule, in die Bürgerschule oder höhere Volksschule — die man häufig, aber sehr unpassend wie uns dünkt, Mittelschule nennt — und in die höhere Schule mit eigentlich wissenschaftlicher Basis, Gymnasium und Realschule. Die Universität lassen wir bei Seite. Gelegentlich wird sich noch ein Blick auf ihre Stellung zu unserer Frage thun lassen. Unsere Grenze ist da, wo die Schule aufhört, ein allgemein propädeutisches Ziel zu erstreben, und wo ihr Werk von Anstalten aufgenommen wird, die zur besonderen Ausbildung einzelner Fähigkeiten und zur Erwerbung specieller Kenntnisse bestimmt sind, auf welchen sich dann der eigentliche praktische Lebensberuf des Einzelnen begründet.

Unser Hauptaugenmerk wird nach dem eben gegebenen Schematismus des Stoffes auf den Unterricht der männlichen Jugend gerichtet sein, doch sollen auch die verschiedenen Schulanstalten für die weibliche Jugend in dem Maße berücksichtigt werden, als es die jetzige Stellung derselben in dem Gesammtorganismus des nationalen Lebens erheischt. Daß sie hier eine ganz andere ist als dort — unbeschadet ihrer principiellen Berechtigung — ergiebt sich für jeden Sachverständigen und kann höchstens von einigen aus dem richtigen Geleise gekommenen weibischen Männern und männischen Weibern verkannt werden.

Die Volksschule, in der jetzigen Gestalt fast überall in Deutschland erst eine Schöpfung dieses Jahrhunderts, hat eben deshalb auch in der Behandlung des Unterrichts im Deutschen sich leichter dem Einfluß der Gegenwart öffnen können als ihre älteren Schwestern. Unter den verschiedensten Bezeichnungen tritt er, gewöhnlich erst nachdem die Grundlagen des Lesens und Schreibens, vielleicht auch des Rechnens beigebracht sind, als ein besonderes Fach ein. Er

und die völlige Herrschaft d
wurde. Doch glauben wir
entweder die jetzige alth
Schulsache, oder die N
und es auf allen Sch
das Erstere nicht z
zuversichtlichen Hof
wo unser deutsch
Einen Faches ei
System adopti
Weg dahin r
auf dem bi

dient somit in d
andere pfl
sächlich
prak

...nfänge
...ig damit verbun
... Grammatik der Muttersp
...überall dieselbe, wenn auch die b
nach den Lehrbüchern und Seminar
...c gebildet worden sind, auf das Bun
...ache selbst herrscht überall das Princip uns

Freil ...ischen Schule der Grammatik, die sich selbst hä
theil jen ...hilosophische zu nennen pflegt. Von der eigentli
es übe ...issenschaft längst beseitigt, hat sie doch in der Praxis
oder ...kaum zu übersehenden Einfluß, weil sie die Tausende
dies ...ie Tausende von eigentlichen Volksschullehrern in der Stadt
sel ...auf dem Lande vollständig beherrscht und durch sie nicht bloß
l ...eigentlichen Volke vermittelt wird, das am wenigsten davon bel
sondern auch allen denen, die auf anderen Anstalten ihre Bild
weiter fortsetzen. Sie alle erhalten die ersten Grundzüge sp
lichen Unterrichts und die großen Kategorien für ihre allge
grammatischen Begriffe doch meist durch dieselben Lehrer, hä
auch an denselben Orten wie die Jugend derjenigen Volksclassen,
mit der Elementarschule der Schule überhaupt zu entwachsen pfle

Neben den grammatischen Unterricht tritt wohl noch
sidiär und keineswegs allgemein der Schatten eines Versuchs,
Schüler in die vaterländische Literatur einzuführen — einen bess
Namen verdient dieß einstweilen noch so unklare und schwäch
Bestreben nicht. Es soll dadurch geleistet werden, daß aus irg
einer ausdrücklich für die Jugend bestimmten Auswahl prosai
und poetischer sogenannter Musterstücke, wie sie jeder Tag duß
weise und gewöhnlich mit genauester Bestimmung des allein b
berücksichtigten Alters liefert, etwa wöchentlich einmal ein sol
abgerissener Fetzen gelesen, vielleicht auch von dem Lehrer „erkl
und dann von den Schülern auswendig gelernt wird.

Damit ist aber auch die ganze Thätigkeit des deutschen Un
richts erschöpft. Betrachten wir seine wirklichen Resultate

...elche die Phant... da darf man sicher
...inbildet, so ... ngen zu sehen. Ist
... wir ... mit contagiöser
B... s ein redliches
... die Neigung,
..., die in d... Schule im
...uerhaft eingeprägt w... n Gene-
...erfüllung der Schulen und ... Bildung
...st. Das Ziel ist, dem Schüler nicht bl... nach
...schreibung der deutschen Sprache, sondern auch ein... der
...gen und mündlichen Gebrauch derselben beizubringen, der ...
...m Ideal der „Sprachreinheit“ möglichst nähert, und dieses Ziel
...ird wenigstens in den meisten Elementarschulen in einer von
Jahr zu Jahr wachsenden Progression erreicht. Wir fragen hier
nicht, ob der hochdeutsche Firniß, der dem kindlichen Sprachausdruck beigebracht wird, etwas an sich so Werthvolles oder gar unerläßlich Nothwendiges sei, wie es die Theorie der gesammten Elementarlehrerschaft nimmt. Es ist genug, zu wissen, daß dieselbe zuletzt von einem an sich richtigen Instinct für die Bedürfnisse der Zeit und des Volks geleitet wird, wenn sie auch meist sehr weit davon entfernt ist, diesen Instinct in ein klares Bewußtsein umzusetzen oder die richtigsten Mittel zu ihrem Zwecke zu wählen.

Wir haben schon früher bei anderer Veranlassung darauf hingewiesen, welche reißenden Fortschritte die Schriftsprache als Sprache des gewöhnlichen Verkehrs oder eigentliche Volkssprache gegenwärtig macht.[81]) Ein guter Theil ihrer Eroberungen stammt aus den im Einzelnen so unscheinbaren und im Ganzen durch ihre Masse doch so mächtigen Bemühungen unserer Volksschule für die Verbreitung der „reineren Sprache“.

Aber damit sind auch alle Verdienste des deutschen Unterrichts in der Volksschule erschöpft. Er leistet nichts weiter als das eben rühmlichst Anerkannte. Von einem besonders innigen Verhältniß der Schüler zu diesem Einen Lehrobject haben wir nirgends eine Spur entdecken können und Andere werden es ebenso wenig, nichts von einer Begeisterung für die Herrlichkeit und Schönheit der Muttersprache, wie sie doch von den Lehrern oft genug im Munde geführt und wahrscheinlich auch im Herzen getragen wird.

ist vorzugsweise grammatischer Art und dient somit in diesen Anstalten, die neben der Muttersprache keine andere pflegen können, überhaupt als allgemeine sprachliche oder sachliche Propädeutik. Demgemäß wird das logische Element der Sprache auch vorzugsweise oder ausschließlich hervorgehoben, wie denn auch die sogenannten Denkübungen, die elementarsten Anfänge zu einer Ausbildung des formalen Verstandes, häufig damit verbunden sind.

Die Methode, nach welcher die Grammatik der Muttersprache dargestellt wird, ist wesentlich überall dieselbe, wenn auch die dabei gebrauchte Terminologie je nach den Lehrbüchern und Seminarien, durch welche die Lehrer gebildet worden sind, auf das Bunteste wechselt. In der Sache selbst herrscht überall das Princip unserer sogenannten logischen Schule der Grammatik, die sich selbst häufig auch die philosophische zu nennen pflegt. Von der eigentlichen Sprachwissenschaft längst beseitigt, hat sie doch in der Praxis noch einen kaum zu übersehenden Einfluß, weil sie die Tausende und aber Tausende von eigentlichen Volksschullehrern in der Stadt und auf dem Lande vollständig beherrscht und durch sie nicht bloß dem eigentlichen Volke vermittelt wird, das am wenigsten davon behält, sondern auch allen denen, die auf anderen Anstalten ihre Bildung weiter fortsetzen. Sie alle erhalten die ersten Grundzüge sprachlichen Unterrichts und die großen Kategorien für ihre allgemein grammatischen Begriffe doch meist durch dieselben Lehrer, häufig auch an denselben Orten wie die Jugend derjenigen Volksclassen, die mit der Elementarschule der Schule überhaupt zu entwachsen pflegen.

Neben den grammatischen Unterricht tritt wohl noch subsidiär und keineswegs allgemein der Schatten eines Versuchs, die Schüler in die vaterländische Literatur einzuführen — einen besseren Namen verdient dieß einstweilen noch so unklare und schwächliche Bestreben nicht. Es soll dadurch geleistet werden, daß aus irgend einer ausdrücklich für die Jugend bestimmten Auswahl prosaischer und poetischer sogenannter Musterstücke, wie sie jeder Tag dutzendweise und gewöhnlich mit genauester Bestimmung des allein darin berücksichtigten Alters liefert, etwa wöchentlich einmal ein solcher abgerissener Fetzen gelesen, vielleicht auch von dem Lehrer „erklärt“ und dann von den Schülern auswendig gelernt wird.

Damit ist aber auch die ganze Thätigkeit des deutschen Unterrichts erschöpft. Betrachten wir seine wirklichen Resultate und

nicht bloß die, welche die Phantasie unserer Pädagogen sich selbst und dem Publicum einbildet, so sind sie nach einer Seite hin befriedigend genug, sobald wir nur alle hier einschlagenden Verhältnisse billig erwägen, die Beschaffenheit der Schüler, die kurze Schulzeit, die unumgängliche Rücksicht auf eine Menge von Kenntnissen verschiedenster Art, die in dieser kurzen Zeit womöglich für das ganze Leben dauerhaft eingeprägt werden sollen, die durchschnittliche Ueberfüllung der Schulen und die Vorbildung der Lehrer selbst. Das Ziel ist, dem Schüler nicht bloß eine richtige Wortschreibung der deutschen Sprache, sondern auch einen schriftlichen und mündlichen Gebrauch derselben beizubringen, der sich dem Ideal der „Sprachreinheit" möglichst nähert, und dieses Ziel wird wenigstens in den meisten Elementarschulen in einer von Jahr zu Jahr wachsenden Progression erreicht. Wir fragen hier nicht, ob der hochdeutsche Firniß, der dem kindlichen Sprachausdruck beigebracht wird, etwas an sich so Werthvolles oder gar unerläßlich Nothwendiges sei, wie es die Theorie der gesammten Elementarlehrerschaft nimmt. Es ist genug, zu wissen, daß dieselbe zuletzt von einem an sich richtigen Instinct für die Bedürfnisse der Zeit und des Volks geleitet wird, wenn sie auch meist sehr weit davon entfernt ist, diesen Instinct in ein klares Bewußtsein umzusetzen oder die richtigsten Mittel zu ihrem Zwecke zu wählen.

Wir haben schon früher bei anderer Veranlassung darauf hingewiesen, welche reißenden Fortschritte die Schriftsprache als Sprache des gewöhnlichen Verkehrs oder eigentliche Volkssprache gegenwärtig macht.[81]) Ein guter Theil ihrer Eroberungen stammt aus den im Einzelnen so unscheinbaren und im Ganzen durch ihre Masse doch so mächtigen Bemühungen unserer Volksschule für die Verbreitung der „reineren Sprache".

Aber damit sind auch alle Verdienste des deutschen Unterrichts in der Volksschule erschöpft. Er leistet nichts weiter als das eben rühmlichst Anerkannte. Von einem besonders innigen Verhältniß der Schüler zu diesem Einen Lehrobject haben wir nirgends eine Spur entdecken können und Andere werden es ebenso wenig, nichts von einer Begeisterung für die Herrlichkeit und Schönheit der Muttersprache, wie sie doch von den Lehrern oft genug im Munde geführt und wahrscheinlich auch im Herzen getragen wird.

Die Jugend lernt eben correct schreiben und sprechen, wie sie alles Andere lernt, unter dem Commando des Stocks, oder wo dieser humaneren Zuchtmitteln hat weichen müssen, unter der Furcht vor solchen, falls sie überhaupt dem jugendlichen Sinne furchtbar und nicht bloß eine Komödie sind. Die grammatikalischen Terminologien mit ihrem deutschen Formalismus sind freilich auch nicht danach angethan, den kindlichen Geist zu erquicken. Er muß sich nothwendig an die Schale halten, weil ihm nichts weiter als diese geboten wird, und sie ist so lederartig und geschmacklos wie nur möglich. Freilich sucht die neuere Pädagogik einen großen Fortschritt darin, daß sie die Kinder nicht mehr mit den Fremdwörtern: Adjectiv, Substantiv, Nomen, Verbum 2c. plagt. Aber die deutschen noch dazu so ungeschickten und schwerfälligen Uebertragungen: Beiwort, Hauptwort, Stammwort, Zeitwort 2c. machen die Sache um nichts besser, solange die Begriffe, die sich mit der neuen Terminologie verbinden, dieselben bleiben, die sie seit den Zeiten der griechischen Grammatiker gewesen sind. Gewiß sucht das Kind nichts weiter als diesen lästigen Wust sobald als möglich abzuschütteln, und kaum hat es die Schule verlassen, so gelingt ihm das von selbst. Die ganze darauf verwandte Mühe und Zeit ist also wenigstens in Beziehung auf das eigentliche Object, die Sprache selbst, verloren, wenngleich nebenbei immer ein gewisser Gewinn für die Bildung und Ausarbeitung der formalen Geisteskräfte gemacht wird, auf den der Unterricht eigentlich nicht rechnen dürfte.

Was der eigentliche Sprachunterricht nicht erreicht, kann auch von den schon charakterisirten Versuchen zur Einführung in die Nationalliteratur nicht ergänzt werden. Auch hier ist ein fast komischer Contrast zwischen den wohlgemeinten Intentionen der Theorie oder den hochtönenden Phrasen, in denen sie sich expectoriren, und den Resultaten der Praxis. Das Wenige, was gelesen und gelernt wird, verfliegt nicht erst nach der Schule, sondern schon in der Schule und meist ist es nicht einmal schade darum. Denn fast alle jene für die Elementarschule bestimmten Chrestomathien, Mustersammlungen, Lesestücke oder wie sie sonst heißen, zeugen ebenso von einer großen Geschmacklosigkeit ihrer Urheber wie von einer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem, was der kindliche Geist als seine natürliche und gesunde Nahrung fordert. Sie verwechseln alle kindisch und kindlich, und wo ein Erzeugniß unserer

Literatur den Stempel des Kindischen trägt, da darf man sicher sein, es in irgend einem solchen Schulbuche prangen zu sehen. Ist es erst in eins eingedrungen, so verbreitet es sich mit contagiöser Macht über alle, selbst über die, welche wenigstens ein redliches Streben nach etwas Besserem zeigen. Nicht einmal die Neigung, für sich etwas zu lesen, wird durch die Lesestunden der Schule im Kinde geweckt. Wo sie sich später bei der heranwachsenden Generation des eigentlichen Volks zeigt, die ihre ganze Schulbildung nur in der Elementarschule erhalten hat, ist sie, wenigstens nach unserer Erfahrung, stets unabhängig von den Eindrücken der Schulzeit durch irgend welche andere äußere oder innere Anregungen motivirt und knüpft niemals, und zwar mit ganz richtigem Instinct, an den literarischen Kanon des in der Schule gebrauchten Lesebuchs an. Natürlich wird dann meist der bloße Zufall entscheiden, ob der Lesestoff, welchen der junge Mann aus dem Volke später ergreift, sobald er wirklich ein gewisses Lesebedürfniß in sich fühlt, ein gesunder und gediegener ist oder nicht. Leider wird jeder, der unser wirkliches Volksleben kennt, zugestehen, daß in den allermeisten Fällen die allerschlechteste Lectüre in diesen Kreisen gewählt wird und nach der Lage der Verhältnisse gewählt werden muß. Die Volksschule hat nicht bloß nicht dafür gesorgt, daß dem Geiste ein Verständniß für das Bessere aufgegangen ist, sie hat ihren Zögling nicht bloß ohne jede Spur einer Orientirung auf dem weiten Gebiete der Lectüre entlassen, sondern sie hat ihm auch häufig den Geschmack erst noch verdorben und die Phantasie, indem sie dieselbe mit läppischen Bildern zu füllen unternahm, veranlaßt, sich mit der Rohheit selbst zu befreunden, weil diese doch wenigstens den Schein von Kraft hat.

Gehen wir eine Stufe höher, von der Elementarschule zu der Bürgerschule, so müssen wir hier zuerst uns darüber verständigen, welche Arten von Schulen wir dieser Kategorie zuweisen sollen. Der Sprachgebrauch reicht nicht aus, weil er so sehr schwankt und neben der einen Bezeichnung oder statt der einen, wie schon erwähnt, eine Anzahl anderer verwendet, die zum Theil wieder, wie etwa der Name „lateinische Schule", in sich etwas Schiefes und der Verwechselung Ausgesetztes haben. Wir verstehen hier unter Bürgerschulen jene meist städtischen Schulanstalten, in denen neben den Elementen, wie sie die eigentliche Volksschule

giebt, auch noch eine Anzahl anderer Fächer betrieben wird, wo namentlich einige naturwissenschaftliche und etwas historische Kenntnisse überliefert werden, wie denn auch auf sehr vielen derartigen Anstalten wenigstens in den oberen Classen eine der beiden classischen Sprachen, und zwar das Lateinische, gelehrt zu werden pflegt, wozu neuerdings häufig auch das Französische getreten ist oder auch das Lateinische ersetzt hat. Insofern die Schüler dieser Anstalten ihrer Herkunft nach gewöhnlich dem eigentlichen Bürgerstand im bisherigen Sinne, dem Gewerk- und kleineren Handelsstande, angehören und später wieder in denselben überzugehen bestimmt sind, insofern auch diese zum Theil uralten Schulen — manche derselben gehören zu den ältesten weltlichen Schulanstalten nicht bloß in Deutschland, sondern in ganz Europa — meistens von dem städtischen Gemeinwesen gegründet worden sind und noch jetzt unter dem Patronat desselben stehen, scheint uns die ohnedieß weitverbreitete Bezeichnung „Bürgerschule“ die passendste.

Diese Schulen reichen auf der einen Seite hinab in die Region der eigentlichen Elementarschulen, indem sie gewöhnlich ihre Zöglinge im ersten schulpflichtigen Alter aufnehmen und ihnen in ihren untersten Classen dieselben Kenntnisse nach derselben Methode und meist auch mit denselben Lehrkräften beibringen, die der Elementarschule zugehören; auf der anderen Seite gehen sie aber auch bis zu einer gewissen Grenze parallel mit den höheren Schulanstalten auf eigentlich wissenschaftlicher Grundlage, den Gymnasien und Realschulen. Hier und da stehen sie auch als Vorbereitungsanstalten für dieselben in unmittelbarer Verbindung mit ihnen. Soweit die Bürgerschule einen rein elementaren Charakter trägt, gilt für sie in Betreff des deutschen Unterrichts alles das, was von der eigentlichen Volksschule gesagt wurde. Es kommt dabei nicht besonders in Betracht, daß die Lehrkräfte, über welche sie verfügt, im Durchschnitt zu den besseren gehören; auch ein relativ tüchtiger Lehrer wird doch, wie die Erfahrung zeigt, wenn die Methode und das Ziel des Unterrichts dieselben bleiben, nicht so viel mehr leisten, als eine schwächere Lehrkraft, daß sich deshalb das Gesammturtheil über die Ergebnisse des Unterrichts anders stellen sollte.

In den höheren Classen dagegen zeigt sich in Betreff des deutschen Unterrichts an diesen Bürgerschulen ein viel größeres

Schwanken über Ziel und Methode, als es die Volksschule zeigt. Wo noch „lateinische Schulen" aus einer grauen Vorzeit her sich erhalten und oft nur nothdürftig den Anforderungen der späteren Zeit anbequemt haben, schrumpft der Bereich des Deutschen wenigstens in den oberen Classen gewöhnlich auf ein Minimum zusammen. Die neugegründeten oder ganz neuorganisirten Anstalten dagegen räumen ihm oft eine so große Berechtigung und so viel Zeit ein, wie nur immer der eifrigste Anwalt des Faches wünschen kann. Demzufolge sind denn auch die Resultate außerordentlich verschieden: viele Bürgerschulen leisten darin nichts weiter, als daß neben dem in gleicher Methode fortgesetzten grammatikalischen Unterricht, gerade wie in der Volksschule, einige Lesestücke entweder aus den gleichen Chrestomathien oder aus anderen, die sich nur durch den Titel und ihre angeblich höheren Ziele von ihnen unterscheiden, mit den Schülern durchgenommen und von ihnen für die betreffende Schulstunde auswendig gelernt werden. Es ist schon viel, wenn von Zeit zu Zeit auch ein sogenannter deutscher Aufsatz, die rhetorische Ausführung irgend eines von dem Lehrer gestellten Themas, gemacht wird. Lehrer und Schüler sind gewöhnlich darin einverstanden, daß diese Aufsätze zu den größten Plagen der Schule gehören und „gar nichts nützen". Auch wir können dem nur beistimmen, freilich nur, weil wir wissen, wie gänzlich verkehrt die Sache angefaßt und durchgeführt zu werden pflegt.

Sehr häufig wird aber auch in den oberen Classen, um die Zeit für das Lateinische oder andere Fächer zu sparen, der grammatikalische deutsche Unterricht ganz beseitigt, wobei man von der Voraussetzung ausgeht, daß die Elementarschule oder die unteren Classen darin schon genug geleistet haben. Wird die deutsche Grammatik so betrieben, wie es gewöhnlich geschieht, und wie wir es oben nach der Wirklichkeit gezeichnet haben, so ist der Schade nicht der Rede werth. Der formale Gewinn, der einzige, der daraus resultiren kann, ist nicht so groß, als daß er die Zersplitterung der Zeit aufwöge. Ueberdieß erhält ja auch der Schüler in dem lateinischen Unterricht Gelegenheit, dieselben formalen Kategorien anwenden zu lernen, denn das Schema dieser Art Grammatik ist für Lateinisch und Deutsch dasselbe, oder vielmehr, es ist wesentlich von der lateinischen Grammatik einer früheren Periode entlehnt und dem Deutschen angepaßt.

Wenn zu diesen lateinischen Schulen einer eigentlich schon längst beseitigten Periode viele neuerdings eingerichtete Bürgerschulen einen lobenswerthen Gegensatz bilden, so bezieht sich dieß Lob allerdings mehr auf ihre Intentionen als auf ihre wirklichen Leistungen, denn diese erfüllen oft auch nicht einmal sehr bescheidene Ansprüche. Mit der bloßen Begeisterung des Lehrers für sein Fach ist hier im Bereiche des deutschen Unterrichts noch weniger gethan als in andern Fächern, wo eine feste Methode alle Extravaganzen der Individualität beschränkt und ein harmonisches Zusammenwirken aller einzelnen Kräfte gleichsam von selbst herbeiführt. Unser Fach sucht ja überall noch nach einer solchen Disciplin, weil es ein neues ist, das über seine eigene innere Berechtigung noch nicht zur Abklärung gelangen konnte. Gewöhnlich wird nur durch übergroßen Eifer dem Schüler zu viel zugemuthet.

Wir kennen derartige Schulen, wo Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren mit den Resultaten der deutschen historischen Grammatik mehr verwirrt gemacht, als wirklich in das Wesen unserer Sprache eingeführt werden, wo ein mit allen möglichen culturgeschichtlichen Perspectiven ausgestatteter Cursus der deutschen Literaturgeschichte Kindern vorgeführt wird, die bis dahin nicht einmal von dem Dasein anderer deutscher Bücher, als die sie in der Schule gebrauchen oder die ihnen zufällig das eigene Haus gewährt, eine Ahnung gehabt haben, oder wo ihnen psychologisch-ästhetische Probleme als Themata ihrer „deutschen Aufsätze“ gegeben werden, wie etwa die Charakteristik eines Schillerschen tragischen Helden, eine Vergleichung zwischen Schiller und Goethe als Lyriker u. s. w., die selbst auf der höchsten Stufe unserer Schulen von einem Schüler immer nur durch ein Conglomerat von unverdauten Phrasen gelöst werden können. Sehr selten bescheidet man sich zu einer unscheinbaren, aber doch so viel fruchtreichern Methode, indem man, den jähen Sprung von der wesentlich mechanischen Behandlung des deutschen Unterrichts auf der niedern Stufe der Schule vermeidend, an diesen unmittelbar anknüpft und auf ihm fortbaut. Wird dann die formale Grammatik ganz beseitigt, wozu sich freilich selten ein Lehrer entschließt oder entschließen darf, wenn er es auch gern möchte, so bleibt desto mehr Zeit zu einer lebendigen Einführung der Jugend in die Lectüre. Aber auch dann hält es schwer, sich von dem Schlendrian des Chrestomathienunwesens gründ-

lich loszumachen und zu den ungetrübten Quellen der Geistesnahrung unseres Volks vorzudringen. Tausend Bedenken äußerlicher und innerlicher Natur stehen dem entgegen und es gehört eine sehr seltene Stufe der Durchbildung für den Lehrer dazu, diese Hindernisse zu überwinden. Geschieht es aber dennoch, so sind die Ergebnisse nach unserer Erfahrung so häufig die rechten, wie man es nach vernünftiger Berücksichtigung der in den Schülern selbst liegenden Hindernisse erwarten kann. Denn auch der deutsche Unterricht ist wie jeder andere an sich selbst nicht fähig, wenn er auch so trefflich als möglich ertheilt wird, die angeborene Geistesöde so vieler Schüler zu einem Fruchtgefilde umzugestalten, zumal da hier nach der Natur des Gegenstandes der directe Zwang zum Lernen nicht in dem Maße statthaben kann, der anderwärts den innern Widerstand des Schülers bis zu einer gewissen Grenze zu überwältigen weiß. Eine wahre, warme Theilnahme von Innen heraus, auf die hier Alles gegründet werden muß, kann einmal nicht erzwungen werden. Wo sie sich nicht als Resultat des harmonischen Zusammenwirkens und der lebendigen Berührung zwischen Lehrer und Schüler von selbst ergiebt, bleibt sie eben überhaupt aus und damit auch ihre Früchte. Allerdings könnten manche in angeborener Trägheit dahinvegetirende Geister durch einen kräftigern Anstoß des Lernenmüssens erweckt werden, die so, wo dieser fehlt, in völlige Theilnahmlosigkeit versinken, aber damit dieß geschehen könnte, müßte die Stellung der Gesammtschule zu diesem Einen Fache erst eine andere werden. Doch wird sich bald Gelegenheit finden, diesen wesentlichen Punkt noch etwas schärfer ins Auge zu fassen, wenn wir uns jetzt zu den Gymnasien und Realschulen wenden.

Während auf allen andern Schulanstalten, sie mögen Namen haben wie sie wollen, die Berechtigung des Unterrichts im Deutschen wenigstens theoretisch zugegeben wird, und er sich praktisch bald mehr bald minder durchgreifend eingebürgert hat, giebt es noch jetzt eine Reihe von specifisch sogenannten „gelehrten Schulen“, von denen er ausgeschlossen ist. Während des letzten Decenniums hat sich unseres Wissens nur selten eine Stimme in die Oeffentlichkeit hinausgewagt, welche einen solchen Zustand vertheidigte. Aber es ist noch nicht so lange her, wo auch die theoretischen Anschauungen in den Kreisen unserer Gymnasiallehrer darüber nach

den entgegengesetzten Seiten auseinandergingen, wo eine Reihe von Gründen der verschiedensten Art geltend gemacht wurde, wodurch sich der vollständige oder fast vollständige Ausschluß dieses Faches aus dem Bereiche des Gymnasiums rechtfertigen sollte. Es ist immerhin schon ein Fortschritt, daß eine derartige Auffassung sich jetzt so äußerst selten in das Publicum getraut, weil sie den Sturm von Entrüstung fürchtet, den sie hervorrufen würde. Unter Gesinnungsgenossen oder solchen, die vermöge des Berufs dafür gehalten werden, kann man sie freilich noch immer und oft recht bornirt und hämisch hören, und was für den Moment das Wichtigste ist, sie behauptet noch immer mit zäher Verstocktheit einen größern Einfluß auf die Praxis, als man nach ihrer vorsichtigen Zurückhaltung bei jeder Gelegenheit und an jedem Orte, wo es gilt, vor die Oeffentlichkeit zu treten, vermuthen sollte.

Wer die Genesis und innere Geschichte unseres Gymnasialwesens kennt, wird sich nicht darüber wundern, daß es gerade hier die langwierigsten Kämpfe gesetzt hat, bis dem deutschen Unterricht erlaubt wurde, auch nur mit einem Fuße die Schwelle eines solchen classischen Heiligthums zu überschreiten. Das Ideal eines Trotzendorf im sechszehnten Jahrhundert war ja auch das Ideal der vielen Rectoren und Professoren geblieben, die sich wenigstens an unantastbarer Selbstgenügsamkeit recht wohl mit ihrem Vorbilde messen durften, wenn sie auch von jener überwältigenden Naturfrische und instinctiven Virtuosität in der Beherrschung der Geister, die er besaß, sehr wenig aufweisen konnten. Die Schüler sollten Lateiner, oder seit das Griechische mehr in die Mode kam, Hellenen werden, und dazu bedurfte man, so wie es die Schule verstand, freilich des Deutschen nicht. Statt „gute Lateiner", wie die alte einfache Zeit sagte, oder „echte Hellenen im Geiste", wie eine spätere, reflectirtere Periode sich ausdrückte, hat unsere noch geschraubtere Phraseologie „die vollendete humane Bildung durch das Medium der classischen Sprachstudien" zu ihrem Schibbolet gemacht, womit sich, wenn es so verstanden wird wie jene andern synonymen Ausdrücke, die Rechte der Muttersprache ebenso wenig vertragen wie mit dem Ideal des Gymnasiums der guten alten Zeit. So giebt es denn noch eine Anzahl von deutschen Gymnasien in allen Theilen Deutschlands, ganz unabhängig von ihrer örtlichen Lage oder den staatlichen Grenzen, in die sie eingeschlossen

sind, auf denen ein Unterricht im Deutschen factisch nicht existirt. Man müßte denn etwa jene deutschen Aufsätze, von deren wahrer Bedeutung schon die Rede gewesen ist, dafür nehmen wollen, die etwa alle zwei oder drei Wochen, oder auch in längeren Fristen, den Schülern mit derselben inneren Nothwendigkeit octroyirt werden, mit der etwa einem ruhig auf der Straße Wandelnden ein Dachziegel auf den Kopf fällt. Da ihre Themata gewöhnlich aus allen möglichen Gebieten, wenn auch vorzugsweise aus dem der allgemein moralisirenden Reflexion oder Popularphilosophie gewählt werden, so haben sie mit unserem Fache eben weiter keine Gemeinschaft, als daß sie in deutscher Sprache geschrieben sind und zu einer Art von Stilübung in derselben dienen könnten, wenn man nämlich von Seiten der Lehrer verstände oder geneigt wäre, sie dafür zu benutzen. Immerhin muß es aber doch als eine Concession an die windigen Meinungen des Tages betrachtet werden, daß man nur überhaupt eine solche Entweihung des classischen Schulgeistes gestattet, wie sie durch das Schreiben der Muttersprache nothwendig verübt wird. Freilich sorgt man durch die ganze Art, wie dieß Aufsatzmachen betrieben wird, nach besten Kräften dafür, den Schüler zu überzeugen, daß darauf gar nichts ankomme, sowie man auch von vornherein eine große Virtuosität in der Kunst entfaltet, es zu einer in jeder Art schädlichen Zersplitterung der Zeit und Kraft zu machen. So steht es auf der einen Hälfte unserer Gymnasien, wobei wir die mathematische Genauigkeit der Zahl freilich nicht vertreten wollen, weil es unmöglich ist, das Detail mit seinen ewig wechselnden Erscheinungen vollständig zu beherrschen.

Wenn wir daneben eine stets wachsende Zahl von Anstalten derselben Art und desselben Namens anführen können, auf denen nicht bloß die Nibelungen in der Originalsprache gelesen werden, sondern wo man auch den Ulfilas in den Händen der Schüler sieht, nachdem sie eben den Cicero oder den Plato weggelegt haben, wo nicht bloß die deutsche schwache und starke Declination, der Rückumlaut und die Präterito-Präsentia vollständig geläufige Begriffe sind, so geläufig wie auf den streng classisch gefärbten Schulen nur immer die Verba auf μι, die Attraction und die Lehre von der consecutio temporum sein können, sondern wo auch die feineren Nüancirungen der Lautverschiebung der germanischen

Sprachen vor dem Auge des Schülers sich entfalten müssen — wenn wir dieß und das vorige Bild zusammenstellen, was kann unser Urtheil anders sein, als daß alle diese an sich so schönen und lobenswerthen Dinge doch noch auf keinem recht festen Boden stehen und selbst keine recht natürlichen Pflanzen sind?

Ein genauerer Einblick bestätigt nur die Richtigkeit des allgemeinen Urtheils. Ging dieses von der unumstößlichen Thatsache aus, daß die allgemeine Methode aller deutschen Gymnasien in allen möglichen Fächern des Unterrichts dieselbe ist — die geringen Unterschiede kommen hier nicht in Betracht —, daß die Resultate derselben auch im Wesentlichen überall die nämlichen bleiben, daß also jener scharfe Contrast auf dem Felde des einen Faches nur dadurch sich erklären läßt, daß sich weder die Theorie noch die Praxis bis jetzt zu einer Verständigung darüber abgeklärt haben, so giebt die schärfere Beobachtung der einzelnen Anstalten überall Belege dazu an die Hand. Auch hier ist es ähnlich wie auf einer nächst niedern Schulstufe, auf der wir vorhin verweilten: je glänzender und weitausschauender die Intentionen sind, desto weniger wird gewöhnlich erreicht; je einfacher und prunkloser man zu Werke geht, desto gediegenere und dauerndere Ergebnisse lassen sich aufweisen.

Wenn ein durch germanistische Studien wissenschaftlich vorgebildeter Lehrer, erfüllt von echter Begeisterung für sein Fach, auf einer solchen Anstalt, die den Abschluß der ganzen wissenschaftlichen Vorbildung der Jugend machen soll, in den Fall kommt, den deutschen Unterricht in die Hand zu nehmen, so liegt allerdings die Versuchung für ihn nahe, das Beste, was er selbst weiß, auch seinen Schülern mitzutheilen. Auch er wird durch eine schon fixirte Methodik nicht beschränkt, da es eine solche nicht giebt, und die übrigen Persönlichkeiten der Schule, die durch ihr lebendiges Eingreifen ihm diesen fehlenden Kanon ersetzen könnten, ziehen sich entweder in vornehmem Hochmuth von einem solchen Neuerer und folglich auch Verächter der Classicität zurück, oder sie haften an den ihnen mißfälligen Einzelheiten und Aeußerlichkeiten. Gewöhnlich ist dem Lehrer völlig freie Hand gelassen, wenn er nur die vorgeschriebene Stundenzahl nicht überschreitet oder sich so weit bescheidet, daß er nicht durch Ueberhäufung der Schüler mit häuslichen Nebenarbeiten die Eifersucht oder das Interesse anderer

Fachlehrer verletzt. Da der Lehrer beide Klippen gern vermeidet, so muß er, wie man sich ausdrückt, die Zeit möglichst auskaufen, d. h. möglichst viel Stoff in möglichst wenigen Stunden überliefern. Da er auf Privatfleiß für dieß Fach nur sehr beschränkte Ansprüche hat, so muß in der Stunde selbst gelernt werden, was gelernt werden soll. Aber je massenhafteren Stoff er in diese Stunden hineinträgt und je mehr er zu diesem Bemühen durch die leicht erklärliche entgegenkommende Theilnahme und Aufmerksamkeit der Schüler angespornt wird, desto weniger wird von dem vielen schönen und interessanten Material behalten. Denn diese Art Theilnahme von Seiten der Schüler ist noch unendlich weit von dem ernsten Aufraffen des Geistes entfernt, das zu jedem Festhalten eines wissenschaftlichen Objects unerläßlich ist. Es ist nichts weiter als eine behagliche Unterhaltung der Phantasie, ein bequemes Spielen mit den bunten, wechselnden Bildern, die vor dem inneren Sinne aufsteigen. Der Lehrer hat in seinem Eifer, möglichst viel Stoff mitzutheilen, nicht bloß nicht die Zeit, sondern auch nicht einmal die klare, nüchterne Ruhe des Geistes, um den eigentlich und pädagogisch allein geltenden Werth seines Thuns abzuschätzen. Er ist zufrieden, wenn eine gelegentliche Frage von Einem oder dem Anderen aus der Classe mit einem der am öftesten gehörten Schlagworte beantwortet wird. Er stürmt unter dem so leicht erklärlichen, aber von ihm selbst gänzlich mißverstandenen Beifall seiner Schüler immer weiter auf der Bahn eines wissenschaftlichen Faches, das, als ein relativ noch sehr junges, überall eine Menge bedenklicher Seitenwege und gefährlicher Lücken darbietet.

Wo aber diese ebenberührten Nachtheile weniger grell hervortreten, fehlt es doch an anderen ungesunden Ausschreitungen nicht. Wir rechnen dazu hauptsächlich die Art des Betriebs der Literaturgeschichte auf manchen unserer Gymnasien, in deren Studienplan das Deutsche eine dem Wortlaute nach genügende Anerkennung gefunden hat. Der größte Theil der dafür disponibeln Zeit wird im Gegensatz zu der Praxis anderer Anstalten, wo mehr nur die persönliche Neigung eines einzelnen Lehrers das Deutsche eingeschoben hat, für einen wohlgegliederten Cursus der deutschen Literaturgeschichte verwandt. Daß man von der Grammatik, der philosophischen (d. h. pseudo-philosophischen) wie historischen, daneben gewöhnlich absieht, mag nicht als ein Uebelstand angesehen werden,

da, wie sich gezeigt hat, auch unter den Händen eines vollständig gerüsteten Lehrers wenig damit geschafft wird. Wie viel weniger noch, wenn der Lehrer selbst sich erst bei Uebernahme der deutschen Stunden nothdürftig etwas eingearbeitet hat, wie dieß häufig genug vorkommt. Der unermeßliche und relativ noch so wenig durchgearbeitete Stoff der deutschen Grammatik in ihrer jetzigen wissenschaftlichen Gestaltung eignet sich am wenigsten, flüchtig gekostet zu werden. Weit eher läßt sich eine für den Lehrer genügende Kenntniß der Literaturgeschichte auch ohne directe und selbständige Studien aus den bereits vorhandenen abgeleiteten Hülfsmitteln gewinnen. Insofern also wäre gegen die Begünstigung dieses Zweiges vor dem Grammatikalischen nichts einzuwenden.

Unsere Bedenken aber wenden sich einmal gegen die Ueberfülle des Stoffes, der dabei an die Schüler gebracht wird. Es sollte nicht mehr gegeben werden, als wirklich von dem Gedächtniß behalten werden kann. Man verfährt in allen anderen Fächern nach diesem einzig richtigen Princip, warum weicht man hier allein davon ab? Die wahre Antwort ist, die man freilich selten hört, weil sie dem Ohr unangenehm klingt: weil man das Deutsche trotz aller schönen Redensarten doch nicht für ein eigentliches Lernfach hält. Es gilt für eine Art von Confect, dessen Genuß nach der eigentlichen Mahlzeit dem Belieben der Gäste anheim gestellt ist. Wer sich damit den Magen verderben will, kann es auf seine eigene Gefahr hin thun, aber gezwungen wird Niemand dazu, im Gegentheil freut man sich im Stillen über den gesunden Instinct der Schüler, der sie vor einer Ueberladung behütet. Die Folge des Zuviel ist, wie sie nicht anders sein kann, daß sehr wenig haftet und dieß Wenige meist ganz unzusammenhängend als ein bloßes Werk des Zufalls neben dem übrigen Wissen des Schülers stehen bleibt. Vielleicht daß sich später durch einen weiteren glücklichen Zufall die Lücken schließen und das, was früher Fragment war, zu Bausteinen eines soliden Gebäudes wird. Aber gewöhnlich wird der Zufall nicht so freundlich gesinnt sein, und die von der Schule mitgenommenen Fragmente zerbröckeln in den ersten Universitätsjahren zu unbrauchbaren Schuttmassen.

Wäre dieß der einzige Schade, so wäre er unseres Bedünkens schon erheblich genug. Aber er zieht in seinem Gefolge gewöhnlich auch noch anderes Unheil nach sich. Zunächst eine gewisse ober-

flächliche Befriedigung in der Phrase. Je weniger die Objecte der literargeschichtlichen Darstellung dem Schüler bekannt sind, da er gewöhnlich sogar die allergeläufigsten Daten und Namen zuerst aus dem Munde des Lehrers hört, desto eher wird er natürlich das ästhetisch-kritische Urtheil, das ihm jedes Mal mit in den Kauf gegeben wird, als bloße Phrase aufnehmen und nachsprechen. Wer das Geistesleben der Jugend richtig zu beurtheilen versteht, weiß, welcher Schaden damit angerichtet wird. Es ist das sicherste Mittel, oberflächliche Raisonneurs zu erziehen, an denen wir ohnehin keinen Mangel haben.

Je mehr Zeit der Literargeschichte zugewandt wird, desto weniger erübrigt selbstverständlich für den eigentlichen Zweck derselben, für die wirkliche Einführung in die Literatur. Zwar wird, wie schon angeführt worden ist, auf manchen Gymnasien in dieser Hinsicht eine Art von Luxus getrieben. Denn es läßt sich nur als ein solcher bezeichnen, wenn Originalwerke einer älteren Literaturperiode, zu deren Verständniß vor Allem erst eine besondere sprachliche Unterweisung nöthig ist, wie etwa die Nibelungen, ohne eine solche von den Schülern gelesen oder ihnen exponirt werden. Aber daneben geht oft der eigentliche lebendige Bestandtheil unserer Literatur, die moderne, entweder leer aus oder wird wenigstens sehr in Bausch und Bogen abgethan. Der Literargeschichte ist es anheim gegeben, den Schüler über die Bedeutung Schillers und Goethes aufzuklären, und es wird vorausgesetzt, daß er sich nach ihrer Anleitung selbst mit den Werken unserer Heroen vertraut mache. Seltener wird irgend ein abgeschlossenes Meisterwerk in der Schule selbst gelesen und auf passende Art erklärt. Geschieht es, so sind die Ergebnisse dieses Verfahrens so günstig, wie sich nur erwarten läßt. Jedenfalls bleibt dem Schüler ein ganz anderer Gewinn für seine ganze spätere Entwickelung als aus jenem fragmentarischen Wuste geschichtlicher Notizen und ästhetisirender Phrasen, die er als Literargeschichte aufgenommen hat.

Freilich fordert eine solche wirkliche Einführung in die Literatur einen großen Zeitaufwand, und wenn daneben noch Literargeschichte, vielleicht auch Grammatik betrieben werden soll, ist es dem Lehrer oft bei dem besten Willen nicht möglich, mehr als hier und da einmal ein Stündchen dafür abzusparen. Denn es steht nun einmal grundsätzlich fest, so wenig hier sonst festzustehen pflegt: daß

erst alle anderen Ansprüche des Faches befriedigt sein müssen, ehe dieser berücksichtigt werden darf.

Die Realschule, eine Schöpfung unserer Tage, hat es natürlich leichter gehabt als die Gymnasien, dem deutschen Unterricht sein Recht angedeihen zu lassen. Die Theorie hatte damals schon entschieden, daß ihm ein solches gebühre, und wenn auch noch über den Umfang desselben und seine praktische Durchführung die Ansichten sehr weit auseinander gingen, so nahm doch jeder Gründungsplan die Rücksicht darauf in sein Programm auf. Durchschnittlich ist daraus ein Zustand erwachsen, der demjenigen sehr genau gleicht, den wir innerhalb der zuletzt betrachteten moderner organisirten Masse unserer Gymnasien vorfanden. Eben deshalb können wir uns hier kurz fassen. Das Ergebniß ist auch hier das nämliche wie dort. Mit sehr viel gutem Willen und häufig auch mit genügend ausgerüsteten Lehrkräften wird trotz eines nicht abzuleugnenden allmählichen Fortschritts doch noch sehr wenig geleistet.

Was dem Gymnasialunterricht in unserem Fache vorzugsweise schadet, die Vorstellung, daß es kein eigentlich strenges Lernfach sei, sondern mehr zur geistigen Erholung der Lehrer und Schüler dienen solle, vereitelt auch die wahren Früchte, die die Realschule daraus ziehen könnte. An sich ist ja überhaupt die Realschule nur zu sehr geneigt, dem schroffen Lernzwang die Spitze abzubrechen. Es ist das theils eine natürliche Reaction des modernen liberalen Geistes gegen die starre Beschlossenheit des mittelalterlichen Schulzwanges, theils eine Folge der noch in so vieler Hinsicht unfertigen Existenz dieser eben erst emporwachsenden Organismen.

Was in anderen, methodisch fest abgeschlossenen Fächern, wie Mathematik und Naturwissenschaften, schon als ein Nachtheil empfunden wird und den principiellen Gegnern dieser Anstalten so gefährliche Waffen in die Hände liefert — sie können sich dabei immer auf eine große Anzahl einzelner Fälle berufen, aus denen sie ein dem gewöhnlichen Verständniß genügendes allgemeines Verwerfungsurtheil ableiten —, das wird in einem Fache, dem es noch an aller Methode und Routine fehlt, noch bedenklicher hervortreten.

II.

Wenn wir nur im Vorüberstreifen einen Blick auf die Stellung unseres Faches im Unterricht des weiblichen Geschlechtes werfen, so geschieht dieß nicht deshalb, weil uns derselbe überhaupt von geringerem Belang für die Gesammtheit unseres Volkslebens zu sein schiene als der der männlichen Jugend. Wir sind im Gegentheil eher geneigt, wenn wir uns nach der einen oder nach der anderen Seite hin entscheiden sollten, der Schule einen größeren Einfluß auf die innere Entwickelung der Mädchen als auf die der Knaben zuzuweisen und demgemäß ihre relative Bedeutung für das Allgemeine zu beurtheilen. Aber unsere Töchterschulen der Gegenwart, oder wie die prätentiöseren und bescheideneren Firmen unserer Unterrichtsanstalten für die weibliche Jugend heißen mögen, befinden sich nach unserer erfahrungsmäßigen Ueberzeugung, die sich nicht auf einzelne zufällige Eindrücke, sondern auf umfassende und methodische Beobachtung stützt, in einer so verschrobenen Stellung zu ihrer natürlichen Aufgabe, daß man von ihnen im Ganzen wie im Einzelnen nur verkehrte und ungesunde Resultate erwarten darf.

Unsere moderne Pädagogik thut sich mit Recht so viel darauf zu Gute, daß sie dem psychologischen Moment in einer Weise Rechnung zu tragen gelernt habe, wie es die Vergangenheit nicht geahnt hat. Wir fragen aber, wie verträgt sich damit die offenkundige Thatsache, daß der Unterricht des weiblichen Geschlechtes genau über denselben Leisten geschlagen wird, der ursprünglich nur für die männliche Jugend passen sollte? Man blicke in unsere höheren Töchterschulen, Pensionen, Institute u. s. w. — um von den niederen Schulen ganz zu schweigen, in denen sehr häufig noch Knaben und Mädchen in ungetrennter Gemeinschaft aller Unterrichtsfächer von demselben Lehrer unterrichtet werden —, was und wie wird dort gelehrt und gelernt? Abgesehen von den sogenannten weiblichen Handarbeiten, die neben den eigentlichen Unterrichtsfächern mehr herhinken, als hergehen, und mehr nur der Aeltern wegen geduldet, als in den Organismus der Schule aufgenommen sind, haben wir Sprachunterricht, Geschichtsunterricht, Religion, Mathematik, allenfalls noch Musik, also mit Ausnahme der letzteren, die wenigstens auf den höheren Knabenschulen nicht zu dem eigentlichen Schulunterricht zu gehören pflegt, genau dasselbe Fach-

gerüste hier wie dort. Daß im weiblichen Sprachunterricht Englisch und Französisch, oder wo man noch mehr der alten Mode treu geblieben ist, Französisch und Englisch die Stelle von Lateinisch und Griechisch der Knabenschule vertreten, begründet nur einen Unterschied von dem Gymnasium: auf der Realschule richtet sich der Betrieb der Sprachen auf dieselben Objecte wie in der Töchterschule höheren Ranges. Somit ist der Schulplan derselben nur ein Abklatsch desjenigen, der, aus den Bedürfnissen jener Schulanstalten und den Anforderungen der Zeit hervorgegangen, der Geistesentwickelung der männlichen Jugend sich anpaßt. Daß das weibliche Seelen- und Gemüthsleben und die Bestimmung des Weibes in Haus und Welt vermöge ihrer absoluten Eigenartigkeit auch für die Jugendbildung und Schule anderer Stoffe bedürfe als das männliche Geschlecht in seiner absoluten Eigenartigkeit, begreift sich a priori, und wer für einen solchen Begriff unzugänglich sein sollte, der möge nur einen Blick auf die wirklichen Ergebnisse des weiblichen Unterrichts der Gegenwart richten. Sie werden freilich erst so ganz und gar nichtig, oder noch mehr als nichtig, positiv schädlich für Leib und Seele durch einen weiteren Schritt in die Verkehrtheit hinein, den die Methode dieses Unterrichts fast ausnahmslos macht, wie mit einer Art von logischer Consequenz aus dem Grundirrthum, aus der factischen Mißachtung der Individualität des weiblichen Geisteslebens. Man operirt nämlich auch hier nur mit einer Copie des Systems, das für den Knaben erfunden ist und für ihn allein paßt. Der ganze Unterschied ist bloß ein gradueller. Man spannt die Forderungen an das eigentliche Lernen und Behalten des Lehrstoffs bei dem Mädchen etwas niedriger als bei dem Knaben. Einige besonders begünstigte Fächer abgerechnet, zu denen das Deutsche gewöhnlich nicht gehört, dafür aber ebenso gewöhnlich eine der Fremdsprachen, wird daher selbst nach dem Urtheil der Lehrer sehr wenig an positiven Kenntnissen in der Schule erworben und noch weniger herausgebracht.

Je vornehmer die Physiognomie einer solchen Mädchenschule ist, desto prunkvoller nehmen sich natürlich auch die Intentionen des deutschen Unterrichts auf dem Papier und in den Schulreden aus, denn der Fall ist selten, daß man noch den alten französirenden Typus festzuhalten wagt, der im vorigen Jahrhundert und bis in das erste Drittel des jetzigen Modesache war. Man ist

mit der Zeit fortgeschritten und hat sich daher auch zu den Concessionen an das Deutsche verstanden, die sie zu fordern scheint. Nach dem Vorbilde der Gymnasien und Realschulen legt dieser deutsche Unterricht einen besonderen Nachdruck auf die Pflege der Literargeschichte. Mußte dieß schon dort als eine sehr bedenkliche Verirrung bezeichnet werden, um wie viel mehr noch hier. Hier wird offenbar noch mehr seichtes Phrasenwesen und eitle Selbstüberhebung dadurch ausgebrütet. Dort geben die strenge Methodik anderer Fächer und ihre unabweisbaren Anforderungen an festes Lernen und gründliches Denken immer noch ein Gegengewicht; hier fehlt ein solches.

Wie dort, wird auch hier wenig Zeit auf die Einführung in die Lectüre verwandt und man behilft sich deshalb noch viel häufiger als dort, manchmal sogar bis zum Ende des ganzen Unterrichts, mit dem Flickwerk der Chrestomathien. An deutschen Ausarbeitungen fehlt es natürlich auch hier nicht, und ihre Themata zeigen eine erschreckliche Familienähnlichkeit mit den bereits genügend skizzirten. Allerdings wird gewöhnlich so viel erreicht, daß unsere Mädchen, wenn sie ihren Bildungscursus glücklich absolvirt haben, meistens orthographisch schreiben und sich auch stilistisch leidlich zu behelfen wissen, ein bischen unvermeidliche Ziererei abgerechnet. Da die Zeit noch nicht sehr weit hinter uns liegt, wo unsere feinsten Damen ihre Muttersprache ungefähr so richtig mit der Feder zu handhaben verstanden wie die Kammerjungfern und Zofen, die ihre Toilette besorgten, so mag das obige Resultat immerhin als ein Fortschritt gerechnet werden; aber er steht doch in keinem Verhältniß zu dem Aufwand an Zeit und Phrasen, womit der deutsche Unterricht betrieben wird, und unsere bessern Elementarschulen leisten auch ungefähr ebenso viel.

Hätten wir nichts als Kritik und Tadel vorzubringen, wie wir bei dem letzten Gegenstand unserer Umschau auch mit dem besten Willen wirklich nichts Anderes vorbringen konnten, so wäre unsere Aufgabe unerquicklich genug. Glücklicherweise dürfen wir die Hoffnung hegen, daß der positive Inhalt dieser Zeilen dem negativen einigermaßen die Wage halte und daß jener nothwendig zur Begründung dieses erforderlich sei.

Reifliche und allseitige Erwägung unserer Schulzustände im Allgemeinen würde freilich nicht ausreichen, um für ein specielles

Fach den Weg zu einer richtigen Fassung seiner Aufgabe zu finden. Beweis dafür giebt die Theorie und Praxis unserer gegenwärtigen Schulen, die deshalb meist so weit hinter ihren wohlgemeinten Intentionen zurückbleiben, weil sie sich weder auf eine gründliche wissenschaftliche Durchdringung des Faches noch auf eine selbständige praktische Erfahrung darin stützen können. Allerdings fehlt es nicht an rühmlichen Ausnahmen: wir könnten eine Reihe trefflicher Erörterungen unserer Frage anführen, die seit etwa dreißig Jahren in pädagogischen Zeitschriften oder selbständig erschienen sind. Vielleicht ist hierin schon mehr und Besseres geleistet, als die Praxis zu leisten vermochte, obwohl wir auch bei ihr jedes wirkliche Verdienst gebührend anerkennen. Wir sind ja in der Lage, die eigenthümlichen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat, vollständiger zu würdigen als mancher Andere.

Wenn wir in der Auseinandersetzung unserer eigenen Reformvorschläge die Verdienste unserer Vorgänger nicht ausdrücklich erwähnen, so geschieht dieß nur darum, um uns so kurz wie möglich zu fassen. Wir haben überdieß einen weitern Kreis des Publicums im Auge als jene, die sich wesentlich nur an die eigentlichen Schulmänner wenden und danach ihre Darstellungsweise bestimmen. So erwünscht es uns auch sein würde, wenn uns ein recht großer Theil unserer Pädagogen mit Aufmerksamkeit folgen und unsere Vorschläge nicht bloß billigen, sondern auch praktisch machen wollte, so sind wir doch überzeugt, daß der Druck der öffentlichen Meinung auch mit dazu gehört, um hier eine gedeihliche Veränderung zu bewirken. Bisher war er aus leicht begreiflichen Gründen noch nicht so stark, als er sein sollte. Es wäre uns die beste Belohnung unseres Strebens, wenn es uns gelänge, ihn zu verstärken und auf die rechte Stelle hinzulenken. Unsere Vorschläge unterscheiden sich darin von andern, mit denen sie sich in Inhalt und Form vielfach berühren, daß sie ebenso sehr die allgemeine Stellung des Faches zu der Schulbildung und damit zu dem nationalen Leben überhaupt im Auge haben, wie sie auf die thatsächlich herausgearbeiteten Schulzustände Rücksicht nehmen und diesen durch Eingehen in die concreten Verhältnisse die praktische Vermittelung jener allgemeinen Sätze ermöglichen sollen. Gewöhnlich wird nur das eine oder das andere Ziel verfolgt und daran mag zum guten Theil die Schuld liegen, daß so wenige von den

vielen wohlgemeinten Wünschen bis jetzt Erfolg gehabt haben. Sie sind entweder zu doctrinär-idealistisch, als daß die gegebenen Zustände nach ihnen gemodelt werden könnten, oder sie haften zu sehr am Einzelnen und sehen dann den Wald vor lauter Bäumen nicht. Wir glauben, ohne das Allgemeine, die Idee als den eigentlichen Lebenskeim, aufzuopfern, doch auch allem factisch Bestehenden in der Schule gerecht werden zu können und Reformen zu empfehlen, die wirklich Reformen und keine Revolutionen sind. Wir werden uns überall bemühen, nachzuweisen, wie Theorie und Praxis häufig wenigstens instinctiv schon das richtige Ziel erkannt haben und wie es nur darauf ankommt, dieß instinctive Moment in die Klarheit des Begriffs umzusetzen, wie man mit den vorhandenen Kräften und Mitteln, falls sie nur zweckmäßig verwandt werden, wirklich etwas ganz Anderes, nämlich das leisten könne, was uns als die Aufgabe des Faches vorschwebt.

Der bessern Uebersicht halber soll der Weg wieder beschritten werden, auf dem wir die factischen Zustände des deutschen Unterrichts auf den verschiedenen Stufen unserer Schulen gemustert haben. Wir beginnen also auch jetzt wieder mit der Volks- oder Elementarschule.

Wir sind mit dem nächsten praktischen Ziel, welches sich unser Fach hier steckt, völlig einverstanden. Die Kinder sollen einen möglichst correcten mündlichen und schriftlichen Ausdruck in ihrer Muttersprache erlernen und ihn als festen Erwerb aus der Schule mit ins Leben nehmen. Ob dazu aber der grammatikalische Cursus, wie er jetzt gewöhnlich noch betrieben wird, sehr behülflich ist? Wir glauben: nein. Sollen dem Kinde überhaupt die Elemente der sogenannten allgemeinen Grammatik beigebracht werden, so eignet sich freilich nur die Muttersprache zum stofflichen Mittel. Aber diese allgemeine Grammatik ist, zumal in ihrer völlig ungerechtfertigten und unwissenschaftlichen Uebertragung auf das Deutsche, kein so nothwendiges Bildemittel für den kindlichen Geist, als ihre Vertreter annehmen. Soll sie nur zu einer Art von allgemein logischer Propädeutik benutzt werden, so erfordert dieß von Seiten des Lehrers viel mehr Aufwand an geistiger Kraft, als wenn er einfache und der Fassungskraft der Schüler angepaßte Denkübungen anstellte, wie sie unter diesem Namen ja häufig schon vorkommen, gewöhnlich neben der Grammatik. Die auf diese ver-

wandte Zeit würde dann für andere Zwecke disponibel werden, und somit würde sich auch von der Seite her, von woher oft Einwände gegen eine weitere Ausdehnung des deutschen Unterrichts gemacht werden, eine große Schwierigkeit von selbst erledigen.

Desto mehr müßte die Lectüre in den Vordergrund gestellt werden. Sobald die technische Arbeit des Lesenlernens reinlich erledigt ist, jedenfalls nicht eher, kann sie mit ihren höhern Aufgaben eintreten. Die Lectüre hat einmal den Zweck, den Schüler mit dem correcten Sprachausdruck bekannt zu machen, dann ihn auf eine seiner Fassungskraft entsprechende Weise in das geweihte Gebiet der Nationalliteratur einzuführen. Beides kann auch auf der untersten Schulstufe ausreichend geschehen. Man werfe ein für allemal jene abgeschmackten Lesebücher bei Seite, die nur dazu dienen, den kindlichen Geist zu einem kindischen zu machen, also das Entgegengesetzte von dem hervorbringen, was das Ziel des gesammten Schulunterrichts sein soll. Freilich kann man weder Goethe noch Schiller von Anfang bis zu Ende in der Volksschule lesen, so wenig wie in irgend einer andern Schule, mag sie noch so vornehm benannt sein. Aber man kann dem Kinde eine Auswahl aus dem Besten, was unser Sprache geschaffen hat, bieten. Der Spruch „Das Beste ist gerade gut genug für unsere Kinder" gehört ja zu den gewöhnlichsten Gemeinplätzen dieses Tages: warum sündigt man hier in der Praxis so gröblich dagegen? Man antwortet vielleicht: es giebt keine solchen Bücher, wie sie hier vorausgesetzt werden. Wir wissen, daß es keine solchen giebt und ziehen daraus den Schluß, daß sie gemacht werden müssen. Unsere classische Literatur — um das immerhin bedenkliche Wort zu gebrauchen — enthält genug dem kindlichen Geiste homogenen Stoff, an dem derselbe sich emporranken und groß wachsen kann und wird, wenn ihm nur die Gelegenheit geboten ist. Schwerer wird es sein, die Ueberfülle zu beschränken, aber darin muß die pädagogische Routine selbstverständlich das richtige Maß finden; wozu wäre sie sonst Routine?

Die Lectüre darf aber freilich nicht ein bloßes mechanisches Lesen der Schüler, ebenso wenig ein bloßes Vorlesen des Lehrers sein. Wir können sie nur dann für fruchtbar halten, wenn sie zuerst für einen dem Inhalt entsprechenden richtigen und guten Vortrag sorgt, was durch fortwährendes Zusammenwirken der

Selbstthätigkeit des Schülers und der mustergebenden Nachhülfe des Lehrers zu erzielen ist. Daran schließt sich von selbst eine dem kindlichen Fassungsvermögen angepaßte erklärende Besprechung des Inhalts. Natürlich läßt sich für die Behandlung im Einzelnen hier keine Norm aufstellen, da sie sich so gänzlich der Individualität der Schule und der Schüler anzupassen hat und daneben so sehr von der Individualität des Lehrers abhängt. Nur das Eine möge noch hervorgehoben werden: es gilt dabei, die feinern Kräfte des kindlichen Geistes zu wecken und in Thätigkeit zu setzen. Es handelt sich nicht um positives Wissen, was so nebenbei in diesen Stunden mit erworben werden kann, auch nicht um die Bildung der Urtheilskraft oder des Verstandes, sondern um die Entfaltung des Schönheitssinns, um die Aufschließung der Seele für die tiefsten und wärmsten Eindrücke, deren sie überhaupt fähig ist. Daher wird hauptsächlich, aber natürlich nicht ausschließlich, Poesie zu bieten sein und aus ihr wieder die Lyrik unserm Zwecke am besten dienen, wie wir nicht weiter ausführen wollen, da wir glauben, daß jeder Sachverständige unsere Ansicht entweder theilt oder sich ihr zuwenden wird, wenn er sie durchdenkt.

Die Lectüre wahrhaft mustergültiger Beispiele kann nun weiter als das gesundeste Hülfsmittel für die schriftlichen Uebungen im Deutschen verwandt werden. Wir halten es nach unserer Erfahrung für viel gerathener, das Kind nur zum Nachschaffen eines in sich vollendeten Originals und nicht zu dem Scheine eines Selbstschaffens anzuleiten, wie es durch die gewöhnlichen Themata freier Ausarbeitungen geschieht, auch wenn sie noch so sehr der Bildungsstufe des Schülers entsprechend gewählt werden und sich der Lehrer noch so große Mühe giebt, sie dem kindlichen Verständniß und der kindlichen Kraft anzupassen. Was von dem Kinde als Lectüre aufgenommen und zu einem Bestandtheil seines Geisteslebens gemacht worden ist, das kann auch von ihm — versteht sich nicht bis auf jeden Buchstaben und jedes Komma — reproducirt werden. Am wenigsten würde sich ein solches steriles Reproduciren bei den poetischen Musterstücken eignen, denn um keinen Preis dürfte der Lehrer in dieser Schule etwa Anlaß zu Versdilettantereien geben. Dafür wird an ihnen eine treffliche Gelegenheit geboten, zu einer relativ freiern Bewegung im Ausdruck

fortzuschreiten, wenn ihr Inhalt in die Form der gewöhnlichen Darstellung, in Prosa umgesetzt wird.

Endlich, aber nicht zuletzt an Bedeutung, seien auch noch die Gedächtnißübungen erwähnt, die sich mit der Lectüre verbinden müssen. Sie werden im Allgemeinen von der pädagogischen Theorie und Praxis der Gegenwart durchaus nicht nach ihrem wahren Werthe geschätzt. Ohne Zweifel hat die Schule der ältern Zeit darin zu viel gethan, aber die Reaction dagegen geht jetzt viel weiter, als es sich mit dem Ziele einer harmonischen Ausbildung aller Geisteskräfte verträgt. Man vergißt, scheint es, daß das Gedächtniß auch eine Geisteskraft, und zwar nicht die niedrigste ist. Man fürchtet sich auf eine komische Weise vor Ueberladung des Gedächtnisses und schreibt ihr gefährliche Folgen für die Entfaltung der übrigen Geisteskräfte zu, die sie doch nur dann haben könnte, wenn sie wirklich stattfände. Aber was man darunter versteht, ist nichts weiter als eine gründliche und ernstliche Anstrengung einer Geisteskraft, durch welche naturnothwendig alle übrigen gefördert werden.

So möge denn schon der Schüler der Volksschule möglichst viel von dem Stoffe, den ihm die Lectüre giebt, geradezu auswendig lernen. Vorausgesetzt freilich, daß ihm der rechte Stoff geboten wird. Dann wird er es auch gern thun, wenn auch vielleicht der Anfang etwas schwer werden sollte, weil auch die Jugend der Gegenwart instinctiv von dem ihr sehr bequemen Vorurtheil gegen den „todten Gedächtnißkram“ besessen ist. Was gelernt wird, muß durch methodische Uebung so fest eingeprägt werden, daß es fürs ganze Leben bleibt. Da wir voraussetzen, daß nur solches gelernt wird, was in sich die Berechtigung dazu hat, so ist diese eigentlich selbstverständliche Forderung für alles Lernen entschieden festzuhalten. Sie trägt zugleich dazu bei, den Werthbegriff, den Schüler und Lehrer von dem deutschen Unterricht haben, so zu erhöhen, wie wir es nach seiner innern Bedeutung fordern.

Nimmt der Schüler auf diese Art einen Vorrath wahrhaft großer und schöner Eindrücke von der Schule mit in das Alltagsleben, in dessen niedrigstes Treiben er gewöhnlich unmittelbar übergeht, so entsteht dadurch für die innere Reform des ganzen Volksgeistes ein nicht hoch genug anzuschlagender Gewinn. Ver-

binden sich hiermit die Reminiscenzen der eigentlichen Lectüre aus der Schulzeit und der Erläuterungen und Andeutungen, die ein verständiger Lehrer dazu gegeben hat, so ist ein ideales Element in eine Volksschicht eingeführt, die mehr als jede andere eines solchen bedarf und sich gewöhnlich vergebens danach sehnt. Wir sehen nicht ein, warum nicht auch der niedrigste Mann aus dem Volke ein Lesebedürfniß haben soll — und er hat es thatsächlich, wie die Erfahrung zeigt — auch nicht, warum er nicht ein wahrhaft gutes Buch, oder sagen wir es geradezu, die Werke unserer Heroen des Geistes in die Hand nehmen und in seiner Art verstehen und genießen soll, wenn er schon auf der Schule an solche reine Speise gewöhnt und von ihrem Dasein unterrichtet worden ist, was ohne allen literargeschichtlichen Prunk als ungezwungene Begleitung und Erläuterung der Schullectüre geschehen kann und muß.

Für die nächst höhere Stufe der Schule, die wir als Bürgerschule bezeichnet haben, wüßten wir keine im Wesen verschiedene Methode und kein anderes Ziel des deutschen Unterrichts vorzuschlagen als die eben umrissenen. Die Gründe dafür sind schon oben entwickelt, wo wir die allgemeine Stellung dieser Schulen zu dem Volksleben betrachtet haben.

Auch hier mag der grammatikalische Unterricht, wo er schon besteht, wegfallen: eine Ausdehnung desselben würden wir in jedem Falle für schädlich halten. Weder Lehrer noch Schüler sind für einen wahrhaft erfolgreichen Betrieb desselben geeignet, und wenn vollends in den oberen Classen, wie häufig, noch die Erlernung einer fremden Sprache, sei sie eine alte oder moderne, daneben hergeht, so ist er doppelt überflüssig. Vielleicht kommt einst eine Zeit, wo die Früchte der echt wissenschaftlichen deutschen Grammatik auch dieser Schulstufe zu Gute kommen können. Aber bis dahin ist es noch weit, muß die Wissenschaft und die Schule noch manche Metamorphosen erleben, und unsere Vorschläge halten sich hier wie überall an die unmittelbare Wirklichkeit, um praktisch zu sein oder zu werden.

Dagegen kann keine der strengeren Forderungen an die Lectüre und die Gedächtnißübungen erlassen werden. Schon hier, wo sich der Lehrstoff vermehrt, liegt die Gefahr nahe, daß das Deutsche als Nebensache behandelt werde. Dem wird sehr einfach dadurch

abgeholfen, daß man den Schüler veranlaßt, seine Kraft dafür ebenso anzuspannen wie für die anderen Fächer. Auch hier wird man sich im Ganzen noch mit kürzeren Lesestücken begnügen müssen, wozu man auf Chrestomathien verwiesen ist, die freilich auch für diese Schulen, so gut wie für die Volksschule, noch zu schaffen sind. Auch hier wird die Poesie vorzugsweise berücksichtigt werden müssen, wie sich namentlich zum Auswendiglernen nach unserer Ueberzeugung überall nur poetische Stücke eignen. Besäßen wir so wohlfeile Ausgaben einzelner classischer Werke, wie sie die Schule braucht, so würde das Haupthinderniß, was hier der Lectüre größerer poetischer Schöpfungen entgegensteht, beseitigt sein. Unter der Leitung des Lehrers, den wir als den geeigneten Vertreter des Faches voraussetzen, steht Nichts im Wege, daß hier nicht schon „Hermann und Dorothea", „Nathan" und Anderes gelesen und verstanden werden sollte. Auch hier darf die Literargeschichte noch nicht selbständig auftreten, nur ihre wichtigsten Thatsachen sind als erläuterndes Material für die Lectüre heranzuziehen, zugleich als ein Fingerzeig für die selbständige Beschäftigung des Schülers, wenn er die Schule verlassen hat und durch die auf ihr erhaltenen Eindrücke für die Sache des Schönen und Guten gewonnen ist.

Der größte Theil der Zöglinge dieser Schulen geht von ihnen unmittelbar in das praktische Leben, nur der kleinere benutzt sie als Vorbereitungsanstalt für Gymnasium und Realschule. Jene Mehrzahl wendet sich Berufskreisen zu, die in ihrer jetzigen Gestaltung, wenn man es offen sagen will, keine reinere und bessere Atmosphäre haben als die unteren Stände des Volks. Es fehlt ihr ebenso sehr an allen idealen Bestandtheilen wie dieser, und was die Neuzeit mitunter dafür nimmt, z. B. eine gewisse Betheiligung an der Tagespolitik oder an allerlei Vereinsgeselligkeit, Turn- und Gesangsvereinen u. s. w., kann so, wie es jetzt noch gewöhnlich auftritt, nicht ohne Weiteres als ein solcher gelten. Nirgends ist die eigentlich nüchterne und grob materialistische Auffassung und Haltung des Familien- und Einzellebens in der Praxis bedenklicher vertreten als in diesen Schichten, die mit einer souveränen Verachtung auf den „Pöbel" herabsehen, eigentlich nur, weil sie besser essen und trinken, wohnen und schlafen und weniger hart arbeiten als er. Freilich soll es die „Bildung" machen, daß sie sich aus der Masse heraus heben, aber es ist besser, nicht ge-

nauer zu erforschen, wie es mit dieser Bildung beschaffen ist. Unter Tausenden solcher „Gebildeten“ hat bis jetzt kaum Einer sich mit den Schätzen unserer Nationalliteratur befreundet, viele wissen nicht einmal, daß sie existiren. Für diese grenzenlose Misère des Geistes soll die Schule in der rechten Pflege des deutschen Unterrichts Abhülfe schaffen; und sie kann es, wenn sie nur will. Unsere künftigen Bürger, Handwerker mit selbständigem Betrieb, kleinere Kaufleute und die tausend Branchen des niederen Geschäftsverkehrs, die sich mit seiner großartigen Erweiterung herausgebildet haben, sollen auf der Schule für ihr ganzes Leben lesen lernen und werden es auch, wenn sie sich dort gewöhnt haben, gründlich und mit geistiger Hingabe es zu thun. Ihnen stehen in ihrem späteren Leben ganz andere Hülfsmittel an Zeit und Geld zu Gebote als dem eigentlichen Arbeiter, daher denn auch die Forderung an sie, daß sie ihre begünstigtere Stellung durch eine energischere Theilnahme an dem Genuß der großen Geistesgüter der Nation documentiren und verdienen. Leihbibliotheken der schlechtesten Sorte und zweideutige Theaterstücke haben bisher in diesem Kreise ihre besten Kunden gehabt. Es ist Zeit, daß dieß gründlich anders werde, damit diese Stände wieder einen geistigen Fonds gewinnen, durch den sie sich allein im Genuß der socialen Vortheile halten können, die ihnen meist ohne ihr Verdienst zugefallen sind.

Wir stehen vor der höchsten Stufe unserer für die allgemeine Jugendbildung bestimmten Schulen, vor dem Gymnasium und der Realschule.

Die wissenschaftliche Basis, auf welcher hier das gesammte Unterrichtssystem ruht, fordern wir auch für unser Fach. Die Theorie und Praxis ist uns hier, wie schon ausgeführt wurde, theilweise weit genug entgegengekommen, theilweise sogar über das Ziel hinausgegangen, das wir für das allein gerechtfertigte halten. Jahr für Jahr macht der deutsche Unterricht äußerlich und innerlich erhebliche Fortschritte: äußerlich, indem er widerstrebende Anstalten und Persönlichkeiten zu Concessionen nöthigt, an die sie noch vor kurzer Frist nicht dachten, innerlich, indem sich seine Methode läutert und fruchtbar gestaltet. Trotzdem bleibt noch viel zu thun übrig, wenigstens was die innerliche Vervollkommnung des Faches betrifft, und die Fehler, die noch fortwährend begangen werden, sind so groß und doch wieder so leicht abzustellen, daß wir es

für unsere Pflicht halten, auch hier mit unseren positiven Verbesserungsvorschlägen hervorzutreten. Die allgemeine Einbürgerung des Faches auf allen hierher gehörigen Schulen können wir getrost der Zeit überlassen: sie wird dieses Werk bald genug vollbracht haben. Es liegt uns aber sehr viel daran, daß gerade in einem so kritischen Moment des Werdens und Wachsens, des Schwankens und Tastens die Begriffe möglichst geläutert und die Thatkraft möglichst gestählt werde.

So weit sonst die Aufgaben des Gymnasiums und der Realschule auseinander liegen, wenn wir die Vertheilung der Unterrichtsfächer und die relative Betonung der einzelnen hier oder dort berücksichtigen, für das Deutsche müssen an beide dieselben Anforderungen gestellt werden. Daß außerdem hier Naturwissenschaften und Mathematik sammt den neueren Sprachen, dort die classischen Sprachen eine bevorzugte Stellung einnehmen, kann für ein Fach, das weder zu der einen noch zu der anderen Gruppe in einer ausschließlichen Beziehung steht, nicht maßgebend sein. Der Voraussetzung nach soll der wissenschaftliche Geist, von welchem alle Unterrichtsfächer hier wie dort getragen werden, der nämliche sein. Unsere Realschule behauptet wenigstens mit vollem Rechte, daß sie in dieser Hinsicht nicht hinter dem Gymnasium zurückstehen dürfe.

Wir fordern nun als allgemeines Lebensprincip auch für den Betrieb unseres Faches hier wie dort denselben wissenschaftlichen Geist der Begründung und der Darstellung, dieselbe gewissenhafte Strenge und Genauigkeit des Lehrers gegen die Schüler, wie sie den übrigen Unterrichtsgegenständen zugewendet werden. Es soll und muß der Wahn, daß das Deutsche kein eigentliches Lernfach sei, gründlich ausgetilgt werden, weil er, wie schon gezeigt wurde, noch sehr allgemein verbreitet ist. Und zwar haben sich Gymnasium und Realschule darin nichts vorzuwerfen: er ist auf dieser wie auf jenem zu finden und seine traurigen Folgen sind überall die nämlichen. Da sich der Cursus unserer Realschulen bis zu der Altersstufe ausdehnt, auf welcher auch der Gymnasialcursus aufhört, da die Schüler von jener aus, falls sie ihre Studien weiter fortsetzen, auf Anstalten übergehen, die auf derselben Höhe der wissenschaftlichen Anforderungen stehen wie die Universität, auf welche das Gymnasium die Mehrzahl seiner Zöglinge überführt, so ist kein Grund vorhanden, weshalb der deutsche Unterricht auf den Real-

schulen nicht genau bis auf dieselbe Grenze geführt werden sollte, die dem Gymnasium hier gesteckt ist.

Daß sich die Aufgaben des Faches auf diese Schulstufe im Gegensatz zu der vorhergehenden nicht bloß innerlich vertiefen, sondern auch äußerlich vervielfältigen, bedarf keiner Bemerkung. Wir halten dafür, daß hier ein eigentlicher grammatischer Cursus neben einem literarhistorischen und neben der Lectüre sammt den praktischen Uebungen, die sich an sie schließen, geboten sei. Auch glauben wir, daß alle drei genannten Hauptzweige schon in den untersten Classen der Gymnasien und Realschulen zu beginnen haben, falls diese nicht, wie allerdings häufig, auch eigentliche Elementarschulen als vorbereitende Stufen in sich einschließen. Für sie gelten natürlich die Normen, die wir für die selbständigen derartigen Anstalten gefunden haben. Die drei Zweige müssen durch alle Classen bis zum Schlusse des ganzen Cursus gepflegt werden, allerdings nicht jeder überall gleichmäßig, sondern in einer gewissen organischen Reihenfolge der relativen Bevorzugung, wie sich sogleich ergeben wird.

Unter deutscher Grammatik verstehen wir hier nur das, was die Wissenschaft selbst darunter versteht. Durch die Vereinigung der rein historischen und der sprachvergleichenden Methode ist sie zu einer inneren Bedeutung empor gewachsen, die ihr den ersten Rang unter allen ihren Schwesterdisciplinen sichert. Wir verlangen nun nicht etwa, daß der Schüler mit der unendlichen Masse des hier aufgehäuften Stoffs überladen werde. Was wir verlangen, kann in allem Betracht geleistet werden und ist für unser Ziel genügend. Es sollen weder Kenntnisse vorausgesetzt werden, die die Schüler nicht haben können, noch solche im flüchtigen Vorüberhuschen von ihnen aufgerafft werden, um einen Tag damit zu prunken und sie dann für immer zu vergessen. Man gehe von den grammatikalischen Erscheinungen des gegenwärtigen deutschen Sprachstandes aus und begründe diese, also den eigentlich lebenden und lebenschaffenden Organismus unserer Sprache, durch die Hülfsmittel, welche die Geschichte der Sprache an die Hand giebt. Zur Verdeutlichung bieten sich dann noch weiter die Analogien aus den classischen Sprachen für den Gymnasialunterricht, aus den übrigen lebenden Sprachen für den Realunterricht. Die Principien der wissenschaftlichen Sprachvergleichung müssen einem solchen Ver-

fahren die Grundlage geben, aber der Lehrer darf sie nur in ihrer praktischen Anwendung, nicht in ihrer eigentlich gelehrten Methodik dem Schüler nahe bringen. Wir verwerfen demnach auch alles weitere Eingehen in das grammatikalische Material unserer ältern Sprachperioden, mögen sie gotisch oder althochdeutsch oder wie sonst heißen. Nur soweit die Vergangenheit die lebendige Erklärung der Gegenwart ist, darf sie hier berücksichtigt, so weit muß sie aber auch erschöpfend und deutlich herangezogen werden.

Diese so betriebene deutsche Grammatik würden wir vorzugsweise den oberen Classen zuweisen, aber doch schon in der untersten mit ihr beginnen. Die Vertheilung des Stoffs können wir hier im Einzelnen nicht vornehmen, wie ja überhaupt hier nur die leitenden Gesichtspunkte und nicht das Detail festgestellt werden soll. Sind jene aber erkannt und aufgenommen, so wird sich dieses nach unberechenbaren Ansprüchen individueller Schulzustände überall anders gestalten können, ohne daß die Sache selbst darunter leidet.

Die Literargeschichte nimmt jetzt einen unverhältnißmäßig großen Raum auf vielen höheren Schulen ein, während sie auf anderen gar nicht vertreten ist. Sie hat das Recht, überall eingebürgert zu werden, aber sie muß ihre übertriebenen Prätensionen aufgeben. Wir können sie auch hier nur als ergänzendes Mittelglied zwischen dem grammatikalischen Unterricht und der eigentlichen Lectüre anerkennen. Danach richtet sich ihr Betrieb, wie wir ihn uns als allein zweckmäßig denken. Sie soll die geschichtliche Begründung der Gegenwart sein, der unmittelbar lebendigen Bestandtheile der Literatur, zugleich auch die Ergänzung der Theile, die dem Schüler nicht unmittelbar vor Augen treten. Demgemäß muß sie sich nicht kritisch-reflectirend über den Stoff stellen, denn sie soll ihn erst überliefern, aber auch nicht ein bloßes statistisches Conglomerat von Notizen sein. Sie soll deutliche und lebenskräftige Bilder zeichnen, die sich nicht dem Gedächtniß, sondern der Phantasie und dem Gefühle einprägen und die gesammte geistige Thätigkeit des Schülers anregen und beschäftigen. Eine relative Ungleichförmigkeit in der Vertheilung des Stoffs wird eher ein Vorzug als ein Mangel sein, wenn sie nicht durch Liebhabereien des Lehrers, sondern durch die klar erkannten Bedürfnisse des Schülers veranlaßt ist. Sie beschränke sich, wie jeder geschichtliche Unterricht, in ihren Anforderungen an das Gedächtniß auf das

geringste Maß, aber dieß muß auch unnachsichtlich erfüllt werden. Auch hier muß für das ganze Leben gelernt werden; bei gewöhnlichen geschichtlichen Jahreszahlen und Namen wird das als selbstverständlich angesehen, nur die Daten der deutschen Literargeschichte gelten als eine leichtere Waare, die von dem Gedächtniß rasch wieder über Bord geworfen zu werden pflegt. Diese Grundverkehrtheit, an der fast überall der Unterricht in diesem Fache krankt, darf nach unserer Auffassung nicht eine Stunde länger geduldet werden.

Wir halten die mittleren und oberen Classen für die rechte Heimat des rechten literargeschichtlichen Unterrichts, wie wir ihn uns denken, ohne die unteren Classen ganz davon ausschließen zu wollen. Auf derselben Stufe glauben wir auch der Grammatik ihre eigentliche Pflegestätte anweisen zu müssen, und diese soll, insofern sie wesentlich sprachgeschichtlich betrieben wird, der Literargeschichte überall ergänzend zu Hülfe kommen, wie umgekehrt wieder jene an diese ihre Beispiele und Erläuterungen anknüpfen kann.

Für die Lectüre sind unsere Forderungen nicht so einfacher Art. Zunächst versteht es sich von selbst, daß wir hier kein Stückwerk mehr dulden können, wie wir es auf den niederen Schulen noch erträglich, wenn auch nur theilweise gerechtfertigt fanden. Es soll nicht aus der oder jener Tragödie von Schiller gelesen werden, sondern diese selbst. Der Begriff eines großen fertigen Kunstwerks, der höchste, zu welchem sich die receptive Seite des menschlichen Geistes erheben kann, muß hier in aller seiner Fülle geboten werden. Um so mehr, da die jetzige Art des Unterrichts in den übrigen Sprachen, seien sie die classischen des Gymnasiums oder die modernen der Realschule, es mit sich zu bringen pflegt, daß die Lectüre sich immer nur von einem Fragment des Homer zu einem des Plato u. s. w. bewegt und nirgends etwas Ganzes und Abgeschlossenes vorgeführt wird. Mit dem bloßen Lesen ist es natürlich nicht gethan: wir rechnen auf eine Interpretation, wie sie jedem Autor einer anderen Literatur, die die Schule pflegt, zu Theil wird. Sie muß formell und materiell erschöpfend sein für das Fassungsvermögen und den ganzen geistigen Standpunkt des Schülers. Sie braucht deshalb weder minutiös noch langweilig zu sein, wie es die Erklärungen fremder Literaturwerke häufig sind. Da der sprachliche Stoff hier an sich keine materiellen

Schwierigkeiten bietet, die dort immer vorhanden sind oder hineingezogen werden, so ist die Aufgabe des Lehrers insofern eine leichtere. Freilich aber auch eine schwerere, wenn die rechte Weihe und Vertiefung des Geistes, die die Würde des Gegenstandes fordert, nicht bloß in ihm selbst leben, sondern auch von ihm aus in den Schülern erzeugt werden soll. Doch fehlt es im Bereiche unserer Erfahrung nicht an Beispielen, daß diese Schwierigkeiten überwunden werden und daß sich ein dauernder Gewinn aus solchem Thun ergiebt, das von so vielen echt zünftigen Geistern noch gründlich verachtet wird.

Auch hier wird die Detailbehandlung dem einzelnen Fall überlassen bleiben müssen und wir hüten uns, hierfür gute Lehren geben zu wollen. Nur so viel sei gesagt: ein thätiges Zusammenwirken des Lehrers und der Schüler scheint uns auch hier der nützlichste Weg zum Ziele. Der Lehrer soll nicht bloß schön vorlesen — etwa gar sich darauf etwas zu Gute thun — und an das Vorgelesene seine geistreichen oder nicht geistreichen Einfälle knüpfen. Der Schüler möge sich selbst zu einem würdigen Vortrage des Kunstwerks emporarbeiten, das er genießen und verstehen lernen soll. Bequemer für ihn und für den Lehrer ist jener erste Weg, aber er ist es, auf dem die Schule sehr leicht zu einem behaglichen Halbschlummer gelangt und diesen als den natürlichen Geisteszustand in dem deutschen Unterricht anzusehen sich gewöhnt.

Wenn wir außerdem auch hier die Forderung erheben, daß möglichst viel und möglichst fest auswendig gelernt werde, so wissen wir, daß wir hier noch mehr als auf einer niederen Schulstufe eine weit verbreitete Abneigung bei Lehrern und Schülern gegen uns haben. Wir weisen sie einfach zurück, wie wir sie bereits zurückgewiesen haben, als ein Resultat von Gedankenlosigkeit und Trägheit im sauberen Bunde miteinander. Unsere Jugend der Gymnasien und Realschulen kann nicht zu viel von dem besten Besitze ihres Volks im Gedächtniß mit in das Leben hinübernehmen. Sie hat außerdem allerlei zu lernen, das wissen wir. Wir wissen aber auch, daß ein jugendliches Gedächtniß, wenn es richtig behandelt wird, eine sehr große Receptivität besitzt. Nur wenn es confus gemacht oder verzärtelt wird, leistet es Nichts, wovon die jetzige Jugend im Durchschnitt ein so trauriges Zeugniß ablegt. Oder sollte unsere deutsche Jugend von Natur nicht das

zu leisten vermögen, was die französische ohne besondere Anstrengung leistet? Letztere nimmt aus der Schule in das Leben als einen dauernden Schatz eine reiche Auswahl der besten Stellen ihrer Classiker mit — nicht im Bücherschrank, sondern im Kopfe. Oder verdienten es etwa unsere Classiker weniger als die französischen?

Wir begnügen uns nicht mit der classischen Literatur der Neuzeit, wir fordern auch innerhalb bestimmter Grenzen eine Wiedererweckung älterer Haupt- und Kernwerke. Auch hierin hat die Wirklichkeit schon begonnen, dasselbe Ziel zu erstreben, nur geschieht es noch zu sporadisch und ohne klare Abwägung des Zwecks und der Mittel, daher meist mit einem dilettantischen Anstrich, der weder diesem einen Gegenstand, noch der Geistesentwickelung der Jugend überhaupt förderlich ist. Die Literaturerzeugnisse, die wir im Auge haben, gehören einer Periode der Sprache an, auf welche die Grammatik, wenn sie in unserm Sinne betrieben wird, nothwendig so weit eingehen muß, daß dem Schüler von dieser Seite her keine Hindernisse des Verständnisses im Wege liegen.

Die Sprache der Glanzperiode des eigentlichen Mittelalters, das gebildete Mittelhochdeutsch, ist das Idiom der Nibelungen, Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide. Diese drei dürfen keinem Deutschen, der sich einer wissenschaftlichen Bildung rühmt, unbekannt bleiben. Er soll aber nicht bloß in sie hineingesehen, sondern sie wirklich gelesen haben, wie er Virgil, Horaz, Homer liest. Wenn schon in den mittleren Classen begonnen wird, auch nur wöchentlich eine Stunde auf eine solche interpretirende Lectüre zu verwenden, so kann bis zu dem Schlusse des Schulcursus das uns vorgesteckte Ziel recht wohl erreicht sein. Auch hier wollen wir keine Fragmente, sondern etwas Ganzes, wobei z. B. freilich nicht ausgeschlossen ist, daß der Lehrer eine verständige Auswahl unter dem reichen Liederschatz eines Walther trifft oder in der Lectüre der Nibelungen sich nur an die Theile hält, welche die Kritik Lachmanns als echt bezeichnet hat. Gleichviel ob er selbst von der Unumstößlichkeit ihrer Resultate überzeugt ist oder nicht, kann er dem Schüler doch auf diese Weise mit bedeutender Zeitersparniß ein organisches Ganze vorführen, das größere Wirkung thut als die breite Verschwommenheit des gewöhnlichen Textes.

Wir verhehlen uns nicht, daß man von allen Seiten Einwendungen vorbringen wird gegen alle unsere Reformvorschläge, nicht

bloß etwa gegen diese oder jene Einzelheit, wie die zuletzt geforderte Heranziehung der Literatur des Mittelalters. Wir können im Voraus nicht darauf eingehen, obwohl wir voraussehen, daß man sie benutzen wird, um eine an sich schon lange als nothwendig erkannte Verbesserung noch länger zu vertagen. Nur einen einzigen davon wollen wir noch berücksichtigen, weil er, wenn er wirklich gegründet wäre, allerdings unsere ganze Bemühung illusorisch machen würde. Es wird heißen: „Woher soll die Zeit dazu kommen? Unser Schulplan ist schon gemacht, jedes Fach hat seine zugemessene Zeit, und zwar die möglichst geringe, weil wir anders dem Andrange des immer wachsenden Lehrstoffs nicht gewachsen wären.“

Gewiß erfordert der deutsche Unterricht so, wie wir ihn organisirt wollen, mehr Zeit, als ihm bisher zugewandt wurde, doch auch nicht so viel mehr, als daß sie nicht geschafft werden könnte. Wir bemerken dazu auch noch, daß wir nur von den Gymnasien und den Realschulen sprechen; für die Volks- und Bürgerschule reicht die bisher verwandte Zeit aus, sie muß nur anders als bisher benutzt werden. Für die höhern Schulen formuliren wir hiermit sogleich unsere Forderung: fünf bis sechs Stunden wöchentlich. Soviel wir sehen, werden im Durchschnitt bis jetzt drei bis vier darauf verwandt. Zwei bis drei Stunden mehr lassen sich aber, wenn man nur will, recht wohl hier und dort gewinnen, ohne die Stundenzahl im Ganzen zu vermehren, was wir durchaus nicht für gerathen halten. Ist erst das rechte Bewußtsein von der Würde des Gegenstandes in allen Schulen und in allen einzelnen Gliedern des Lehrstandes so lebendig geworden, wie es die Ehre der Schule und der Nation erfordert, so wird man bald wissen, wo man sparen kann, um es hier zuzulegen, ohne der Leistungsfähigkeit der Schule im Uebrigen Eintrag zu thun.

Wir können unsern Gegenstand nicht verlassen, ohne noch ein Bedenken erwogen zu haben, das uns weniger von Andern entgegengehalten werden wird, als daß wir es selbst erhöben. Wir haben bei der Formulirung unserer Ansprüche an den deutschen Unterricht immer vorausgesetzt, daß er sich in den Händen von Lehrern befinde, die dazu qualificirt sind. Giebt es solche Lehrer? oder vielmehr, ist die Durchschnittsbildung derselben, die allein berücksichtigt werden darf, so beschaffen, daß sie unsern Ansprüchen

genügt? Die Antwort darauf wollen wir nicht schuldig bleiben, selbst auf die Gefahr, daß ihre Offenheit Manchen verletzt.

Wir unterscheiden die beiden großen Gruppen der Elementarlehrer und der für die eigentlich gelehrten Anstalten gebildeten.

Unsere Elementarlehrer bringen, wie wir noch einmal ausdrücklich anerkennen, dem deutschen Fache meistens eine wirkliche und herzliche Neigung zu. Sie wünschen, auch in ihrem Felde zu zeigen, daß sie sich als lebendige Glieder im Organismus der nationalen Bildung fühlen gelernt haben und daß sie der höhern Ansprüche auf allseitige Beachtung ihrer Leistungen, die sie an die Nation mit so großem Rechte und nach so langer schmählicher Vernachlässigung erheben, auch dadurch sich würdig machen müssen, daß sie die höchsten nationalen Geistesgüter der heranwachsenden Generation möglichst rein und eindringlich überliefern. Aber ihre Vorbereitung zu einer solchen schönen Aufgabe ist denn doch gewöhnlich eine sehr ungenügende. Sie haben sie auf den Lehrerseminarien erworben, die in ganz Deutschland in allen wesentlichen Dingen so ziemlich nach demselben Typus gemodelt sind. Es ist nicht unseres Amtes und am wenigsten hier, eine Kritik davon zu liefern.

Wir halten unser Ziel im Auge und sagen demgemäß nur, daß auf den Seminarien die Ausbildung der künftigen Lehrer zum Unterricht im Deutschen gewöhnlich auf die verkehrteste Art betrieben wird. Man überschüttet die Zöglinge mit Grammatik, und mit welcher Grammatik! Eben mit der, welche dieselben später als Lehrer wieder der armen Jugend beizubringen beflissen sind. Von dem gegenwärtigen Stande des wissenschaftlichen Betriebs der deutschen Grammatik oder der Grammatik überhaupt ist nach unserer Erfahrung hier noch Nichts vernommen worden. Wenigstens läßt sich an der Methode, in der das Fach betrieben wird, an den Lehrbüchern, die gebraucht werden, an den formulirten Forderungen an das Wissen der zu entlassenden Zöglinge Nichts davon nachweisen. Nun fehlt es allerdings nicht an einer eigenthümlichen halb populären, halb gelehrten Literatur, in der die Resultate der Wissenschaft weitern Kreisen vermittelt werden. Der Seminarist hätte durchschnittlich Vorbildung genug, um sich darin selbst zu unterrichten, wenn er das Bedürfniß danach empfindet. Es ist aber schwer einzusehen, woher er zu dieser Einsicht gelangen soll. Vorausgesetzt aber, daß Etwas geschähe, so

stehen doch auf dem Seminar selbst der Mangel an Zeit, die für eine wahre Ueberfülle von Lernstoff schon so nicht ausreichen will, und noch manche andere Hindernisse im Wege. Ist er in die praktische Laufbahn getreten, so hält es aus denselben Gründen noch schwerer, sich in einen ganz neuen Wissenskreis einzuarbeiten. Das Umlernen ist immer viel mühseliger als das einfache Lernen selbst. Wo es doch geschieht, und es geschieht nicht selten, ist das Verdienst um so größer, je mehr es sich gewöhnlich in bescheidener Zurückhaltung darauf beschränken muß, das Richtige zu wollen und zu wissen — und es doch nicht praktisch machen zu dürfen, um nicht die bedenklichsten Collisionen mit dem einmal Hergebrachten zu veranlassen.

Neben der Grammatik wird auch der Literargeschichte gewöhnlich, aber nicht immer, eine Stelle in dem Seminarunterricht gegeben. Sie leidet dann an denselben Gebrechen, die wir schon oben getreu nach der Natur gezeichnet haben, weil es ihr an den beiden nothwendigen Vorbedingungen, Verständniß der Sprachgeschichte und eigener Kenntniß der Literatur selbst, fehlt. Der absolvirte Seminarist bringt häufig einen gewissen Vorrath positiven Wissens mit in die Schule, den er gar nicht oder auf die unpassendste Art verwerthen kann. Wäre ihm auf dem Seminar der Sinn für den Kern des Gegenstandes erschlossen worden, von dem er bloß die Schale kennt, so würde er auch als Lehrer sich gerade hierin am leichtesten selbst weiter bilden können. Aber das, was ihm als Literargeschichte geboten wird, ist nicht dazu geeignet, ihm als Führer in den unermeßlichen Hochwald und in das verwirrende Dickicht der deutschen Nationalliteratur zu dienen. Auch hier mag der natürliche gesunde Sinn und die freie Thätigkeit des Einzelnen die Lücke, die das Seminar gelassen, ausfüllen; es geschieht, wie wir zugeben, von Jahr zu Jahr häufiger und oft mit einem wahrhaft rührenden Eifer und einer reinen Begeisterung, die des Gegenstandes werth ist. Aber es bleiben immer nur Einzelne, und die Gesammtheit ist so groß und die Schwerkraft des einmal hergebrachten Schlendrians so mächtig!

Es wäre also zu wünschen, daß dem instinctiven Drange, der sich in den bessern Naturen von selbst regt und bereits so erfreuliche Kundgebungen hervorgebracht hat, in einer gründlichen Reform des deutschen Unterrichts auf den Seminarien der rechte

Weg gezeigt würde. Auch die mittelmäßigern Kräfte, also die unendliche Mehrzahl, würden dann an dem Gewinne relativ leicht Theil nehmen, der jetzt nur den Besten als Frucht schwerer Mühen sich zu erschließen pflegt. Wäre diese Reform erst vollzogen, als deren Ziel sich im Allgemeinen das bezeichnen läßt, was wir als die Aufgabe des deutschen Elementarunterrichts bereits ermittelt haben, so würde auch der Betrieb des Faches auf den Elementarschulen gründlich reformirt werden können. Bis dahin aber, und wir fürchten, daß unsere Seminarien gegen diese Reformforderungen mehr Hartnäckigkeit entwickeln werden als gegen viele andere von zweifelhaftem Werthe, sind wir nur auf die einzelnen Lehrer angewiesen, die je nach den gegebenen Verhältnissen ihrer Schule allerdings Vieles von dem durchsetzen können, was wir oben formulirt haben, aber lange nicht Alles.

Sollten wir unsere praktischen Vorschläge für die Umgestaltung des deutschen Unterrichts auf den Seminarien noch mit einem Worte näher bestimmen, obgleich wir, wie gesagt, zunächst wenig Hoffnung haben, daß sie durchdringen werden, so würden sie sich am kürzesten dahin zusammenfassen, daß Inhalt, Umfang und Methode dieses Unterrichts dieselben werden sollen, wie sie auf dem Gymnasium und der Realschule nach unserer Auffassung statthaben müssen. Der Bildungsstand der Seminaristen ist zwar nicht derselbe, aber doch ein ähnlicher. Für ihren spätern praktischen Beruf genügt es, wenn sie so viel mitbringen, als ein Schüler jener Anstalten nach unserer Forderung aus den deutschen Stunden mit fortbringen soll. Eine streng fachmäßig gelehrte Bildung hierin von ihnen zu verlangen, wäre ebenso unpassend wie in der Mathematik, Geschichte u. s. w.

Ganz anders verhält es sich mit der andern Hauptmasse der Lehrerschaft, die eine eigentlich gelehrte Bildung auf den Universitäten genossen hat und die gewöhnlich nur an den höhern Schulanstalten verwandt wird. An sie muß natürlich die Forderung gestellt werden, daß sie sich aller Hülfsmittel zu einer wissenschaftlichen Durchdringung des Faches bedient habe, welche zu erreichen möglich sind. Auf den Universitäten, auf denen diese Classe künftiger Lehrer ihre Specialausbildung erhält, fehlt es jetzt nicht mehr an der Gelegenheit, germanistische Studien zu treiben. Während der letzten zwanzig bis dreißig Jahre ist dieß Fach überall ein=

gebürgert worden; es giebt überall akademische Lehrer desselben, so gut wie des Griechischen und Lateinischen, wogegen es vor der angegebenen Zeit nur an einigen wenigen Orten vertreten war.

Wenn die gebotenen Hülfsmittel nicht so benutzt werden, wie sie sollten, und wenn eine Menge Candidaten des höhern Lehrfachs den deutschen Unterricht übernimmt, ohne sich um jene Studien irgend bekümmert zu haben, so trifft nur sie allein die Verantwortung. Zu einiger Erklärung dieser noch immer so häufigen Thatsache läßt sich nur sagen, daß zu den Beweisen, die über die genügende Vorbildung für den Lehrberuf beim Abgang von der Universität verlangt werden, eine Bekundung der Thätigkeit in den germanistischen Studien auch dann nicht zu zählen pflegt, wenn man den Candidaten ausdrücklich, oder wenn er sich ausdrücklich zur Uebernahme des deutschen Unterrichts für qualificirt hält. Was bei den Prüfungen dieser Art Candidaten für das deutsche Specialfach gefordert zu werden pflegt, ist wissenschaftlich so gut wie Nichts.

Vielleicht könnte eine Reform hierin, welche die gesunde Vernunft fordert, auch eine Reform in dem Verhalten dieser künftigen Lehrer anbahnen. Jedenfalls ist so, wie jetzt die Verhältnisse liegen, eine genügende wissenschaftliche Universitätsvorbildung in diesem Fache ein freies Werk des Einzelnen und um so anerkennenswerther, weil es so ganz ohne alle Nebenrücksichten geleistet wird. Dieses Geschlecht von wahrhaft berufenen Lehrern, dem wir ein möglichst rasches Wachsen an Zahl und Einfluß wünschen, ist es, an welches sich unsere Vorschläge wenden, weil es das ist, von dem sie verstanden und in die Wirklichkeit eingeführt werden können.



Zur Verständigung über „Der Alte und der Neue Glaube" von D. Fr. Strauß.

[Schlesische Zeitung, Jahrg. 1873. Nr. 105, 107, 109, 111, 163, 171, 177, 195, 205, 207, 211, 215.]

I.

Freunde und Feinde des famosen Buches werden darin mit einander übereinstimmen, daß die sichere und klare Plastik seiner Darstellung alle seine Leser zwingt, seinen Inhalt nicht, wie es das Schicksal der gewöhnlichen Lectüre ist, als eine Art von unterhaltendem Nebelbild an der Seele vorüberziehen zu lassen, sondern ihn fest und scharf, so fest und scharf wie der Verfasser denkt, im Geiste aufzunehmen und zu behalten.

Trotzdem ist es vielleicht nicht überflüssig, die allgemeine Gliederung seines Inhaltes diesem oder jenem Leser wieder ins Gedächtniß zu rufen, oder auch sie denjenigen vorzulegen, die das Buch nicht selbst gelesen haben.

Es lassen sich darin zwei Hauptbestandtheile unterscheiden, einer, der seinem Wesen nach kritisch ist und daher zu negativen Ergebnissen führt, ein anderer, der auf dem dadurch für den Geist frei gewordenen Boden etwas Positives, ein neues Gebäude der Weltauffassung errichtet.

Der erste hat den Beweis zu liefern, daß die moderne Bildung, so wie sie sich in dem Bereiche der theoretischen Thätigkeit, der Wissenschaft und Kunst, und in dem der praktischen Lebensgestaltungen, Staat, Gesellschaft, Einzelleben von heute offenbart, unverträglich ist mit dem, was hier unter „altem Glauben" verstanden wird. Dieser alte Glaube ist, was wir als bekannt voraussetzen dürfen, identisch mit dem Christenthum, sowohl als Inbegriff gewisser Dogmen, wie als Grundlage einer concreten socialen Gemeinschaft, der christlichen Kirche, die, sowie sie bisher existirt hat, ohne die Voraussetzung jener Dogmen nicht denkbar ist.

Dem gegenüber wird gezeigt und das ist die positive Aufgabe, daß der „neue Glaube" oder die Weltanschauung der modernen Bildung in sich alle die Momente enthalte, die erforderlich

sind, um die Bedürfnisse des Verstandes und Herzens zu befriedigen, um die menschenwürdigen Ziele zu erreichen, welche, wie man früher durchgängig und jetzt noch im Kreise der Anhänger des alten Glaubens voraussetzt, nur durch diesen, durch die Hingabe an die Vorstellungen der christlichen oder kirchlichen Auffassung der Weltordnung erreicht werden zu können schienen.

Um die thatsächliche Probe für diese Deductionen zu machen, zeichnet das Buch den Standpunkt eines Anhängers des neuen Glaubens zu den verschiedenen großen Gestaltungen des menschlichen Daseins, Staat, Recht, Gesellschaft, führt aus, daß nicht bloß die äußeren Stützen der bestehenden bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung in der modernen Culturwelt von dem neuen Glauben nicht erschüttert werden, sondern daß dieser aus seinen eigenen Mitteln und Voraussetzungen sie wo möglich noch verstärken müsse, daß mit dem Falle des alten Glaubens keineswegs der Idealismus, das Streben nach rein geistigen Gütern und Genüssen gefallen, sondern daß der menschliche Geist auf einer neuen Grundlage und von einem neuen Ausgangspunkte das alte ewig berechtigte Ziel recht wohl zu erreichen im Stande sei, kurz, daß die sogenannte mechanische Welt- oder Naturauffassung und Erklärung, wozu der neue Glaube seine Anhänger verpflichtet, keineswegs dasselbe sei mit dem Materialismus, der bloßen Befriedigung in den sinnlichen Grenzen der Natur und des menschlichen Daseins.

Ein Buch, das als Manifest eines gleichsam erst zum Selbstbewußtsein herausgearbeiteten neuen Standpunktes der Weltanschauung gelten soll, kann natürlich nicht die gediegene Ausführlichkeit oder Schwerfälligkeit einer wissenschaftlichen Deduction brauchen, die von Satz zu Satz in sorgfältiger Heranziehung und Durcharbeitung aller Pro und Contras vorschreitet. Es ist zur Wirkung auf Viele oder auf Alle geschrieben, so weit sie von den Schwingungen der großen Ideen und Probleme berührt sind, welche von der Wissenschaft in unendlich detaillirter Arbeit erzeugt sind und entwickelt werden. Es kann nur in großen, möglichst plastischen Zügen die allgemeinen Umrisse davon geben, und seine Beweisführung beschränkt sich auf die wirksame Verbindung der Hauptsätze, in welche sich der einstweilen greifbare Gewinn dieser Arbeit zusammenfassen läßt. Wenn man uns nicht mißverstehen will, würden wir deshalb das Werk von Strauß kein „Buch", son-

dern ein „Pamphlet“ heißen. Die philiströsen Bedenklichkeiten, welche sich einer solchen Bezeichnung in unseren angewöhnten Vorstellungen entgegensetzen, bewegen uns allein den Namen „Buch“ dafür zu gebrauchen. Denn der äußere Umfang, Seitenzahl und Format sollte doch eigentlich nicht darüber entscheiden: danach freilich würde uns der Name „Buch“ gerechtfertigt sein.

Bedenklich ist es nun sofort, daß sehr viele Leser eben doch keineswegs im Stande sind, sich die hier vorausgesetzten, aber nicht ausgeführten Mittelglieder der wissenschaftlichen Beweisführung selbst zu ergänzen. Eigentlich wären nur wirkliche Kenner die rechten Leser des Buches, die überall aus ihrer eigenen gründlichen Einsicht in den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung sich das Fehlende zu ergänzen vermögen. Die Anderen, und es wird die Mehrzahl sein, könnten durch die energische Sicherheit des Vortrags, durch die glänzende Formgebung der Composition und des Stils leicht dazu verleitet werden, einem neuen Dogmatismus sich zu unterwerfen. Es ist nichts dagegen zu sagen, insofern sie selbst gesonnen sind, sich um jeden Preis der alten, der christlichen Weltanschauung und ihrer sie da und dort noch belästigenden Reminiscenzen zu entledigen und, weil denn doch die Seelen der meisten Menschen unter der Herrschaft des aus der Causalität der materiellen Welt verwiesenen Gesetzes des ‘horror vacui’ stehen, sich mit einem neuen Inhalte von Bildern und Vorstellungen — sie selbst werden es vielleicht Gedanken nennen — zu erfüllen, der ihren Neigungen besser entspricht. Nur die falsche Vorstellung möge fallen, daß auf diese Art der „Glaube“, d. h. die nicht durch eigene, selbstbewußte geistige Arbeit, sondern bloß nach den Bedürfnissen der Individualität formirte Haltung des Empfindungs- und Vorstellungslebens, überhaupt aus den Geistern derer eliminirt sei, welche die von Strauß vorgetragenen Ansichten als die ihrigen anerkennen. Zu den Bedürfnissen der Individualität gehört aber ebenso sehr das, was die Gewohnheit, die geschichtliche Macht, sei es die aus der Vergangenheit in die Gegenwart fortgeschleppte Tradition, seien es die immer wiederholten Eindrücke des eigenen Lebens, zu einem schwer zu entbehrenden Bestandtheil des inneren Daseins gemacht hat, wie dasjenige, was die spontanen Regungen des einzelnen Triebes, die eigenthümlichen Ziele und Ideale der einzelnen Persönlichkeit dieser begehrenswerth erscheinen

lassen, ohne daß sie dazu einer weiteren Vermittelung durch einen umständlichen reflectirten Denkproceß bedürfe oder sich je auf einen solchen einließe.

Jene zufällige Beschränkung, worin die Ausdrucksweise des täglichen Lebens das Wort „Glaube" bloß für die Summe der religiösen Vorstellungen gebraucht, die einem Individuum oder einer Anzahl von Individuen angehören, hat selbstverständlich keine Berechtigung, wenn es sich um die Feststellung des eigentlichen Begriffes handelt. Wer jener besonderen Art von Glauben, des christlichen, entweder mit oder ohne Beihülfe des Buches von Strauß sich entledigt hat, ist noch keineswegs von dem Glauben überhaupt emancipirt. Der neue Inhalt, welchen dieser gewonnen hat, wirkt doch genau unter denselben psychologischen Vorbedingungen und nach denselben Gesetzen, wie jener. Und daß es zu den Schlagwörtern der Gebildeten gehört, auf den Glauben überhaupt mit einer gewissen Geringschätzung herabzublicken, beweist auch da, wo darunter nicht bloß der Glaube im vulgären Sinne verstanden wird, nichts weiter, als daß die betreffenden Individuen ahnen, daß es auch noch eine andere Art der Vermittelung des geistigen Lebens giebt, nämlich durch das systematische Erforschen und das geistige Nachconstruiren der durch eigene Beobachtung gefundenen Gesetze des Mikro- und Makrokosmos, der großen Welt draußen und der kleinen, aber doch eigentlich wichtigsten, drinnen im Menschen selbst. Daß man auch wirklich dazu gerüstet sei, diese Aufgabe nicht bloß als die höhere, oder als die höchste des menschlichen Geistes anzuerkennen, sondern auch zu lösen, dafür dürfen alle die, welche selbst sich nicht mit dem Glauben begnügen, sondern auf dem Wissen bestehen, noch andere Beweisstücke, als die Worte der Anderen verlangen.

II.

Die wissenschaftliche Bibelforschung und der neue Glaube.

Der Verfasser des „Alten und des Neuen Glaubens" würde auf diese Art in die Gefahr kommen, im Namen der Wissenschaft und der Vernunft eine andere Gattung von Dogmatismus an der Stelle

des von ihm zerstörten aufzuziehen und damit den Titel seines Buches anders, als er es wohl beabsichtigt, in die Praxis umzusetzen. Denn nach seiner wissenschaftlichen Individualität kann ihm wenig daran gelegen sein, eine Schar von Gläubigen hinter oder unter sich zu sehen. Was ihm selbst als das Höchste gilt, die Freiheit und Selbständigkeit des Denkens, das soll auch sein neues Buch, wie so viele andere glänzende Erzeugnisse derselben Feder in möglichst weiten Kreisen der Gebildeten unserer Nation befördern. Was er selbst durch die angestrengteste Thätigkeit systematischer Forschung gewonnen hat, das soll auch von den Anderen mindestens durch selbstbewußte Wiederholung desselben Weges als ein wohlverdientes Eigenthum des Geistes erworben und nicht als ein Geschenk aus einer höheren Hand hingenommen werden. Denn in diesem letzteren Falle stünden die Anhänger des neuen Glaubens, wie wir sie bona fide bezeichnen wollen, um nichts besser zu ihrem, gleichviel ob an sich besseren und richtigeren, Dogma, als die Orthodoxen irgend einer Formel des alten zu dem ihrigen.

Den Einen wie den Andern ist das Princip übernatürlicher Offenbarung das im letzten Grund die Wahrheit ihres Glaubens Beweisende, denn eine übernatürliche Offenbarung ist dem Wesen nach ebenso gut da vorhanden, wo man sie durch Moses und Christus, die Propheten und die Apostel vermittelt denkt, als da, wo man einem beliebigen Manne von heute, wie man zu sagen pflegt, aufs Wort glaubt, bloß weil man aus diesem oder jenem Grunde anzunehmen geneigt oder berechtigt ist, daß er seine Sache besser versteht wie alle Anderen. Die Macht der Autorität und ihr Einfluß auf den Geist, den von ihr beeinflußten, ist in dem einen und dem anderen Falle genau dieselbe, und wenn es auch immerhin lobenswerth sein mag, die Geister der Menschen von einer bestimmten Art von Autorität zu befreien, so ist für die Freiheit im Allgemeinen wenig damit gewonnen, wenn dafür eine andere Art von Autorität Besitz von ihnen nimmt. Ein fatales biblisches Wort, das freilich in dem Vorstellungskreise, dem wir hier uns accommodiren, mit allen seinen Genossen verpönt ist, das Wort von dem Austreiben der Teufel durch Beelzebub, liegt einem solchen, der innerhalb jenes älteren Vorstellungskreises sich bewegt, so nahe, daß er es nicht zurückhalten kann. Oder wenn man es lieber in höflicher Fassung

hören mag, so hat dafür ein neuerer Dichter gesorgt in dem beherzigenswerthen versus memorialis:

„Wenn man, was man glauben soll,
Nicht mehr glauben kann,
Ist die Zeit eines Glaubens voll,
Und geht ein neuer an."

Der Dogmatismus wird auch dadurch nicht aufgehoben, daß sich der Verfasser des „Alten und des Neuen Glaubens" bewußt ist, überall als selbstdenkender Forscher die Resultate voraussetzungsloser wissenschaftlicher Arbeit vorzutragen. Sind seine Sätze für ihn selbst in Folge dieses geistigen Erzeugungsprocesses ganz gewiß keine Dogmen zu nennen, so sind sie es doch für diejenigen Anderen, die es nicht vermögen denselben Weg sammt allen den auf ihm zu bewältigenden Mühsalen und Hindernissen von Neuem, und zwar von Anfang bis zu Ende zu durchwandern.

So ist es unzweifelhaft, daß Strauß da, wo er negativ, zerstörend gegen die Grundpfeiler des alten Glaubens vorgeht, wie kein Anderer mit Werkzeugen arbeitet, die er sich selbst geschmiedet und deren Gebrauch er in der langen Uebung eines gänzlich der Wissenschaft geopferten Lebens aufs beste erprobt hat. Aber der Verfasser des „Lebens Jesu" und der „Dogmatik" ist doch nicht der Einzige, welcher seinen Scharfsinn und seinen Fleiß der Forschung auf dem Gebiete zugewandt hat, das er vor allen Anderen das seine, d. h. das ihm am besten bekannte, nennen darf. Die Resultate seines Denkens sind eben nur solche, die ein Denker, nicht das Denken an sich, die Ergebnisse seiner Kritik solche, die ein Kritiker, nicht die Kritik an sich erzielt hat. Die Begriffe Strauß und biblische Wissenschaft, wie man sein eigenstes Arbeitsfeld kurzweg benennen kann, fallen doch nicht zusammen, obgleich es vielen Lesern dieses seines neuesten Buches so scheinen mag. Denn wie Wenige sind in der Lage, das 'audiatur et altera pars', was nach allgemeiner Ansicht überall gelten sollte, factisch aber fast nie zur Geltung gebracht wird, anzuwenden, selbst wenn sie den guten Willen dazu hätten? Wie Wenige besitzen — abgesehen von den äußeren Verhinderungen in ihrer unübersehbaren Vielheit — diejenige wissenschaftliche Vorschule, die sie fähig machen würde, in das so unendlich verwickelte Detail der biblischen Wissenschaft und ihrer Controversen mit Verständniß hineinzusehen und ein auf

wirkliche wissenschaftliche Begründung gestütztes Urtheil über die relative Berechtigung der verschiedenen, hier entweder schroff einander entgegengesetzten, oder in feineren, aber doch immer sehr wesentlichen Nüancen von einander abgestuften Ansichten zu fällen?

Wir denken dabei keineswegs an die orthodoxe Theologie des Christenthums oder des Judenthums — dieses kommt von der Seite des alten Testaments her ebenso sehr in Betracht wie jenes. Wir bleiben innerhalb des Kreises, dem Strauß selbst nach seinen eigenen wissenschaftlichen Principien angehört und den man, falls man mit einem Worte wirkliche Begriffe zu verbinden gesonnen ist, allein als den der wissenschaftlichen Bibelforschung bezeichnen muß. Sie ist darum wissenschaftlich, weil sie dieselben Grundsätze und dieselbe Methode, welche die Wissenschaft bei der Kritik und Hermeneutik anderer Quellen der geschichtlichen Thätigkeit des menschlichen Geistes anlegt, etwa an einen Herodot oder Thukydides, als selbstverständlich berechtigt auch für die Bücher Mosis und die Briefe des Apostels Paulus anerkennt und rücksichtslos verwendet. Rücksichtslos ist noch nicht pietätslos oder frech, denn das Eine wie das Andere wäre, weil allein aus einer Beimischung von ira psychologisch zu erklären, das eigentliche Gegentheil von der selbstlosen und reinen Stimmung, die der echten historischen Wissenschaft natürlich angeboren ist. Wer, wie es namentlich unter den französischen „Philosophen" des vorigen Jahrhunderts hergebracht war, mit der Voraussetzung an die Kritik des christlichen oder jüdischen geschichtlichen Materials geht, daß es „ecrasirt" werden müsse, weil es ein Conglomerat von Lüge und Betrug sei, würde für die Wissenschaft sehr wenig leisten, und Strauß selbst weiß am besten, wie wenig bleibender Gewinn für dieselbe aus jenem tumultuarischen und frivolen Gebahren erwachsen ist.

Strauß hat selbstverständlich für alle die hier in seinem neuesten Buche aufgestellten Ansichten z. B. über die Entstehung der Evangelien, über das Verhältniß der einzelnen Evangelien unter sich und zu der gesammten geistigen und literarischen Bewegung der spätjüdischen und alt-christlichen Kreise einen in sich geschlossenen, nach allen Seiten hin durch die Arbeit eines ganzen Lebens abgerundeten und befestigten Apparat von wissenschaftlichen Beweismitteln. Nach der Tendenz seines „Neuen Glaubens" muß er sie natürlich als den Lesern bekannt voraussetzen, ebenso aber auch,

daß sie die auf dem Boden desselben Princips der freien Wissenschaft und der voraussetzungslosen Forschung erwachsenen Ansichten anderer Forscher und Gelehrten, die zu anderen Resultaten gekommen sind, sammt dem dazu führenden Denkprocesse kennen. Solche Leser mögen dann auch im Stande sein, eine begründete Entscheidung über ihre eigenen Ansichten zu treffen, und sie werden in den sehr vielen Fällen, nach sorgfältiger Erwägung aller von hüben und drüben geltend gemachter Momente sich mit dem bescheidenen aber ehrlichen Resultate begnügen, daß eine wahrhaft ausreichende Antwort auf die meisten der hier aufgestellten Probleme einstweilen noch nicht gegeben werden könne, sondern daß, abgesehen von der Methode und den Principien der Forschung, die als unantastbar richtig gelten müssen, weil sie vernünftig sind, noch keine einzige Thatsache in der Geschichte Jesu mit der evidenten Deutlichkeit aufgehellt und begreiflich geworden sei, wie man es von vielen Thatsachen z. B. aus der Geschichte Karls des Großen oder des heiligen Bonifaz oder irgend welches anderen Heroen behaupten darf.

Gleiches gilt von der Genesis und Construction der Hauptquellenliteratur dafür, der Evangelien. Strauß z. B. ist nach den Ergebnissen seiner Forschung überzeugt und spricht diese Ueberzeugung als eine für ihn sichere Thatsache aus, daß das Johannes-Evangelium dem zweiten Jahrhundert der christlichen Aera und dem alexandrinisch-griechischen christlichen Gelehrtenkreise angehört.

Wer mit dem Stande der Bibelforschung überhaupt bekannt ist und nicht bloß seine Belehrung über sie ausschließlich aus dem Munde eines einzigen Führers zu erhalten für gut findet, weiß, daß die gründlichsten und scharfsinnigsten, bisher noch unwiderlegten Einwendungen gegen diese Ansicht erhoben worden sind, daß sie also vorläufig nur als eine unter mehreren gleichberechtigten Hypothesen gelten darf, wenn man nämlich „wissen" und nicht „glauben" will.

Will man das Letztere, so steht freilich nichts im Wege, sich unbedingt einem Meister, sei es dieser oder jener, zu übergeben, aber man ist dann auch wieder zu echten und wirklichen Dogmen gelangt, gleichviel wie negativ sie sich im Gegensatze zu denen der älteren Orthodoxie christlicher oder jüdischer Theologen ausnehmen mögen.

III.

Alte und neue Naturphilosophie.

Sobald man die biblischen Schriften nach denselben Grundsätzen wie jedes andere literarische Erzeugniß einer wissenschaftlichen Erforschung und Erklärung theilhaft werden läßt, versteht es sich auch von selbst, daß was für ihren Inhalt insgemein gilt, auch für alle seine Bestandtheile gelten muß. So werden die in ihnen enthaltenen Notizen über die Geschichte anderer Völker und Staaten, z. B. der Aegypter, Assyrer, Babylonier nach der gewöhnlichen Methode historischer Quellenkritik geprüft, mit anderen Zeugnissen verglichen und das daraus gewonnene Ergebniß nach seiner relativen Glaubwürdigkeit abgeschätzt. Dasselbe gilt, ohne daß eine Discussion darüber nöthig wäre, von allen den Vorstellungen und Anschauungen, die sich in ihnen auf das, was man gemeinhin Natur und Welt zu nennen pflegt, beziehen.

Man prüft sie ohne alle weitere Voraussetzung als die, daß der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse in diesen Dingen ebenso wenig ein für immer abgeschlossener, ein absolut richtiger sei, wie es der irgend einer vergangenen Periode der Menschheit, also auch jener, in welcher die einzelnen Schriften der Bibel entstanden sind, gewesen ist. Niemand wird sich darüber wundern, daß die Naturauffassung und Erklärung der Bücher Mosis eine ganz andere als unsere heutige ist, und insofern der menschliche Geist von damals bis heute mindestens ein paar Jahrtausende Zeit gehabt hat, in die ihn umgebenden Weltgeheimnisse einzudringen, ist die jetzige auch eine um so viel richtigere, wobei aber jeder nüchterne, echt wissenschaftliche Forscher nie vergessen wird, im Stillen oder laut hinzuzusetzen, daß richtiger noch lange nicht richtig ist.

Jede andere Art zu verfahren würde der heutigen Wissenschaft ebenso unbegreiflich dünken, wie wenn man von ihr verlangen sollte, daß sie die Welt- und Naturanschauung Homers oder Herodots für die ein für allemal gültige zu erklären und nach ihr umzulernen hätte. Es wird ihr im höchsten Maße lehrreich sein, zu erkennen, wie sich der menschliche Geist in einer weit entlegenen Periode seiner Entwickelung das große Räthsel der Welt zu beantworten versucht hat, sie wird mit Pietät und innigem Antheil auf

diese merkwürdigen Versuche hinsehen, schon weil sie weiß, daß damit einige der nothwendigen Schritte auf der Bahn geschehen sind, welche das Forschen und Combiniren der Menschheit bis heute mit einem nie rastenden Eifer betritt und bis zum Ende aller Tage kraft der sie beherrschenden intellectuellen Lebensmacht betreten wird. Je reicher und vollständiger sich die moderne Wissenschaft ihres eigenen Gewinnes bewußt ist, desto dankbarer wird sie auf die Arbeit ihrer Vorgänger zurückblicken, ohne welche sie selbst in ihrer jetzigen Gestalt nicht denkbar wäre. Sie überläßt den verächtlichen Hohn, die hochmüthige Geringschätzung jenen flachen, meist auch nur halbwissenden Köpfen, die sich um so mehr auf das „wie wir es so herrlich weit gebracht" einbilden dürfen, je weniger sie selbst Schuld daran sind. Im gewöhnlichen Leben mögen sie immerhin das große Wort führen, daran wird sie Niemand hindern wollen, denn das gewöhnliche Leben ist eben darauf eingerichtet, sich durch solche Führer und Leitsterne zwischen den ernsten und seinem Selbstbehagen sehr wenig dienlichen Problemen des menschlichen Geistes hindurchlootsen zu lassen. Diese selbst können zu jeder Zeit und auch heute nach einem den Weltzusammenhang bestimmenden Gesetz immer nur sehr wenigen auserwählten Geistern begreiflich werden.

In den biblischen Schriften ist mit Ausnahme der Schöpfungsgeschichte immer nur gelegentlich auf diese Seite des menschlichen Erkennens und Forschens Rücksicht genommen, da ja ihre Tendenz, so verschieden sie auch im Einzelnen sein mag, im Ganzen einem anderen Ziele zugewandt ist. Die ethische Seite des menschlichen Daseins und des Zusammenhangs zwischen diesem und der Außenwelt ist ihre eigentliche Aufgabe, und die natürlichen oder kosmischen Vorgänge werden nur soweit berührt, als es sich von solchem Standpunkte aus zufällig oder nothwendig ergiebt. Die moderne Wissenschaft muß daher in Berücksichtigung dieses Umstandes von vornherein darauf verzichten, ein zusammenhängendes System der Naturkenntnisse, wie sie z. B. zur Zeit des Königs Salomo unter den Hebräern bestanden, zu eruiren. Sie sieht sich überall nur zwischen unzusammenhängenden Fragmenten, die möglicher Weise einst die Theile eines wohlgeordneten Ganzen waren, uns aber, wenn wir nicht zu kecken Conjecturen und Hypothesen greifen wollen, nicht mehr als solche erscheinen.

Eine Art von Ausnahme möchten nur, wie schon erwähnt, die zwei ersten Capitel der Genesis machen. Hier ist wirklich eine zusammenhängende Schöpfungsgeschichte der ganzen natürlichen Welt, den Menschen mit eingeschlossen, vorgetragen, und sie ist später mit entschiedener innerer Berechtigung an die Spitze der gesammten biblischen Urkunden gestellt worden. Es gehört eine große Beschränktheit des Urtheils dazu, um das in ihr aufgerollte Bild für das ein für allemal richtige zu erklären, und eine ebenso große Unwahrhaftigkeit, sei es eine bewußte oder unbewußte, durch irgend welche Sophistik die Uebereinstimmung dieses Bildes mit unserem heutigen Weltbild zu erweisen, aber noch eine viel größere Rohheit, um die Tiefe und Fülle des Geistes, aus dem heraus dieses Bild entworfen wurde, zu verkennen oder gar zu verspotten. Auch kann man mit einiger Genugthuung sagen, daß in der Gegenwart wenigstens im Kreise der wirklich Gebildeten derartige kindische Ungezogenheiten nicht wohl mehr laut werden dürfen, ohne auf die ernsteste Zurechtweisung zu stoßen. Im vorigen Jahrhundert, im Zeitalter Voltaires und der Encyklopädisten, mochte es eher hingehen, weil man damals den Grundbegriff der heutigen Wissenschaft, die historisch genetische Betrachtung, meist noch nicht gefunden hatte und echt donquixotisch gegen den vermeintlichen Anspruch auf absolute Gültigkeit von Vorstellungen anrannte, die doch nur Ausdruck eines besonderen Zeitbewußtseins sind, also nur relativ gültig sein konnten.

Außer den so höchst anregenden Einzelheiten, welche uns die Kosmogonie des alten Testamentes überliefert, ist schon die allgemeine Wahrnehmung von unendlicher Tragweite für das menschliche Denken, daß eine so ferne Vergangenheit mit ihren so knapp zugemessenen Hülfsmitteln der Erfahrung, fast gänzlich entblößt von allen den künstlichen Werkzeugen, mit denen spätere Generationen in die Wunder der Welt eingedrungen sind, doch die großartige Kühnheit und den hohen Schwung des Geistes besessen hat, der dazu erforderlich ist, um aus einzelnen leblosen Thatsachen ein lebensvolles, von Gedanken und Anschauungen erfülltes Ganze der Weltvorstellung zu gestalten. Es ist wahrscheinlich einer der ältesten Versuche einer Naturphilosophie, d. h. einer geordneten, von einem Augpunkt gesehenen Erklärung unendlich vieler Einzelheiten und jedenfalls der genialste unter Seinesgleichen, wie auch

die moderne Wissenschaft mehr und mehr es anerkennt, und um so entschiedener, je klarer sie sich ihres eigenen so ganz verschiedenen Augpunktes bewußt wird.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein vorurtheilsfreier Beurtheiler in dem Bilde der modernen Weltauffassung, d. h. in der organischen Zusammenarbeitung der Vorstellungen über den Ursprung der natürlichen uns umgebenden Welt und ihrer großen Entwickelungsphasen, wie es Strauß in dem dritten Abschnitt „Wie begreifen wir die Welt" zeichnet, ähnliche Vorzüge wie in jener Kosmogonie der Urzeit wahrnehmen wird. Dieselbe Kraft der Plastik, dieselbe Frische und Fülle der Sehkraft, derselbe Reichthum der Combinationskraft hier wie dort. Daß die Gestalten selbst so total andere sind, versteht sich ja von selbst, ebenso ist es eine bloße Tautologie, wenn man sagen wollte, daß sie sich mit dem Durchschnitt dessen, was der moderne Geist an Vorstellungen und Anschauungen über die betreffenden Gegenstände producirt hat, decken, d. h. natürlich heute, denn schon morgen, wo eine neue Erweiterung des Horizontes neue Perspectiven eröffnet, werden sie es nicht mehr.

Jeder, der nicht unter der Herrschaft der banalen Phrase steht, folglich sich auch nicht fürchtet, von der Mode des Tages geächtete Ausdrücke zu gebrauchen, wenn sie an sich brauchbar sind, wird hier den Entwurf einer modernsten Naturphilosophie erkennen, die sich von ihren Vorgängern nicht im Princip unterscheidet, sondern nur in dem Material, mit dem sie ihr großes Gebäude möglichst wohnlich für den Geist, dem es zugehört, zu zimmern sucht.

Wie weit das wirkliche Wissen der Gegenwart jeden einzelnen dieser Bausteine, z. B. die Darwinsche Hypothese von der Entstehung der einzelnen Haupttypen der sogenannten organischen Natur, die Kant-Laplacesche Hypothese von der Entstehung der Welt oder, wie man sie gewöhnlich nennt, Himmelskörper für richtig befindet, oder welche großen Schwierigkeiten vom Standpunkt der exacten Kenntniß natürlicher Thatsachen der einen und der andern entgegenstehen — das zu untersuchen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Strauß selbst, obgleich ihn seine Anlage und seine Lebensarbeit zu dem Unternehmen einer zusammenhängenden begriffsmäßigen Erfassung der Welt, also zu einem philosophischen Verständniß derselben nöthigt, erkennt doch an, daß in dem von ihm vorge-

tragenen Systeme noch manche unausgefüllte Lücken sich fänden. Damit wollen wir uns begnügen und uns die Freude an einer so großartig und geistvoll durchgeführten naturphilosophischen Composition nicht stören lassen, auch wenn uns dieser oder jener Sachkenner die Unhaltbarkeit ihrer positiven Fundamente deducirt. Die Gefahr, deren wir schon oben gedachten, daß sich unter dem Drucke einer so mächtigen Autorität bei Vielen und den Meisten ein neuer Dogmatismus, ein neuer Glaube an der Stelle des alten, einnisten werde und um so hartnäckiger und vorurtheilsvoller, je größer hier die Schwierigkeiten selbständigen Wissens und Urtheilens sind, läßt sich durch Bemängelung von Einzelheiten doch nicht verscheuchen. Und jedenfalls ist hier im Bereiche der Vorstellungen von der Welt und Natur die Gefährdung der Charaktere bei den Gläubigen nicht so bedenklich, wie dort, wo bloße negative Resultate, die sie einfach nur aufzunehmen brauchen, so leicht zu leerem Dünkel und nichtigem Hochmuthe führen.

IV.

Die anthropologische Seite des neuen Glaubens.

Jede Naturphilosophie wird bewußt oder unbewußt immer auf den Menschen als den Mittelpunkt des menschlichen Denkens hinauslaufen. Die Kosmogonie des alten Testamentes dient nur dazu, um die Entstehung des Menschen und seine älteste Geschichte auf Erden mit dem nöthigen weiten Hintergrund der gesammten Welt auszustatten und dadurch nicht als einen Zufall, sondern als eine Nothwendigkeit des gesammten Weltplanes erscheinen zu lassen. So läuft auch die Naturphilosophie des neuen Glaubens auf eine Anthropologie, falls man diesen Terminus so verwenden darf, hinaus. Der vierte Abschnitt „Wie ordnen wir unser Leben", knüpft an die modernen Hypothesen über die Entstehung des Menschen und seine Urgeschichte, d. h. diejenigen Spuren des menschlichen Daseins, die der Zeit und ihrer Beschaffenheit nach außerhalb des herkömmlichen Begriffes der Geschichte als einer exacten Wissenschaft liegen, und versucht mittelst jener die äußeren und noch mehr die inneren Bindeglieder der hypothetischen Vorgeschichte mit den Hauptgrundlagen und Haupterscheinungen des gegenwärtigen

Zustandes der am meisten entwickelten Formen der Menschheit, unserer eigenen modernen Culturwelt, nachzuweisen. Es wird dargelegt, wie sich aus dem vorausgesetzten Zustande der Thierähnlichkeit allmählich auf ganz natürlichem Wege die großen Grundbegriffe aller menschlichen Sittlichkeit, auf denen die gegenwärtige Menschheit ruht, entwickelt haben, namentlich die sittlichen Ideen, durch welche das Dasein des modernen Staates und der modernen Gesellschaft bedingt ist.

Es mag noch etwas nach der alten Mode oder nach dem alten Glauben schmecken, wenn wir versichern, daß wir diese Bestandtheile des Buches mit wahrhafter Erquickung genossen haben. Altmodisch ist es in sofern, als es jetzt nicht mehr zum guten Tone zu gehören scheint, dem Gefühle der vollen Befriedigung durch die That eines Andern unumwundenen Ausdruck zu geben.

Daß damit nicht eine buchstäbliche Uebereinstimmung in allen Einzelheiten gemeint ist, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Ob wir uns genau dieselben Ansichten wie Strauß über das Verhältniß des Adels und Bürgerstandes in unserem deutschen Staatswesen, über das allgemeine Stimmrecht und dessen Consequenzen, über die Todesstrafe und die praktische Nöthigung sie beizubehalten, so wie über viele andere concrete Gebilde und Probleme der Gegenwart und nächsten Zukunft formirt haben, erscheint uns selbst völlig gleichgültig im Hinblick auf die Uebereinstimmung in der Grundauffassung. Es ist nur ein einziger Punkt von Bedeutung, worin nicht bloß unsere Ansichten weit abweichen von denen des Verfassers des „Neuen Glaubens“, sondern worin wir auch ihm gegenüber im Rechte zu sein überzeugt sind. Dieser Punkt, dessen Erörterung wir uns noch vorbehalten, betrifft allerdings, wenn man es so heißen will, eine principielle Differenz, aber dennoch ist sie, wie sich gleichfalls noch zeigen wird, nicht danach angethan, uns in dem uns so wohlthuenden Gefühl der Uebereinstimmung in denjenigen Dingen, die für die Ueberzeugung und Gesinnung, für das Gemüth und Gewissen jedes ehrlichen Mannes, soweit er sich als lebendigen Bestandtheil der sichtbaren Welt betrachtet, die wichtigsten und entscheidensten sind, irgend wie irre zu machen.

Kurzweg nach ihrem eigentlichen Kern bezeichnet beruht diese Gemeinschaft der Ueberzeugung und Gesinnung auf dem Funda-

mente des echten und richtigen Patriotismus, der vollständigen und consequenten Hingabe an die großen Ideen und Aufgaben der deutschen Nation, nicht etwa des zufälligen deutschen Volkes von heute. Aber im Hinblick auf die Bedürfnisse dieses letzteren als der einzig richtigen Norm aller praktischen Thätigkeit sind auch hier alle die einzelnen besonders hervorspringenden Probleme in Staat und Gesellschaft beantwortet und eben deshalb im Geiste des echten Realpolitikers, für welchen keine der doctrinären Parteischablonen paßt. Es ist ein durch und durch warmer, aus der innersten Tiefe des Gemüthes hervorquellender Strom des edelsten und reinsten Nationalgefühls, der Strauß, den deutschen Patrioten, in unseren Augen doch noch tausendmal größer und verehrungswürdiger erscheinen läßt, als es der Kritiker von durchbohrendem Scharfsinn, der Gelehrte von immensem Wissen, der Schriftsteller von unvergleichlicher Darstellungskunst sein kann.

Hier auf diesem Gebiete verschwinden die Differenzen des alten und neuen Glaubens, denn es ist ja ganz deutlich, daß eine unübersehbare Zahl solcher Leute, die Strauß nach ihrer religiösen und kirchlichen Stellung, nach ihrer Auffassung der Natur und des Weltganzen als Bekenner des alten Glaubens nennen würde und die sich auch ungescheut als solche geben, hier, wo die concreten Interessen der Nation und ihr höchster Ausdruck im deutschen Staate der Gegenwart zur Sprache kommen, sich in Uebereinstimmung mit dem Manne befinden, den sie von ihrem Standpunkt aus als den ärgsten aller Ketzer zu betrachten berechtigt sind.

Stehen wir selbst ja doch auch ähnlich, wenn gleich dem äußeren Anblick nach etwas anders. Auch wir können nach unserer wissenschaftlichen Ueberzeugung, die wir als Erwerb eines langen, darauf verwandten Lebens gegen Jedermann, wer es auch sei, festzuhalten berechtigt, weil nach unserer Erkenntniß befähigt, sind, weder der durchschlagenden Richtigkeit der Kritik des alten Glauben, noch den Hypothesen, auf denen sich der neue aufbauen soll, zustimmen, und dennoch fühlen wir uns in dem, was uns als Hauptsache gilt, so sehr als Gesinnungsverwandte des Verfassers des „Alten und Neuen Glaubens“, daß uns alle vorhandenen Gegensätze im Vergleich mit dieser fundamentalen Uebereinstimmung als irrelevant erscheinen.

Strauß, als eine durch und durch dialektisch organisirte Natur, hat, wie gesagt, für sich selbst nicht anders gekonnt, als die großen Grundsätze, welche sein eigenes praktisches Handeln bestimmen, in eine zusammenhängende Verbindung zu bringen mit seinen metaphysischen Principien oder — wenn dieser Ausdruck zu sehr nach dem alten Glauben schmeckt — mit den Vorstellungen, die er von den letzten Bedingungen alles Daseins genommen hat. Er muß, um sich selbst genug zu thun, aus ihnen mit Hülfe der dialektischen Methode alles Andere ableiten, gleichsam um diesem Anderen sein Recht in einem philosophisch angelegten Geiste zu begründen. Daß damit aber nur ein subjectives Bedürfniß seine Lösung findet, wird unwiderleglich durch die Thatsache bewiesen, daß so viele Andere von ganz anderen Prämissen aus zu denselben praktischen Resultaten gelangen. Wie wäre dieß möglich, wenn die Beweisführung des Einen objectiv richtig wäre? Oder sollten alle die Vielen, die in den angeblichen letzten Principien sich von ihm trennen, Unrecht haben und er allein Recht? das wird doch Niemand behaupten wollen, am wenigsten wir selbst, weil wir ja auch für uns die Berechtigung fordern, die letzten Gründe der Dinge auf unsere Weise zu begreifen, wenn uns das, was uns Andere darüber sagen können, nicht befriedigt.

Ganz deutlich aber ist, daß, gleichviel auf welcher Seite Wahrheit oder Irrthum sich befinden möge, jener Bereich der menschlichen Seele, der in der realen Welt als ihr edelster und höchster sich offenbart, gar nicht davon berührt wird. Das Gewissen, aus dem die Gesinnung fließt, ist ganz unabhängig davon, ob die Phantasie und die Dialektik des Verstandes mit den Orthodoxen Adam vom lieben Gott geschaffen sein läßt, oder den Menschen mit Karl Vogt aus einem gemeinschaftlichen Stammvater mit dem Schimpanse ableitet.

Man könnte dasselbe, was wir eben ausgeführt haben, auch noch durch eine andere Wahrnehmung ergänzen. Strauß' Buch hat keine geringeren Gegner gefunden, als unter denen, die sich selbst und die er mit vollem Rechte zu den strictesten Bekennern des neuen Glaubens zählt. Weshalb, ist nicht schwer zu finden. Es hat uns, gestehen wir, oft eine Art von schadenfrohem Lächeln entlockt, wenn wir sahen, wie Leute dieser Art, nachdem sie in dem Buche bis etwa zu Seite 251 mit wachsendem Entzücken ge-

lesen hatten, weil sie darin ganz ihre Gedanken, — nur „mit ein bischen anderen Worten“ — wiederfanden, auf einmal in die entgegengesetzte Stimmung umschlugen, die sich bei Einzelnen je weiter desto heftiger bis zu völligen Wuthparoxysmen steigerte, während Andere in wehmüthiger Resignation die unbegreifliche Thatsache, daß Strauß ein hartgesottener, mit allen möglichen Zöpfen der Vergangenheit behangener Reactionär sei, zu verwinden sich Mühe gaben.

Sie alle folgerten und folgern aus den gleichen Prämissen gerade die entgegengesetzten Consequenzen für die sittlichen Gestaltungen der Wirklichkeit oder vielmehr für die Verneinung derselben, die ihr eigentliches Ideal ist. Ob sie von Ehe und erblichem Besitz, von der Ungleichheit der Stände, von dem Staate überhaupt, oder von diesem besondern deutschen Staate, von dem allmächtigen Rechte der Idee der Nationalität und der sittlichen Aufgabe der deutschen Nation zusammen Nichts wissen wollen, oder ob sie nur in dem einen oder dem andern Punkte, oder in einer Anzahl davon gerade die entgegengesetzten Ansichten als die ihnen angeborene praktische Uebersetzung ihrer metaphysischen oder philosophischen Vorstellungen festhalten, ist der Sache nach gleichgültig. Jedenfalls empfinden sie eben wegen dieser praktischen Differenz sich so vollständig von dem eigentlichsten Wesen des Mannes geschieden, der ihnen einstmals die Bedeutung eines wahren Apostels ihres eigentlichen Evangeliums zu haben schien, daß sie dieser Entfremdung meist in der drastischsten Ausdrucksweise Worte geben.

Freilich wäre es kaum zu begreifen, wie sich dadurch ein in jeder Weise so unendlich überlegener Geist wie Strauß gekränkt oder auch nur empfindlich berührt fühlen könnte, aber wenn er dadurch veranlaßt würde, allen den in der Hauptsache mit ihm einmüthigen Gesinnungsgenossen ihre Abweichung in jenen, nach unserer begründeten Auffassung nebensächlichen und jedenfalls in einigem Flusse befindlichen Vorstellungen, die er zum dialektischen Fundament seines neuen Glaubens gemacht hat, großmüthig nachzusehen, so würden wir uns im Hinblick auf das Große und Bleibende im menschlichen Dasein herzlich darüber freuen. Hat er doch selbst einmal sein Erstaunen naiv genug geäußert, daß er in der Hypothese der Menschenschöpfung mit Karl Vogt die gleiche Meinung theile, „der doch sonst, wie wir nicht erst von ihm zu hören nöthig haben,“ gar nicht sein Mann sei. Warum sollte er diejenigen,

die in allen andern wahrhaft entscheidenden und absolut feststehenden Dingen — nicht Hypothesen, sondern Gewissensüberzeugungen — gleicher Meinung mit ihm sind, nicht nach wie vor als seine eigentlichen Gesinnungs- und wenn er es so nennen will, Glaubensgenossen gelten lassen?

V.

Die Vermittelungsversuche zwischen dem alten und dem neuen Glauben.

Wer unserer bisherigen Auseinandersetzung mit dem Inhalte des Straußischen Buches gefolgt ist, könnte zu der Schlußfolgerung gelangen, daß wir in negativer Hinsicht im Wesentlichen mit ihm einverstanden, aber seine positiven Grundzüge einer neuen Weltanschauung zurückweisend, und darum ebenso negativ gegen den alten wie gegen den neuen Glauben gestellt, überhaupt das, was man Glauben nennt, nicht besäßen oder als nicht berechtigt betrachteten. Der Schluß wäre doch ein wenig zu voreilig; wir verwerfen nicht den Begriff des Glaubens an sich, haben überhaupt von diesem und seiner Bedeutung im Organismus des menschlichen Innenlebens noch kein Wort gesprochen, aber wir meinen, daß die Verneinung des alten Glaubens, selbst wenn sie factisch so weit gediehen sein sollte, wie sie Strauß als Resultat seines eigenen Denkprocesses für sich und Andere beansprucht, noch keineswegs die Nothwendigkeit in sich einschließe, das, was er den neuen Glauben nennt, an die leer gewordene Stelle des alten zu setzen.

Wenn uns der alte Glaube deswegen verleidet sein soll, weil er uns Vorstellungen zumuthet, die mit der jetzigen Weltanschauung nicht harmoniren, so wird uns der neue deshalb nicht lieber, weil er uns zumuthet, Wunder als letzte Erklärungsmittel seines Inhaltes hinzunehmen, gegen welche die Verwandelung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Cana, die Auferweckung des Lazarus, ja selbst die prophetische Eselin des Bileam geringfügige Abweichungen von dem uns bekannten alltäglichen Lauf der natürlichen Dinge sind. Denn den Ursprung des Lebens aus dem Nichtleben, des Organischen aus dem Nichtorganischen, die Umbildung der einfachen Zelle zu dem complicirten Mechanismus des thierischen oder mensch-

lichen Leibes bloß durch die Darwinschen Hypothesen der Zuchtwahl und des Kampfes um das Dasein zu begründen und so fort ohne Ausnahme alles, was die neueste Naturphilosophie vorbringt zur Erklärung des Weltgeheimnisses von dem fernsten Sonnensystem bis zu dem zuckenden Nerv an unserem eigenen Körper — setzt einen Glauben voraus, der mehr kann als Berge versetzen, und dazu ist nicht Jeder disponirt. Wer sich nicht mit den Grenzen begnügen will, die dem wirklichen Wissen gezogen sind, mag immerhin zu jenen phantasiereichen Combinationen greifen, aber wir sehen keinen Grund, weshalb das gute Recht der anderen, die das nicht wollen oder nicht brauchen, in Frage gestellt werden könne. Umgekehrt dürften diese Art Leute, zu der wir uns zählen, eher in ihrem Rechte sein, wenn sie sich bei dem Gebahren der neumodischen Naturphilosophie an das alte biblische Wort von dem Mücken-Seigen und Kameele-Verschlingen erinnert fühlten.

Also noch einmal: wir bedürfen und wollen keinen Glauben da, wo unser Denken innerhalb der Formen und nach den Gesetzen, die ihm immanent sind, allein berechtigt ist. Wir wollen weder an das Weltbild der orthodoxen Theologie glauben, noch an das der modernen Naturphilosophie. Wir zerlegen das erste durch dieselben Mittel in seine geschichtlichen Vorbedingungen, womit wir die Thatsachen jeder geschichtlichen Ueberlieferung prüfen, möge sich dieselbe auf heilige Gegenstände im Sinne des alten Glaubens oder auf profane beziehen; aber dieselbe Kraft des Geistes, die uns dazu befähigt, befähigt uns auch, in dem neuen Glauben eine feste Grenze zwischen Bewiesenem oder Beweisbarem und Unbewiesenem oder Unbeweisbarem zu ziehen, selbstverständlich mit der Voraussetzung, daß diese Grenze in einem ewigen Flusse befindlich ist, wie die Geschichte des menschlichen Wissens für die Vergangenheit zeigt.

Ist es uns aber daran gelegen, eine Erklärung dafür zu finden, weshalb eine große Anzahl von Menschen in unserer Gegenwart gerade eine für uns und für den Begriff rein zufällige Grenze für die absolute und für immer feststehende ansieht, so wird es uns nicht schwer werden, aus der Psychologie, aus den Gesetzen, die das Seelenleben der Individuen und ganzer Massen davon beherrschen, in Verbindung mit dem allgemeinen, durch die Vergangenheit oder Geschichte geschaffenen Rahmen des Zeitgeistes,

in welchen sie unbewußt gespannt sind, diese ausreichende Erklärung zu holen.

Aus demselben Grunde, der uns zwingt, so lange wir die Welt außer und in uns mit dem Auge der Wissenschaft betrachten, den alten sammt dem neuen Glauben als unwissenschaftlich in dem, wie wir hoffen, deutlich genug von uns bestimmten Sinne zurückzuweisen, werden wir auch alle die Vermittelungsversuche zwischen beiden schon principiell als unhaltbar bezeichnen müssen, ohne uns auf die besonderen Wege einzulassen, welche dieselben zu ihrem Ziele einschlagen. Hier stehen wir wieder auf Einem Boden mit Strauß, so weit es die Principienfrage vom Standpunkt der Wissenschaft angeht. Und wenn wir die bedenklich harten Worte, mit denen er gegen Einzelne aus dieser Schar gelegentlich losfährt, nur für den Ausdruck persönlicher Verstimmung halten, so ist doch gegen die Richtigkeit des Princips, das ihn dabei leitet, Nichts einzuwenden.

Wer in irgend einer, wenn auch noch so verblümten und verclausulirten Weise auf das Gebiet, welches der Wissenschaft gehört, Dogmen, d. h. an sich unwissenschaftliche Voraussetzungen einschmuggeln will, verdient von Seite der Wissenschaft die entschiedenste Zurückweisung, die freilich deshalb noch nicht grob oder höhnisch zu sein braucht. Die gute Absicht, in der eine solche Vermischung zweier an sich ganz getrennter Gebiete vorgenommen wird, ändert hierin Nichts, denn für die Wissenschaft gilt der Satz „der Zweck heiligt die Mittel“ nicht, so mächtig er auch sonst in menschlichen Dingen zu sein pflegt und mächtiger als die Meisten sich einbilden. Die Wissenschaft fragt z. B. dem Dogma der Dreieinigkeit gegenüber bloß nach dessen christlicher Beweisbarkeit durch ihre eigenen Hülfsmittel und nicht darnach, ob es aus irgend welchen Rücksichten auf die Denkungsart mancher Individuen, auf die Haltung der öffentlichen Meinung oder den Zusammenhang desselben mit anderen Vorstellungen, die der Eine oder Andere gern geschont wissen will, rathsam ist, die volle Schärfe der Negation dagegen herauszukehren, oder den Widerspruch zwischen dem Denken und dem Dogma durch irgend welches Mäntelchen zu verdecken.

Wenn nun dem so ist, woher kommt es, daß so Viele sich eines solchen bedenklichen Verfahrens nicht entschlagen wollen?

Ihnen irgend welche unlautere Absichten zuzuschreiben, ist man so lange nicht berechtigt, bis der Beweis dafür geleistet ist. Der unbefangene Beobachter wird ganz im Gegentheil in den meisten concreten Fällen, wo er mit solchen Bemühungen in Berührung kommt, sich überzeugen können, daß sie von der reinsten Gesinnung eingegeben sind. Ihre Träger glauben damit nicht bloß sich, sondern der Welt, zunächst, wie billig, das etwas vage „Welt" als die lebendige deutsche Nation gedacht, einen äußerst ersprießlichen Dienst zu erweisen, wenn sie die moderne Cultur mit dem Christenthum versöhnen oder wie sonst die wohlklingenden Titel dieser Bestrebungen heißen mögen.[82]) Auch wäre es sehr anmaßend, zu behaupten, daß allen denen, die unter die bezeichnete Kategorie der Vermittler gehören, jene Schärfe des Denkens fehlte, durch die ihnen der Widerspruch im Principe ihres Thuns offenbart werden müßte. Wir sehen die gebildetsten Männer, gründliche und exacte Denker darunter oder an der Spitze, denn daß daneben auch viele sich finden werden, denen dieß Prädicat weniger gebührt, versteht sich ja von selbst.

Was treibt nun die in jeder Art zur Erkenntniß befähigten Führer dazu, gleichsam gegen diese ihre Erkenntniß immer und immer wieder Kräfte an einem an sich ungereimten Problem abzunutzen? Die Antwort wird auf jeden Fall nur eine psychologisch-genetische sein können. Nur wenn man ohne abgünstiges Vorurtheil nicht die Schale sondern den Kern dieser Bemühungen zu verstehen sucht, welcher ja recht wohl ein an sich wahrer und lebensfähiger sein kann, obgleich er in einer unwahren und lebensunfähigen Schale beschlossen ist, wird man im Stande sein, zutreffend und zugleich gerecht darüber zu urtheilen. Ihr Verstand zwingt sie, sehr Vieles von dem, was der alte Glaube oder die orthodoxe Theologie als wesentlichen Bestandtheil des Christenthums festhält, weil es von jeher für verbunden erachtet wurde, als widerstreitend den unantastbaren Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung aufzugeben; die gemüthliche Theilnahme, die Pietät, die sie, mag sein gewohnheitsmäßig, beherrscht, verhindert sie mit klaren und nur dürren Worten auszusprechen, daß sie es thun.

Aber wenn auch die moderne Naturwissenschaft im Bunde mit der modernen historischen Kritik alle die kosmologischen und anthropologischen Vorstellungen, von denen die literarischen Quellen des

Christenthums erfüllt sind als unhaltbar erweist, auch wenn die ganze theologische Metaphysik, die sich darauf gründet, vor denselben Mächten zusammenstürzt, so bleibt doch noch etwas übrig, was von der Wissenschaft gar nicht berührt wird. Dieses Etwas, das seine Heimat in einer Region hat, die der Wissenschaft, wenn sie weiß, was sie kann, unzugänglich ist, meinen alle die, welche von einer Vermittelung des Christenthums mit der Wissenschaft reden, und sie irren nur darin, daß sie glauben, es bedürfe einer solchen Vermittelung oder Versöhnung oder wie sie es sonst nennen.

Es ist in seiner Sphäre ebenso souverän, ebenso autonom, wie die Wissenschaft in der ihrigen, und so wenig Jemand, der sein Wesen erkannt hat, sich unterfangen wird, es zum Maße und zur Norm der Wissenschaft zu machen, so wenig dürfte sich diese solche Uebergriffe erlauben. Nicht von Vermittelung ist also die Rede, sondern von einem Nebeneinander. Wer das Bedürfniß hat, die Welt wissenschaftlich zu verstehen, kann — aber muß freilich nicht — auch das Bedürfniß haben, ein Christ in dem Sinne zu sein, wie wir ihn noch bestimmter präcisiren werden, das heißt nicht nach der Weise gewisser frommer oder gläubiger Naturforscher da aufhören zu denken, wo das Denken nicht bloß erlaubt, sondern Pflicht ist. Denn so lange es noch ihm zugängliche Objecte findet, braucht es keine polizeilichen Warnungstafeln, sei es einer Kirche, sei es der sogenannten öffentlichen Meinung, zu respectiren. Erst da, wo es sich bewußt ist, seine Grenze erreicht zu haben, wird es resigniren und um so aufrichtiger und vollständiger, je gründlicher und rücksichtsloser es vorher seinen Beruf erfüllt hat.

VI.

Der neue Glaube und die alte Religion.

Der Begriff dessen, was man Religion nennt, ist wie jeder andere Begriff wissenschaftlich zu definiren. Ebenso lassen sich die verschiedenen geschichtlichen, anthropologischen und psychologischen Momente wissenschaftlich erörtern, unter deren Einfluß die bestimmte Form einer Religion sich gebildet, ihre Glaubenssätze gestaltet und ihre sociale Darstellung als Cultus oder Kirche vollzogen hat. Insofern giebt es also eine Religionswissenschaft, aber die eigent-



liche Substanz dessen, was man Religion nennt, bleibt dennoch der wissenschaftlichen Demonstration unzugänglich. Wo sie sich in der Anlage eines concreten Individuums nicht findet, kann sie durch keine Art verstandesmäßiger Beweisführung hineinbewiesen werden. Wer keine Religion hat, hat eben keine. Die Anderen mögen es ihm selbst überlassen, wie er ohne sie auskommt. Wer aber die Sache gründlich und unbeirrt durch das Phrasengeschwirre von rechts oder links überlegt, wird sich sagen, daß der Mangel an religiöser Anlage ebenso wenig auf einen Mangel in der übrigen geistigen Ausstattung des Individuums schließen läßt, wie der Mangel an musikalischem Gehör den damit Behafteten zu einem groben Klotze oder Barbaren degradirt.

Strauß beantwortet sich und anderen Adepten des neuen Glaubens die Gewissensfrage: „Haben wir noch Religion?“ mit „Ja und Nein“. „Ja“, weil das Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit des Individuums von einer universellen Macht — gleichviel wie bestimmt und benannt — auch ihnen nicht fehle. Insofern nach der angeblich scharfsinnigsten wissenschaftlichen Definition darin das Wesen der Religion bestehen soll, wäre das „Ja“ begründet. Doch erscheint es ihm selbst zweifelhaft, ob man das, was ihm und den Seinen noch als Religion geblieben ist, auch dafür gelten lassen wolle, und insofern könnte auch die Antwort „je nachdem, ja oder nein“ lauten. Unserem Bedünken nach möchte es uns selbst ziemlich gleichgültig sein, was die Anderen über die Beantwortung einer solchen im strengsten Sinne nur vor das eigenste Forum gehörigen Frage denken, aber wir begreifen sehr wohl, daß andere Gründe von viel schwererer Wucht jene reservirte Antwort bedingen, gleichviel ob sie dem Antwortenden zum Bewußtsein gekommen sind oder nicht. Ihre Erörterungen gehören nicht hierher, weil sie das Heiligthum der Subjectivität berühren müßten, wozu Niemand berechtigt ist.

Wohl aber sind wir zu der Bemerkung berechtigt, daß der Versuch der Ableitung jener besonderen Art von Religion, die auch keine Religion heißen kann, aus den Vordersätzen der mechanischen Weltanschauung, zu welcher sich der neue Glaube bekennt, auf einer Selbsttäuschung beruht. Sie haben mit dieser Religion und mit Religion überhaupt so wenig zu schaffen, wie mit der sittlichen Substanz des menschlichen Daseins. Wir haben schon oben nach-

gewiesen, daß und warum die Lebensordnung im Sinne des neuen Glaubens nicht aus diesem — insofern er, wie er von sich selbst aussagt, ein System der begriffsmäßigen Natur- und Welterkenntniß sein will — abgeleitet sein kann. Wie man sich dort gegen die irrigen Schlüsse der versuchten dialektischen Vermittelung zwischen beiden einfach auf die erfahrungsmäßige Thatsache berufen konnte, daß die meisten, die sich zu den kosmologischen und anthropologischen Satzungen des neuen Glaubens bekennen, doch zu ganz anderen Consequenzen für die Ordnung des Lebens gelangen, als sie Strauß für sich und für jenen Glauben fordert, so kann man es auch hier und zwar nach zwei Seiten hin. Es giebt genug aufrichtige Neugläubige — denn von aufrichtigen ist allein die Rede — welche die Gewissensfrage nach ihrer Religion mit einem vollständigen „Gar keine, nicht einmal die Straußische" beantworten, und ebenso lassen sich vielleicht ebenso viele, wenn auch nicht gerade in unserer deutschen, methodisch gebildeten Welt finden, die wieder mit voller Wahrheit neben dem neuen Glauben sich zu einer der historisch gegebenen jetzigen Religionsformen in ihrer Totalität und ohne alle eklektischen Vermittelungsversuche bekennen.

Wir lassen Jedem das Recht, nach seiner Façon selig zu werden, verlangen es aber auch für die, welche sich durch ihre Neugläubigkeit auf der einen Seite, ihre Altgläubigkeit, d. h. ihre Aussage, daß sie noch Christen seien, auf der anderen nach Strauß' Meinung in einen unlösbaren Widerspruch verwickelt haben sollen. Mögen sie selbst zusehen, wie sie ihn lösen. Freilich, wenn sie die ganze Mannichfaltigkeit ihres Ideenlebens an die festgeschlossene Kette formal richtiger Schlußfolgerungen des logischen Denkens oder des formalen Verstandes hängen wollen, dürfte es ihnen nicht leicht werden; aber wer sagt denn, daß sie es thun oder zu thun verpflichtet sind? Warum sollte man nicht annehmen dürfen, daß Manchen die Einsicht aufgegangen ist, wie die verschiedenen Gebiete des Geistes durch feste Grenzen gesondert sind, ohne daß in der Wirklichkeit, sondern höchstens nur in der Einbildung einer auf schiefe Bahn gelockten Reflexion störende Invasionen von den Mächten, die hüben und drüben besitzberechtigt sind, stattzufinden brauchten.

Wir betonten diese selbstverständlichen Wahrheiten hier noch einmal, weil es uns scheint, als wenn diejenige Form des neuen

Glaubens, mit der wir uns hier auseinander setzen, ganz nach der Art der wenigst erfreulichen Phänomene in der Geschichte des oder der alten Glauben, mit besonderer Verstimmung gerade gegen die erfüllt sei, denen sie sich durch theilweise Uebereinstimmung in einigen ihrer Grunddogmen oder Grundanschauungen am nächsten verwandt fühlen könnte, wenn nicht die Differenz in anderen das Gefühl der verwandtschaftlichen Zugehörigkeit in das Gegentheil verwandelte. Etwa so wie die beiden protestantischen Confessionen 150 Jahre lang mit viel heftigerer Abneigung einander gegenüber standen, als den Katholiken oder den Griechen, oder wie der Katholicismus selbst von jeher die Ketzer in seiner eigenen Mitte, obgleich sie sich, meist mit Recht, auf die fundamentale Gemeinschaft des christlichen Glaubens berufen durften, viel grimmiger haßte und verfolgte, als die Juden und Heiden. Denn im Gegensatz zu der gehaltenen Urbanität, die dem Buche von Strauß — man dürfte hinzusetzen — selbstverständlich eigen ist, befremden doch Stellen, wie etwa die auf Seite 296: „Es bleibt dabei, wenn der alte Glaube absurd war, so ist es der modernisirte, der des Protestantenvereins und der Jenenser Erklärer, doppelt und dreifach. Der alte Kirchenglaube widersprach doch nur der Vernunft, sich selbst widersprach er nicht; der neue widerspricht sich in allen Theilen, wie könnte er mit der Vernunft stimmen."

Strauß glaubt, „daß all dieß Stümpern an der alten Kirche, alle diese Flickereien der sogenannten Vermittelungstheologie aus der falschen Meinung hervorgehen, daß jeder Einzelne schlechterdings einer Kirche angehören und, wenn die alte nichts mehr taugt, eine neue haben müsse." Auch wir glauben, daß jeder Einzelne einer Kirche angehören könne, aber nicht müsse, aber, da uns das einstweilen noch nichts angeht, wir glauben auch, oder wissen vielmehr, daß diese falsche Meinung nicht das eigentlich treibende Motiv bei jenen Stümpereien und Flickereien ist. Es spielt dabei wohl auch eine Rolle, und thatsächlich mögen viele, die unter die von Strauß verurtheilte Zunft der Pfuscher gehören, von diesem Motive hauptsächlich geleitet werden. Eigentlich aber kann es nur den Anspruch machen, ein secundäres, die in gewissem Sinn zufällige praktische Consequenz eines viel allgemeineren und höheren Momentes zu sein. Dasselbe ist von uns schon bestimmt worden. Nicht „die Vermittelung der Weltcultur mit der christ-

lichen Frömmigkeit" heißen wir es, weil der Ausdruck so schief, ja beinahe läppisch ist, sondern „das Bedürfniß vieler Gemüther, neben der „modernen Weltcultur" das Christenthum festzuhalten", weil es und soweit es für ihre Seelen eine reelle Macht ist, die mit dem, was hier unter Weltcultur verstanden wird, gar nichts zu schaffen hat.

Dasselbe Recht der Gewissensfreiheit, das Recht, nach seiner Façon selig zu werden, dürfen auch sie wie alle anderen Altgläubigen und Neugläubigen in Anspruch nehmen, und da sich der Inhalt ihres religiösen Bewußtseins, wenn er nur ihnen genügt, aller Discussion entzieht, so hätten wir hier nichts weiter darüber zu sagen. Aber da wir gewissermaßen in diesem Falle pro domo zu sprechen in der Lage sind, obgleich wir äußerlich in keiner Verbindung mit jenen so hart Gescholtenen stehen, so mag es uns erlaubt sein, zu zeigen, wie sich dieser christliche Inhalt des religiösen Bewußtseins da ausnimmt, wo daneben die moderne Cultur in ihrem vollen Rechte anerkannt wird, d. h. so weit sie eben berechtigt ist, denn Recht ist noch nicht despotische Allmacht. Wir wollen zeigen, wie man allerdings von einem Christenthum, christlichem Bewußtsein, christlichem Glauben auch da reden kann, wo man vollständig bereit ist, alle die Consequenzen der modernen Wissenschaft zuzugeben und selbstthätig zu verwerthen, diejenigen, durch die das Gebäude des alten Glaubens für alle, welche jene Wissenschaft pflegen, vollständig zerstört ist, nämlich so weit, als er es darauf abgesehen hatte, ein Gebiet zu beherrschen, das nicht ihm, sondern einer anderen geistigen Macht gehört.

VII.

Das Bleibende im Christenthum neben und in der modernen Cultur.

Sehen wir, welcher Art das ist, was den Männern „moderner Cultur" — behalten wir immer diesen zweideutigen Ausdruck bei, weil er zum Schlagwort geworden ist — noch vom Christenthume bleibt, auch wenn sie die vollen Consequenzen der wissenschaftlichen Kritik ziehen, wenn sie den Werth der Urkunden in der Geschichte der christlichen Kirche wie in jeder anderen geschichtlichen Ueber-



lieferung nicht nach dem Maßstab einer äußeren Autorität, sondern nach dem ihrer wissenschaftlichen Glaubwürdigkeit bemessen, wenn sie sich bewußt sind, daß und warum und wieweit z. B. die chronologische Anordnung der Begebenheiten in dem Leben Jesu auf schwankendem Boden steht, daß die historische Kritik an sehr vielen Thatsachen der evangelischen Geschichte, also wieder des Lebens Jesu, so wie sie in den Quellen dargestellt sind, die schneidendsten Widersprüche aufgedeckt hat, für die es keine Vermittelung, sondern nur eine Anerkennung ihrer Existenz giebt, oder, in welcher Art die Einflüsse jüdisch-theosophischer Speculation und griechischer Philosophie sich zur Begründung des dogmatischen Inhaltes der ältesten christlichen Kirche mit einander verbanden, welche besonderen Momente in der culturgeschichtlichen und wissenschaftlichen Signatur der ersten Jahrhunderte nach dem Tode Christi zur Fixirung der Glaubensbekenntnisse dieser ältesten Kirche geführt haben, auf welchem Weg und unter welchem vielseitig verschränkten Ineinanderspielen praktischer und speculativer Gesichtspunkte sich dann weiter im Mittelalter die Dogmen entwickelten und neben ihnen eine philosophisch-theologische Wissenschaft gestaltete, die in ihren wesentlichen Grundzügen sowohl vermittelst ihrer gezogenen Resultate, wie vermittelst der Methode ihrer Operationen nunmehr länger als ein Jahrtausend die Geister eines Theils der Menschheit erst ausschließlich beherrscht hat und auch jetzt noch mit den neuen, ihr feindseligen Mächten um die Alleinherrschaft in ihrer ehemaligen Domäne streitet.

Man könnte eigentlich auf die Frage, was dann noch von dem Christenthum bleibe als unantastbarer Bestand in diesem und in jedem andern Zersetzungsproceß, der der Wissenschaft der Zukunft vorbehalten sein mag, nicht besser als mit einer Stelle aus Goethe antworten. Goethe als Apologet des Christenthums wird Manchem bedenklich erscheinen, und doch hat es, d. h. das, was wir im Sinne der Sache, deren gutes Recht wir hier vertheidigen, Christenthum nennen, niemals einen besseren gefunden. Wir meinen die bekannten, aber wenig ins Leben gedrungenen Worte im zweiten Capitel des zweiten Buches der Wanderjahre, wo es heißt: „Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten

offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen. Hiervon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag."

Doch selbst neben diesem an Tiefe und Wahrheit der Intuition unerreichten Bekenntnisse des, Alles in Allem, größten unter den Heroen der modernen Cultur — versteht sich nicht gerade der allermodernsten — dürfen wir auch im eigenen Namen und in unserer Sprache das Eigenste, was überhaupt der menschliche Geist besitzt, auszudrücken versuchen, wenn auch nur im leichtesten Umrisse. Aber auch ein solcher wird genügen, um zu beweisen, daß von der Substanz des Christenthums und, was im Wesen dasselbe ist, von der Substanz der Persönlichkeit Jesu trotz und neben aller „modernen Cultur" noch gerade genug übrig bleibt, um die religiöse Bedürftigkeit einer — eine heißt nicht alle, aber kann viele heißen — Menschenseele zu befriedigen.

Jesus bleibt noch immer, wie viel oder wie wenig von einzelnen Thatsachen seiner Lebensschicksale sich kritisch rechtfertigen läßt, in dem, was jede ehrliche Kritik als seine realen Thaten und Lehren anerkennt, die absolute Fleischwerdung, das in die Wirklichkeit eingegangene Ideal der höchsten Tugenden, zu denen sich die menschliche Seele zu erheben vermag, wenn sie den Schmutz des wirklichen Lebens, mit dem sich Jeder beschmutzen lassen muß, durch Eintauchen in die Tiefen ihres eigenen Innenlebens von sich abwäscht. Die christliche Terminologie hat bekanntlich ihre drei Cardinaltugenden Glaube, Liebe und Hoffnung, und diese drei wird jede gründliche psychologisch-genetische Erwägung ethischer Momente auch wirklich nicht an die Spitze der übrigen Tugenden, vielmehr in eine ganz andere Sphäre stellen, als die übrigen

Tugenden. Gehören diese, die in dem classischen Formular der vier antiken Haupttugenden gleichfalls für alle Zeiten absolut gültig zusammengefaßt sind, der irdischen Atmosphäre an, so jene dem Aether, und da die menschliche Seele, wenigstens nach der Meinung der Leute, die eine specifisch religiöse Bedürftigkeit in sich wahrnehmen, nicht bloß aus irdischen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, sondern auch etwas, was jenseits derselben liegt, enthält, so ist leicht zu begreifen, daß ihr sittlicher Idealismus nothwendig auf jene Ergänzung durch das christliche Tugendideal oder, was dasselbe sagt, durch die von der realen Persönlichkeit Jesu ausströmende Lebensbethätigung derselben hingewiesen ist. Je mehr sich die menschliche Seele bewußt ist, welche ungeheure Kluft ihr Wollen vom Vollbringen scheidet, wie schmählich die Hindernisse sind, die sich in ihrem eigenen Wesen dem entgegenstellen, was dieses doch als seine eigene wahre Realität, als das eigentliche höchste Gut erkennt und ersehnt, desto mehr wird ein so Empfindender geneigt sein, die thatsächliche und persönliche Verwirklichung desselben in der realen Persönlichkeit Jesu als eine unmittelbare Manifestation der höchsten geistigen und sittlichen Macht zu bezeichnen, für die die Sprache, um sie annähernd anzudeuten, das Wort „Gott" gebraucht. Daß sich daraus von selbst das Recht und die Pflicht ableitet, eine solche reale Persönlichkeit in die Mitte des religiösen Lebens des Subjectes zu setzen, bedarf keiner Ausführung.

Wer tiefer in die Realität der Welt hinein sieht, weiß, daß Leiden und Schmerz der eigentliche Grundton ist, auf den sie gestimmt ist, der nur zufällig und vorübergehend in diesem oder jenem Moment von seinem Gegentheil übertönt wird. Aber ein feineres Ohr läßt sich nicht täuschen, wenn es einmal die wahre Melodie vernommen hat. Und wenn alles Gestaltete und Wirkliche in dem ewigen Wirbel seines Daseins doch immer nur auf das unabänderlich eine Ziel der Vernichtung hinstrebt, so wird der Tod als die eigentliche Realität an sich gelten müssen, auch wenn ihn Manche gar nicht gern so nennen hören. Der schwärzeste Pessimismus kann von dieser Seite her das Dasein der Welt und aller ihrer Angehörigen und, worauf es vornehmlich ankommt, das Elend des menschlichen Daseins nicht schwärzer malen, als es wirklich ist. Nur schade, daß der Pessimismus es nicht versteht,

zu sagen, wie der Mensch diesem Elend, das ihn, gleichviel wer er sonst sein mag, als Mensch und insofern unverschuldet trifft, entfliehen möge. Denn da dieser Pessimismus eigentlich nur ein verhüllter Eudämonismus ist, da er, wie man es so drastisch an seinem neuesten großen Propheten Schopenhauer erkennt, eigentlich mit der Prätension auf eine möglichst unendliche und unzählige Fülle des Genusses — natürlich nicht bloß von Austern und Champagner, aber diese denn doch mit dabei — an die herbe Realität der Welt und des Menschengeschicks herantritt, so muß er ja wohl in Verzweiflung gerathen, wenn er sieht, daß diese Welt so ganz und gar nicht eingerichtet ist, seine Forderungen zu erfüllen, und wenn sie es scheinbar thut, nur eine desto grausamere Tücke in petto behält, die sie bald genug ausläßt.

Ein Gemüth, dem die Einsicht in die wirkliche Beschaffenheit der Welt einmal aufgegangen ist, kann sich nur durch religiöse Erhebung in seinem Gleichgewichte behaupten. Wenn es Schmerz, Leiden und Tod nicht als die Verneinung seines eigenen Selbst, sondern nur als die Verneinung der zufälligen Umhüllung der Wirklichkeit, worin es eingeschlossen ist, erkennen lernt, dann wird es sie verehren und lieben und nicht verabscheuen und hassen. Aber um dazu zu gelangen, bedarf es nicht einer übernatürlichen, aber einer übersinnlichen Hülfe, denn die menschliche Art an sich ist, auf sich allein gestellt, auch hier zu schwach, das Ziel, das sie als das allein richtige erkennt, zu erfassen. Der „große Schmerzensmann" ist eine Bezeichnung, gegen die sich von Seite der heutigen Aesthetik allerlei einwenden läßt, aber sie trifft doch den Kern der Sache. Die Persönlichkeit Jesu als des Vernichters von Schmerz und Tod durch die Art seines Leidens und Sterbens ist der feste Stab, an welchem sich die schwache Pflanze des menschlichen Gemüthes emporranken kann, wenn es zerknickt am Boden liegt. Hier findet es seinen wahren Erlöser aus der Hand der Feinde, die es ohne ihn vernichten würden. Mit und durch ihn ist es befähigt, sie selbst zu vernichten, indem es sich über die niedere Schicht erhebt, in der sie allein ihr Wesen treiben.

Alle die großen und guten Genien, welche von jeher das Elend des menschlichen Daseins erkannt haben, haben auch versucht, das arme Menschengeschlecht auf diesen Weg der Befreiung, als den einzigen wahren, zu leiten. Aber, wie Goethe sagt, „Spur



ist nicht Ziel," und wie weit entfernt von dem Ziele ist selbst das Höchste, wozu sich der menschliche Geist außerdem erhoben hat? Buddhas Nirwana, ohne Frage dieses Höchste, was vor und außer Jesu erlösender Lehre vermittelst der erlösenden That, gedacht worden ist, wie schwächlich, weichlich, weibisch steht es doch neben dem Reiche Gottes, das die wahre Realität des menschlichen Daseins, wo Schmerz und Tod überwunden sind, dem Geiste bringen soll und, gleichviel in welchem mehr oder minder in die Sinnlichkeit getauchten Bilde es empfunden wurde, auch wirklich, seitdem es zuerst verkündet worden ist, Millionen von Menschen gebracht hat und für immer bringen wird, wie auch die Formen und Namen, unter denen es die Individuen erfassen, wechseln mögen.

VIII.

Die moderne Cultur und die christliche Kirche.

Wir meinen, wer sich zu dem Inhalte des Christenthums in dem Umfange bekennt, wie wir ihn als die innere Nothwendigkeit vieler „modernen Culturmenschen" bestimmen durften, hat das Recht und die Pflicht, sich einen Christen, einen Genossen der christlichen Religion zu nennen. Ob Andere oder alle Anderen geneigt sein werden, ihm diese Bezeichnung zu ertheilen, darauf kommt doch wohl zunächst für diejenigen, die sich um der Sache und nicht um des Namens willen so nennen, sehr wenig an.

Unsere nächste Aufgabe wäre damit erledigt. Der Beweis, daß die „moderne Weltcultur und die christliche Frömmigkeit" oder das Christenthum, ohne das keine christliche Frömmigkeit denkbar ist, neben oder mit einander in einer Menschenseele, folglich auch in vielen Platz haben, wäre nach unserem Bedünken geliefert.

Wir haben aber damit auch die irrige Vorstellung zurückgewiesen, als seien es wesentlich praktische Motive, welche die Koryphäen der sogenannten Vermittelungstheologie und ihre Anhänger — und sie zählen wie die des neuen Glaubens gleichfalls nach Tausenden in allen deutschen Gauen, unter allen Ständen, in allen Berufsclassen — zu dem Festhalten an dem christlichen Namen veranlassen. Nicht weil sie sich dem Wahne hingeben, Jedermann müsse einer Kirche angehören, und „wem die alte nicht genüge,

doch eine neue haben müsse", nennen sie sich Christen. Wollten sie eine neue Kirche haben, so wäre es ja nicht schwer, dafür einen neuen Namen zu finden, und wenn es bloß auf die Zugkraft eines Namens nach Außen hin ankäme, würde ein neuer, falls er nur sich geschickt dem zeitweiligen Modegeschmack anpaßte, jedenfalls dienlicher sein, als der alte, dem so manche fatale Reminiscenzen ankleben. Sie nennen sich Christen, weil die Persönlichkeit Christi, so weit und so wie sie dieselbe zu erfassen vermögen, die absolute und reale Erfüllung der idealsten Forderungen ihrer eigenen Seele ist.

Sie fühlen sich dadurch aber auch berechtigt, sich für Glieder der sichtbaren Gemeinschaft derer zu halten, die sich Christen nennen, also für Angehörige der christlichen Kirche, wenn sie nämlich es für innerlich geboten erachten, sich an dieser Gemeinschaft zu betheiligen, und weil sie es für geboten erachten, werden sie in dieser Gemeinschaft bleiben und sehen, wie sie sich in ihr zurecht finden. Denn an sich würde ein christliches Bekenntniß den Einzelnen ja auch ohne alle Zeichen der äußeren Gemeinschaft mit vielen Anderen zu einer unsichtbaren Gemeinde vereinigen können, für die man nur vermittelst einer Escamotage der Begriffe, die Jesuiten, nicht Christen ziemt, den Namen „Kirche" brauchen dürfte. In dem Wesen des Christenthums ist ja unzweifelhaft im Gegensatz zu allen anderen Religionen alter und neuerer Zeit diese Möglichkeit gegeben.

Die Anbetung Gottes „im Geiste und in der Wahrheit", das ausdrückliche Wort „Wann du beten willst, so gehe auf dein Kämmerlein", bezeugt, daß sich Jesus selbst dieser Consequenz seines ihn erfüllenden Geistes vollkommen bewußt war. Aber dem Menschen in seiner concreten Realität ist noch etwas anderes daneben nöthig, wenn auch diese unmittelbare Hingabe des Subjectes an die Allmacht des Geistes das Höchste und Letzte ist, wozu die religiöse Erhebung gelangen mag und soll. Das Dasein einer christlichen Kirche in der Geschichte beweist die psychologische Nöthigung, wodurch sie ins Leben gerufen wurde, und ihre Geschichte, wenn man sie mit unparteiischem Auge, also weder vom Standpunkte des alten noch von dem des neuen Glaubens betrachtet, beweist ferner, daß die Kirche, trotz der selbstverständlich nothwendigen Befleckung durch den Schmutz der Wirklichkeit, dem sie als ein leibhaftiges Wesen so gut wie alle anderen unterworfen war, ist und sein wird, doch durch die besonderen Erscheinungs-

formen ihrer Leiblichkeit jenes letzte und höchste Recht des freien Geistes in den zu ihr gehörigen Individuen an sich keineswegs vernichtet, sondern im Gegentheil ihnen, weil sie Menschen, d. h. an die Vermittelung durch die Leiblichkeit der Dinge gebunden, sind, große und wichtige Förderung zur Erreichung des höchsten Zieles des religiösen Lebens bietet, wofür es anderswo keinen Ersatz giebt. Wäre der Satz 'extra ecclesiam nulla salus' nicht durch verruchten Mißbrauch für ewig geschändet, so könnten wir und alle mit uns Gleichgesinnten, ihn zu unserer Parole für unsere Stellung zu der Kirche machen.

Das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen ist für die unendliche Mehrzahl der Menschen unerläßlich nöthig, ebenso sehr um sie vor den Excessen der Ueberspannung und Selbstüberhebung auf einem Gebiete, wo die Gefahr so groß ist, zu bewahren, wie um ihnen bei dem gleichfalls naturgemäßen, d. h. in der einmal gegebenen Anlage der Seele begründeten Umschlag in die entgegengesetzte Stimmung der Verzagtheit und des Druckes durch die Macht der grellen Wirklichkeit Muth und Selbstvertrauen einzuflößen zum Beharren auf dem Wege, der zum Heil führt, weil er die Erreichung der wahren höchsten Güter des Lebens zum Ziel hat. Alles, was die Gemeinsamkeit der Menschen im Bereiche der großen äußeren Ordnungen des Lebens, die wir Staat nennen, dazu beiträgt, um den Einzelnen zu einer unendlich höheren Stufe der Entfaltung seiner dahin gerichteten und darauf bezüglichen Anlagen und Kräfte zu befähigen, gilt nothwendig auch von dem Einfluß der äußeren Gemeinschaft des religiösen Daseins, die man Kirche nennt; und mit demselben Rechte, wie die tiefere Betrachtungsweise den Staatsbegriff nicht als ein gemachtes oder in der zufälligen Willkür des Menschen liegendes Ding erkennt, sondern als die dem Menschen nothwendige Form, in der er allein zur Darstellung der höheren Menschlichkeit nach ihrer irdischen Seite, zur Erfüllung der eigentlichen Culturaufgaben der Geschichte gelangen kann, darf man auch von der Kirche sagen, daß sie nicht nur zufällige und willkürliche Form ist, in der sich die Religion darstellt, sondern eine nothwendige und ewige.

Selbst wenn es nur Gewohnheitssache wäre, wie Strauß meint, am Sonntag Glockengeläut zu hören und in die Kirche zu gehen, so wollen wir doch auch auf diese Gelegenheit nicht ver-

zichten, so wenig wie auf andere, die mit unserm Leben verwachsen sind und ihm in dem rastlosen Schwirren der auftauchenden und verschwindenden Geburten des Tages das Gefühl der Sicherheit und Festigkeit des Daseins gewähren, ohne welche Kopf und Herz sehr bald Schiffbruch leiden würden. Aber das Kirchengehen, die Theilnahme an den üblichen Formen des Cultus giebt uns auch noch etwas mehr. So lange der Geist an das Medium der Sinnlichkeit gebunden ist, wird er in diesen äußeren Formen nicht die einzig mögliche und eben deshalb absolute Gestalt, unter der das Uebersinnliche auf ihn wirkt, erkennen, aber diejenige, die durch eine in allen Stücken begreifliche, aus dem innersten Wesen der concreten Menschheit, zu welcher das betreffende Individuum gehört, erklärliche Entwickelungsreihe die Gegenwart und Vergangenheit zu einem Ganzen verbindet. Je gebildeter im wahren Sinne des Wortes der Einzelne ist, um so größere Ehrfurcht wird er vor dieser Macht des geschichtlichen Daseins haben, um so mehr wird er begreifen, daß, wenn ihr Niederschlag in der Gegenwart auch nicht mit dem sich deckt, was das von allen historischen Voraussetzungen gelöste Individuum, wenn es von vorne mit einer solchen Schöpfung anfangen sollte, für sich nach Maßgabe dessen, was ihm momentan als Ideal vorschwebt, construiren würde, er gerade deshalb um so mehr berechtigt ist, von diesem Individuum respectirt, freilich nicht für vollkommen geachtet, zu werden.

Demnach wird es für die so Denkenden keine andere Veranlassung geben, sich von der kirchlichen Gemeinschaft zu trennen, der sie angehören und eine neue zu constituiren, da wir — wie ausgeführt — voraussetzen, daß sie eine absolute Isolirung des Einzelnen für unmöglich halten — als entweder, wenn die factisch bestehenden kirchlichen Gemeinschaften in ihrem thatsächlichen Gebahren es ihnen unmöglich machen, die Theilnahme an ihnen mit der Wahrung ihres höchsten und heiligsten Gutes, des christlichen Bekenntnisses in der Fassung, die die innerste Nothwendigkeit ihres Geistes ist, zu verbinden, oder wenn diese kirchlichen Gemeinschaften sie selbst aus ihrer Mitte auszustoßen sich bewogen finden sollten. In dem einen und in dem andern Falle würde Nichts übrig bleiben, als daß sich aus denen, die in den alten Kirchen keinen Platz mehr finden, weil ihr Gewissen es ihnen verbietet oder weil Andere ihr Gewissen durch sie beschwert glauben, eine neue Kirche bilde, die

sich in jedem Falle eine christliche zu nennen berechtigt wäre, auch wenn ihr ihre Feinde, wie selbstverständlich, diesen Ehrennamen versagten. — Aber eine traurige Nothwendigkeit würde es doch immer sein, denn wie groß oder klein man sich auch die Zahl der Mitglieder einer solchen neuen Kirche denken wollte, der Bruch mit der geschichtlichen Vergangenheit würde in ihren Augen immer ein Verlust bleiben, wofür es keinen zureichenden Ersatz giebt.

IX.

Das Recht der Vertreter der modernen Cultur zu einer reformirenden Thätigkeit in der Kirche.

Leben heißt Bewegung, und auch, wer in einer kirchlichen Gemeinschaft sich befindet, wird, wie für diese das Recht auf eine fortwährende Geltendmachung des obersten Lebensprincipes, so auch für sich selbst das nämliche Recht, thätig in diese Bewegung einzugreifen, nicht verkümmert sehen wollen. Jeder wird nach dem Maße seiner Intelligenz und seines Gewissens das Ziel, das er dabei verfolgt, das Ideal, was er der Wirklichkeit einbilden will, zu bestimmen haben und die Hindernisse, die dabei zu überwinden sind, theils als natürlich gegebene durch den Begriff jeder concreten Gestaltung menschlicher Zustände und Einrichtungen, theils als zufällig gewordene durch eine Complication besonderer, an sich nicht nothwendiger Momente in dem geschichtlichen Dasein dieser kirchlichen Gemeinschaft betrachten. Je nachdem sie der einen oder der anderen Gattung angehören, wird die Haltung eines gewissenhaften und wahrhaft durchgebildeten Mannes eine andere sein. Den ersten gegenüber wird er sich darauf beschränken, ihre schädlichen Einflüsse schonend zu beseitigen, soweit es ihm möglich ist. Sie ganz zu vertilgen, um etwa dann das Ideal einer vollkommenen Kirche realisirt zu sehen, wird er nicht begehren, weil er weiß, daß er es nicht kann. Denn so wenig sich staatliche Utopien realisiren lassen, weil alle Staaten in ihrer greifbaren Wirklichkeit aus dem ewig gleich spröden und unzureichenden Material der concreten Mengen zusammengesetzt sind, ebenso wenig läßt sich ein absolut reiner und vollkommener Zustand der Kirche denken, die ja gleichfalls aus demselben an sich schlechten Material aufgebaut ist.

Und wenn die Beschränkung der Aufgaben des Staates auf einen Kreis von Interessen, der nach herkömmlichem Sprachgebrauch ein niedrigerer zu heißen pflegt, als der, welchen die Kirche für sich beansprucht, den Schein erwecken sollte, als sei es leichter, in ihr den Forderungen der Vernunft und des Gewissens Geltung zu verschaffen, so wird ein Kenner der menschlichen Art gerade umgekehrt wissen, daß die Gefahr gänzlich verzerrter, ungesunder, ja unnatürlicher Mißbildungen um so größer ist, je höher und reiner das Ideal selbst, und je steifer und schweigsamer die Gebilde sind, in denen es sich verkörpern soll.

Setzen wir uns mitten in die concrete Wirklichkeit der Dinge, erwägen wir, wie sich unser Verhältniß zu der wirklichen Kirche im Hinblick auf die oben besprochenen Voraussetzungen gestaltet.

Unter Wirklichkeit und wirklicher Kirche verstehen wir, was doch wohl keiner Constatirung bedarf, die heutigen protestantischen Landeskirchen unseres Vaterlandes. Denn nur in ihnen finden sich thatsächlich diejenigen Männer, die wir zu den Unseren rechnen, welche die moderne Weltcultur mit der christlichen Frömmigkeit vereinen, d. h. unbeschadet ihrer sonstigen wissenschaftlichen und intellectuellen Signatur sich für Glieder der christlichen Kirche gehalten haben und von Anderen dafür gehalten worden sind. Ueber die Grenzen unseres Vaterlandes unsere Augen schweifen zu lassen, halten wir aus mehr als einem Grunde für unthunlich. Innerhalb derselben aber sind factisch keine anderen kirchlichen Gemeinschaften zu finden, welche die betreffenden Elemente mit Bewußtsein in sich enthielten und sie wenigstens im Allgemeinen bisher noch ohne principiellen Widerspruch, wenn auch nicht ohne einzelne Conflicte, als ihre wirklichen Glieder anerkannten, insofern sie es nur selbst, wie hier immer vorausgesetzt wird, sein wollten.

Darum brauchen wir die sogenannten freien Gemeinden in ihren verschiedensten Spielarten nicht zu berücksichtigen. Ohne über ihre Berechtigung und inneren Beruf irgend ein Urtheil hier zu versuchen, genügt es doch schon, auf die Bedeutung des geschichtlichen Momentes hinzuweisen, mit welchem sie principiell gebrochen haben. Sie sind aus der Kirche, deren Begriff aber ohne einen solchen historischen Hintergrund nicht der einer Kirche ist, ausgeschieden, wir aber haben von denen zu sprechen, die gerade deshalb in der Kirche bleiben, weil sie den geschichtlichen Zusammenhang mit der

ganzen concreten Entwickelung des christlichen Lebens und Empfindens nicht missen wollen.

Eben so wenig ist für die Vertreter der modernen Weltcultur eine wirkliche Zugehörigkeit zu der katholischen Kirche heutigen ultramontanen Stempels denkbar. Selbst wenn sie aus praktischen Rücksichten Leute, welche das souveraine Recht der Wissenschaft, der Denk- und Gewissensfreiheit ungescheut bekennen, noch als ihre Angehörigen dulden wollte, dürften diese doch nicht, wenn sie nicht Heuchler sind, in ihr verweilen. Allerdings lehrt die Erfahrung, daß es Viele dennoch thun und doch jene strenge Bezeichnung mit einigem Rechte von sich abweisen können. Sie lassen es sich aus den verschiedensten Rücksichten der äußeren Zweckmäßigkeit, deren Casuistik für uns vollkommen gleichgültig ist, gefallen, als Katholiken zu gelten, ohne sich dadurch in ihrem Gewissen behindert zu fühlen, daneben alles das zu sein und alles das zu glauben, was sie als den eigentlichen Gehalt ihrer geistigen Individualität betrachten.

Eine solche in der Praxis absolute, in der Gesinnung feindselige Passivität ist aber das Gegentheil von dem, was wir hier meinen, wenn wir von Zugehörigkeit zu einer Kirche sprechen. Uns gilt dieser Begriff als gleich mit lebendiger Theilnahme, selbstthätigem Eingreifen in ihre Zustände und Geschicke, was natürlich nicht mit einem epochemachenden äußeren Eclat sichtbarer Leistungen des Einzelnen zusammenfällt. Auch die stillste und bescheidenste Thätigkeit ist in ihrem eigenen Werthe eben so hoch zu stellen, wie die erfolgreichste und glänzendste, wenn nur das Eine, die Gesinnung, der sie entstammt, die rechte ist. —

Heuchler aber im schärfsten Sinne des Wortes müßten die heißen, welche im vollen Bewußtsein der unübersteiglichen Schranke, die sie von der gegenwärtigen Form und Tendenz des Katholicismus trennt, doch den Schein einer wirklichen Hingabe an seine Satzungen und praktischen Interessen zu retten suchen. Ob thatsächlich diese Art von wahrhaft kernfaulen Gliedern in der katholischen Kirche Deutschlands gefunden wird, kümmert uns hier nicht weiter, anderswo findet sie sich nicht bloß einzeln, sondern massenhaft, und das heutige Frankreich ist nicht arm daran.

Mit dem Altkatholicismus, als Gegensatz des Ultramontanismus, haben wir nicht zu rechnen, weil er noch zu unfertig ist, um eine Kirche zu heißen. Wir wünschen ihm selbstverständlich

die größtmögliche Lebens- und Gestaltungskraft und trauen ihm auch eine solche zu, nicht weil wir sie wünschen, sondern weil wir den Glauben an das Gewissen eines großen Theiles unserer Nation noch nicht verloren haben. Liegt sie, so weit sie katholisch ist, auch jetzt verstrickt in den Banden, welche höllische Arglist geflochten und fanatische Bosheit immer fester zu schnüren sich abmüht, so kann sie doch eines Tages daran rütteln; sie besitzt trotz alledem doch ein deutsches Gewissen, das sich nicht ganz und für immer todt machen läßt, so lange die Nation selbst lebt. Freilich, ein grimmigerer Conflict, eine tödtlichere Feindschaft, als die zwischen dem Katholicismus in seiner jetzigen Phase und der Geistesart der deutschen Nation besteht, kann nicht gedacht werden, und ein Compromiß zwischen ihnen, ein modus vivendi zwischen Beiden ist ein Ding der Unmöglichkeit. Entweder das Eine oder das Andere muß ganz unterliegen, das dürfte schon heute auch minder scharfsichtigen Augen klar geworden sein, und da bis zu dieser Stunde, wie gleichfalls jeder von Selbsttäuschung freie Beobachter sieht, die Wagschale dieses Katholicismus innerhalb seiner deutschen Domäne immer noch ihr Gewicht verstärkt hat, da alle einzelnen Mißerfolge ihm durch stetige und massenhafte Erfolge mehr als ersetzt worden sind, so könnte das Facit eines Exempels der Combinationsrechnung für die Zukunft nicht zweifelhaft scheinen, wenn nur der eine an sich unberechenbare Factor nicht wäre, der im Stande ist, den ganzen sonst mächtigen Ansatz mit einem Stoße über den Haufen zu werfen, wie er es schon einmal in der großen deutschen Reformation gethan. Das deutsche Gemüth und das deutsche Gewissen, zwei Dinge, worüber Manche höhnisch lächeln, sind für uns zwei Mächte, denen wir, wenn sie sich erst auf ihr Recht und ihre Kraft besinnen, keine anderen im Kreise der weiten Welt zu vergleichen wissen. Sie sind im Stande, mehr als Ein Rom zu bewältigen. Ob aber der Altkatholicismus berufen ist, sie aus ihren Banden zu erlösen, untersuchen wir hier nicht, sondern sagen nur einfach, daß wir es glauben.

Somit wäre unsere Beschränkung auf die protestantischen Kirchen der deutschen Gegenwart gerechtfertigt, obgleich wir, wenn der Altkatholicismus erst eine Kirche heißen dürfte, keinen Grund sähen, ihn von unserer Erwägung auszuschließen. Wäre der deutsche Protestantismus heute, im Jahre 1873, noch derselbe, der er etwa

vor dreißig, vierzig Jahren war, so würde sich unsere lebendige Bethätigung als Glieder seiner Kirche im Princip auf eine hingebende und ruhige Mitarbeit an den verschiedenen praktischen Aufgaben des Moments beschränken dürfen. Je nachdem der Einzelne die oder jene besondere Befähigung mitbrächte, würde sich seine Arbeit selbstverständlich bald mehr dem innern Aufbau, bald mehr der Förderung der äußeren Angelegenheiten der Kirche zuwenden. Heute aber ist es mit einem solchen bloßen Mitarbeiten innerhalb der schon durch die Lage der Dinge gegebenen Schemata, mit einem solchen Zurücktreten des selbstbewußten Eingreifens nicht mehr gethan. Die protestantische Kirche von heute erfordert etwas Anderes. Sie bedarf eines Umbaues, nicht eines bloßen Weiterbaues. Wir sind durch unser Gewissen genöthigt, nicht als dienende Hände zu wirken, sondern als selbständige Werkführer. Unser „Stümpern an der alten Kirche" bedeutet, daß wir zu der Ueberzeugung gelangt sind, sie bedürfe einer gründlichen Verbesserung, einer Reformation, wenn man will, damit es nicht heiße, wir dächten an eine Revolution.

Wir stützen diese unsere Ansicht vorerst auf die als Ergebniß ruhiger Prüfung gewonnene Ueberzeugung, daß, wenn wir nicht in dieser activen Art der Kirche unsere Thätigkeit zuwenden, sie sehr bald zu einem Zustand gekommen sein wird, wo weder wir nach unserem Gewissen in ihr bleiben können, noch sie uns in ihrer Mitte duldet. Wollen wir überhaupt in einer Kirche sein, und daß und warum wir es wollen, ist genugsam gesagt, so müssen wir sie reformiren. Ob wir es können? Wir hoffen es.

X.

Die Ziele und Aussichten der Reform.

Bisher hat man noch in keiner deutschen Landeskirche die Mitglieder des Protestantenvereins, die Unterzeichner der Jenenser Erklärung und ihre Gesinnungsgenossen vor die Thüre gewiesen, denn das Gekrächze eines oder einiger Zeloten ist noch nicht die Stimme der Kirche. Aber es wird geschehen, wenn die kirchliche Richtung, welche jetzt das Prädicat der Gläubigkeit und Christlichkeit allein für sich beansprucht, noch weitere Erfolge erringen sollte,

und sie wird es thun, wenn nicht eine entgegengesetzte Strömung entschieden und ernst mit ihren Reformgedanken und noch mehr mit Reformthaten ihr entgegentritt. Denn täuschen wir uns nicht, das, was man heute protestantische Orthodoxie nennt, ist nicht das Werk einiger kirchlichen Fanatiker oder politischen Reactionäre, die zufällig das Portefeuille des Cultusministeriums trugen oder den Consistorien präsidirten. Nicht Eichhorn und Mühler, oder Roth und Harleß haben die orthodoxe Majorität unter unserer jüngeren Generation der protestantischen Geistlichkeit geschaffen, obgleich sie sehr viel dazu beigetragen haben, ihnen den Weg zu ebnen und ihre Gegner mundtodt zu machen. Aber zuletzt sind alle diese Heroen der Dunkelheit nichts weiter als ihre Ausgeburten, nicht wie man insgemein glaubt, die pfiffigen Meister, welche es verstanden haben, durch Gaukelkunststücke das biblische „Es werde Licht" in sein Gegentheil zu verkehren. Die Finsterniß war schon eher da als sie, und sie wird auch bleiben und weiter um sich greifen, nachdem sie selbst im Nebel ihrer Thaten verschwunden sind.

Es liegt einmal in unserer Gegenwart, wenn man sie auf den letzten Grund ihrer Seelenconstruction ansieht, ein entschiedener Drang nach dem Realistischen, Positiven, Prosaischen. Psychologisch nicht schwer zu erklären als der zur Erhaltung des Gleichgewichts nothwendige Rückschlag gegen die vorhergegangene Periode des Idealismus, der apriorischen Speculation und Construction, der poetischen Verklärung oder Verflüchtigung der Wirklichkeit, treibt diese überall wahrnehmbare, aber überall von den Betheiligten selbst nur instinctiv oder naturalistisch empfundene Macht im Bereiche der Religion und ihrer concreten Gestaltungen als Glaube und Kirche dazu, etwas derbes, handgreifliches, mauerfestes an die Stelle des flüssigen, verschwimmenden, abirrenden Wesens der vorhergegangenen Periode zu setzen.

Auch die Religion, Glaube und Kirche soll so exact und positiv werden, wie es der Geist der Zeit überall zu sein begehrt und geworden zu sein glaubt. Und je mehr die realen Zustände der Gesellschaft und der Individuen durch ungeheure Umwälzungen auf dem Gebiete des sinnlichen Daseins der Menschheit und ihres Verhältnisses zu der Natur und Außenwelt bis in die letzten Grundfesten erschüttert, theilweise schon ganz umgestaltet sind und noch größeren Umwälzungen nach dem allgemeinen Gefühle der Mitwelt

entgegengehen, um so begreiflicher ist es, wenn man dafür auf dem Gebiete der Idealität, so weit man es doch nicht ganz von sich abweisen kann, „Ruhe" haben will. Man könnte ja sonst von dem Orcan der Evolutionen und Revolutionen um uns herum zerrissen werden.

Das Bedürfniß nach einer gewissen Region der Idealität ist aber auch in einer realistischen Zeit zwar zurückgedrängt, jedoch an sich unaustilgbar und immer noch eine Weltmacht, so gut wie ihr Gegentheil; nur nicht gerade die erste Großmacht des Augenblicks. Seine elementarste Befriedigung hat es von je gefunden und findet es auch jetzt, wie vor zwei-, dreitausend oder auch hunderttausend Jahren, in der Religion. Sie ist der natürliche, ewige und oft alleinige Idealismus der Massen. Unsere Zeit thut sich neben Anderem auch auf die Fortschritte der allgemeinen Bildung gar viel zu gut, und gewiß da, wo das, was jetzt im vulgären Sinne so heißt, unter den Massen oder in den Individuen durchgreift, die man bona fide sonst dazu rechnen durfte, jetzt aber vielleicht bald bei Strafe des Bannes oder polizeilicher Ahndung nicht mehr dazu rechnen darf, da wird auch diese elementarste Gattung des Idealismus in sehr vielen Fällen ausgetrieben werden, wie jeder Kenner der Gegenwart weiß. Aber wieder bei anderen Vielen und sehr Vielen geschieht es nicht, und für diese paßt der hagenbüchene Glaube und die backsteinerne Kirche unserer Orthodoxie. An Führern fehlt es dieser religionsbedürftigen Masse nicht: statistische Thatsachen beweisen, daß sogar auf der Universität unsere jungen Theologen, die künftigen Geistlichen, sich mit Vorliebe der positiven Richtung zuwenden, auch da und dann, wo und wenn sie sich sagen können, daß die äußeren Chancen für sie keineswegs mehr so glänzend sind, als vor etlichen Jahren. Aber sie sind eben auch Söhne ihrer Zeit und wenden sich viel mehr von Innen heraus, als sie selbst wissen und verstehen und als die oberflächliche Phrase es zugiebt, dahin, wo das wahre Ideal dieses jetzigen Zeitgeistes liegt.

Strengster Confessionalismus auf der einen Seite, Absolutismus der gläubigen Pastoren auf der andern Seite ist das Ziel, dem das Bewußtsein und der Instinct der Jünger der positiven religiösen Richtung nachstreben. Dem gegenüber ziehen sich schon jetzt die meisten der sogenannten gebildeten Elemente aus dieser ihnen unheimlich gewordenen Kirche zurück und deuten die große

Errungenschaft der modernen politischen Entwickelung, die Gewissensfreiheit, rein egoistisch und negativ für sich so, daß sie zu gar keiner Kirche gehören wollen, weil ihnen die nicht mehr convenirt, zu der sie herkömmlich gerechnet werden. Ihr Austritt sollte kein Schmerz für diejenigen sein, welche ihn veranlaßt haben, wenn sie ihren Vortheil richtig verstehen, sondern eine Freude, und wenn es häufig scheint, als sei es anders, so ist es selbst einem wohlwollenden Beurtheiler schwer, an die Aufrichtigkeit solcher Schmerzensschreie zu glauben, falls er nicht an eine gewaltige Bornirtheit derer glauben soll, von denen sie ausgestoßen werden. Es bleiben ihnen noch genug und gerade die richtig gezeichneten Seelen übrig, an denen sie, ganz unbeirrt durch irgend welche Störenfriede, das geistliche Hirtenamt unter dem Brüllen der Wölfe draußen vor dem Stalle üben können. Sie werden noch immer Massen in ihren orthodoxen Landeskirchen haben, aber diese selbst werden je länger je weniger die Bezeichnung protestantische und deutsche verdienen, wenn sie sie auch conventionell fortführen.

Die letzten praktischen Consequenzen aus solchen Prämissen zu ziehen, ist nicht schwer. Im Geiste und in der Gesinnung dem Principe zugefallen, welches der ultramontane Katholicismus von heute, nur viel klarer, entschiedener und weltgewandter, vertritt, im praktischen Verhalten nothwendig auf dieselbe Bahn, wie er getrieben, nämlich die Grenzen der religiösen oder kirchlichen Sphäre und des übrigen Lebens nicht zu respectiren, weil die eigentliche Seele des religiösen Wesens fehlt, muß ein solcher Protestantismus schließlich von der mächtigen Anziehungskraft des soviel größeren und solideren Körpers der katholischen Kirche erfaßt und in ihrem blendenden Abgrunde begraben werden. Dann aber müßte man auch finis Germaniae rufen, denn das Dasein des deutschen Volkes und seiner Eigenart ist unauflöslich mit dem Dasein der protestantischen Kirche verknüpft, und wenn das Eine endet, endet auch das Andere.

Worauf stützt sich die Hoffnung, solchen Gefahren zu begegnen und die deutsch-protestantische Kirche der Gegenwart durch thätiges Eingreifen im Sinne einer Reform deutsch und protestantisch zu erhalten oder sie wieder dazu zu machen? Die Leute des Protestantenvereins und ihre Gesinnungsgenossen werden es freilich nicht allein thun können, aber wenn sie nur mit selbstloser Hin-

gebung der Sache dienen, die ihnen nach ihrer Aussage so sehr am Herzen liegt, wenn sie mit praktischem Geschick die ihnen günstigen Conjuncturen wahrnehmen und benutzen, wenn sie nicht darauf ausgehen, der kirchlichen Gemeinschaft die individualisirte Form der religiösen Empfindung und Vorstellung aufzudrängen, auf die sie für sich zu bestehen berechtigt sind, weil sie sich mit ihrem Innenleben deckt, wenn sie die Gewissen der Anderen ebenso respectiren, wie sie verlangen und voraussetzen, daß es von den Anderen ihnen geschehe — dann, meinen wir, kann es nicht fehlen, daß das Zusammenwirken so vieler bedeutenden Kräfte in allen Bruchtheilen der allgemein deutschen protestantischen Kirche zu günstigen Resultaten führt.

Sie werden fürs Erste Schritt vor Schritt die Position zu vertheidigen haben, die sie bisher noch innerhalb der Kirche einnehmen, sie werden sich nicht einschüchtern, aber auch nicht verstimmen lassen, wenn man sie ihnen auf eine ungeschlachte oder gehässige Art streitig macht. Sie werden durch ihr eigenes Beispiel den Beweis liefern, daß man auch als lebendiges Glied der Kirche vollkommen sich den Interessen der modernen Weltcultur hingeben, daß man ein wahrer Christ und ein gebildeter Mann im specifischsten Sinne des Wortes sein kann. Es wird dann nicht fehlen, daß die Menge der anderen Gebildeten, welche bisher ohne kirchliches oder religiöses Interesse mehr zu sein glaubte als wir, — denn auch sie sind ja Deutsche und als solche im Allgemeinen nicht wohl geeignet, ohne eine lebendige Entfaltung des religiösen Kernes ein unverkümmertes Gemüthsleben, wie sie es bedürfen, zu führen — sie werden diesen ihren Landsleuten darthun durch Wort und Beispiel, daß auch sie keine Veranlassung haben, sich in mißmuthiger Passivität oder offener Feindseligkeit von der Kirche abzukehren. Die deutsche Art und Unart liebt es zwar, nach der Art eigensinniger Kinder, wenn ein Spiel anders geht als sie denken, schmollend „nicht mehr mitzuthun", wie im Staate, so in der Kirche. Aber diese Unart läßt sich bekämpfen, wenn auch nicht bei Allen, so doch bei Vielen, und überhaupt handelt es sich ja nicht um die Zahlen, sondern um das, was hinter den Zahlen steckt.

Aus dieser mehr defensiven Stellung werden sie, wenn nicht alle Zeichen trügen, sehr bald zur Offensive übergehen müssen. Denn die alte Kirchenverfassung wird ja von allen Seiten als un-

haltbar betrachtet, und es kommt nur darauf an, daß unsere Gesinnungsgenossen bei den Experimenten für eine neue mit gesammelter und wohl disciplinirter Kraft Hand anlegen. Wie man auch immer dabei von Seite derer, die einstweilen noch die äußere Initiative haben, vorgehe, welche Ziele ihnen vorschweben mögen, in jedem Falle wird eine Art von corporativer Gliederung und eine Art von Selbstregierung der einzelnen kirchlichen Kreise, einzelnen Gemeinden und ihrer abgestuften territorialen Verbände in Aussicht genommen, und weil Alle, gleichviel wie sie sonst auseinander gehen, über dieß Princip wenigstens einverstanden sind, wird sich auch etwas Derartiges ziemlich gestalten. Sehr möglich in vorläufig unzureichender Form, aber wenn es nur überhaupt existirt, so ist damit, vorausgesetzt, daß der Eifer der Reformgesinnten nicht erlahmt, schon das Wesentlichste gewonnen. Nachträgliche Verbesserungen verstehen sich von selbst, und der Begriff des wiederzuerweckenden kirchlichen Lebens — freilich nicht im Sinne der starr confessionellen Partei — heißt ja nichts Anders als eine fortschreitende Arbeit an und in der Kirche, und zwar aller ihrer Glieder.

XI.

Das Programm der kirchlichen Reform.

Wir haben hier nur zu zeigen gehabt, daß es sich nicht um Stümpern und Herumflicken an der alten Kirche handelt, wenn tausende der gebildetsten und ernstesten Männer ebenso wenig mit den bestehenden Zuständen in derselben, die eigentlich keine sind, sich begnügen zu dürfen glauben, als sie sich in weichmüthiger Resignation oder hochmüthiger Apathie von der Arbeit, wozu sie ihr Verstand und ihr Gewissen beruft, zurückzuziehen gesonnen sind. Es kann uns hier Nichts daran liegen, ein Zukunftsbild zu entwerfen, das doch nur eine subjective und momentane Bedeutung beanspruchen dürfte. Denn selbstverständlich schwebt uns ein solches vor der Seele, wie ja jede Thätigkeit in der Welt, jedes Experiment der Wissenschaft und der Praxis überhaupt möglich ist, durch ein schon formirtes ideales Bild des Zieles, das erreicht werden soll. Kein Forscher z. B., mag er noch so vornehm auf alle vorgefaßten Meinungen und unbewiesenen Voraussetzungen herabsehen, wird doch

thatsächlich ohne solche leitende Richtschnur seines Geistes zu Werke gehen. Ob er sich dessen in jedem Momente bewußt ist, thut Nichts zur Sache. Der wirkliche Unterschied zwischen einem exacten und einem willkürlichen Verfahren besteht nicht darin, daß das erste ins Blaue hinein und auf den Zufall hin, also völlig gedankenlos da und dort herumtastet, sondern, daß es mit Ausschluß aller Selbsttäuschung geschieht, daß man nichts Anderes zu sehen glaubt oder sich und Anderen zu sehen einbildet, als was wirklich zu sehen ist, auch wenn es den erwarteten oder gemuthmaßten Erscheinungen nicht entspricht; daß man selbstlose Hingabe und innere Wahrhaftigkeit besitzt, um die Ergebnisse, wenn sie anders ausfallen, als sie sollten, bescheiden und aufmerksam hinzunehmen und nach ihnen Ziel und Methode zu rectificiren. Genau ebenso sollten wir Alle und jeder Einzelne zu der Reform unserer evangelischen Kirche stehen, und wenn wir es auch für nützlich halten, daß jeder, der sich dazu berufen erachtet, seine Ansichten über das Ziel und die Methode der Reform in systematischer Formulirung sich und Anderen vorlege und dadurch zur Abklärung und Verständigung beitrage, so werden wir doch allen solchen Aeußerungen nur den Werth eines erst begriffsmäßig entworfenen Versuches, keineswegs den eines in sich fertigen und absolut richtigen Resultates zuerkennen.

Dennoch wird sich in der Praxis, wenn es darauf ankommt, aus den bloßen Vorschlägen und Plänen zu wirklichen Thaten fortzuschreiten, die Stellung des Einzelnen zu seinem eigenen Programm, wie zu dem der Anderen bestimmen. Doctrinäre Rechthaberei, hochmüthige Selbstüberschätzung mögen an jeden Buchstaben, so wie sie ihn geschrieben haben, das Heil der Welt gebunden glauben: Verstand und Gewissen aber sagen, daß in der Arbeit selbst erst die rechte Lehrzeit beginne und daß, wer Nichts lernen, nöthigenfalls umlernen wolle, besser in der Höhe und Einsamkeit seines Wolkenkukuksheim verbleibe, als daß er die Zeit und die Laune der Anderen verderbe.

So ist denn auch das, was wir andeutungsweise im Gange der früheren Ausführungen über die Modalitäten der kirchlichen Reform gesagt haben, in gewisser Weise nur unmaßgeblich zu verstehen, nämlich so, daß damit weder unser letztes Wort gesprochen, noch irgend einer besseren Lösung der großen Frage vorgegriffen sein soll. Doch glauben wir, die Grenzlinien mit einiger Sicher-

heit und objectiven Gültigkeit gezogen zu haben, innerhalb deren sich die Reform bewegen muß und, wie wir hoffen, auch wird.

Wir glauben dabei nicht bloß im eigenen Namen zu sprechen, wenn wir zuerst die unumschränkte Anerkennung der Freiheit der Gewissen im Bereiche der Dogmen verlangen, d. h. wir verlangen, daß die protestantische oder evangelische Kirche sich damit begnüge, wenn diejenigen, die sich als ihre Glieder bekennen, das Recht aller anderen Glieder auf diejenige Formulirung ihres christlichen Glaubensinhaltes, die ihrer religiösen Bedürftigkeit und ihrer geistigen Individualität homogen ist, ausdrücklich anerkennen, wie sie es für sich beanspruchen. Wer das oberste Grundprincip unserer deutschen Reformatoren und der von ihnen gegründeten Kirchen, das eigentliche Grundrecht eines Christen nach ihrer Auffassung, das Recht der freien Forschung in der Schrift, für Andere und für sich ernsthaft und ehrlich beansprucht, wird gegen diese Forderung auch von dem Standpunkt der echten Orthodoxie, d. h. des Festhaltens an einem bestimmten Durchschnitt in der geschichtlichen Entwickelung der Lehre der Kirche Nichts einwenden dürfen, wenn ihm nur seine eigene Gewissensfreiheit von den Anderen nicht verkümmert wird. Es ist deshalb auch nicht zu ersehen, warum nicht im Schoße einer und derselben Kirche die allerverschiedensten Ansichten über die Menschwerdung Christi, über seine Wunder, über die Dreieinigkeit u. s. w. neben einander bestehen könnten, wenn sie alle in demselben realen Boden der Hingabe des innersten und höchsten Lebens der Seele an die Person Christi wurzeln.

Ebenso wenig ist zu ersehen, warum nicht alle diese verschiedenen Fassungen des Unfaßbaren sich in der Wissenschaft, in der Theologie, die doch nur neben der Kirche steht, aber nicht, wie Viele irrthümlich meinen, die Kirche selbst ist oder sie allein erhält, aussprechen dürften, wobei selbstverständlich, wie bei jeder Bewegung der Wissenschaft, die Geister so hart, als es ihnen gerade beliebt und herkömmlich ist, „auf einander platzen" mögen. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in der auf Christus selbst gegründeten Kirche kann darunter vielleicht bei einzelnen verbitterten Streithähnen leiden, das ist ihre Sache und geht die Anderen Nichts an, noch weniger die Kirche selbst, wenn sie sich erst von jenem schon berührten Wahne, als habe die Theologie eine entscheidende, ja wohl gar die entscheidende Stimme in dem Glaubens-

grund der einzelnen Glieder, energischer als bisher frei gemacht haben wird. Denn nicht mit Unrecht hat der scharfsichtige Döllinger als das Hauptgebrechen der protestantischen Kirche bezeichnet, daß sie eine Theologenkirche sei. Wie sie dazu geworden, lehrt die Geschichte, daß sie es nicht bleibe, ist die Aufgabe der Gegenwart und sie muß gelöst werden.

Für die Kirchenverfassung wird nur der ein Universalrecept in Bereitschaft halten, der sich über die unendlich verwickelten und bedenklichen Einzelheiten der handgreiflichsten Interessen und Zustände in der gewöhnlichen Wirklichkeit auf dem Luftballon der Phrase und der Gemeinplätze zu erheben versteht. Gerade hier wird erst die Arbeit selbst die Arbeiter belehren und jedes Programm, ohne welches freilich Keiner in sie eintreten kann, so bedeutend modificiren, daß in den meisten Fällen das Resultat keine Aehnlichkeit mehr mit der Basis zu haben scheinen dürfte. Denn auch hier wird es vielen Arbeitern so ergehen, wie der Menschen Art überhaupt: sie werden vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen. Das Einzelne, in seiner derben Massigkeit, wenn es gestaltet und fertig herausspringt, wird Vielen das Auge so benehmen, daß sie gar nicht begreifen, wie es doch eigentlich nur das ist, was sie nach den gegebenen und von ihnen nur noch nicht ganz anerkannten Bedingungen der Sache selbst erstrebt haben. Möchte nur diese so natürliche Täuschung des Sehvermögens recht bald und recht gründlich einer geläuterten Erkenntniß weichen, oder, da hier wie überall weniger die Intelligenz als die sittlichen Mächte des Menschen bestimmend sind, möchten die Regungen der verletzten Eitelkeit und der eigensinnigen Selbstgenügsamkeit bald und gründlich durch die entgegengesetzten Empfindungen überwunden werden.

XII.

Wir verabschieden uns hiermit von den Lesern, die uns bisher folgen mochten, ehe sie unlustig uns verabschieden. Aber einem Buche wie dem von Strauß genügten nach unserer Meinung doch nicht bloß einige allgemein empfehlende oder abwehrende Worte. Am wenigsten wollte uns die gewöhnliche Recensenten-Tonleiter dazu stimmen. Sie beginnt bekanntlich mit begeistertem Zujauchzen, geht dann fort zu verzückter Bewunderung, darauf

folgt ehrerbietiges Lob mit einigen achtungsvollen Zweifeln, dann ein möglichst gleich vertheiltes Gemisch von Lob und Tadel, an dem Niemand seine Freude hat, darauf viel Tadel und wenig Lob, ferner harter Tadel ohne ein Körnchen Lob und endlich das Anathema Marnatho! Strauß hat alle diese Töne nur schon so oft und in so wunderlichem Mischmasch in seinem Ohre klingen hören, daß man begreift, wenn es dadurch etwas verstimmt worden ist.

So wenig wir und andere unbefangene Leute davon überrascht sind, so sehr scheint doch der Verfasser selbst es zu sein, daß ihm von mancher Seite her, wo er der verwandten Gesinnung sicher zu sein glaubte, doch nicht unbedingte Zustimmung, sondern eher das Gegentheil davon entgegenkommt. Daß er von allen denen, die ihm als Anhänger des alten Glaubens in seinem Sinne galten, heißen sie sich nun so oder so, orthodoxe Juden, Katholiken oder Protestanten, als Heiligthumschänder und Gotteslästerer verabscheut werde, das hat der Verfasser des Lebens Jesu gewußt und darüber, meinen wir, sich auch nicht sehr gegrämt, vielleicht eher sich vergnüglich die Hände dabei gerieben.

Auch die von ihm so hart angelassenen Vermittelungsmänner, die Christen und zugleich dieß und das noch nebenher, wissenschaftlich, musikalisch, poetisch u. s. w. gebildet sein zu können glauben, hat er nicht bekehren, sondern bloß Spießruthen laufen lassen wollen. Niemand läßt sich das, insbesondere in unserem fortgeschrittenen Jahrhundert gern gefallen, und so wußte er denn wohl voraus, wie man von dieser Seite her, trotz mancher cameradschaftlichen Berührung in den Außenpunkten, doch in dem Hauptwerk selbst nur feindlich gegen einander stehen könne.

Wir haben in einer unserer früheren Betrachtungen zu zeigen versucht, woher es komme, daß jenseits dieser Grenzen, die Strauß selbst zwischen Freund und Feind für sich gezogen hat, ihm doch so manche und zwar recht verbitterte und vor Allem recht laute und lärmende Widersacher die Lust, ein zweites ähnliches Buch zu schreiben, gründlich verdorben haben. Wie immer sind es nicht die Ergebnisse des verstandesmäßigen Calcüls der Weltbetrachtung oder der wissenschaftlichen Forschung, sondern die Charaktere und die innerste d. h. aus Empfindung, Willen und Gewissen zusammengesetzte Substanz der Individuen, wodurch die eigentlich feindseligen, ja unversöhnlichen Gegensätze zwischen ihnen hervorgebracht

werden und in Folge deren auch zwischen den verschiedenen Theorien, in denen sich ihr Wesen scheinbar objectiv, in Wahrheit durch und durch subjectiv die Welt zurecht zu legen oder, wie man mit kindlicher Naivetät sagt, zu verstehen sucht. Was Strauß über Zuchtwahl und generatio aequivoca, Atavismus und Migration denkt, ist vielen Neugläubigen im Grunde gleichgültig, obwohl sie sich selbst und Andern das um keinen Preis gestehen würden, aber daß er nicht wie sie Kosmopolit ist, daß er nicht für den ewigen Frieden, für die republicanische Staatsform, für die Vernichtung des deutschen Reiches, für das allgemeine Stimmrecht, für Emancipation des Weibes, Abschaffung des Eigenthums und der Arbeit und allgemeines Schlaraffenleben nach vorhergegangener allgemeiner Abmurksung aller Reactionäre und Bourgeois schwärmt, das geht ihnen wider den Mann, und darum ist er ihr Feind, darum wird er von ihnen nicht bloß mit dem so zu sagen, solennen und standesmäßigen Groll, wie andere officielle Feinde, sondern mit ganz specifischem Haß und Ingrimm verfolgt, verlästert und in den Koth gezogen.

Wir selbst sehen nun freilich nach unserer Denkungsart darin kein Unglück, sondern eine wirkliche Ehre, die beinahe so schwer wiegt als der Beifall ehrlicher und gebildeter Leute. Aber nicht Jeder denkt so wie wir, und Strauß selbst scheint eine etwas empfindlichere Haut zu besitzen, als es für das Behagen eines mitten in den Kampf der Parteien gestellten Mannes förderlich ist. Es scheint ihm dabei sogar der Humor, für den er doch sonst recht wohl empfänglich ist — wozu wäre er ein geborner Schwabe? — abhanden gekommen zu sein. An Stoff dazu fehlte es nicht, wenn er den Schwarm seiner Recensenten überschaut, besonders die Sorte, die mit der einen Backe die Posaune des Lobs, mit der andern die schrille Pfeife der Katzenmusik bläst, und darunter wieder so manche seltsame Specimina der wunderlich verschrobenen Zustände unserer vielleicht im Kerne gesunden, an der Oberfläche aber ganz gewiß mit sehr viel ebenso wenig gesunden wie schönen Abscessen beladenen Gegenwart. So z. B. jene zungenfertigen Kämpen von reinstem demokratischem Wasser, die allem, was noch in der Welt eine Spanne höher ragt als ihre armselige Gestalt, Todfeindschaft geschworen haben, daher denn auch das écrasez l'infame, was Strauß wenigstens nicht unverhüllt ausspricht, jauchzend auf das Christenthum und die Person Christi loslassen.

Gerade was uns in dem innersten Heiligthum unserer Gesinnung von allen irdischen Dingen das Höchste und Theuerste ist, die Idee des Vaterlandes, der Nationalität und des deutschen Staates, das ist die erste Zielscheibe der vergifteten Geschosse jener Rotte, und weil Strauß hier mit allen ehrlichen und anständigen Leuten, gleichviel wie sie über den Uraffen oder die Urzelle denken, auf gleichem Boden steht, deshalb muß er auch als Reactionär, als Feind der Freiheit und des Fortschritts, als verzopfter Despotenknecht, und in merkwürdiger Ironie des Geschickes, als verkappter Romantiker — das letzte in der Stufenleiter ihrer Schimpfworte — sich verschreien lassen. Wir Anderen aber mögen immerhin unser Recht gegen falsche Consequenzen, die er aus richtigen Prämissen zieht, wahren, wie es hier geschehen ist, die Hauptsache ist und bleibt für uns, daß wir in dem viel berufenen und beschrieenen Buche ein schönes und würdiges Denkmal jener echten und männlichen Pietät gegen das Vaterland und die Nation erkennen, aus welcher allein Heldenthaten auf dem Schlachtfeld wie auf der Tribüne, aber auch in der Studirstube des einsamen Forschers geboren werden.



Erinnerungen an Friedrich Rückert.

[Grenzboten, Jahrg. 1866, 1—19, 68—80.]

I.

So lange der große Dichter unter den Lebenden wandelte, ist seine Gestalt nur von Wenigen geschaut worden. Ihnen ist ein unauslöschlicher Eindruck geblieben, denn auch eine flüchtige Begegnung mußte Jeden überwältigen, selbst dann, wenn er keine Ahnung hatte, welcher Geist in diesem Leibe wohnte.

Es gehörte auch bei längerer und innigster Beziehung schon eine gewisse reflectirte Selbstüberwindung dazu, um sich in seiner Gegenwart so zu sagen als Seinesgleichen zu fühlen und auf menschlich unbefangenem Fuße mit ihm zu verkehren. Leicht erregbare und für Schönheit und Adel der Form empfänglichere Naturen, als man sie unter unseren Landsleuten zu finden pflegt, aber wohl unter den Menschen eines glücklicheren Himmelsstriches z. B. unter den gewöhnlichen Italienern findet, sind durch eine solche Erscheinung mächtig erregt worden, wovon noch allerlei wundersame Anekdoten cursiren, darunter auch einige, die nichts Mythisches, sondern urkundliche Thatsachen enthalten. Hier in unserem Vaterlande kam es wohl öfters vor, daß sich irgend Einer mit dem Vorsatz streng kritischer Schau und Prüfung an den Dichter hinandrängte, aber in dem Moment, wo der zu kühlster Objectivität gerüstete Beobachter der Gestalt des Mannes in ihrer ganzen Weihe und Hoheit gegenübertrat, pflegte es mit der Nüchternheit des kritischen Selbstbewußtseins zu Ende zu sein. Sie stellte sich gewöhnlich erst wieder ein, wenn sich die Thüre hinter dem Gaste geschlossen, und

dieser mußte sich eigentlich, wenn er ehrlich hätte sein wollen, gestehen, daß er Nichts gesehen hatte. Galt es aber dennoch den Besuch literarisch zu verwerthen, so blieb Nichts übrig, als das Phantasiebild, mit welchem der Fremde herangekommen war, zur Grundlage der Schilderung zu machen und mit einigen in halbem Nebel aufgegriffenen Zügen der Wirklichkeit auszustaffiren.

Daraus sind denn freilich seltsame Producte geworden, die jeden Vertrauteren je nach seiner Stimmung oder auch nach dem Maße suffisanter Prätension, mit dem sie ausgestattet ihre Fahrt in die papierne Welt antraten, erheitern oder ärgern konnten. In den letzten Jahren erschien der Dichter in dieser Art von Porträtirung gewöhnlich als ein gemüthlicher Hauspapa mit stark ländlichem oder bäurischem Anstriche. Natürlich, der Fremde wußte vorher von Friedrich Rückert eben nicht viel mehr als die Masse der sogenannten Gebildeten auch, nämlich daß er auf dem Lande in tiefster Zurückgezogenheit lebe, daß er einen Garten u. s. w. besitze und daß er hochbejahrt und von einer zahlreichen Familie umgeben sei.

Aus solchen Zeichnungen hat das deutsche Volk, das so wenig Anschauung von den wahren Zügen eines seiner geistigen Häupter hatte, freilich sich einen seltsamen Begriff zusammensetzen müssen. Der Dichter der geharnischten Sonette und jene Caricatur der abgelebten Philistrosität, wie sie noch vor Kurzem z. B. in einem „echt conservativen" Unterhaltungsblatte aufgetaucht ist, wollten doch selbst für unser nicht gerade an organische Kritik gewöhntes Publicum nicht recht passen. Es war natürlich, daß die Freunde des Dichters in solchen Faseleien eine Beleidigung oder wenigstens eine Tactlosigkeit sahen, die an wirkliche Böswilligkeit nahe herangeht; der Dichter selbst hat sich niemals viel darum gekümmert, wenn er überhaupt Notiz davon nahm, wovor er in den meisten Fällen durch das Glück seiner Zurückgezogenheit von selbst bewahrt blieb.

Diese Zurückgezogenheit ist ihm durchschnittlich von dem Publicum übel genug genommen worden, denn es pflegt bekanntlich von dem Grundsatz auszugehen, daß es die erste Pflicht eines jeden sei, den es auch nur mit einem verschwindenden Bruchtheil seiner Aufmerksamkeit — nicht etwa seiner Huld — beglückt hat, ihm fortwährend zu Dienst gewärtig zu sein und den Wink seiner Laune demüthigst zu erlauern. Wer dieß versäumt, ist wenigstens

ein Sonderling, der es sich selbst zuzuschreiben hat, wenn er vereinsamt. Es wäre freilich noch erst zu untersuchen, welche Förderung irgend einer von den Herren, deren originale Geistesarbeit jetzt als Inventar der gesammten Welt gerechnet wird, davon gehabt hat, wenn er sich in den Lärm und das Getümmel der Straße ziehen ließ: für uns ist es genug zu wissen, daß dieser Dichter nicht anders als einsam sein konnte, wenn man seine relative Abgeschlossenheit Einsamkeit nennen will. Sie war für ihn auch keineswegs eine Sache der freien Wahl, sondern der unmittelbare Instinct seines ganzen Wesens. Am meisten verfehlt ist die häufig verbreitete Vorstellung, als sei er, gekränkt durch die Kälte des Publicums gegen seine Productionen oder einige davon, in den Schmollwinkel gegangen. Er war das rechte Gegentheil eines eiteln, verbitterten Grämlings, und wenn er auch sich keineswegs optimistisch über seine Stellung zu der Welt täuschte, so ließ er sich durch momentane oder auch länger dauernde Verstimmung der Anderen gegen ihn niemals selbst verstimmen.

Die belletristische Kritik hat ihm oft mit Bitterkeit vorgeworfen, daß er sich so wenig um sie kümmere. Sie scheint ihr Verhältniß zu den Autoren ungefähr wie das des Lehrers zum Schüler aufzufassen. Dieser soll sich noch für die „gnädige Strafe“ bedanken, aber nicht bloß das: er soll auch fühlen, daß er gestraft worden ist und daß er die Strafe verdient hat. Ein solcher Kritiker gerieth, wie wir uns noch deutlich erinnern, wenigstens auf dem Papier ganz außer sich, als er erfahren hatte, daß Friedrich Rückert derartige Recensionen gar niemals lese. Er vergaß freilich hinzuzusetzen, daß derselbe überhaupt auch die Blätter, in denen sie standen, gar nicht zu lesen pflegte, nicht aus souveräner Verachtung, sondern eigentlich weil sie in seinen abgeschlossenen Kreis nicht drangen. Hätte es jener Kritiker gemacht wie mancher andere und dem Dichter seine Lection zugeschickt, so würde sie dieser ohne Gemüthsbewegung angesehen, aber wahrscheinlich aus demselben Grunde bald bei Seite gelegt haben, aus dem er derartige Dinge grundsätzlich nicht beachtete.

Das was ihn wirklich gefördert hätte, konnte er nicht darin finden, und so war es bloßer Zeitverderb, sich damit abzugeben. Was einmal fertig dastand, war für ihn auch in gewissem Sinne abgethan. Was sollte es ihm helfen, wenn Andere daran meisterten und ihn belehrten, wie es so oder so hätte gemacht sein

sollen? Seine nie rastende Geistesthätigkeit strebte und sah immer nach vorwärts: wer ihm dabei hülfreich sein konnte, war willkommen. Aber das war nur möglich, wenn man nicht, wie es unbewußt die Art der gewöhnlichen Kritik zu sein pflegt, forderte, daß der Dichter seine ihm eigene Natur und Originalität verleugnete und das vorstellte, was die Anderen von ihm wollten, daß er sein sollte, nicht was er für sich sein mußte. Daraus ergab sich von selbst, daß nur solche, die durch wahren inneren Anschluß einen wenn auch nur instinctiven Begriff von seinem ganzen Wesen sich erworben hatten, ihm als befugte Kritiker, d. h. als liebe und geachtete Führer auf seinem weiteren Wege galten.

Das Meiste dieser Art concentrirte sich auf den unmittelbar lebendigen, den mündlichen Verkehr und ist darum für immer von der Luft mit so viel anderem Schönsten und Besten, Lehrreichsten und Interessantesten verweht worden, Manches aber ist doch noch auch in der Erinnerung Einzelner oder auf dem Papier erhalten und wird, wenn es dereinst ans Licht tritt, zeigen, welche Ziele der Dichter sich selbst gesetzt hat, und wie ihn die, die ihn am besten kannten, verstanden haben.

Nur einmal, gegen Ende seines Lebens, hat ihn nicht sowohl die belletristische Kritik als die Presse überhaupt, so weit sie von ihm als Dichter Notiz nahm, in eine wirkliche Verstimmung versetzt. Es war nach Uhlands Tod, wo so Viele den eben heimgegangenen Meister nicht besser zu ehren glaubten, als wenn sie einem noch lebenden Kunstgenossen einen mehr oder minder herben Schlag ins Gesicht gäben. Allerlei wunderliche Vorurtheile und mythische Vorstellungen mögen dabei mit im Spiele gewesen sein, denn nur so erklärt es sich, daß man gerade diese Beiden so oft und gleichsam wie mit innerer Nothwendigkeit in Parallele stellte. Zuletzt war es aber doch nur, wenn man aufrichtig sein will, und wir sehen keinen Grund es nicht zu sein, jener unschöne Zug in unserer Art, den Goethe als literarischen Sansculottismus brandmarken aber nicht vertilgen konnte, der verbissene Aerger über eine Geistesgröße, die, wie man sich sagen mußte, in unantastbarer Sicherheit über dem Tagesgetriebe der Literatur oder auch anderer lärmender Interessen stand und Niemand zu Lieb und zu Leid in ihrem eigenen Kreise sich eine eigene Welt geschaffen hatte. Aeußerlich war, wie schon erwähnt, allerlei Anhalt gegeben. Uhland und

Rückert hatten früher in persönlicher Beziehung zu einander gestanden, wie es ja Jeder aus den gedruckten Beweisen der beiderseitigen Lieder sehen konnte, von späteren Berührungen wußte man Nichts, man nahm also an, daß keine existirt, oder daß jene frühere Verbindung sich gelöst hätte. Natürlich mußte das motivirt werden und diese Motivirung war es, die dem lebenden Dichter das Andenken an den befreundeten Todten hätte vergällen können, wenn dieß seinem Gemüthe möglich gewesen wäre. Uhland wurde als der Mann des Volkes und darum auch Dichter des Volkes dem vornehm und eigensinnig von seinem Volke abgekehrten Rückert gegenüber gestellt, den dafür auch die gerechte Strafe getroffen.

Rückert hätte Nichts dagegen gehabt, wenn man Uhlands Popularität als Dichter seiner eigenen Unpopularität gegenüber gestellt hätte, war er sich doch darüber immer vollkommen klar, und gönnte er doch gerade jenem seine Erfolge, deren Berechtigung er ganz anders zu würdigen und zu verstehen wußte, als die meisten jener Panegyriker. Aber daß er nun auf einmal so zu sagen zu einem Verräther an seinem Volke gestempelt werden sollte, war ihm doch schmerzlich. Er war sich bewußt, sein ganzes unendlich reiches Leben im Dienste dieses Volkes verwandt zu haben, er war ruhig und anspruchslos, aber klar und fest überzeugt, daß eine Zeit kommen werde, die seine Geistesthaten verstehen und zum Nutzen und zur Förderung des deutschen Volkes anders als die Gegenwart verwenden werde, aber davon abgesehen fühlte er sich zuerst und zumeist als Patrioten, als Sohn des deutschen Volkes und hatte geglaubt, daß Niemand an dem Sänger der geharnischten Sonette zweifeln könne, bis er jetzt am Ende des Lebens gedruckt lesen mußte, nicht bloß daß er als Dichter Nichts werth sei — darüber würde er gelacht haben — sondern daß er mindestens für verdächtig in seiner Gesinnung geachtet werden müsse.

Doch sind diese Verstimmungen allmählich auch wieder überwunden worden, obgleich es nicht zu leugnen ist, daß sie etwas mehr als die eben dafür gebrauchte Bezeichnung gewesen waren. Zur Verständigung sei noch hinzugesetzt, daß sich das Bild Uhlands in Rückerts Augen nicht getrübt hat, obwohl es die freilich unschuldige Veranlassung zu allen diesen Widerlichkeiten war. Im Gegentheil ging es ihm je später desto mehr in seinem wahren Glanze auf. Früher, so lange die persönlichen Eindrücke, die er

von dem Lebenden erhalten hatte, noch mehr vorhielten, also in den Jahren, die nicht durch eine allzuweite Entfernung von der stuttgarter Zeit getrennt waren, wo die Beiden als gute Gesellen mit einander gelebt und auch mit einander in Scherz und Ernst gekämpft hatten, mochten wohl Uhlands Eigenthümlichkeiten, wie sie mehr in der Landesart als in seiner Individualität begründet lagen, sein Bild dem Freunde gelegentlich nur von einer und nicht immer von der menschlich-liebenswürdigsten oder anmuthigsten Seite erscheinen lassen. Selbstverständlich verkannte er nie Uhlands Werth als Mensch und Charakter, auch wenn er scherzend seiner schwäbischen Ecken und Härten gedachte. Die spätere Zeit ließ diese Eindrücke zurücktreten und basirte das Verhältniß zwischen den Beiden auf ein idealeres Fundament. Noch in den letzten Tagen seines Lebens hat Rückert mit wärmster Theilnahme die begonnene Sammlung der wissenschaftlichen Schriften Uhlands zur Hand genommen. Er war ebenso von dem unschätzbaren Kerne wie von der Form des Gebotenen entzückt, aber auch voll des Lobes über die würdige Art der Publication und den Fleiß und die Pietät der Herausgeber. — Außer der Lyrik Uhlands war es früher besonders die Schrift über Walther von der Vogelweide, die Rückert stets als classisch zu betrachten und zu empfehlen pflegte, da ihr wenigstens früher immerhin eine Empfehlung Noth that. Sie gehörte doch zeitweise zu den vielen beinahe verschollenen Büchern, unter denen bekanntlich nicht wenige der allerbesten sind. Es ist nur ein Glück und ein Trost, daß ein solches Vergessensein nicht für immer gelten kann.

So lange Wangenheim lebte, also bis 1850, ward durch diesen eine persönliche Verbindung zwischen den beiden Dichtern auf die natürlichste und einfachste Art vermittelt, wie sie Beiden am bequemsten war, da Keiner von ihnen ein Freund vom Briefschreiben gewesen ist. Wangenheim, einst das Hauptziel von Uhlands localpatriotischem Zorne, sollte bekanntlich bald genug seinem Adoptivvaterlande und dessen liberalen Führern ebenso theuer werden, wie er früher von ihnen gehaßt worden war. Nach seinem Sturze begann ja die volle Reaction auch dort ganz ungeschminkt und ungescheut aufzutreten, während bis dahin doch noch immer einige Scham vor dem einstigen Herzensfreunde des einstigen liberalen Kronprinzen in den allerhöchsten Regionen jeden gar zu auffälligen

Schritt von der früher unter Wangenheims Aegide mit so vieler Ostentation betretenen Bahn des zeitgemäßen Liberalismus hatte vermeiden lassen. Wangenheims persönliche Liebenswürdigkeit, wie sie so leicht nicht wieder gefunden werden wird, hatte ja selbst damals, als ihm Uhland sein „Du hast für unser Volk kein Herz" entgegenschleuderte, auf die Gegner bezaubernd gewirkt.

Wangenheim vergalt aber auch die spät und theuer erkaufte Liebe seiner schwäbischen Freunde mit einer rührenden Anhänglichkeit an Land und Leute, die ihm bis zu seinem Lebensende treu geblieben ist. Denn wenn irgend ein Wort wohl und ernst gemeint und demgemäß auch von mächtiger Wirkung, doch aus gründlicher Verkennung der Wahrheit stammte, so war es jenes eben citirte Uhlands: es gab selten einen Fremden d. h. nach schwäbischen Begriffen Fremden — Wangenheim war ja ein Thüringer, ein Gothaner — der sich so rasch und so gründlich und so hingebend und, kann man sagen, mit so einseitiger schwärmerischer Liebe in die schwäbische Art eingelebt hatte, wie er. Daher war er denn auch so recht dazu geschaffen, Auswärtigen, welche weniger enthusiastisch für die „Stammeseigenthümlichkeiten" des seltsamen Völkchens am Neckar schwärmten, immerfort dessen wirklich schätzenswerthe Eigenschaften, die in der Entfernung leicht vergessen oder übersehen werden konnten, wieder aufzufrischen und alles, was etwa Störendes von dorther an seinen Freund Rückert herankam, bestens auszugleichen oder in das mildeste Licht zu setzen, so z. B. jene eigenthümliche Art kritischer Parallelen zwischen Uhland und Rückert, wie sie so frühe und so lange schon vor Uhlands Tode, dort von Pfizer und Strauß, natürlich immer zu entschiedener Verurtheilung des Nichtschwaben, beliebt worden ist. Daß Uhland selbst hieran so wenig wie an andern literarischen Klatschereien den geringsten Theil hatte, die namentlich gegen Ende der dreißiger Jahre von seinem nächsten stuttgarter Kreis ausgingen und gegen Rückert gerichtet waren, wußte dieser selbstverständlich am besten, aber es war doch natürlich immer ein fataler Eindruck zu verwischen, was denn auch Wangenheim stets und völlig gelang.

Ueberhaupt wenn man durchaus einer Clique oder Coterie angehören muß, um nicht für menschenscheu oder gar menschenfeindlich zu gelten, so war Rückert freilich nicht dazu angethan, beiden Vorwürfen zu entgehen. Sonst aber dürfte wohl schwerlich

unter unsern hervorragenden Männern einer gewesen sein, der so wie er allgemein menschlich-zugänglich und im planften Sinne des Worts umgänglich war. Dafür könnten allein schon die Scharen von Besuchern zeugen, die nicht in der steifen Förmlichkeit einer Visitenviertelstunde ihm nahe gekommen oder vielmehr fern geblieben sind, sondern, die oft so rasch, man wußte selbst nicht wie, sich als befreundete Glieder seines häuslichen Kreises gerade so ungezwungen ihm gegenüber fühlten, wie die nächsten Angehörigen oder die alten Freunde. Hier und da ist ein Laut aus diesem reichen geselligen Leben auch in die große Oeffentlichkeit gedrungen, aber freilich selten genug, und das gewöhnliche Vorurtheil, das den Dichter hinter einer dreifachen Mauer von starrer Selbstgenügsamkeit und stolzer Menschenverachtung verschanzt dachte, konnte dadurch nicht gestört werden. Denn die meisten, die ihm so nahe kamen, um seine wahren Züge zu erfassen, hielt eine begreifliche Scheu zurück, das Heiligthum des Familienkreises, in das ihnen vertrauensvoll Zutritt verstattet worden war, zu profaniren.

So wenig sie daran gedacht hätten, ihre eigenen liebsten und nächsten Angehörigen der Oeffentlichkeit Preis zu geben, so wenig vermochten sie das, was ihr von der Erscheinung des großen Dichters unzweifelhaft angehörte und was die Welt in ihrer Art ein Recht hatte wissen zu wollen, von dem zu trennen, was nur denen gehörte, die durch die Bande des Gemüths und des innern Zusammenlebens mit ihm vereinigt waren. Die älteren Freunde namentlich, die es nicht wegen irgend hervorragender und von der Welt bewunderter oder besprochener Virtuositäten in diesem und jenem, sondern als ganze Menschen waren, gleichviel ob sonst von Anderen erkannt oder nicht, mochten am wenigsten dazu geneigt sein, das unerschöpflich reiche lebendige Bild Rückerts auf dem Papiere zu einer doch immerhin leblosen Silhouette sich selbst zu verderben. Ohnehin sind die meisten davon schon vor ihm heimgegangen und darunter solche, die wie Wangenheim, oder Stockmar, oder der so wenig gekannte, aber von den wenigen, die ihn gekannt haben, den Ersten der Zeit angereihte Philologe Kopp, oder der Maler und Kupferstecher Barth, dem ein ähnliches Geschick zu Theil wurde, nicht bloß in einem Abschnitte des Lebens, sondern durch eine ganze Stufenfolge der reichsten und der Zeit nach ausgedehntesten Phasen dem Dichter immer gleich nahe standen.

Ihnen gegenüber erschienen die andern Freunde, von denen allenfalls sich nach Geistesart und Beruf auch noch irgend eine literarische Aeußerung über Rückert erwarten ließ, doch nur als Epigonen. Sie haben ihm nur in einer und gewöhnlich nur in der allerletzten Periode näher gestanden, freilich in derjenigen, die er selbst, wenn er überhaupt zu solchem reflectirenden Abwägen dessen, was ihm das Geschick gegeben hatte, irgend geneigt gewesen wäre, als seine innerlich und äußerlich am meisten befriedigte und wenn man so will, als seine glücklichste bezeichnet haben würde. Auch sie brachte ihm, wie es das Menschenloos einmal ist, die herbsten Verluste für sein Herz, aber auch manchen Ersatz, um ihm, der so ganz in der Gegenwart oder mit dem Blicke nach Oben und vorwärts gerichtet lebte, die Wunden des Geschicks wenn auch nicht zu heilen, so doch zu verharschen.

Aber trotzdem überkam ihn, wie nicht zu leugnen ist, allmählich ein gewisses Gefühl der Vereinsamung, freilich nur im einfachsten menschlichen Sinne, nicht in dem, wie es so häufig ihm als Vorwurf entgegengehalten worden ist. Aeußerlich blieb es um ihn selbst immer gleich sehr belebt, ja im Fortschritt der Jahre steigerte sich eher die Zahl derer, die zu seinem Kreise näher oder ferner gehörten, aber er selbst fühlte doch, bei aller gemüthlichen Theilnahme und seinem warmen Interesse für das Recht auch dieser Zeit ihre Eigenart geltend zu machen, daß die Alten ihn besser verstanden hatten, nicht etwa seine Gedichte, oder seine gelehrten Forschungen, sondern den ganzen Menschen. Denn unter jenen liebsten und nächsten Freunden, die ihm so wahrhaft gleichstanden, waren neben vielen von erster geistiger Größe und Bildung doch auch eine mindestens ebenso große Anzahl solcher, die in der Schlichtheit ihres Wesens gar keinen Anspruch machten, dem Fluge seines Geistes zu folgen, die aber auch gar keine Ahnung davon haben konnten, daß ihr alter Freund gleichsam einer anderen Reihe von Wesen als sie selbst angehörte.

Allerdings wurde von ihm vorausgesetzt, daß seine Freunde und die Menschen überhaupt zu ihm kamen. Ein Recht auf Reciprocität erkannte er je länger desto weniger an und es verstand sich von selbst, daß Niemand den Anspruch auf ein solches erhob. Es gehörte in den letzten zwanzig Jahren zu den Ereignissen, von denen Tage lang gesprochen werden konnte, wenn man ihn einmal an irgend einem der öffentlichen Geselligkeit gewidmeten Orte

sah. Die Umgebung seines Wohnsitzes Neuseß oder Koburgs ist bekanntlich sehr reich an sogenannten schönen Punkten, die nach unserer deutschen Sitte erst dadurch recht schön werden, daß sie zugleich mit einer trefflichen Anstalt zur Pflege des Leibes, zur Stillung von Hunger und Durst verbunden sind. Fremde und Einheimische konnten es schwer begreifen, wie man sich dieser unschuldigen Ergötzlichkeiten so ganz enthalten mochte, ohne durch irgend welches äußere Hinderniß davon ausgeschlossen zu sein. Denn daß er bis in sein höchstes Alter ein rüstiger Fußgänger geblieben war, wußte Jeder: seine täglichen Spaziergänge richteten sich zwar mit Vorliebe in die einsameren Theile der Gegend, aber er vermied es auch nicht, die lebhafteren Straßen zu betreten oder doch zu kreuzen, auf denen sich das muntere Völkchen der einheimischen und fremden Freunde der Natur in jenem substantiellen Begriffe tummelte.

Die eigentlichen Ursachen sind sehr leicht anzugeben: vor Allem war es eine ganz unreflectirte Folge seines körperlichen Befindens. Nur die regelmäßigste und einfachste Ordnung des täglichen Lebens schützte ihn vor ernsthafteren Anfechtungen, denen sein Organismus, ein wunderbares Gemisch der größten Reizbarkeit und grenzenloser Elasticität und Wiederherstellungskraft, selbst unzweifelhaft ausgesetzt gewesen wäre. So kam er gewöhnlich mit leichten Störungen davon, die am sichersten eben nur durch die Lebensordnung selbst, wie er sie sich gegeben hatte, beseitigt wurden, aber auch sich so häufig wiederholten, daß er immer auf der Hut sein mußte. Draußen d. h. sowohl außerhalb der häuslichen Regelmäßigkeit als außerhalb des Kreises der gewohnten Spaziergänge war gerade für eine Natur, wie die seine, die so ganz und voll in das Interesse des Augenblicks eintrat, eine solche Hut unmöglich und so vermied er lieber alle Veranlassung, wo er sie hätte üben müssen.

Dazu kam noch, daß er überhaupt am liebsten einsam unter freiem Himmel wandelte. Selbst seine Befreundetsten und Nächsten duldete er wohl als Begleiter auf seinen Spaziergängen, aber doch nur ausnahmsweise. Gewöhnlich ging er allein, entweder um den Faden geistiger Arbeit, der ihn gerade unauflöslich fesselte, durch das Gegengewicht einer körperlichen Thätigkeit, die als rein mechanisch ihn nicht von jener abzog, fortzuspinnen, oder um sich ganz und schrankenlos, ungestört durch die Ansprüche anderer Persönlichkeiten an ihn oder etwa gar ihre Ver-

suche ihn zu unterhalten, in das Leben der Natur zu versenken. Jedesmal kehrte er mit vollem Gewinn für Leib und Seele von diesen einsamen Wegen zurück, die ihn oft auf mehrere Stunden seinem Arbeitszimmer oder auch seinem Garten entführten. Dann mochte die nie fehlende Geselligkeit der Freunde und Angehörigen wieder an ihn herantreten; wenn ihm nur solche Pausen gelassen waren, sich nach seiner Art zu sammeln und zu erholen, fühlte er sich in ihr recht gründlich wohl. Es begreift sich aber daraus, daß er an öffentlichen Orten das, was er bedurfte, nicht finden konnte und sie daher vermied, aber auch, daß er ebenso wohl ausgedehntere Reisen in der ganzen letzten Hälfte seines Lebens scheute, wie er sie sonst in der Zeit, die dem Aufenthalt in Erlangen vorhergingen, also bis etwa in die Mitte der zwanziger Jahre, geliebt und freiwillig unternommen hatte. Unsere neuste reiselustige Periode war ihm auch dadurch so fremdartig und wenn man will durch die indirecte Anforderung sich ihrer Mode zu fügen unbequem geworden. Körperlich wäre er ja im Vergleich mit unzähligen modernen Vergnügungsreisenden noch vollständig dafür gerüstet gewesen, obwohl ihn zuletzt und ursprünglich hauptsächlich körperliche Rücksichten oder die Einflüsse seines leiblichen Befindens an die Scholle gefesselt hielten.

Die älteren Freunde des Dichters wußten sich noch wohl zu erinnern, wie er einst sich mit Behagen in der Geselligkeit außerhalb des Hauses bewegt hatte. Aber wie für seine Reiselust, trat auch dafür mit Erlangen ein Wendepunkt ein. Noch in den ersten Jahren des erlanger Lebens, das von 1826 bis 1841 dauerte, also seine sogenannte beste Zeit umfaßte, sah man ihn häufig mit lieben Collegen nnd deren Familien an den damals so einfachen ländlichen Vergnügungsorten der Umgegend. Später behielt er zwar noch immer seine gleich Anfangs gefaßte Liebe für die dortige Landschaft, aber er genoß ihre Anmuth mehr und mehr auf einsamen Spaziergängen. Im Gegensatz zu vielen fremd hingekommenen Gliedern der Universität war er sowohl der Stadt selbst wie der Landschaft sehr zugethan. Die breiten, luftigen Straßen, die lichten, freundlichen und meist geräumigen Häuser sagten ihm trotz ihrer Monotonie zu, und im Hinblick auf das benachbarte Nürnberg und den Wirrwar seiner architektonischen Romantik pflegte er sich oft glücklich zu preisen, daß er nicht in solche Straßen

und solche Häuser eingepfercht leben müsse. Die Landschaft bot ohne irgend hervorragende Schönheit doch eine wahrhaft unerschöpfliche Fülle und Mannichfaltigkeit von echten Spazierwegen für den einsamen und rüstigen Fußgänger, der alle die kleinen Hindernisse gewöhnlicher geputzter oder aus besonderen Intentionen zu Amüsement ausziehender Sonntagsfreunde der Natur gar nicht zu beachten gewöhnt war. Hier in Erlangen baute er sich auch selbst ein Haus. Er sollte es nicht lange besitzen, denn kaum war es vollständig bewohnbar, so entführte ihn seine Berufung nach Berlin für immer, wie es damals schien, seinem fränkischen Heimatlande.

Die Lage des Hauses war recht nach seinem Geschmacke, wenn auch nicht nach dem der meisten anderen Erlanger. Ganz draußen, der Stadtmauer gegenüber, unter der man sich aber keinen mittelalterlichen Bau mit Thürmen und Zinnen, oder gar mit einem breiten Wallgraben denken darf, sah man aus den Fenstern des obern Geschosses, das er bewohnte, über jenes bescheidene Mäuerchen hinüber weit in das Blachfeld bis zu den einfachen Linien der Waldhöhen, über die sich der große Reichsforst von Nürnberg gelagert und auf die er sich beinahe ganz aus der Ebene zurückgezogen hat. Es war keine Spur von einer schönen Aussicht, aber frei und sonnig und friedlich in der Ferne abgeschlossen. Eine Zeit lang dachte er auch ernstlich daran, irgend einen kleinen Gartenbesitz zu erwerben, wie dort am Südhange des Stadtberges so viele, wahrhaft idyllische, also auch sehr einfache, halb ländliche halb städtische Ansiedelungen existiren. In diesem Falle hätte er sein Neuseß aufgeben müssen, aber der anmuthige Eindruck, den ihm die Natur gerade auf jener Seite der Stadt machte, hätte ihm vielleicht auch dieß Opfer nicht zu schwer gemacht, wenn nicht äußere Hindernisse in den Weg getreten wären.

Schon in den letzten Jahren des erlanger Lebens beschränkten sich die Anfangs recht ausgedehnten geselligen Verbindungen, weil sie auf dem Fuße vollster Reciprocität eingegangen waren. Es geschah allmählich immer seltener, daß er Einladungen in befreundete Häuser folgte, obgleich es bis zuletzt immer noch vorkam. Die Verhältnisse der Collegialität an einer Universität brachten es mit sich, daß er sich dieser Art von Verpflichtungen nicht ganz entziehen konnte, denn wenn überhaupt unter einer solchen Umgebung ein Verkehr bestehen sollte, so mußte er wechselseitig sein. Rückert

konnte nicht daran denken, hier wie etwa später in Neuseß die Freunde bloß bei sich zu sehen, sich suchen zu lassen. Er mußte auch zu ihnen kommen, selbst wenn nicht immer so genaues Kerbholz über das Geben und Empfangen gehalten wurde, als es eine etwas strictere Form der Geselligkeit voraussetzt. Denn in Erlangen war davon noch wenig eingedrungen: hier existirte noch jener einfachere Zuschnitt des Lebens, wie er einst in einer Periode gediegener Bildung so allgemein in Deutschland gegolten hatte, und wie er den Vertretern der höchsten Geistesbildung der Nation so wohl und, man darf sagen, einzig wohl ansteht.

Der Zufluß von eigentlichen Fremden war damals überall noch ein geringer, wie jeder weiß, der diese noch so nahe Periode mit Bewußtsein durchlebt hat. Erlangen lag vollends außer der Route und selten verirrte sich ein eigentlicher Tourist dahin. Von diesen Plagegeistern war daher wenig Störung zu befürchten und es konnten oft Monate vergehen, ohne daß eine solche Erscheinung in dem stillen Hause Rückerts auftauchte. Es muß hinzugesetzt werden, daß sie dann meist so rasch, als es der Anstand nur irgend erlaubte, abgefertigt wurde. Natürlich waren auswärtige Freunde hier wie überall ihm herzlich willkommen, aber auch diese kamen äußerst selten. Wenn es geschah, war das Haus Rückerts das einzige Ziel ihrer ganzen Reise, und zu einer solchen entschloß man sich damals schwer, auch wenn nur zwanzig oder dreißig Meilen zu überwinden waren. Außer den Spaziergängen, der Privatgeselligkeit und sehr bescheidenen musikalischen Genüssen gab es aber in dem damaligen Erlangen keine andern Anstalten zu gemeinsamer Ergötzlichkeit. Namentlich fehlte ein Theater, für welches zwar ein stattlicher Bau existirte, der aber nur selten durch eine wandernde Truppe dritten Ranges belebt wurde.

Es ist nicht zu leugnen, daß Rückert selbst sich nicht ganz befriedigt von der allerdings anmuthigen und behaglichen Zurückgezogenheit Erlangens fühlte. Er empfand oder glaubte zu empfinden, daß er in eine stärkere und freiere Strömung des Lebens gehöre, als sie eine kleine Universitätsstadt, namentlich in dem damaligen Baiern unter dem allgemeinen Geistesdrucke des Abelschen Regimentes bieten konnte. Auch in diesem Sinne begrüßte er den Ruf nach Berlin mit hoffnungsvoller Freude, ja man darf sagen mit Begeisterung. Wer es selbst mit durchlebt hat, kann von dem

mächtigen Emporschnellen des öffentlichen Geistes zeugen, das sich in dem Jahre 1840 überall in Deutschland und nicht am wenigsten hier im Süden und zwar in dem protestantischen Süden offenbarte. Die Anregung dazu gab auch hier dasselbe wie anderwärts: der Thronwechsel in Preußen und der Eindruck, den eine frisch der Zeit gegenübertretende Persönlichkeit auf dem Throne hervorrief. Man kritisirte hier weniger als im eigenen Lande das, was sie zu bringen versprach: man fühlte sich warm angehaucht und wurde selbst dadurch erwärmt. Alle Blicke waren nach Berlin gerichtet, und die seltsamen Vorurtheile, die von jeher den Süden unseres Vaterlandes gründlicher als durch eine chinesische Mauer von dem Norden abgesperrt hielten, schienen vergessen.

Es wäre ungerecht zu behaupten, daß Niemand in dem näheren und ferneren Freundeskreise Rückerts so tief wie er von der Zuversicht auf den Anbruch eines neuen Tages erfüllt gewesen wäre. Alle die Besten theilten seinen Glauben, aber ihm schien es vor vielen Andern vergönnt, selbst mit Hand an das große Werk der Wiedergeburt Deutschlands zu legen. Denn nichts weniger als das erwartete er und Jedermann von Friedrich Wilhelm IV. Hier und da wagte wohl schon ein Zweifel laut zu werden weniger an dem Wollen des Königs, als überhaupt an dem Berufe eines gekrönten Hauptes, dieser Zeit ein Wiederhersteller der deutschen Nation zu werden. Aber mit solchen Nergeleien war es nicht gerathen den Begeisterten zu nahe zu kommen, und es gehörte eine lange Reihe von Enttäuschungen dazu, bis auch sie sich gezwungen sahen zu resigniren. So kostete ihm die Trennung von Erlangen gerade damals viel weniger Ueberwindung als zu irgend einer andern Zeit.

Noch kurz vorher, so wie verschiedene Male früher hatten sich ihm Aussichten nach andern Universitäten eröffnet, die ihm aber trotz bedeutender äußerer Vortheile Erlangen nicht aufwiegen konnten. Am allerwenigsten war er geneigt, seine äußerlich sehr bescheidene, aber verhältnißmäßig unabhängige Stellung in Erlangen mit einer wenn auch noch so begünstigten in München zu vertauschen, wohin ihn sein alter Gönner, König Ludwig, gern gezogen hätte. So waren es auch jetzt nicht die äußeren Vortheile, die ihn nach Berlin lockten. Er pflegte darauf überhaupt weniger Rücksicht zu nehmen, als es sonst gewöhnlich ist und für selbstverständlich gilt. Auch wußte er doch so viel von dem ihm

außerdem ganz fremden berliner Verhältnissen, daß dort das Gegentheil von der Einfachheit und der daraus entspringenden Wohlfeilheit des damaligen Erlangens anzutreffen sei. Ja er ging vielleicht nicht ohne übertriebene Vorstellungen von den fremdartigen und kostspieligen Verhältnissen, denen er sich zu fügen entschlossen war, weil er die Hauptsache nicht wegen Nebendingen aufgeben wollte. Die Hauptsache war aber jenes neue Leben des Ganzen, an dem er, freilich ohne noch recht zu sehen wie, rüstig Theil nehmen wollte. Daß er bereits das dreiundfünfzigste Lebensjahr erreicht hatte, brachte er nicht in Anschlag, wie er überhaupt niemals bis in die allerletzte Zeit ein Gefühl des Alters als eines Hemmnisses seiner Kraft empfunden hat. Sein freudiger Sinn, sein unbegrenzter guter und reiner Wille, seine nicht auf etwaiges Glänzen und Gefeiertwerden, sondern auf die würdigsten und größten Interessen des Ganzen gerichtete Hoffnung schienen den besten Erfolg zu verbürgen, und selbst seine wahren Herzensfreunde in dem erlanger Kreise, vor Allem der ihm aufs innigste ergebene Kopp, konnten ihn unter solchen Umständen zwar mit Schmerz, aber doch ohne Besorgniß scheiden sehen. Sie glaubten nur wie er selbst, daß er Mühe haben würde, in dem unwirthlichen Norden eine gemüthliche Häuslichkeit zu gründen, wie sie ihm Lebensbedürfniß geworden war. Denn in dieser Hinsicht war man damals wo möglich noch mehr als jetzt im Süden von den abenteuerlichsten Vorstellungen besessen, denen natürlich auch die tributär sein mußten, die den Norden nicht aus eigner Anschauung kannten, wenn sie auch sonst über alle jene lächerlichen politischen Antipathien oder vielmehr jenen particularistischen Eigensinn erhaben waren, hinter den sich die Masse auch der sogenannten Gebildeten damals wie jetzt zu verschanzen pflegte.

Diese Besorgnisse verschwanden bald. Es zeigte sich, daß man sich in Berlin ebenso in gemüthlicher Einfachheit einen Hausstand einrichten könne, wie in Erlangen oder sonstwo in dem specifisch gemüthlichen Theile unseres Vaterlandes. Daß er seine Wohnung nicht inmitten der geräuschvollsten Straßen und des Häuserknäuels aufschlug, war nicht einmal Folge seiner eigenen Wahl, sondern von einigen alten Freunden, die er dort vorfand, so und zwar verständig genug bestimmt. Uebrigens gehörte die Schulgartenstraße, wenn sie auch gegenüber auf die Stadtmauer

und über sie hinweg auf die weiten Gärten und Parks der Paläste der Wilhelmstraße sah, keineswegs zu den unbelebten oder abgelegenen. Sie bildete ja damals eine der drei Seiten des sogenannten Geheimerathsviertels, das richtiger Geheimerathsdreieck heißen würde. Die Grimms, Cornelius, der Maler Hermann und andere ältere Freunde wohnten in unmittelbarster Nähe, und war auch der Weg zur Universität etwas weit, so lag dafür der Thiergarten desto näher. Eine rege, wenn auch in bürgerlich-einfachen Formen gehaltene Geselligkeit belebte den ersten berliner Winter 1841—42, aber es zeigten sich doch bald schon einige von den Schatten, die diesen ganzen berliner Aufenthalt zu der relativ unerquicklichsten Periode im Leben des Dichters machen sollten.

Daß Rückert draußen vor dem Thore wohnte, schützte ihn nicht vor der Zudringlichkeit gewöhnlicher Neugier, wie sie sich überall in solchem Falle breit machen wird. Berlin steht auch darum sehr mit Unrecht in einem besonders übelen Rufe. Jede andere Stadt, die eine gleiche Summe gebildeter oder Bildung prätendirender Elemente in sich enthält, würde ein gleich starkes Contingent solcher angeblicher Verehrer geliefert haben. Es gelang nicht immer, sie mit guter Manier abzuweisen, und so wurde Rückert manche Stunde häßlich verdorben. Zeit war aber das Einzige, womit er geizte, weil Niemand so wie er sie zu brauchen verstand. Doch würde ohne Zweifel diese Plage allmählich von selbst aufgehört haben, wenn er erst selbst aufhörte eine Neuigkeit zu sein. Man weiß ja, wie das großstädtische Publicum und hier wieder vorzugsweise das berliner sehr bald satt zu werden pflegt.

Fataler war es, daß sich das leibliche Befinden Rückerts schlechterdings nicht mit dem berliner Winterklima vertragen wollte. Er hatte niemals dauernd in der norddeutschen Tiefebene gelebt und ward jetzt, in seinen vorgerückten Jahren — er stand, wie schon bemerkt, im vierundfünfzigsten — und bei seiner ungemeinen körperlichen Reizbarkeit, durch die feuchtkalten Nebel und die damit wechselnden scharfen Luftströmungen sehr übel berührt. Daran hatte er natürlich nicht gedacht, als er Erlangen verließ, daß er sein relatives körperliches Wohlsein der trocknen, meist nur mäßig bewegten Luft des innerdeutschen Hügel- und Hochlandes zu verdanken hatte. Es war ja auch ohnedieß sein heimisches Klima, in das er hineingeboren war, und schon deshalb das ihm allein gemäße. Körper-

liche Unbehaglichkeiten veranlaßten zunächst, daß die Versuche, sich activ an der berliner Geselligkeit zu betheiligen, bald eingeschränkt und endlich auf das bescheidenste Maß reducirt werden mußten.

Rückert vermochte noch weniger als in Erlangen den Ansprüchen seiner alten und neuen Freunde gerecht zu werden und es konnte nicht fehlen, daß diese, die in ihrem eigenen Befinden kein Hinderniß regsten Verkehrs mit der Außenwelt gelten ließen, zuerst etwas verwundert und bald auch etwas verstimmt über die Zurückgezogenheit des Mannes wurden, der nach ihrer eigenen guten Meinung sich selbst damit den größten Schaden that. Er aber ließ sich durch alles daraus entspringende Bitten und Drängen, gleichviel ob es mehr schmeichelnd oder mehr in der Form freundschaftlicher Superiorität der Lebenserfahrung an ihn herantrat, nicht aus seinem Geleise bringen. Er ging eben nur aus, wenn es ihm paßte, und gewöhnlich paßte es ihm in den Abendstunden nicht, wo sich doch herkömmlich der gesellige Verkehr erst zu entfalten pflegt.

Gleiche Hindernisse hielten ihn von manchen andern Orten fern, an denen sich das Interesse der Geselligkeit wie der Geistesbildung concentrirt. Der Dichter war gerade damals aufs lebhafteste von seinen dramatischen Entwürfen bewegt. Einiges davon war schon in Erlangen ausgeführt worden, aber er hielt das nur für vorläufige Experimente. Er wollte es wirklich dahin bringen, nicht bloß Dramen zum Lesen, sondern auch zur Aufführung zu schaffen. Daß dazu eine genauere Vertrautheit mit der Bühne selbst gehörte, als er sie besaß, wußte er, und er hatte auch darum seine Uebersiedelung nach Berlin freudig als den Beginn einer neuen Epoche seiner Poesie begrüßt. Nun stellte sich aber heraus, daß jeder Besuch des Theaters beinahe auch ernstliches Unwohlsein für ihn bedeutete, und so erklärte es sich leicht, daß sie immer seltener gewagt wurden. Ebenso natürlich war es, daß die hochgespannten Erwartungen, die er an die berliner Bühne heranbrachte, von der Wirklichkeit nicht befriedigt werden konnten. Sie war damals, wie schon lange vorher und bis auf den heutigen Tag so, daß sie kaum mittelmäßig heißen durfte. Trotzdem würde sie ihn immer noch gefördert haben, wenn er sie nur hätte benutzen können.

Ebenso wenig wollten andere Hoffnungen sich erfüllen. Aus der gläubigen Unbefangenheit eines still abgeschlossenen süddeutschen Landstädtchens oder vielmehr des kleinen Kreises hochgebildeter und reingestimmter Menschen, die seine ganze Welt waren, sah er sich in eine mehr als billig ernüchterte großstädtische Atmosphäre versetzt. Wenn er auch mit dem specifisch-negativen Element des Berlinerthums in keine directe Berührung trat — sein natürlicher Instinct bewahrte ihn bestens davor — so konnte sich doch Niemand den erkältenden und herabstimmenden Einflüssen entziehen, von denen die ganze Luft an der Stelle des überschwänglichen Feuers der Begeisterung ein Jahr vorher inficirt war.

Er trat in einen Kreis alter, zum Theil lange nicht gesehener Freunde, die ungefähr alle in der gleichen Lage wie er waren. Aber sie alle hatten schon sich wenigstens so weit in Berlin eingelebt, daß sie die allgemeine Verstimmung theilten und sich im Grunde ganz wohl dabei befanden. Nergeln und Witzeln waren aber diejenigen Formen der Unterhaltung, die Rückert schlechterdings nicht vertragen konnte. Er hatte dafür gar kein Organ und wenn er sich solcher Art von Aeußerungen durchaus nicht zu entziehen vermochte, wirkten sie auf ihn wie Gift auf den gesunden Körper. Daß sich ein Cornelius, Schelling, J. Grimm nicht an ihrem Platze befanden, sah er wohl. Seine althergebrachte Zuneigung für diese Männer, mit denen er in langer Freundschaft verbunden gewesen, ließ ihn natürlich die Hauptursache davon nicht in ihnen selbst, sondern in Berlin sehen. Er begann zu ahnen, daß es ihm ähnlich ergehen werde, und dieß stellte ihm die Dinge um ihn herum in ein ganz anderes Licht als bisher. Noch immer hielt er an seinem Glauben fest, daß Friedrich Wilhelm IV. berufen sei, eine neue Zeit für Deutschland heraufzuführen.

Die Detailfragen der Politik interessirten ihn gerade damals weniger als später, da er nur das große Ganze im Auge hatte. Auch muß man bedenken, daß die Oeffentlichkeit damals noch so sehr schwach durch die Organe vertreten wurde, die jetzt auch einem zurückgezogenen Manne die Theilnahme an den Bewegungen des Tages ermöglichen. Es gab zwar politische berliner Zeitungen, aber wie die Haude- und Spenersche und die Vossische damals beschaffen waren, ist jetzt glücklicherweise beinahe schon vergessen oder zu einem Mythus geworden. Die auswärtigen Blätter, von denen

er in Ermangelung eines besseren seit vielen Jahren die „Augsburger Allgemeine“ regelmäßig zu lesen pflegte, brachten, wie es sich von selbst verstand, über die wahre Lage der preußischen Zustände nur getrübte oder zum Theil auch schon absichtlich entstellte Berichte, die für einen nach gründlicher Einsicht Strebenden, noch dazu wenn er Gelegenheit hatte, wenigstens hier und da einmal einen tieferen Blick zu thun, unbrauchbar oder widerwärtig sein mußten.

Daß das Eichhornsche System, wie man es herkömmlich zu bezeichnen pflegt, nicht der richtige Weg zum Ziele sei, erkannte er vollständig und sprach es mit seinem grenzenlosen Freimuth unumwunden und überall, namentlich auch seinem alten Freunde Schelling gegenüber aus. Daß es ihm übel gedeutet werden konnte, fiel bei ihm nicht in die Rechnung, aber er täuschte sich, wenn er glaubte, seine Stimme würde irgend einen Druck auf die Entschlüsse der maßgebenden Persönlichkeiten üben. Niemals hätte er sich zu jenem feigen und tückischen Frondiren hergegeben, in dem damals so viele der wenigstens nach ihrer Meinung bedeutendsten geistigen Größen Berlins excellirten. Er war unversehens und ohne seinen Willen in die Opposition hineingerathen und trat mit dieser geradezu und frei hervor.

Er war sich bewußt, in bester Art positiv gesinnt zu sein, aber freilich anders, als es die verstanden, die es allein zu sein behaupteten, und wurde so nach rechts wie nach links hin gleich vereinsamt. Den Einen galt er als Revolutionär, den Andern als Reactionär. Es ist schwer zu sagen, ob ihn mehr das salbungsvolle Kopfschütteln der Einen, von denen sich so viele seine Freunde nannten, oder die Flegeleien der Andern hätten verdrießen können, wenn er überhaupt Notiz davon genommen haben würde. Aber sein glücklicher Genius führte ihn, ohne daß er hier oder dort einen Anstoß empfunden hätte, dieselbe Bahn ernster, stiller Geistesarbeit auch in Berlin weiter, die er wohl selbst dann nicht auf die Dauer verlassen haben dürfte, wenn er in Berlin alle die Erwartungen hätte realisiren können, in deren freundlichem und anregendem Geleite er dort eingezogen war. Daß er aber mit den Ultras unter seinen Freunden in beiden Lagern, z. B. mit Stahl hüben und Bettina drüben, den Verkehr möglichst beschränkte und endlich ganz abbrach, verstand sich für ihn von selbst, obgleich es ihm menschlich leid that.

So kam das ersehnte Ende des ersten Winters heran. Noch durfte zwar von einem eigentlichen Scheitern aller Hoffnungen nicht die Rede sein, aber es stand doch so, daß Rückert die ersten trockenen und sonnigen Märztage mit noch viel innigerer Freude als sonst begrüßte, weil sie ihm es ermöglichten, aus der großen Stadt nach Neuseß zu eilen. Es gehörte zu den liberalen Bedingungen seiner äußern Stellung, daß ihm nur während des Wintersemesters seine Anwesenheit in Berlin und eine Vorlesung an der Universität zur Pflicht gemacht war: den Sommer sollte er für sich haben. Ein Jahr vorher hatte er darauf gerechnet, auch den Sommer freiwillig mitunter in Berlin zuzubringen; er äußerte, wenn es auch nicht Regel werden sollte, so würde es ihn doch freuen, wenn er nicht eher als bis zu dem solennen Abschnitte des akademischen Jahres, den großen Herbstferien, nach Neuseß zu kommen veranlaßt sei. Nun aber stand es so, daß nicht bloß seine Stimmung, sondern noch viel mehr ihr Hauptfactor, seine Gesundheit, seine möglichst schleunige Entfernung aus Berlin zur Pflicht machte. Der Sommer heilte sehr bald die Winterschäden aus, aber im Spätherbst galt es wieder und dießmal mit weniger frischem Muthe als ein Jahr vorher, dem Norden zuzusteuern.

Der darauffolgende Winter war im Wesentlichen die Wiederholung des ersten, nur daß sich begreiflicherweise alle die Uebelstände Berlins noch greller und drückender fühlbar machten, und daß für Rückert die ersten Strahlen der Frühlingssonne noch mehr wie im vorigen Jahre eine wirkliche Erlösung aus unerträglichen Zuständen brachten. Nunmehr stand sein Entschluß ganz und auf einmal fest, unbeirrt durch alle Einwendungen wohlmeinender Freunde, welche ihn nach ihrer Art von dieser und jener Seite her vorsichtig und ängstlich abwogen. Er verlegte den ganzen Schwerpunkt seines Lebens nach Neuseß, das von da an zuerst seine eigentliche Heimat wurde und bis zu seinem letzten Athemzuge geblieben ist. Dort sollte seine Familie dauernd wohnen, nicht mehr gestört durch den doppelten jährlichen Umzug von und nach Berlin, damals noch ein schwereres Stück Arbeit als wir es uns jetzt im Zeitalter des vollendeten Eisenbahnnetzes vorzustellen pflegen, auch wenn wir selbst noch unter jenen unfertigen Zuständen gelitten haben. Er selbst wollte Berlin fortan nur als sein Winterabsteigequartier betrachten. Was ein solcher Entschluß für

ihn bedeuten wollte, der wie kein Anderer im tiefsten Gemüthe an den Seinigen hing, bedarf keiner Auseinandersetzung, aber es läßt sich begreifen, daß es nur der unbeugsamen Ueberzeugung, die ihm seine innere Stimme einflößte, gelingen konnte, alle die Bedenken des Verstandes und des Herzens zu überwinden, die in einer solchen Situation auftauchten.

Es war ein harter Entschluß, aber der Erfolg erprobte ihn als richtig. Freilich wäre es viel einfacher gewesen, wenn er seine berliner Verpflichtungen als lästig gewordene Fesseln ganz und auf einmal abgeschüttelt hätte. Dazu aber schien ihm die Zeit noch nicht gekommen, auch wenn es möglich gewesen wäre, die äußeren damit verbundenen Nachtheile einigermaßen zu übertragen. Hing ja doch nicht bloß seine eigene Subsistenz fast ausschließlich von seiner Universitätsstellung ab. Auch hoffte er noch immer, daß er sich, wenn auch erst nach Jahren, in Berlin einleben würde. Dann konnte das, was einstweilen als Basis seiner neuen Einrichtung galt, sofort wieder aufgegeben werden.

Gerade aus der Periode des Hin- und Herschwankens über diese für ihn so folgenreiche Umgestaltung stammen jene vielbesprochenen kleinen „Berliner Gedichte“, eigentlich nur lose Tagebuchblätter in poetischer Form, wie sie ihm von jeher zum Bedürfniß geworden waren. Aber die Berliner nahmen sie nicht so harmlos auf, wie sie gemeint waren. Jetzt, nach Ablauf von fast einem Vierteljahrhundert, ist es wohl möglich, den dadurch erregten Sturm von seiner komischen Seite zu betrachten, im Augenblick aber waren wenigstens die näherstehenden Freunde nicht sowohl durch die Sache selbst, als durch die Aufnahme, die sie fand, doch einigermaßen betroffen, um nicht zu sagen erschrocken. Die Redensart „sich unmöglich machen“ war damals noch nicht in den täglichen Cours gesetzt, aber der Inhalt ihrer Befürchtungen war, daß sich der Dichter in Berlin unmöglich gemacht habe, und die Scharfsinnigeren untersuchten nur noch, ob er es vorsätzlich oder unvorsätzlich gethan, und wenn das Erste, was er eigentlich damit beabsichtigt.

Der Dichter selbst erfuhr wenig von der Entrüstung seiner berliner Mitbürger; er befand sich gerade in seiner Sommerheimat, als der Sturm am ärgsten tobte; bei seiner Rückkehr im Herbste, wo er sich ganz von selbst in tiefste Zurückgezogenheit einspann, war die Sache wenn auch nicht vergessen, so doch hinter andern neuern

Aufregungen zurückgetreten. Doch ist nicht zu leugnen, daß ihm sein Angriff auf das Selbstbewußtsein der Berliner niemals von diesen vergeben worden ist. Es ist ja bekannt, daß sie selbst ihre Stadt und ihre Landsleute keineswegs glimpflich wenigstens mit Worten zu behandeln pflegen, aber von einem Fremden wollen sie so etwas nicht hören. Hier schien noch ein qualificirter Undank die Schuld des Frevlers zu erschweren; denn es verstand sich, und nicht bloß für den echten Berliner, doch von selbst, daß nicht Berlin einem Friedrich Rückert zu Dank verpflichtet war, weil er sich hatte bewegen lassen, dorthin zu kommen, sondern umgekehrt.

Es folgte nun eine Reihe einsamer Winter in Berlin und frohbewegter Sommer in Neuseß. Die Berliner stellten sich indessen die Clausur, in der Rückert mitten in ihrer Stadt lebte, viel strenger und namentlich viel trauriger vor, als sie war.

Allerdings richtete er sich nunmehr ausschließlich nach seinen eigenen Bedürfnissen des leiblichen und geistigen Wohlseins und gab alle jene Versuche der früheren Winter, in ein lebhafteres Fahrwasser des Verkehrs einzulenken, definitiv auf. Er verlegte sogar seine Vorlesungen auf sein Arbeitszimmer und betrat fortan die Universität gar nicht mehr. Doch pflegte er nach wie vor bei irgend leidlichem und ihm angemessenem Wetter seinen täglichen Spaziergang in den Thiergarten zu machen, für den er eine gewisse Vorliebe gefaßt hatte. Sein Natursinn war ja von der echten und tiefen Art, die nicht allein sogenannter schöner Gegenden zu vollem Genügen bedarf. Er verstand und liebte die Natur auch da, wo sie in bescheidener Einfachheit auftrat, und verlachte z. B. die gewöhnlichen Tiraden über die Abscheulichkeit der berliner Gegend. Er fand sie nicht bloß nicht so häßlich, wie sie auswärts, namentlich in Süddeutschland gilt, sondern an einzelnen Punkten sogar anmuthig und freundlich, z. B. bei Charlottenburg, Tegel, Stralow. Die zierlichen Hügel und weiten Wasserspiegel von Potsdam, sowie die in ihrer Art einzigen Gärten von Sanssouci entzückten ihn. Er pflegte sich ihrer auch noch viele Jahre später mit Enthusiasmus zu erinnern, wobei daran zu erinnern ist, daß er selbst eine immer gleiche Zuneigung zu der edeln Kunst des Gartenbaus behalten hat, die er in bescheidenstem Maße in seinem eigenen ländlichen Besitze zu Neuseß bethätigte. Aber ebenso gern wie nach dem Thiergarten lenkten sich auch seine Schritte an sonnigen

Wintermittagsstunden den Linden zu. Er wandelte dann, eine selbst in Berlin einzige und von Vielen angestaunte, aber nicht begriffene Gestalt, langsam von dem brandenburger Thor bis zu dem Schlosse und wieder zurück in seine Wohnung, die für mehrere Winter, an der Ecke der Louisenstraße und des Schiffbauerdammes, dicht an der Marschallsbrücke, frei und luftig lag.

Er pflegte oft zu äußern, wie ihm ein solcher Gang unter den Linden am besten das einzig würdige Stück der ganzen deutschen Geschichte seit dem dreißigjährigen Kriege, die Geschichte Preußens von Friedrich dem Großen bis 1815 vor die Augen führe und daß er ihn deshalb mache. Allerdings mochten wenige der vielen Tausende von Mitspaziergängern unter den Linden solche Betrachtungen zu ihrer Ergötzlichkeit angestellt haben. Es geht übrigens schon daraus hervor, wie wenig er sich durch die Beschwerden, die er allenfalls über Berlin zu führen hatte, an dem großen und bleibenden Werthe seiner Umgebung irre machen ließ. —

Der gesellige Verkehr war schon dadurch an sich beschränkter geworden, daß Rückert in seinem Winterquartiere die einfachste Junggesellenwirthschaft führte, so weit seine Gesundheit es verstattete. Doch sah er noch immer ab und zu diesen und jenen der alten und neuen Freunde bei sich und folgte auch wohl, aber nur in den Mittagsstunden, einer Einladung zu solchen. Allmählich gewöhnten sich diese auch daran, den verehrten Mann in so eigenthümlicher, und wie sie nach ihrem Gefühle glaubten, trauriger Einsamkeit leben zu wissen. Sie sahen, daß er sich dabei verhältnißmäßig ganz wohl befand, und daß namentlich die Frische und Freudigkeit seines Geistes nicht im Mindesten dadurch beeinträchtigt wurde. Kaum zu irgend einer anderen Zeit, die besten neusesser Jahre ausgenommen, gelang es ihm, sich so intensiv in die Arbeit zu versenken, wie in einer Reihe dieser berliner Winter, und daraus jene mit nichts Anderem zu vergleichende volle Befriedigung der Seele zu schöpfen, die den Uneingeweihten freilich immer ein Räthsel oder eine Phrase bleiben wird.

Als er im Jahre 1848 zwei Tage vor der Märzrevolution an einem glänzenden Morgen Berlin verließ, um wie gewöhnlich nach seiner Heimat den Frühling zu bringen, hatte er keine Ahnung, daß er die Stadt nicht mehr wiedersehen sollte, an die sich für ihn zwar nicht gerade die schönsten Erinnerungen seines Lebens, aber doch auch manche freundliche an stille und gedeihliche

Arbeitswochen und Monate knüpften. Als die Zeit herannahte, wo er wie gewöhnlich im Herbste Neuseß verlassen sollte, bewog ihn das dringende Bitten seiner nächsten Angehörigen, den Winter über zu bleiben. Sie konnten es nicht übers Herz bringen, ihn den damaligen politischen Wirren Berlins Preis zu geben. Er blieb, und die natürliche Folge davon war, daß ihm im nächsten Herbste die Trennung innerlich unmöglich geworden war. Hätten die Dinge in Berlin und in Deutschland überhaupt die glückliche Wendung genommen, an die er mit rührendem Vertrauen länger als die Meisten glaubte, so würde er wahrscheinlich doch wieder in die alte Wintereinsamkeit zurückgekehrt sein. So aber machte er sich wieder mit raschem Entschlusse, doch nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten von seinen bisherigen Verpflichtungen los, und gehörte fortan ganz und ausschließlich dem Leben im Schoße seiner Familie an.

II.

Das einfache, aber geräumige Haus in Neuseß war schon früher während der Sommermonate selten von Gästen leer geworden und jetzt, als Rückerts dauernder Wohnsitz, übte es eine noch größere Anziehungskraft, in weite Fernen ebenso sehr, wie in die nähere Umgebung. Es erfüllte sich in der That oft genug an ihm, was Walther von der Vogelweide in halbbürgerlichem Humor von der Wartburg in ihren glänzendsten Tagen singt: „Eine Schar von Gästen fährt aus, die andere ein, Nacht und Tag." Aber der Wirth selbst ließ sich dadurch nicht aus seinem ruhigen Geleise bringen.

Wer kam, wußte es, oder lernte es sehr bald, daß der Dichter zwar eine unbeschränkte Gastlichkeit übte, aber auch voraussetzte, daß die Gäste gegen ihn ebenso humane Rücksicht oder, wenn man will, Nachsicht übten. Sein täglich gleicher äußerer Lebensgang war ihm ebenso wohl psychische wie physische Nothwendigkeit geworden. Der Angelpunkt, um den er sich drehte, war Arbeit, und zwar die angestrengteste, deren äußere Züge leicht zu skizziren sind, während sich die darauf verwandte innere Anspannung jeder Einsicht entzieht: der früheste Morgen fand ihn auch in diesem letzten Abschnitte seines Lebens schon an seinem Pulte. Selbst im Winter blieb er seiner von frühester Jugend geübten Sitte treu, lange vor Tagesanbruch schon in voller Thätig-

keit zu sein. Trotz seiner Klagen über abnehmende Sehkraft namentlich bei künstlichem Lichte, arbeitete er doch bei solchem schon von fünf Uhr, spätestens sechs Uhr an. Nur in den allerletzten Lebensjahren gönnte er sich in den Morgenstunden etwas längere Ruhe. Der Vormittag war fast ohne Unterbrechung gleichfalls der Arbeit gewidmet, höchstens führten ihn einige kurze Gänge in den Hausgarten auf eine Viertel- oder Halbestunde von den Büchern und Papieren weg. Ein Theil des Nachmittags gehörte selbstverständlich der Erholung im Freien, denn wenn er überhaupt im Freien war, pflegte er auch, wenigstens in den späteren Jahren, die Materialien seiner Arbeit nicht mit sich zu nehmen. Früher sah man ihn wohl auch halbe, ja ganze Tage lang in günstiger Sommerzeit seinen eigentlichen Arbeitstisch in irgend einer Laube seines neusesser Gartens aufstellen, später kam er von dieser Gewohnheit ganz zurück, wahrscheinlich weil es ihm zu unbequem war, die zahlreichen und oft sehr schwerfälligen Bücher, deren er gewöhnlich nach der Art seiner hauptsächlichsten wissenschaftlichen Thätigkeit bedurfte, von einem Orte zum anderen zu transportiren, denn sie durch fremde Hände transportiren zu lassen, widerstrebte ebenso sehr der Einfachheit seines Wesens, die so wenig als möglich Dienstleistungen einer anderen Hand in Anspruch nahm, als auch der Vorsicht, mit der er über die Hunderte von unscheinbaren, zwischen und in die Bücher gelegten Zettel wachte, worauf er seine wichtigsten Notizen zu machen pflegte. Aber jedenfalls war immer noch ein Theil des Nachmittags für die Arbeit reservirt, auch wenn ihn besonders reizendes Wetter oder irgend eine andere Veranlassung einmal etwas länger und weiter weg von seinem Hause entführt hatte, als sonst gewöhnlich. Ebenso gehörten ihr die späteren Abendstunden fast ausnahmslos. Nur in den seltensten Fällen konnte ihn die rasch vorübergehende Erscheinung eines besonders werthen Gastes auch seiner Abendarbeit vergessen machen, aber andere Abhaltungsgründe ließ er nicht gelten.

Da er schon in Berlin allen abendlichen geselligen Verkehr außer dem Hause aufgegeben hatte, so kam es ihm natürlich nicht in den Sinn, einen solchen in Neuseß wieder anzuknüpfen, wofür dort, d. h. in der nahegelegenen Stadt Koburg zwar allerlei geeignete Elemente, aber doch keine so dringenden Veranlassungen wie einst in Berlin, oder früher in Erlangen gegeben waren. Erst in den

spätesten neusesser Jahren verzichtete er auch auf diese der einsamen Arbeit gewidmeten Abendstunden, ungefähr gleichzeitig mit der Beschränkung des Frühaufstehens und aus derselben Ursache. Er brachte sie von nun an im Familienzimmer zu, wo in der günstigen Jahreszeit und häufig auch in der minder günstigen fast immer ein und der andere Gast zu finden war. Allmählich gewöhnte er sich auch, an einsamen Abenden sich vorlesen zu lassen, was er in früheren Jahren durchaus nicht geliebt hatte. Er fühlte sich genirt durch die unwillkührliche Nöthigung, sich der mechanischen Gleichförmigkeit dieser Procedur zu fügen, ohne den Geist je nach Bedürfniß rasch von einem ihm gleichgültigen Gegenstand zu einem interessanteren gleiten lassen zu können, ebenso rasch die Fäden wieder abzubrechen, die das Denken oder die Empfindung eben um eine sie besonders anregende Stelle zu schlingen im Begriff war. Später aber überwand er diese Abneigung, die er einst offen zu bekennen und zu motiviren pflegte, mehr und mehr, und sehnte sich wenigstens in diesen Stunden, die ohnehin die meisten gleicher Beschäftigung zugethanen Menschen als natürliche Freistunden zu betrachten gewöhnt sind, nicht mehr nach seinem einsamen Studirzimmer.

Wer sich also in diese feste Ordnung fügen und es sich gefallen lassen wollte, sein Verlangen nach einem engen Verkehr mit dem Hausherrn auf die Stunden zu vertagen, die er selbst für gewöhnlich nur seinen nächsten Angehörigen zu widmen pflegte, war willkommen. Eben diese sorgten schon auf irgend eine Weise dafür, daß nicht zudringliche Neugierde die hergebrachte Abgeschlossenheit des Arbeitszimmers gefährdete; denn kam ja einmal eine solche Störung vor, so ließ sie sich der, dem die angeblich damit verbundene Huldigung zugedacht war, in seiner unbeschränkten Gutmüthigkeit freilich auch gefallen, aber den Verlust an Zeit konnte er doch nicht recht verschmerzen. So ist es nur Wenigen vergönnt worden, jenen geweihten Raum einer geistigen Schöpferthätigkeit, die an Ausdehnung und Kraft wenige Ihresgleichen hatte, zu betreten. Für gewöhnlich sahen die Gäste, gleichviel ob alte Freunde des Hauses oder eben erst eingeführt, Rückert nur im Familienzimmer oder am liebsten im Freien, im Garten. Nur einige besonders begünstigte, vorzugsweise solche, deren specielle Studien die seinigen berührten oder von den seinigen derart an=

geregt waren, pflegte er in seinem Zimmer zuzulassen und sie oft Stunden lang in einem Gespräche festzuhalten, dessen unendlicher Gehalt an Gedanken und wissenschaftlichen Thatsachen allerdings weit über das sonst in einer mündlichen Unterhaltung gewöhnliche Maß hinausging. Ganz von selbst gestalteten sich solche Conversationen häufig zu einer Art von freien Vorträgen, bei denen sich der Zuhörer sehr gern gefallen ließ, nur diese Rolle zu übernehmen, aber ebenso oft entsprang auch eine lebhafte Disputation daraus, die von Rückerts Seite immer mit einem Feuereifer geführt wurde, der nur der Sache galt und der daher auch niemals den Opponenten verletzen konnte.

Ueberhaupt war Nichts leichter als in ein Gespräch mit ihm zu gelangen, das dem gerade erfaßten Gegenstand, er mochte nun sein, welcher er wollte, bis ins innerste Mark ging. Es bedurfte dazu keineswegs einer genaueren Bekanntschaft oder irgend einer äußeren Empfehlung für den noch ganz Fremden. Stand dieser erst einmal ihm gegenüber, so waren für gewöhnlich alle Hindernisse überwunden. Es muß zur Berichtigung gewisser im Publicum verbreiteter Vorurtheile hinzugefügt werden, daß es in der That manchmal nicht so leicht war, bis dahin zu gelangen, aber nicht, weil er selbst den Zutritt erschwerte. Soviel es die durchaus schlichtbürgerlichen Formen des ganzen Hauswesens erlaubten, suchten seine nächsten Angehörigen alle lästigen Besuche fern zu halten, ohne daß er selbst in vielen Fällen nur von der ihm drohenden Störung benachrichtigt und dadurch beunruhigt worden wäre.

Damit war freilich dem subjectiven Ermessen der Umgebung ein großer Einfluß eingeräumt, und diese konnte ihn nur gebrauchen, weil sie überzeugt war, nicht für sich, sondern für das theuere Familienhaupt zu operiren. Ein den inneren Verhältnissen ganz Fremder, wenn er sich etwa vorher in der benachbarten Stadt aus den gewöhnlichen Quellen des Localklatsches einige Notizen über die Lebensweise des Mannes holen wollte, dem er gern von Angesicht zu Angesicht gegenüber gestanden hätte, erfuhr dann natürlich, daß er absolut unzugänglich sei und gab sehr häufig alle Versuche auf, einen so starren Bann zu durchbrechen, ehe er sie noch begonnen hatte. Ebenso natürlich erhielt durch jeden solchen Fall das einmal fixirte Vorurtheil immer neue Nahrung. Wagte es einer doch in instinctivem Vertrauen etwa auf seine eigene

Unwiderstehlichkeit oder weil ein Besuch in Neuseß nun einmal zu dem Repertoire der auf der Reise mitzunehmenden Merkwürdigkeiten stand, so erstaunte er gewöhnlich, wie leicht er Zugang fand, und wie freundlich er aufgenommen wurde.

Uebrigens war man im Ganzen in der ländlichen Abgeschiedenheit der koburger Gegend von selbst vor allem eigentlichen Fremdenandrang geschützt. Erst die Verbindung mit dem großen deutschen Eisenbahnnetz, die seit 1858 hergestellt wurde, brachte die Stadt und ihre Umgebung etwas mehr in Verkehr mit der übrigen Welt. Da sich nun zugleich damit auch die Gunst des reisenden Publicums der landschaftlichen Schönheit dieses bis dahin wenig bekannten Nordwinkels von Franken zuwandte und Koburg auf einmal zu dem Renommée eines sogenannten Glanzpunktes gelangte, so strömten seit dieser Zeit allerdings viel größere Schwärme von Touristen heran und fluteten auch gelegentlich bis an die umbuschte Gartenpforte in Neuseß. Aber vor dieser machten sie gewöhnlich Halt, weil sie nach ihren in Koburg selbst eingezogenen Erkundigungen annahmen, daß eine weitere Annäherung doch nicht gut möglich sei.

Natürlich geschah Nichts, um diesen, für das friedliche Dasein und das Behagen des Dichters so förderlichen Irrthum zu zerstören, aber jetzt, wo die Gründe, die ihn erhalten ließen, leider aufgehört haben, darf man wohl darauf hinweisen, wie er entstanden ist. Das Bild Friedrich Rückerts verdient es auch, von allen den kleinen ungehörigen Zuthaten befreit zu werden — Flecken kann man sie selbstverständlich nicht nennen — mit denen es einem großen Theil derer, die überhaupt Etwas von ihm wußten und Interesse an ihm nahmen, entgegengetreten ist. Wenn irgend Jemand das Gegentheil eines menschenscheuen Misanthropen, oder eines einsiedlerischen Grillenfängers gewesen ist, so war er es, und trotzdem ist es nicht allen, die es begehrten, gelungen, ihre Neugierde oder auch eine bessere Regung, die sie zu ihm führte, zu befriedigen. Zum Ersatz für so manche Gabe der Welt, auf die er in seiner ländlichen Zurückgezogenheit verzichten mußte, durfte man es ihm wohl vergönnen, seine Zeit und seine Stimmung nicht durch Andere verderben zu lassen, die doch Nichts weiter für sich verlangten, als das Factum, ihn gesehen und gesprochen zu haben.

Sobald es sich um irgend eine Art von Hülfe und Förderung handelte, die Jemand von ihm begehrte, verschwanden alle die un-

schuldigen Pallisaden von selbst, hinter denen er seine Ruhe verschanzt hielt. Jeder, der in wissenschaftlichen Dingen oder überhaupt in Angelegenheiten aus dem Bereiche der geistigen Interessen in allgemeinster Bedeutung des Wortes seines Rathes und Beistandes begehrte, konnte sicher darauf rechnen, ihn zu erhalten. Dann hörte auch bei seiner Umgebung jede Furcht vor einer unwillkommenen Störung auf, und selbst die Thür des Arbeitszimmers erschloß sich einem solchen Gaste eher als dem zuversichtlichsten und selbstbewußtesten oder irgendwie sonst mit Ansprüchen auf besondere Auszeichnung ausgestatteten Besucher. Womöglich noch zugänglicher war er für die gewöhnliche Bedürftigkeit des täglichen Lebens.

Er hatte einen unbegrenzten Glauben an die Güte der menschlichen Natur. Nicht als Ergebniß der Reflexion, sondern als unmittelbarer Ausfluß seines eignen Gemüths verstand es sich ihm von selbst, daß er jedem helfen müsse, der Hülfe von ihm begehrte. Natürlich wußte er, daß er oft solchen gab, die eine kältere Beurtheilung Unwürdige nennt. Aber er konnte sich niemals zu jener selbstsüchtigen Berechnung verstehen, die sich hinter dem Mantel einer besonders ausgebildeten Menschenkenntniß vor den einfachsten Ansprüchen des Gemüths zu verstecken und zu schützen sucht. Es war ihm genug, wenn der, dem er gab, durch die Gabe wenigstens für den Augenblick den Eindruck erhielt, daß ihm die andern Menschen oder wenigstens ein anderer echter Mensch seine Noth nicht als eine Schuld anrechnete, sondern die Menschenwürde auch in dem Bettler ehrte. Freilich konnte es nicht fehlen, daß er auf diese Art sehr oft das Ziel unverschämter Ausbeutung wurde. Zum Glück vermochte diese fast niemals so große Dimensionen anzunehmen, daß er dabei empfindliche Verluste erlitten hätte.

Würde er mehr im Strome der großen Welt geschwommen sein, als es ihm in Berlin z. B. möglich geworden ist, so wäre dort seine Harmlosigkeit und Freigebigkeit auf eine harte Probe gestellt worden. Während des letzten Lebensabschnitts in Neuseß war er durch die Abgelegenheit des Orts von selbst leidlich geschützt, und wenn er hier, wie früher auf seinen einsamen Wanderungen ins Freie gelegentlich einmal von einem Wegelagerer, und gewöhnlich an derselben Stelle seines meist nur nach einer Richtung sich lenkenden Spazierganges gebrandschatzt wurde, so scherzte er stets darüber bei seiner Zurückkunft. Wurden einmal gar zu grobe Attentate

auf seine Börse versucht, so half er sich mit der unschuldigen List, nicht mehr Geld als eine mäßige Summe von zu Hause mitzunehmen. War diese verabreicht, so konnte er sich, ohne sich in seinem Gewissen beschwert zu fühlen, damit entschuldigen, daß er selbst Nichts mehr habe. So lange er aber noch irgend eine Münze bei sich trug, gleichviel welche, stand es bei ihm als Grundsatz, wenn man so sagen darf, fest, keinen Bettler abzuweisen.

In größtem Umfange und mit schrankenloser Großmuth, Delicatesse und Beständigkeit wurden von ihm alle die ihn näher angehenden Hülfsbedürftigen bedacht. Diese Unterstützungen geschahen mit einer solchen zarten Geheimhaltung, daß selbst die ihm zu allernächst Stehenden selten Etwas davon gewahr wurden. Es verstand sich ohnehin von selbst, daß sie den Schleier der humansten Schonung, den er selbst darüber breitete, nicht zu lüften wagten, und nur zufällig kam hier und da Etwas von dieser seiner wahrhaft großartigen Freigebigkeit und Opferwilligkeit zu ihrer Kenntniß.

Sein ganzes warmes und großes Herz wallte auf, wenn er einen Freund in Noth wußte: in diesem Falle überwand er auch alle die Rücksichten der Bequemlichkeit, die ihn sonst wohl von einem schriftlichen oder mündlichen Verkehr mit andern ihm ferner stehenden oder unbekannten Personen zurückhielten. So weit sein Einfluß nur irgend zu reichen schien, war er in solchem Falle bereit, ihn für den Bedrängten einzusetzen, während er für sich selbst im strengsten Sinne des Wortes niemals einen Fuß oder eine Hand geregt hat, um sich irgend einen, wenn auch noch so sehr durch die allgemeine Sitte erlaubten, Vortheil zu verschaffen. Es genügte ihm nicht, mit einer bloßen, wenn auch noch so reichlichen Unterstützung an Geld oder andern brauchbaren Dingen sich einen solchen Hülfsbedürftigen vom Halse zu schaffen: er behielt in seinem Herzen die fortwährende Verpflichtung für ihn zu sorgen, wo und wie er konnte, bis jener selbst wieder so weit sich emporgearbeitet hatte, um sich allein forthelfen zu können. Aber sogar die schriftlichen Zeugnisse für diese seine edelsten Thaten suchte er soviel als möglich zu beseitigen, damit sie nicht durch irgend welchen Zufall in weniger zartfühlende Hände gerathen möchten, und daher entzieht sich das meiste Derartige für immer der Kenntniß auch derer, die es getreu dem Geiste, in dem es geschehen ist, nur als eine heilige Erinnerung in der Stille des eignen Gemüths aufbewahren würden.

Denn jedes Hervorziehen an die Oeffentlichkeit würde in diesem Falle für eine Profanirung zu rechnen sein.

Es ist schon bemerkt, daß es nicht die geringste Mühe kostete, mit ihm in eine wahrhaft unerschöpfliche mündliche Unterhaltung zu gelangen. Jeder, dem dieß Glück zu Theil wurde, wird es bestätigen, zugleich aber auch, wenn er dafür anders irgend eine Empfänglichkeit besaß, daß er den Eindruck eines solchen Gesprächs als eine unauslöschliche Erinnerung für das ganze Leben bewahrt. Es gab kaum einen Gegenstand in dem ganzen unendlichen Bereiche menschlicher Interessen und Zustände, der nicht auch für ihn eine verständliche und gemüthliche Beziehung gehabt hätte. Daher er denn auch mit sogenannten gewöhnlichen Menschen gern und oft, wie es gerade der Zufall mit sich brachte, verkehrte. Von einer vornehmen Zugeknöpftheit, die ihm Mancher andichtet, der ihn nie gesprochen hat, besaß er auch nicht eine Spur. Nur wenn ihm ein gar zu selbstgefälliger Redeschwall entgegenströmte, konnte er wohl einsilbig werden oder auch ganz verstummen und Andern die Leitung der Unterhaltung überlassen. Doch ließ er sich auch wohl solche Leute gefallen, wenn sie nur seiner durchaus natürlichen Haltung nachgebend allmählich aus dem Gewirre ihrer Phrasen sich losmachten.

Er liebte sehr ein belebtes Wechselgespräch und hörte es gern, wenn der Andre ohne alle Scheu seine besondern Ansichten oder Ueberzeugungen, gleichviel welcher Art, den seinigen scharf und entschieden gegenüberstellte. Er selbst konnte nicht anders als stets seine volle und ganze Meinung von irgend einer Sache, einer wissenschaftlichen oder Tagesfrage, aussprechen. Reserven irgend welcher Art gab es für ihn nicht. Schwieg er ja einmal einem Andern gegenüber, der ihn nicht überzeugt hatte, so war es immer nur, weil ihm gerade diese Persönlichkeit und nicht die Sache, die sie vertrat, einen unangenehmen Eindruck machte. Selbst den eigentlichen Herzensfreunden, seinem Kopp, Barth, Wangenheim, Stockmar konnte er noch in seinen späteren Jahren mit einer Energie und Unumwundenheit seine Ansicht gegenüberstellen, die einen Dritten, etwa einen bloßen Zuhörer des Gesprächs, der die Art Rückerts so wenig wie die seiner Freunde kannte, mit Zittern erfüllen mochte. Aber die Andern machten es gerade so, und so wenig wie sie von ihm forderten, daß er irgend eine der herkömmlichen gesellschaftlichen Restrictionen des Ausdrucks beobachtete, so wenig forderte er es von ihnen.

Da nicht bloß diese vertrauten Freunde, sondern Jeder, der nur irgend gesunde Empfindung mitbrachte, aus jedem Worte Rückerts, auch wenn es mit einer bei Andern unerhörten Lebhaftigkeit und Emphase herauskam, seine völlige Hingabe an den Gegenstand des Gespräches, seine völlige und rücksichtslose Selbstentäußerung herausfühlte, so konnte Niemand von ihm beleidigt werden, auch wenn seine eigene Erregung momentan ansteckend auf die Andern, selbst auf die ruhigsten Naturen wirkte. Denn Niemand war wieder leichter zu überzeugen als er, und von einer puren Rechthaberei hatte er eigentlich gar keinen Begriff. Er wollte auch nie glauben, daß irgend einer seiner Opponenten einem so niedrigen und kindischen Einfluß Raum gebe. Konnte er den Andern durch die Macht seiner Gründe nicht überzeugen, so sah er gewöhnlich die Ursache des Mißlingens in seiner eignen unzureichenden Auseinandersetzung der Sachlage und versuchte es dann ein zweites und drittes Mal mit noch größerem Feuer und umfassenderer Begründung. Gelang es auch dann nicht, so ärgerte er sich wohl über die träge Fassungskraft des Andern, aber daran dachte er niemals, daß dieser gar nicht überzeugt werden konnte, weil er aus Bequemlichkeit, oder weil er einmal in Folge irgend welcher äußerer Rücksicht seinen Standpunkt so oder so genommen hatte, nicht überzeugt sein wollte. Machten ihm Andere bemerklich, daß er seine wunderbare Geisteskraft an einen Unwürdigen verschwende, so wurde er wohl momentan etwas stutzig, aber sein guter Glaube an die Menschen und an jeden Menschen siegte doch immer wieder. In jedem nächsten Fall trat er wieder, wie es ihm seine Natur gebot, ganz und voll in ein Gespräch ein, gleichviel wer ihm gegenüberstand.

Jene auf nur allzurichtiger Beurtheilung der Wirklichkeit basirte Ansicht schien ihm eine bedenkliche Beimischung von Menschenverachtung zu enthalten, die er weder in sich noch in Andern dulden wollte, so wenig wie die damit genau zusammenhängende pessimistische Anschauung der großen Verhältnisse des Lebens und der Zeit. Er war überzeugt, daß die Menschen und die Dinge meist erst dadurch schlecht gemacht würden, weil man sie von vornherein für schlecht oder für verloren ansehe, und darnach auch behandele. Gerade darum war er, wie schon bemerkt wurde, seiner Zeit z. B. so wenig erbaut von dem berliner geselligen Ton, der wenigstens als Manier und häufig nur durch eine Art von läch-

licher Renommage ihm gerade damals viel zu viel von jener widerlichen Beimischung zeigte.

Mit besonderer Vorliebe bewegte sich seine Unterhaltung im Kreise der Interessen, die seinen Geist am tiefsten beschäftigten. Denn das Bedürfniß, sich durch ein möglichst leichtes Gespräch von der Last der Arbeit zu erholen, schien er niemals zu empfinden, wenn er gleich auch die gewöhnlichste Conversation nicht als etwas, das unter seiner Würde wäre, zurückwies oder einfache Gäste, die nichts Anderes, als das Tagtägliche vorzubringen hatten, durch ablehnende Schweigsamkeit verblüffte. So ließ er sich auch gern eine heitere Geschichte, eine komische Anekdote, die ein Anderer mit Behagen erzählte, gefallen, ja er hörte sie ohne Bedenken so oft wieder mit an, als es dem Erzähler beliebte, sie wieder aufzutischen. — Darauf aufmerksam gemacht, äußerte er wohl, es liege nun einmal im Wesen des Epos, sich beständig zu wiederholen, und die Anekdoten gehörten ja auch einigermaßen in die Sippschaft des Epos. Auch verschmähte er es nicht, gelegentlich selbst eine solche scherzhafte Kleinigkeit zum Besten zu geben, meist aus seinem eignen früher so bunt bewegten Leben entnommen und aus dem unendlich reichen Kreise oft sehr seltsamer Gestalten, denen er auf seinen Wegen begegnet war.

Doch im Allgemeinen kam er selten auf solche, oder überhaupt auf Erinnerungen aus der eigenen Vergangenheit zurück. Er war zu sehr in die ihn unmittelbar beschäftigenden Probleme der Wissenschaft und Kunst vertieft, er war zu sehr im großartigsten Sinne des Wortes ein Mann der Gegenwart und der unmittelbaren Wirklichkeit, als daß er sich viel mit dem hätte beschäftigen sollen, was ein für allemal ganz und rein abgeschlossen hinter ihm lag. Nur am Schlusse seines Lebens, wo seine sonst so rastlose Thätigkeit hier und da durch ernsthaftere körperliche Beschwerden etwas gehemmt wurde — wirklich unterbrochen ist sie erst durch seinen letzten Athemzug worden — tauchten die Bilder der Vergangenheit häufiger vor ihm auf, oder vielmehr, er lenkte selbst das Gespräch häufiger als früher zu ihnen hin. Für die, die sein inneres Leben ganz erkannten, war diese scheinbar so natürliche und selbstverständliche Umstimmung seines Interesses eines der bedenklichsten Symptome, und leider haben sie sich darüber nicht getäuscht. Früher ließ er sich meist nur dann zu solchen Mittheilungen herbei, wenn eine directe Frage über irgend ein Ereigniß

seines Lebens oder eine mit demselben verflochtene Persönlichkeit angebracht wurde. Er beantwortete sie stets mit rückhaltloser Offenheit ließ sich aber nur selten in ausführlicherer Erzählung gehen und wandte sich bald wieder andern Materien des Gesprächs zu, die ihn offenbar mehr interessirten.

Aus dem Bereiche der Kunst war es seine eigene, aus dem der Wissenschaft die Linguistik, aus dem der praktischen Interessen die Politik, worauf sich die intensivste Kraft seines Geistes und seines Gemüths concentrirte. Nichts lag ihm ferner als ein triviales Hin- und Herreden über sogenannte ästhetische Themata. Am allerwiderwärtigsten aber war es ihm, wenn seine eignen poetischen Schöpfungen zum Gegenstand einer solchen Unterhaltung gemacht wurden, daher er denn auch wohl hauptsächlich aus diesem Grunde mit einer ihm sonst ganz fremden Absichtlichkeit das Gespräch, wenn es gegen seinen Willen darauf gelenkt worden war, anderswohin zu wenden pflegte. Es durfte schon als ein besonderer Beweis seines Vertrauens gelten, wenn er zu einem genaueren Eingehen auf diesen Gegenstand bereit war, eines Vertrauens nicht sowohl in die Wohlgesinntheit und Ergebenheit des Gegenüberstehenden, als vielmehr in seine Einsicht und Bildung. Noch mehr als solche Materien des Gesprächs pflegte er ästhetisirende Unterhaltung aus dem Kreise der übrigen Künste abzulehnen oder sich nicht an ihnen zu betheiligen, wenn er es nicht ändern konnte, daß irgend eine geläufige Zunge in den landläufigen Phrasen sich darüber selbstgefällig erging.

Er hatte sein eigenes Studium der Kunst auf seine eigene Kunst beschränkt, und fühlte sich für alle Schwesterkünste durchaus nicht im Besitze des Materials, das er dazu brauchte, um seinem Geiste die Sicherheit zu selbständigem Urtheil zu geben. Er war dabei nicht wenig empfänglich für die bildende Kunst in allen ihren Zweigen, wie er denn besonders seit seinem römischen Aufenthalt mit einer Reihe der hervorragendsten Künstler unserer oder seiner Zeit nicht bloß bekannt, sondern innig befreundet geblieben war. Architektur konnte den tiefsten Eindruck auf ihn machen, und da er von allen Schulmeinungen und vorgefaßten Ansichten ganz frei war, so ließ er sich auch von der Zopfarchitektur Berlins am Opernhaus und Schloßplatze erheben, ohne das Detail zu beachten, von dem er glücklicherweise, wie er sagte, Nichts verstand. Höchstens konnte man eine gewisse leise Abneigung gegen die specifisch mittel-

alterliche Architektur in ihm bemerken. Sie erklärte sich aus den vordringlichen Prätensionen vieler ihrer begeisterten Gönner und Pfleger, mit denen er als Mensch auf dem besten Fuße stand, ohne ihren übertriebenen Ansprüchen auf die ausschließliche Geltung ihres zufälligen Lieblingsgegenstandes irgend eine andere Berechtigung als die einer bloßen Marotte einzuräumen. In der Plastik und Malerei befriedigten ihn allein die höheren idealen und monumentalen Richtungen. Für Genre und Landschaft z. B. hatte er keinen sympathischen Zug und begnügte sich, wenn Andere für solche Erzeugnisse sich begeistern konnten, mit dem Zugeständniß, daß er davon Nichts verstehe und daß es auf ihn nie eine Wirkung ausgeübt habe. Dagegen war er z. B. von Rauchs großen Schöpfungen im idealen Portrait vollständig befriedigt, und sein Atelier gehörte zu den wenigen Orten, die er auch noch in den letzten Jahren seines berliner Aufenthaltes gelegentlich einmal besuchte. Die Persönlichkeit des Meisters übte dabei ebenso große Anziehungskraft auf ihn, wie seine Werke.

Sein Verhältniß zur Musik war ein ganz eigenthümliches. Er hatte nie sich theoretisch oder praktisch mit ihr beschäftigt und vermied eher die Berührung mit einem großen Theil ihrer Erzeugnisse, als daß er sie gesucht hätte. Die ganze Oper z. B. in allen ihren Gattungen war ihm wenigstens später so gründlich verleidet, daß er niemals anders als von einer Verderbniß alles Geschmackes von ihr sprach. Trotzdem machten Einzelheiten namentlich Mozartscher und Gluckscher Opern, wenn sie ohne Prätension künstlerischer Virtuosität, etwa in einem schlichten Privatkreise vorgetragen wurden, einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Er bezeichnete ihn aber selbst als einen pathologischen, und nicht als einen ästhetischen. Ein einfaches Lied mit einfacher Begleitung wirkte aufs tiefste auf ihn. Mit besonderer Vorliebe oder richtiger mit wahrer Andacht blieb er immerzu den Reichardtschen Compositionen Goethescher Lieder zugethan, in die er sich ganz hineingelebt hatte. Auch das gewöhnliche Volkslied konnte ihn gründlich erquicken, nur verlangte er, daß nicht bloß die Melodien, sondern auch die Texte einigen poetischen Werth besaßen. Ueberhaupt wollte er eine Musik, die das Wort ganz zurücktreten ließ, mißhandelte oder verschlang, nicht gelten lassen.

Seine musikalischen Freunde kannten diese Eigenthümlichkeit und hielten sie ihm zu Gute, weil er gar keinen andern Anspruch erhob, als daß sie in seiner subjectiven Empfindung begründet sei. Die einfache geistliche Musik liebte er sehr, während er für die sublime Kunst

der älteren Meister z. B. eines Sebastian Bach weniger empfänglich war. Ein schlichter Choral konnte ihn aufs tiefste rühren, und selbst der keineswegs immer sehr kunstgerechte Gesang in seiner Dorfkirche erbaute ihn doch fast immer, wenn er nicht gar zu dürftig executirt wurde.

Während der letzten Periode seines Lebens, in Neuseß, gehörte für ihn der Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes zur Regel, von der er nur aus Rücksichten der Gesundheit Umgang nahm, selten aus andern Veranlassungen. Es war außer der alten guten Sitte, die er wie Andere aus seiner einfach ländlichen Jugendzeit durch sein ganzes Leben mit sich nahm, hauptsächlich der Gesang und die Vorlesung des Evangeliums, die ihn dahin zogen. Denn von unserer gesammten protestantischen Kanzelberedsamkeit war er keineswegs befriedigt, ohne daß er etwa an den einzelnen Prediger irgend welche hohen Ansprüche auf Geist und Form seines Vortrags gestellt hätte. Das Schlichteste war ihm auch hier das Liebste, aber das ganze Institut der Predigt schien ihm, so wie es sich zum Mittelpunkte der Erbauung gemacht hatte und so wie es demgemäß herkömmlich in unserer Kirche gehandhabt wird, wenig zweckentsprechend. Es versteht sich, daß er, dem jedes Gepränge und jeder hohle Formenkram gründlich widerwärtig war, ihn auch nicht in der Kirche und hier am wenigsten getragen wissen wollte. So viel der Gottesdienst selbst auf die Belebung des religiösen oder kirchlichen Sinnes wirken kann, erwartete er von einer zwar schonenden, aber doch durchgreifenden Reform seiner gegenwärtigen Einrichtung heilsame Früchte. Eine schlichtere, mehr der Homilie als der dialektisch-schematisirten und rhetorisch ausgeführten Predigt sich nähernde Weise der Behandlung des Bibelwortes schien ihm nothwendig dazu zu gehören, zugleich auch eine verbesserte und erhöhte Theilnahme der Gemeinde am Kirchengesang. Dafür wieder hielt er aber eine Reform unserer Gesangbücher für dringend geboten, und es ist ebenso unbekannt, wie angenommen werden darf, als interessant, daß er selbst wenigstens zu seinem eigenen Bedürfniß factisch Hand an das Werk legte.

Es existirt eine Reihe von älteren Kirchengesängen sowohl aus dem Mittelalter selbst wie aus den früheren Perioden unserer protestantischen Liederdichtung, die er entweder übersetzend aus den lateinischen Originalen umdichtete, oder, wenn sie unserer eigenen Sprache angehörten, umarbeitete, wie er sie für das wahre Geistesbedürfniß

dieser Zeit passend hielt. Er beachtete dabei nicht bloß die Form, sondern ebenso sehr den Inhalt. Er war viel zu freien Geistes und zugleich auch viel zu sehr von der Würde seiner eigenen Kunst und deren Bedeutung für die Nation erfüllt, als daß er jene bloß buchstabengläubigen Reformationsversuche unserer Hymnologie für etwas Anderes als für Liebhabereien und Spielereien von Antiquaren gehalten hätte, denen keine poetische Bedeutung beizulegen sei. Auf der andern Seite aber ärgerte er sich, wie er selbst oft äußerte, wenigstens jeden Sonntag an der grenzenlosen Flachheit, Seichtigkeit und Trivialität des Hauptbestandtheils unserer Gesangbücher, denen er einen großen Theil der Schuld an der Verbreitung der gleichen Eigenschaften im Geschmack unseres Volkes beimaß. Das Gesangbuch ersetzte diesem, wie er wohl einsah und es auch als einmal bestehende Thatsache passiren ließ, die gesammte poetische Literatur höheren Stiles, und eben deshalb sollte es auch wirklich dieses seines hohen Berufes würdiger ausgestattet werden, als es durchgehends der Fall ist. Einige Anfänge zum Bessern erkannte er in den neuen würtembergischen und bairischen Gesangbüchern, doch war er mit dem specifisch-dogmatischen Gesichtspunkt wenigstens des letzteren keineswegs einverstanden.

Rückert war stets ein guter Protestant im echtesten Sinne des Wortes. Niemals hat er irgend einen Zug nach der Romantik der katholischen Kirche in sich empfunden, wie so mancher seiner älteren und gleichzeitigen Genossen in der Kunst und im Leben. Alberne Faseleien, die auch hierin die wahre Gestalt des Mannes zu entstellen suchten, sind längst vergessen, wie sie es verdienen. Sie waren überhaupt nicht bösartig gemeint, sondern gerade das Gegentheil davon. Sie gehörten einer Periode an, wo es Manchen als Zeichen eines besonders feinen Geschmackes und einer Extrasublimität des Geistes galt, wenn sie katholisch wurden oder sich wenigstens so geberdeten, als seien sie es geworden. Jeder unfreundliche, oder gar herbe Gegensatz gegen die ältere Kirche war ihm aber völlig fremd. Auch hier wirkte die Gewöhnung der Jugend vielleicht ebenso sehr wie die Erhabenheit seines geistigen Standpunktes.

In seiner Heimat war gerade in jener Periode die vollkommenste Parität und Toleranz der beiden Confessionen zwar noch nicht ein Fundamentalsatz der staatlichen Gesetzgebung, aber desto mehr schon in die Wirklichkeit der Zustände übergegangen,

vielleicht mehr als in einer späteren Periode, wo sie jene damals noch fehlende gesetzliche Basis erhalten hat. Der Verkehr zwischen den Angehörigen beider Confessionen war in dem halb protestantischen halb katholischen Franken der friedlichste und freundlichste, und um die Toleranz noch weiter auszudehnen, trat auch noch das jüdische Element hinzu als ein sehr bedeutender Bestandtheil der ländlichen Bevölkerung, nicht der städtischen, wie man es in den meisten andern Theilen Deutschlands allein zu sehen und auch zu dulden gewohnt ist. Aber jede Anmaßung von der Seite der katholischen Kirche, mochte sie ihn selbst persönlich oder das Allgemeine berühren, wies er mit feurigster Entschiedenheit zurück.

Alles was in die, jetzt leider wieder so stark vertretene Rubrik der pfäffischen Uebergriffe und Umtriebe gehört, war ihm ein Gegenstand des tiefsten Zornes und Kummers. Denn wenn er auch nach seiner ganzen Denkungsart viel zu sehr von der Macht der Wahrheit und des Lichtes und ihrem Siege über Verwirrung und Verfinsterung des Geistes überzeugt war, als daß er einen völligen Rückfall in die alte Nacht befürchtet hätte, so machten ihn manche Zeichen der Zeit doch sehr bedenklich. Er hielt es nicht für undenkbar, daß der künstlich angefachte Fanatismus einen zweiten dreißigjährigen Krieg zu entzünden im Stande sei; daß er es unbedenklich thun würde, wenn er es nur könnte, war ihm trotz seiner sonstigen Milde in der Beurtheilung der Menschen und Dinge unumstößlich gewiß.

Ebenso wenig aber wollte er die confessionelle Exclusivität gewisser protestantischer Richtungen gelten lassen, die namentlich in Erlangen ihn sehr nahe berührten. Denn manche seiner liebsten dortigen Freunde gehörten, wie allgemein bekannt, einer fälschlich pietistisch genannten Partei an, die damals gerade im Begriffe stand, sich die Herrschaft in der protestantischen Landeskirche Baierns gleichviel durch welche Mittel zu erobern. Der Bund mit dem geschworenen Feinde alles Protestantismus, der ultramontanen Partei und ihrem damaligen sichtbaren Haupte und allmächtigen Lenker des Staates, Abel, gehörte in den Bereich dieser protestantischen Parteitaktik. Er vermied keine Gelegenheit, um unverholen seine Einwendungen, ja seinen Abscheu gegen eine solche ihm unnatürlich erscheinende Allianz auszusprechen. Und wenn er auch nach seiner Gemüthsart den menschlichen Werth derer, die so

Etwas unternahmen, nicht von ihrer verkehrten Politik unbedingt abhängig machte und namentlich die Zuneigung zu alten Freunden nicht aus seinem Herzen verschwinden ließ, wenn sie ihm auch als Finsterlinge bedenklich wurden, so stellte sich doch begreiflich eine gewisse Spannung zwischen ihm und jenen ein. Sie ist niemals bis zu einem offenen Bruche gediehen. Daran war den Andern ebenso wenig gelegen, wie er selbst dazu geneigt war. Auch dadurch fielen einige und zwar nicht unbedeutende Schatten auf seine erlanger Periode. Sonst gefiel er sich, wie schon bemerkt, an dem Orte, in der Landschaft und unter seinem nächsten Kreise von Collegen recht wohl, aber die Aussicht, dem Abelschen Baiern und dem erlanger Pietismus ganz zu entfliehen, trug nicht wenig dazu bei, seinen Abschied von der Stadt, in der er 15 Jahre gelebt hatte, zu erleichtern.

Die religiösen Bewegungen der vierziger Jahre, die bekannten Vorläufer unserer politischen Periode, beschäftigten sein Interesse dauernd, und er vertrat dabei immer das Recht der freien Forschung und der Vernunft, wie es Vorkämpfer selbst, namentlich Uhlich für sich beanspruchten. So wenig ihm selbst, wie sich leicht begreifen läßt, geistig und gemüthlich durch jene radical rationalistische Richtung oder wie man sie sonst bezeichnen will, Genüge geschah, so sehr war er doch von ihrer Bedeutung für diese Zeit und die nächste Zukunft überzeugt. Gerade darum sah er aber auch mit besonderer Theilnahme auf Uhlich, weil er ihm zutraute, daß er die Rücksicht auf das Heiligthum des Gewissens, die er von Andern forderte, auch Andern angedeihen zu lassen befähigt sei. Denn die plumpe, zu täppische und arrogante Selbstgenügsamkeit und Selbstüberhebung mancher anderer Führer und so vieler aus dem Haufen ihrer Anhänger schien ihm ebenso viele Gefahren für die Gewissensfreiheit zu enthalten, wie der Fanatismus der Orthodoxen. Doch ließ er sich auch hier niemals durch die von Personen verursachten Auswüchse und Entstellungen an der Sache selbst irre machen. Er blieb auch hierin dem Lichte, der Freiheit und dem Fortschritt treu, wie er auf dem Gebiete der Politik diesen Mächten stets mit allen Gaben seines Geistes und Gemüthes gedient hat und immer stolz auf diesen Dienst gewesen ist.

Friedrich Rückert als Gelehrter.

[Grenzboten, Jahrg. 1866. S. 129—155.]

Wenn schon der Dichter Friedrich Rückert dem größeren Publicum unbekannter geblieben ist und setzen wir gleich hinzu, bleiben mußte als manche andere Günstlinge der Zeit, so ist der Gelehrte Friedrich Rückert selbstverständlich noch weniger in das allgemeine Bewußtsein gedrungen. Es gehört ja mit zu den Eigenthümlichkeiten unseres deutschen geistigen Lebens, daß es bei aller seiner Breite und Tiefe einzelne seiner Hauptströmungen gleichsam durch undurchdringliche Dämme von einander geschieden fortbewegt. Wir sehen hierin keineswegs eine nothwendige Folge jener mit Recht gerühmten Eigenschaften, sondern einen Mangel, der einen viel tieferen und gefährlicheren Grund hat, als man gutmüthig und leichtsinnig genug gewöhnlich zu glauben geneigt war, bis diese unsere unmittelbare Gegenwart die Wahrheit so verhängnißvoll zu enthüllen begann. Denn ein gesunder nationaler Organismus hätte auch auf dem geistigen Gebiete eine solche Isolirung der Kräfte nicht geduldet, wie ja ein Blick auf andere bessere Zeiten und durchgebildetere Völker zeigt.

In unserm speciellen Fache mochte man wohl zur Entschuldigung oder Erklärung anführen, daß das wissenschaftliche Feld, auf welchem sich die Thätigkeit des Gelehrten Friedrich Rückert bewegte, ein allzu fern abliegendes sei. Denn wer, außer einer ganz kleinen Anzahl von Fachgenossen, möge oder könne sich um die orientalistischen Studien bekümmern? Wenn nur diese Fachgenossen wußten, was sie von ihm zu halten hatten, so schien damit dem Interesse der Wissenschaft Genüge gethan. Daß umgekehrt auch sie wieder den Dichter mehr oder minder ignorirten, war nur die natürliche Folge derselben Ursache, hat aber, wie sich leicht nachweisen läßt, nicht wenig dazu beigetragen, den Meister, der sich in seiner Totalität so wenig begriffen fühlte, immer mehr nach Außen abzuschließen, allerdings ohne seiner productiven Potenz weder als Dichter noch als Forscher Eintrag zu thun. Aber er behielt die Früchte beider Felder mehr und mehr für sich, ohne irgendwie durch den Mangel an

entgegenkommendem Verständniß sich gekränkt oder auch nur gereizt zu fühlen, wie es so manchen Andern mit geringeren Gaben und größeren Ansprüchen geschehen ist. Es bedurfte für ihn nicht des warnenden Beispiels eines August Wilhelm von Schlegel, der in ohnmächtiger Selbstgenügsamkeit schließlich zu einer komischen Figur herabsank und natürlich auch in seinen Productionen, sowohl im Gebiete der Poesie wie in dem der Wissenschaft weit hinter dem Ziele zurückblieb, und zwar je länger desto mehr, das er nach seiner Ausstattung hätte erreichen müssen. Friedrich Rückert folgte hier, wie überall, seinem eigenen Genius und dieser führte ihn so sicher und mühelos, wie es nur den wenigen auserwählten Lieblingen des Schicksals vergönnt ist. Es wird sich auch wohl selten ein zweites Beispiel dafür finden, wie sein Nachlaß auf eine selbst die Nächststehenden und Vertrautesten überraschende Weise darthut.

Würden, wie zu hoffen steht, die sehr zerstreuten gedruckt erschienenen wissenschaftlichen Aufsätze und Abhandlungen Rückerts gesammelt, so würden sie trotzdem eine Anzahl von Bänden füllen. Einige davon sind von so bedeutendem Umfange, daß sie deshalb recht wohl für selbständige Bücher gelten könnten. Fast alle aber sind in die bescheidenste und bequemste Form gekleidet, in die von Recensionen. Da sich unwillkürlich nach dem bekannten Durchschnittswerth solcher Producte das Urtheil über ihren Gesammtwerth bildet, so ist es nicht zu verwundern, daß auch sie gleichsam nicht für voll gerechnet wurden und daß man von einem Friedrich Rückert noch etwas mehr als Recensionen erwartete, zumal da man wußte, daß er nicht bloß eines, sondern mehrere wissenschaftliche Themata auch zu äußerlich selbständiger Behandlung in Angriff genommen habe, z. B. eine Ausgabe, Uebersetzung und Erklärung des Schah-Nameh, eine zusammenfassende Darstellung des semitischen Sprachbaues — dem Stoffe nach etwas Aehnliches, wie Renans vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen — eine persische Grammatik, eine arabische und persische Metrik, außerdem auch noch eine Reihe kritischer Textesausgaben aus allen Zweigen der orientalischen Literaturen, sowie Commentare in selbständiger Bearbeitung, z. B. zu den Propheten des alten Testamentes und den Psalmen.

All dieß, was Rückert als Gelehrter geleistet hat oder leisten wollte, pflegt im Bausch und Bogen in das Specialgebiet der

Orientalia gerechnet zu werden. Die Fachgenossen selbst, mit wenigen Ausnahmen, beurtheilten es von diesem an sich berechtigten aber auch ebenso beschränkten Gesichtspunkt und so weit unsere allgemeine Bildung überhaupt von wissenschaftlichen Leistungen Notiz zu nehmen gewöhnt ist, die nicht zu dem herkömmlichen Apparat des höheren Schulunterrichts in directer Beziehung stehen, galt ihr Rückert eben auch nur als ausgezeichneter Orientalist, weil ihn die nächsten Sachverständigen dafür hielten.

Er selbst hat sich aber ein anderes und viel weiteres Ziel gesteckt und es bis zur letzten Stunde seines Lebens rastlos verfolgt. Es war die Sprache im weitesten Sinne des Wortes, deren wissenschaftlicher Erkenntniß seine gelehrte Thätigkeit gewidmet war, wie dieselbe wissenschaftliche Erkenntniß der Sprache ihm die gleichsam naturnothwendige Basis seiner Poesie von Anfang an gewesen und bis zuletzt geblieben ist. Daß die sogenannten orientalischen Sprachen sich nach Außen hin und auch zeitweise in seinem eigenen inneren Leben und Schaffen einen bevorzugten Platz errangen, vertrug sich recht wohl mit jener Universalität seines Strebens. Denn es war natürlicher Weise bedingt von Einflüssen, die bis zu einer gewissen Grenze vom Zufall, wenn man es so nennen will, abhängig blieben. Die Entfaltung der Wissenschaft der Sprache knüpfte sich ja bekanntlich an das Studium der orientalischen Sprachen, besonders des Sanskrit. Jeder, der auch noch so selbständig seinem Genius folgend seinen Weg nach demselben Ziele mit vielen Anderen macht, wird doch unwillkürlich von ihnen beeinflußt und in ihre Bahnen gezogen. Ist es eine originelle Natur, so bleibt sie freilich nicht für immer darin, und jeder Schritt, den sie auf gleichem Wege mit den Andern thut, ist ein Versuch, ihre eigene Bahn zu finden und sich von der Masse wenigstens durch das Tempo ihres Ganges zu emancipiren.

So darf man wohl auch behaupten, daß Rückert durch äußere und insofern zufällige Anregung auf das Feld der orientalischen Studien gelockt wurde; Joseph von Hammer auf der einen Seite, Friedrich Schlegel auf der andern waren seine ersten Führer, der Eine in die bis dahin vorzugsweise orientalisch genannten Gebiete der arabischen und persischen Literatur, der Andere in das wenigstens für Deutschland und somit in gewissem Sinne für die Wissenschaft zuerst

durch ihn nicht geöffnete, aber mit brillantem Funkengesprühe von Ferne her beleuchtete, Gebiet der indischen Studien.

Friedrich Schlegel und Hammer sind beide jetzt antiquirt in den Augen der Wissenschaft. Der Erste vielleicht mit Unrecht, weil er, auch wenn man das Strengwissenschaftliche oder vielmehr nach heutigem Begriffe Nichtstrengwissenschaftliche in ihm abzieht, noch immer etwas übrig behält, was bleibenden Werth hat und wäre es auch nur die oft wirklich vollendete Form der Darstellung. Dadurch wird den von ihm originell gefundenen Gedanken, die ihrer Materie nach natürlich Gemeingut geworden sind, für ewig ihre wahre Originalität und zugleich ihre Lebensfähigkeit in gestalteter Form gesichert. Ueber Hammer dagegen mag die moderne Wissenschaft einen Strich ziehen oder ihn höchstens noch als einen ihrer untergeordneten Diener gelten lassen, die bloß dazu geeignet sind, die Massen des Rohmaterials heranzuschleppen und allenfalls auch für die primitivsten Zwecke der Arbeit handlich zu machen.

Aber in seiner Zeit und für den Kreis der Bildung, in welchen auch Rückert gleichsam hineingeboren war, muß auch seine Bedeutung sehr hoch angeschlagen werden. Jedermann weiß, was Goethe für seinen westöstlichen Divan Hammer nicht bloß zu verdanken glaubte oder gar zu verdanken vorgab, sondern wirklich verdankte. Auf dem von ihm beherrschten oder wenigstens geschäftig begangenen Felde war er in Deutschland der Erste, der den Begriff des Studiums der orientalischen Sprachen von seiner traditionellen Beschränkung entkleidete und es gewissermaßen idealisirte. Bis dahin galt es entweder als eine curiose Liebhaberei, zu deren Befriedigung viel Zeit und Geld, namentlich sehr theure Bücher gehörten, oder als ein Mittel, um Dragoman bei der österreichischen Gesandtschaft in Konstantinopel zu werden, wie es Hammer selbst gewesen ist, oder als ein Vehikel für die Erklärung des alten Testamentes. Durch Hammer dämmerte die Ahnung auf, daß hier eine selbständige Welt von Geist und Schönheit beschlossen liege, deren Lösung eben das Ziel der orientalischen Gelehrsamkeit sei.

Das Ziel dieser Studien war damit schon um Vieles weiter gesteckt als bisher, und die Massenproduction — wissenschaftlich allerdings durchgängig leichte Waare —, mit welcher Hammer seine Lebensaufgabe durchzuführen suchte, die Flut von Textesausgaben der hervorragendsten orientalischen Dichterwerke, von Uebersetzungen

gleichfalls in poetischer Form — mochten sie ästhetisch und wissenschaftlich auch noch so mißlungen sein —, von literargeschichtlichen Darstellungen eines Geisteslebens, das für die deutsche Bildung der Zeit noch mit dem Schleier der Nacht bedeckt war, all dieß imponirte und regte unendlich an, bis Goethes westöstlicher Divan zum ersten Male die zu voller Reife abgeklärte Herrlichkeit des orientalischen Geistes ganz und gar in den deutschen Geist aufnahm und aus ihm reproducirte.

Es läßt sich sehr leicht auch aus äußeren Zeugnissen gewöhnlicher Art nachweisen, wie diese Dreiheit von Anregungen, durch Friedrich Schlegel, durch Hammer und schließlich und entscheidend durch Goethe nicht etwa nur den Dichter Friedrich Rückert, sondern auch den Gelehrten für lange Zeit in die Bahn geführt hat, auf der er sich nach der gewöhnlichen Meinung immer, d. h. seitdem überhaupt sein wissenschaftliches Thun sich bestimmt fixirt hatte, und ausschließlich befunden haben soll. Jedenfalls war es nur eine Anregung von jenen Zweien, die man mehr oder minder nach ihrer eigenen Meinung zu den Vertretern der Wissenschaft im Gegensatz zu dem Dichter Goethe stellen muß, was Rückert von ihnen erhielt, außerdem verdankt er ihnen Nichts; er war vom ersten Moment, wo er als Schüler in diese Studienkreise eintrat, über seine Lehrer hinaus. Einmal, weil er einen Reichthum von wissenschaftlich durchgeschulter Arbeitskraft mit herüberbrachte, von der weder die geistreiche bequeme Art des Einen, noch die eilfertige und breitspurige Routine des Andern etwas besaß, dann aber, und dieß war doch viel bedeutsamer, weil er in jedem Falle die Einheit seines Genius, sowohl wo er sich als Dichter, als da, wo er sich als Forscher oder Gelehrter bethätigte, nicht reflectirend, sondern instinctiv strenge festhielt. Beide Functionen seines einen Wesens waren nur die Aeußerungen derselben gemeinsamen Action des Geistes, nicht bloß verschiedene Actionen eines und desselben Geistes, wie es der gewöhnlichen Anschauung zu erscheinen pflegt und wie es so oft und so schal als möglich bald dem Dichter Rückert, bald dem Gelehrten Rückert wenn auch nicht zum Vorwurf gemacht, doch absichtlich zur Beschränkung des Werthes des Einen oder des Andern zu benutzen versucht wurde. Wenn man die Totalität seines Wesens nach der vulgären Fiction in einen Dichter und einen Orientalisten spaltete, konnte nach dem gewöhnlichen Längen-

maße des menschlichen Geistes, so zu sagen, natürlich weder für den Einen, noch für den Anderen ein bedeutendes Quantum erübrigt werden. Nur schade, daß dieß Durchschnittslängenmaß eben nicht für ihn paßte und am allerwenigsten, wenn man es halbiren wollte.

Uebrigens hat er selbst in dem ersten Producte, was er in die Welt gedruckt hinaussandte, sein wissenschaftliches und zugleich sein Gesammtprogramm auf eine wunderbar klare Weise gegeben. Sein ganzes späteres Schaffen als Dichter und Gelehrter ist hier in den wesentlichen Grundzügen mit einer Art von Divination gezeichnet, die für den secirenden Verstand etwas Unbegreifliches enthält.

Da es in einem Druckwerke geschehen ist, das nach der Bestimmung seiner ganzen Gattung ebenso rasch vergessen als gelesen, oder vielmehr von den Wenigsten, die überhaupt zu lesen pflegen, weder mit Augen gesehen, noch gelesen wurde, nämlich in einer akademischen Habilitationsschrift, so ist es begreiflich, daß auch diejenigen, die sich ernst und eindringlich mit dem Geiste Friedrich Rückerts befreundet haben, davon Nichts zu wissen scheinen. 'Dissertatio philologico-philosophica de idea philologiae, quam — und wie die anderen solennen und verzopften Formeln heißen, die bei solchen Gelegenheiten angebracht werden müssen — publice defendet Fridericus Rückert Ienae, d. 30. Martii 1811.' 86 Seiten auf sehr bescheiden graues Papier in sehr altmodischem hohem Octavformat gedruckt, macht schon das Aeußere dieses Werkchens auf den heutigen Leser einen eigenthümlichen Eindruck.

So weit sich übrigens noch eine gewisse populäre Tradition aus jener Zeit bis auf unsere Tage in Jena und in den Theilen Deutschlands, die von den akademischen Einflüssen dieser damaligen Centraluniversität berührt wurden, erhalten und die gewaltigen Katastrophen der Weltgeschichte und des Universitätslebens während des letzten halben Jahrhunderts überdauert hat, verweilt diese oder verweilte bis zur jüngsten Zeit noch immer mit einer sichtbaren Vorliebe bei jener Habilitationsschrift und noch mehr bei den drastischen Vorgängen während der Habilitation selbst. Niemals vorher und niemals seitdem hat ein solcher Actus, dessen indifferente Nüchternheit sprichwörtlich geworden ist, die unmittelbaren Theilnehmer so tief erregt, wie die Vertheidigung dieser Abhandlung de idea philologiae. Der noch völlig namenlose, in Jena kaum persönlich bekannte junge

Docent — er zählte am 30. März 1811 noch keine 23 Jahre — imponirte wahrscheinlich am meisten durch die Macht seines ganzen Wesens, das sich in einem unvergleichlich durchsichtigen Aeußeren auch dem blödesten und kindischsten Sinne als etwas Einziges in seiner Art begreiflich machte. Daneben aber erregte auch die schon damals ungewöhnliche Gewandtheit in der äußeren Handhabung der lateinischen Sprache, ein stets schlagfertiger Witz und Humor, den man überall eher als auf diesem Katheder zu finden gewohnt war, den Enthusiasmus des studentischen Publicums, das in dem damaligen Jena aus der Elite von ganz Deutschland bestand.

Eine Menge Anekdoten sind von der Sage zu den wirklichen, an sich schon pikanten Ereignissen dieses Wortgefechtes hinzugedichtet, die weit und breit noch jetzt cursiren, wenn auch vorauszusehen ist, daß sie mit der Generation, die sie erzeugt hat, absterben werden. Der olympische Stolz eines Eichstädt — der große Eichstadius, der letzte wirklich „perfecte“ Lateiner, was die spätere Kritik nicht einmal einem Gottfried Hermann ganz und gar zugestehen wollte —, die vornehme Suffisance eines Gabler und mehrerer anderer namenloser Heroen des akademischen Zopfes erlitten hier eine so eclatante Niederlage, daß sich die Freude der süßen akademischen Plebs und zugleich ihre Indignation über die geringschätzige und höhnische Vornehmthuerei, mit der jene illustres und spectabiles zuerst ihren Gegner niederzuschmettern gedachten, nicht anders Luft machen konnte, als in einer allgemeinen Vertilgung aller den Genannten zugehörigen Fensterscheiben nebst unzähligen obligaten Pereats und den obligaten Vivats für den jungen Helden. Es muß denn doch diesem sonst so kurzsichtigen Völkchen nachgerühmt werden, daß es zwar wenig Verstand, aber desto mehr Instinct hat.

Wenn irgend einmal, war er hier auf der rechten Spur. Der künftige Dichter der geharnischten Sonette, der Uebersetzer der Makamen stellte freilich eine andere Art von Philologie dar, als man bis dahin in den Hörsälen von Jena zu tractiren gewöhnt war und wenn auch zehn gegen eins zu wetten ist, daß unter den hunderten von begeisterten Vivatrufern nicht einer auch nur die ersten Sätze der Dissertation in ihrer ganzen, man möchte sagen, grenzenlosen Perspective verstanden hat, so schadet das der Anerkennung, die man ihrem gesunden Sinne zollen muß, nicht im geringsten. Ein Franz Passow, damals Lehrer am weimarischen Gymnasium und

später ein begeisterter Verehrer Friedrich Rückerts, wußte doch, eben weil er Philolog im gewöhnlichen Sinne und nicht mehr Student war, nichts weiter über die Dissertation zu sagen, als daß er sie für das Product eines Narren erklärte und in Knittelversen verhöhnte.

Der Begriff der Philologie war von Rückert in so großartige Perspective gestellt, daß es gerade einem besseren Kopfe schwindeln konnte; der gewöhnliche Troß wurde von dem gänzlich Unbegreifbaren natürlich nicht angefochten. Schon darin lag nach dem damaligen Stand der Wissenschaft eine unvergleichliche Kühnheit, daß einer mitten aus der zünftigen Schar heraus, wie es dieser junge Mann that, der sich selbst einen Philologen nannte und Philologie dociren wollte, rund heraus erklärte, griechische Sprache und Poesie behaupteten nur eine Stelle in dem Entwickelungsgang des menschlichen Geistes, sie seien aber nicht die absolute Vollendung der Sprache und Poesie, nicht die Sprache und Poesie an sich, wie es die Philologen, altmodische und neumodische, auf gleiche Weise damals noch als unbedingtes Credo hinstellten. Für jeden Zweifel hatten sie nur ein mitleidiges Lächeln, denn Zorn verlohnte sich kaum. Dieser blieb einer späteren Zeit aufbehalten, als jene geniale Intuition eines Einzelnen eine mehr und mehr Anhang findende Ketzerei wurde. Jetzt ist uns, Dank der philosophischen und historischen Arbeit des letzten Menschenalters das gesammte griechische Wesen so völlig in den Organismus der geschichtlichen Entwickelung eingefügt, daß es uns, die wir so schnell zu vergessen gelernt haben, sonderbar vorkommt, wenn man der ersten Verkündigung dieser Wahrheit solche Bedeutung beimißt. Sie ist uns schon so trivial geworden, daß wir die schüchternen Versuche des Widerspruchs nur mehr als Curiositäten belächeln, wie man sie freilich am ersten an „Philologen" in jenem alten Sinne zu finden gefaßt ist. Der Hinweis auf die orientalischen Quellen der griechischen Cultur, den das Schriftchen versuchte, konnte nach dem damaligen Stande der positiven Kenntnisse in der Linguistik und Geschichte nur ein sehr fragmentarischer sein, doch ist er frei von allen jenen phantastischen Confusionen, in die sich Creuzer und seine Anhänger verloren. Daneben aber erkannte die künstlerische Potenz des jungen Philologen den eigentlichen Kern des griechischen Wesens mit einer Klarheit und Tiefe, die für

immer auch in der schmucken Fassung des lateinischen Ausdrucks etwas Classisches an sich tragen. Die Schönheit der Erscheinungsform ist ihm das weltgeschichtliche Product des griechischen Geistes, allerdings nur ein Moment der weltgeschichtlichen Evolution, aber ein ewig gültiges und befruchtendes und hier wieder ist ihm Homer die wahre Quintessenz und Quelle des Griechenthums in seiner idealen Bedeutung.

So hat denn auch der Mann und Greis nicht umzulernen nöthig gehabt: die griechische Sprache und Poesie ist ihm stets dasselbe geblieben, was sie der Intuition seiner Jugend war. Er lebte in ihr und von ihr als von der süßesten und liebsten Speise unter allen, und seine Tafel war doch wahrlich reicher besetzt als bei den Meisten. Er widmete ihr auch dann noch immer nicht bloß jene einzige durchbohrende Kraft der Receptivität, mit der er jedes Object in dem Moment, wo er an dasselbe herantrat, auch sofort bewältigte, sondern er blieb bis zuletzt nach seinem eigenen Bekenntniß ein bewundernder und demüthiger Schüler des griechischen Kunstgenius. Ohne an den Minutien der specifisch philologischen Arbeit dieser letzten Decennien besonderen Antheil zu nehmen, las er fortwährend griechische Dichter und wenn auch mit Vorliebe Homer, so doch mit noch mehr Zeit und Kraftaufwand die Tragiker, selbstverständlich ohne der auch in ihren Trümmern so reichen Reste der übrigen griechischen Poesie zu vergessen.

Wie überall war sein Lesen und seine Receptivität zugleich die lebhafteste und vielseitigste Productivität. Eine ganze Reihe der von ihm benutzten Handausgaben bezeugt dieß: wie schon der vierzehnjährige Knabe sein Schulexemplar der Odyssee dazu benutzt hatte, um mit äußerst zierlicher, aber leider auch vergänglicher Bleistiftschrift eine metrische deutsche Interlinearversion dem griechischen Texte zwischenzuschieben, so sind auch jene später benutzten alten und neuen Drucke mit Noten aller Art angefüllt. Theilweise eigentlich kritischer Natur, Wiederherstellungen des Textes so zu sagen von Innen heraus, ohne sich um die Lesarten des Codex A oder B oder X viel zu kümmern, aber auch ohne sie zu verachten, meist begründet durch die poetische Substanz des Lesers und Kritikers, ausnahmslos auf metrische und rhythmische Erkenntnisse gestützt, für welche der gewöhnliche Herausgeber, unbeschadet seines Fleißes und seines Wissens, meist gar kein Organ besitzt, aber beinahe ebenso oft auch, wie in jenem Exemplar des

Homer, Interlinear- oder Randversionen, natürlich alle sogleich künstlerisch geformt, den Rhythmen und Metren des Originals nachgebildet, leider gewöhnlich in kleinster Schrift und fast immer mit Bleistift im Momente hingeworfen, aber meist auf den ersten Wurf so fertig, daß spätere Revisionen selten Etwas daran zu bessern fanden.

Daneben bezeugt eine Menge Einzelblätter, die aus den letzten Jahren Rückerts stammen, daß er wahrscheinlich nur für sich selbst und einige fachgelehrte Freunde auch zusammenhängende kritische und namentlich metrische Studien besonders in den Tragikern und Pindar gemacht hat, wenn es dafür eines Zeugnisses bedürfte. Eine Anzahl von größeren Textesabschnitten aus verschiedenen Tragödien des Euripides liegt vor in saubersten Reinschrift, wie unmittelbar zum Drucke fertig gemacht. Es sind namentlich lyrische Stellen und sie stehen in deutlicher Beziehung zu den umfassenden Aufzeichnungen und Darstellungen griechischer lyrischer Vers- und Strophenformen, aus denen sich beinahe ein vollständiges System der griechischen Metrik und Rhythmik zusammensetzen ließe. Denn sie werden erzeugt durch sehr ausgedehnte und bis in das allersubtilste Detail geführte Untersuchungen über den Bau des dramatischen Trimeters und namentlich des Hexameters. Für den letzteren ist der griechische wie natürlich zur Basis genommen, aber seine specifische Entwickelung bei den Römern, namentlich bei den Elegikern, für die Rückert unter allen Erzeugnissen der römischen Poesie die entschiedenste und fast ausschließliche Vorliebe bewahrte, ist ebenso gründlich erforscht und dargelegt, aber in diesem Falle Alles auf ein bestimmtes praktisches Ziel hin, um die Theorie des deutschen Hexameters zu begründen. Denn alle bisherigen Versuche, vor Allem Voß und seine Schule, schienen ihm eine gänzlich falsche Bahn betreten zu haben und er selbst war mit seinen früheren, ohnehin sehr sparsamen hexametrischen Gestaltungen allmählich ganz unzufrieden geworden. In der unendlichen Fülle der poetischen Tagebuchblätter, wie man sie wohl nennen dürfte, in denen das ganze innere und äußere Leben des Dichters bis ins kleinste Detail während der letzten zwanzig Jahre niedergelegt ist, findet sich eine sehr beträchtliche Anzahl von hexametrischen Versuchen oder solchen im elegischen Versmaß. Von umfassenderer Anwendung dieses Verses bietet nur die einzige vollständige und geradezu druckfertige,

auch thatsächlich für den Druck bestimmte Uebersetzung des Theokrit ein Beispiel. Sie stammt aus der Mitte der fünfziger Jahre, ist aber bis zuletzt mancher Revision unterzogen worden. Nach den Schriftzügen zu urtheilen, müssen einige solcher Verbesserungen, die durchweg metrischer und rhythmischer Art sind, noch aus den allerletzten Lebensmonaten stammen.

Schon viel früher, noch in den dreißiger Jahren versuchte er die ganze Kraft und den Reichthum seiner Sprach- und Verskunst an dem vielleicht großartigsten Objecte, das die gesammte Poesie des Alterthums darbietet, an einer Uebersetzung der Vögel des Aristophanes. Die Kunde von diesem Versuche ist seiner Zeit in das Publicum gedrungen und jeder, der Friedrich Rückert zu würdigen verstand und zugleich einen Begriff von dem Wesen der Aristophaneischen Poesie hatte, erwartete die Resultate davon mit höchster Spannung. Doch ist das gleichfalls druckfertige und durch spätere Revisionen nur wenig veränderte Manuscript eben nur Manuscript geblieben, wahrscheinlich weil er seinen Vorsatz, mehrere Aristophaneische Komödien und nicht bloß diese eine zu übersetzen, im Drange anderer Studien damals nicht ausführen konnte und später noch weniger darauf zurückzukommen gestimmt war. Bis zuletzt aber pflegte er seine grenzenlose Bewunderung des Aristophanes als Künstler und namentlich als einziger und unübertroffener Meister des Verses auszusprechen. Dieß scheint ihn überhaupt zu ihm hingezogen zu haben: der Inhalt und die Stimmung der attischen Komödie war sonst, wie sich leicht denken läßt, seiner durchaus positiven, reinen und harmonischen Seele keineswegs homogen und es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß er sich aus diesem Grunde von einer Arbeit abwandte, die ihn, so zu sagen, nur von der technischen Seite her anziehen konnte, während er ihre ethische Substanz ungenießbar fand. Natürlich trat mit dem wachsenden Ernste des eigenen innern Lebens gerade diese Rücksicht allmählich in ganz anderer Kraft an ihn heran, als in den früheren Jahren, wo sich der Mensch in dem Dichter noch eher dem bloßen Techniker oder Künstler unterordnen mochte. Jene in Stoff und Form an Aristophanes angelehnten Gebilde, die beiden Theile der politischen Komödie, Napoleon und andere dem Publicum noch völlig unbekannte ähnliche Erzeugnisse frühester Zeit wären später nicht denkbar gewesen.

In nächster Beziehung zu dieser vielseitigen und durchweg productiven Thätigkeit auf dem Felde der griechischen Literatur stand auch sein Antheil an der lateinischen Sprache und ihrer Literatur. Als Philolog vom Fache in der älteren beschränkten Bedeutung, wo damit nur Griechisch und Lateinisch gemeint war, hatte er seine öffentliche gelehrte Thätigkeit begonnen. Seine Vorlesungen in Jena nach seiner Habilitation, die er übrigens nicht lange fortsetzte, sondern schon Ende 1812 abbrach, erstreckten sich auf streng philologische Gegenstände. Es lag in der damaligen Richtung der Philologie, welche selbst wieder durch die Einflüsse der allgemeinen Bildung bestimmt wurde, daß das Lateinische sein früheres unverhältnißmäßiges Uebergewicht an das berechtigtere Griechische hatte abtreten müssen. Nichts desto weniger beherrschte Rückert das Lateinische als Sprache selbst und in allen Gestaltungen seiner Literatur vollständig. Ein interessantes Zeugniß dafür ist seine Habilitationsschrift selbst. Sie ist in einer Art Lateinisch geschrieben, daß die fremde und todte Sprache vollkommen lebendig und so zu sagen als die Muttersprache des Autors erscheint. Der vulgäre Ausdruck „in classischem Latein geschrieben", der so oft als ein gedankenloses und zweideutiges Lob angewandt wird, paßt hier am wenigsten. Er besagt eigentlich ein seelenloses, der wahren inneren Harmonie und damit der eigentlichen sprachlichen Lebensfähigkeit entbehrendes Flickwerk aus allerlei Reminiscenzen, für welche es zuletzt nur eines recht handfesten Gedächtnisses und einer unermüdlichen Uebung bedarf.

Jedermann weiß, daß man mit diesem modernen classischen Latein originelle oder auch nur moderne Gedanken nur stammelnd ausdrücken kann. Hier aber in dieser Abhandlung über die Idee der Philologie ist nicht bloß der Hauptinhalt des modernen philosophischen Denkens, insbesondere der älteren Schellingschen Philosophie, sondern auch der durchweg originelle Flug eines selbständigen Geistes vollkommen klar und zureichend, dabei aber auch in der gewandtesten und zierlichsten Form dargestellt. Es würde nicht leicht sein, ein ähnliches Beispiel vollkommen zutreffenden und schönen Ausdrucks für Materien von dem entschiedensten modernen und philosophischen Gehalte in deutscher Sprache aufzufinden, geschweige denn unter den zahlreichen größeren und kleineren lateinisch geschriebenen philosophischen Büchern und Dissertationen dieser oder auch einer spä-

teren. Daß aber jene Kritiker alten Schlages, welche nur ihr classisches Latein gelten ließen, wie sie es eben nicht besser verstanden, auch den formal sprachlichen Ausdruck in Rückerts Dissertation angriffen und, wie es scheint, heftiger und gereizter als den Inhalt selbst, der ihnen wahrscheinlich gar zu fern ablag, darf nach dem eben Gesagten nicht Wunder nehmen.

Das linguistische Interesse Rückerts an der lateinischen Sprache nahm in dem Maße zu, als er selbst den Kreis seiner sprachlichen Studien immer mehr erweiterte und, was dasselbe war, sich in das Detail immer tiefer versenkte. Doch hat er ihr nie jene zeitweise ausschließliche Beachtung und Beschäftigung zugewendet, wie so vielen andern ihrer Schwestern. Da hier die Arbeit nach der Beschaffenheit des Materials und der Zahl der damit beschäftigten Kräfte eine leichtere war als anderswo, so überließ er sie im Wesentlichen Anderen, ohne sich ganz von ihr zurückzuziehen. Dagegen fesselte ihn die künstlerische Seite der lateinischen Literatur noch bis zuletzt. Ihre Bedingtheit von dem Vorbilde der griechischen und wiederum ihre relative Originalität boten ihm einen fortwährenden Reiz. Vor Allem war es die römische Lyrik, der er gerade so wie der griechischen, ja fast noch eifriger, seine receptive Productivität zuwandte. Seine metrischen und rhythmischen Studien gingen, wie schon bemerkt, naturgemäß immer vom Griechischen aus, aber das Lateinische wurde ebenso eindringend und liebevoll beachtet. Noch in den allerletzten Jahren beschäftigte ihn eine metrische Nachbildung des Horaz, zwar nicht des ganzen Horaz oder auch nur aller seiner lyrischen Erzeugnisse, aber doch einer ziemlich großen Anzahl derselben. Die Arbeit gehörte zu den Beschäftigungen, die er zur Erholung von mühsameren und umfassenderen besonders gern auf seinem Lieblingsruheplatz, auf dem Goldberge, vorzunehmen pflegte. Dort auf dem einfachen Tische, der eine kleine Anzahl von Büchern aufbewahrte, die zu gleichem Zwecke bestimmt waren, lag auch seine Handausgabe des Horaz, die bekannte leipziger Duodezausgabe von 1851, die Moriz Haupt besorgt hat. Das Exemplar, F. R. 1852 bezeichnet, enthält, wie die meisten von ihm gebrauchten Bücher, eine Menge von Randbemerkungen aller Art. In ihrer kaustischen Schärfe und in der schlagenden Kraft des epigrammatischen Ausdrucks stehen diese Randnoten neben dem gewöhnlichen Haufen ihrer Art

ganz einzig da. Sie beziehen sich meist auf das Technische und eigentlich Poetische der einzelnen Gedichte, theilweise aber auch auf die Textesherstellung des Herausgebers, an welcher dieser Leser nicht wenig auszusetzen hatte. Was von der eigentlichen Uebersetzung sich vorgefunden hat, umfaßt etwa zwischen einem Drittel und der Hälfte der lyrischen Gesammtmasse des Horaz. In der vorliegenden Form, lose, mit Bleistift unendlich fein beschriebene Blätter, kann es nach der Gewohnheit Rückerts, alles eigentlich fertig Abgeschlossene mit Tinte und äußerst sauber selbst zu mundiren, noch nicht für abgeschlossen gelten. Einige dieser Bleistiftblätter müssen nach den Schriftzügen aus den letzten Monaten des vergangenen Sommers stammen, wo er, trotz der Belästigungen seines körperlichen Uebels, doch noch immer seine gewohnten Spaziergänge nach seinem Goldberg zu machen pflegte. Uebrigens ist nach dem Inhalt der erwähnten Randnoten nicht zu glauben, daß er gesonnen war, noch viel mehr als das Vorliegende zu übersetzen. Das Nichtübersetzte ist durch so markirte ästhetische Verdammungsurtheile als werthlos bezeichnet, daß er sich wohl nicht aus bloßer äußerer Gewissenhaftigkeit entschlossen haben würde, auch nur eine Stunde seiner Geistesthätigkeit auf seine Reproduction zu verwenden.

Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß sich die philologische Thätigkeit Rückerts in jenem tiefsten und umfassendsten Sinne schon von jeher auch auf die Muttersprache richtete. Es genügte ihm das angeborene Sprachgefühl und die vollendete Handhabung des unmittelbar lebendigen Sprachmaterials in keiner Weise, wie sie wohl anderen großen Meistern des Wortes genügt hat. Die vollkommene Identität seines künstlerischen und wissenschaftlichen Genius trieb ihn zu dem eindringenden Studium der Geschichte unserer Sprache und unserer poetischen Formen, wie es neben ihm und zum Theil durch das Verdienst von persönlich ihm verbundenen und befreundeten Männern, vor Allem der Brüder Grimm, Schmellers und Uhlands, zu einer reich ausgebildeten Specialdoctrin erhoben worden ist. Er folgte mit reger Theilnahme den Fortschritten dieser Wissenschaft, er bemächtigte sich des reichen Materials, welches durch die Thätigkeit unserer Germanisten aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen und in reinlichen und sorgfältigen Ausgaben zugänglich gemacht wurde. Keine be-

deutendere Forschung auf diesem Felde blieb ihm unbekannt, aber wie überall ging er auch hier als ein Autodidakt von Gottes Gnaden, frei von den Fesseln der Schule, seinen eigenen Weg.

Das ideal-patriotische Interesse, was auch er unter der Anregung einer dafür günstigen Zeit zuerst zu den Denkmälern unserer älteren Poesie und Sprache mitgebracht hatte, machte bald einem abgeklärten, rein wissenschaftlichen Platz. Als ein Zeugniß für jene frühere noch befangenere Schätzung mag der bald aufgegebene Versuch gelten, die umfangreichen Reste unserer mittelalterlichen Lyrik, die sich in der sogenannten Manesseschen und der weingartner Handschrift erhalten haben, zu bearbeiten und in gereinigtem Texte wiederherzustellen. Vieles davon gab ihm auch, wie gewöhnlich, Veranlassung zu Nachbildung in neuhochdeutscher Sprache, wovon ja auch einige wenige Proben in die gesammelten Gedichte aufgenommen sind. Jene umfassende Arbeit, 1816 in Stuttgart begonnen, durch die römische Reise 1817 unterbrochen und, wie es scheint, später nicht mehr vorgenommen, konnte nach dem damaligen Stande der Germanistik zu keinem Resultate führen. Rückert besaß dazu auch keine anderen Hülfsmittel als den so incorrecten Bodmerschen Abdruck der Manesseschen Sammlung und die weingartner Handschrift selbst, die sich schon damals in Stuttgart befand. Mit äußerster Genauigkeit sind ihre Lesarten verglichen und Kleinigkeiten beachtet, für die man dem Dichter wohl kaum ein Auge zutrauen dürfte. Interessant bleiben jene daraus gewonnenen Texteswiederherstellungen immerhin, wenn sie auch für die Technik der heutigen Wissenschaft unmittelbar kaum zu verwerthen sind. Das feinste metrische und rhythmische Gefühl spricht aus jeder, kritisch genommen oft mehr als gewagten Conjectur, zugleich auch das tiefste Verständniß der innern Stimmung und Empfindnng jener so ganz aparten Producte. Er verlor diese Gattung unserer älteren Poesie auch später nicht aus den Augen: so giebt, um nur eins zu erwähnen, sein Handexemplar von des Minnesangs Frühling in gewöhnlicher Weise kurzer, schlagender Randnoten, kühner Correcturen des Textes u. s. w. ein Zeugniß von der lebhaften Theilnahme, mit der er freilich von einem andern Augpunkt als in jenen Jugendjahren noch in seinem höchsten Greisenalter jene künstlerisch so reich ausgebildete Erscheinung beachtete. Er selbst stellte in einer kurzen gelegentlichen Bleistift-

note in seinem Handexemplar des Horaz ihren technischen oder künstlerischen Werth in Vergleich mit dem der griechischen, namentlich äolischen Lyrik, wie wir sie namentlich durch die Vermittelung des Horaz kennen, und sagte: „an die bunte Mannichfaltigkeit des Minnesangs reicht die äolische Lyrik nicht", setzte aber hinzu: „Goethes lyrische Weisen sind schöner als beide."

Bei Weitem den größten Theil der Arbeitskraft in den Jahren der vollsten Reife und meist noch ungestörter Körperfrische verwandte Rückert, trotz der vielseitigsten gelehrten Thätigkeit, von der bisher nur ein paar Richtungen angedeutet wurden, auf sein eigentliches wissenschaftliches Berufsfach im gewöhnlichen und im höchsten Sinne, die orientalischen Sprachen. Das Dreigestirn des Arabischen, Persischen und Sanskrit, das man zu meinen pflegt, wenn man von orientalischen Sprachen und Literaturen schlechtweg spricht, war ihm verhältnißmäßig erst spät aufgegangen. Vor seiner Rückkehr aus Italien, im Herbste 1818, hatte er nur aus abgeleiteten Quellen den Orient mehr ahnen als kennen gelernt, wofür seine Habilitationsschrift zeugt. Aber er war doch schon auf dem richtigen Wege: die Herrlichkeit der orientalischen Poesie in ihrem selbstwüchsigen Rechte neben der antikclassischen wird dort ausdrücklich betont und gepriesen, ebenso daß das Sanskrit den Schlüssel für die gesammte Sprachforschung zu geben bestimmt sei. Aber erst der persönliche Umgang mit Hammer führte ihn zu wirklichen Studien. Er bewahrte diesem Manne daher auch immerfort ein dankbares Gedächtniß, obwohl Niemand unter allen Lebenden so wie Rückert befähigt war, seine oft beinahe lächerlichen wissenschaftlichen und ästhetischen Mängel zu erkennen. Ein freundlicher brieflicher Verkehr zwischen den Beiden setzte sich lange Jahre fort, bis er endlich von Seite Hammers auf eine geradezu unbegreifliche Weise gestört wurde, sei es, weil er den Ruhm seines ehemaligen Clienten, den er in gewissem Sinne auch für seinen Schüler rechnete, beneidete, sei es, daß irgend welche Einflüsterungen den eiteln und leicht erregbaren Mann irre machten. Durch Hammer wurde Rückert auch in die wiener Jahrbücher der Literatur eingeführt, für welche er namentlich in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre eine ganze Reihe von Recensionen lieferte. Damals existirte in Deutschland noch keine orientalische Specialzeitschrift, aber die jetzt lange begrabenen und beinahe vergessenen

wiener Jahrbücher öffneten bereitwillig ihre Spalten auch den umfangreichsten Aufsätzen aus jenem Fache, wenn sie sich nur an die kanonische Form der Recension banden. Auf diese Art sind einige dieser Recensionen beinahe zu der Größe eines mäßigen Buches angeschwollen und, wie schon bemerkt, alles Andere eher, als was man so gewöhnlich unter einer bloßen Recension versteht.

Thatsächlich reducirte sich der Einfluß Hammers auf Rückert bloß auf eine allgemeinste Hodegetik zum Studium der orientalischen Sprachen, die er selbst verstand, d. h. Arabisch, Persisch und Türkisch, nebst allerlei freundlicher Aushülfe an Büchern und anderem gelehrten Apparat. Gelernt hat Rückert von Hammer höchstens nur, wie man es nicht machen darf, sowohl als factischer Gelehrter wie als Uebersetzer. Rückert war von Anfang an auf seine eigene Kraft verwiesen, aber er setzte diese nun auch, sobald er seit dem Jahre 1820 mit seinem früheren Wanderleben abgeschlossen und sich in Koburg niedergelassen, ganz und völlig ein und das Resultat war, daß er in wenigen Jahren unter die ersten Meister der Wissenschaft zählte. Um solche Erfolge zu erringen, bedurfte es freilich einer unvergleichlichen Begabung für sprachliche Studien oder richtiger für das Wesen der Sprache in jener eminenten Bedeutung, wo die Poesie und alle Kunstform eine ihrer natürlichen Ausstrahlungen ist, wie es die Intuition des Jünglings gefunden und in begeisterten Worten dargestellt hat. Aber daneben war es doch auch ebenso sehr Sache der Willenskraft. Der Ausdruck „eiserner Fleiß" würde in diesem Falle nicht recht passen, weil die Metapher zu sehr die Vorstellung des Mühseligen, Schwerfälligen erweckt. Es läßt sich aber auch eine höchste, von dem Willen erzeugte und geleitete Anspannung der Geisteskraft denken, die sich als ein fortwährender Adlerflug des Geistes darstellt. So war es bei ihm. Da er den sprödesten Stoff des Sprachmaterials nicht von Außen erlernte, sondern sofort von Innen reproducirte, da in ihm alles Fremdartige sofort in sein Eigenstes sich umsetzte, so mochte diese Art des Lernens den Andern, die nur von Ferne zusahen und sie nur nach ihren Ergebnissen beurtheilen konnten, etwas Unbegreifliches, man möchte sagen etwas Dämonisches scheinen. Unbegreiflich, oder wie man es sonst nennen will, bleibt natürlich immer das, was man angeborne Begabung, Talent, Genius zu nennen pflegt. Aber die Art, wie dieser Genius sich des Stoffes

bemächtigte, war doch nur dieselbe, wie sie jeder Andere, wenn er dieselbe Concentration der ganzen Seele darauf wenden will, auch in seiner Macht hat. Darum kann man auch mit Fug und Recht Rückert einen der specifisch fleißigsten Arbeiter nennen, welche die Geschichte der Wissenschaft kennt und nicht bloß in jenem banalen Sinne, daß wohl wenige andere Gelehrte so viel Stunden ihrer Lebenszeit an und hinter dem Büchertische verbracht haben, wie er, sondern auch in dem höheren, daß nur wenige jede Secunde der Arbeitszeit in so gewaltiger, so viel es scheint, immer gleicher Anspannung der Kraft des Geistes auszukaufen vermochten. Denn wenn Jemand etwa verstehen wollte, was der Ausdruck „sich in die Arbeit versenken" bedeute, so mußte er ihn bei der Arbeit sehen. Aber nicht als wenn er nach der Art gelehrter Nachteulen die Sehkraft bei natürlichem Sonnenlicht verloren und wie sie, wenn sie zufällig aus ihrem Bücherneste aufgestört werden, nun tölpisch und lächerlich hin und her zu fahren gepflegt hätte, denn in dieser Hinsicht besaß er gar Nichts von dem Stempel des Stubengelehrten so wie er auch sonst allen äußern gelehrten Prunk gänzlich von sich ferne hielt.

Aber auch dieß Alles erwogen, bleibt es noch immer unbegreiflich, wie ihm die Zeit für sein grenzenloses Lernen und Schaffen — Beides war ja bei ihm unzertrennbar — ausreichte. Insbesondere geben die äußerlich so stillen Jahre der Zurückgezogenheit als Privatgelehrter in Koburg, von 1820—1826, das Bild einer intensiven und zugleich so vielseitigen gelehrten Arbeit, wie keine zweite Periode in seinem Leben. Um sie auch nur in ihrer äußern Ausdehnung zu würdigen, muß man wissen, daß er sich einen guten Theil der damals noch mehr wie jetzt schwer zugänglichen und was für ihn damals besonders entscheidend war, überaus theueren literarischen Hülfsmittel mit eigener Hand abschrieb. Manches davon hat sich erhalten, so z. B. eine vollständige und sehr saubere Abschrift des Sanskritwörterbuchs von Wilson in zwei riesigen Foliobänden, allerdings keine todte Copie, die bei ihm undenkbar gewesen wäre, sondern sofort durch eigne Beobachtungen vermehrt und emendirt. Ganze Stöße von Bänden abschriftlicher arabischer und persischer Textausgaben sind allmählich bis auf unbedeutende Reste zu Grunde gegangen, weil eine spätere Zeit correctere Drucke davon lieferte, die seine nur für seinen eigenen Gebrauch gefertigten

Arbeiten überflüssig machten. Ebenso benutzte er schon damals fleißig den kostbaren orientalischen Handschriftenschatz der gothaer und anderer Bibliotheken und ließ sich die Mühe minutiösester Copirung und Vergleichung niemals verdrießen. Vieles Derartige ist später von Andern herausgegeben, manches aber auch noch nicht, was einstweilen nur in der mehr oder minder unmittelbar druckfertigen Gestalt seiner abgeschriebenen und emendirten und gewöhnlich auch mit Noten und metrischen Nachbildungen versehenen Texte vorliegt.

Wie immer war er auch in solchen Arbeiten von einer großartigen Unbefangenheit und Selbstlosigkeit. Daß er jedem, der von ihm geistige oder wissenschaftliche Förderung begehrte, sie ohne Rückhalt und mit gänzlicher Hintansetzung seiner eigenen Person gewährte, wissen die, die es erfahren haben, nach Gebühr zu würdigen. Aber noch ehrwürdiger ist der Eindruck, den man aus den stummen Zeugnissen seines Fleißes selbst empfängt. So oft er sie später, oft nach einem Zwischenraume vieler Jahre wieder in die Hand bekam, entweder durch zufällige Veranlassungen oder durch den Gang seiner Studien auf sie zurückgeführt, übte er gegen sie eine rücksichtslose Schärfe der Kritik, wie er sie niemals so leicht gegen die Leistung eines Fremden anwandte. Notizen auf dem Umschlage von Convoluten solcher Papiere, wie etwa „unbrauchbar", „antiquirt", „bloß zum Andenken aufzuheben" oder „durch die Arbeit von X. überflüssig gemacht" vernichteten so mit einem Worte die Früchte langer und mühseliger Thätigkeit, befreiten ihn aber auch wieder von einer Last oder einer Verantwortlichkeit gegen sein eigenes gelehrtes Gewissen, indem er sich nun nicht mehr darum zu kümmern brauchte. Natürlich erhalten dadurch günstige Urtheile, die sich an der Spitze mancher älterer entweder unvollendeter oder lange abgeschlossener Arbeiten finden, ein um so höheres Gewicht.

Was er selbst bei späterer Revision der Erhaltung werth fand oder sich zu einer vollendenden Durcharbeitung vorbehielt, darf wohl unbesehen als ein noch ungehobener wissenschaftlicher Schatz gelten. So z. B. steht in seinem Handexemplar des Sanskrittextes des Nala (es war die erste Boppsche Ausgabe von 1819): „Ich habe den Nala wieder gelesen 1857, 16. Mai (seinem siebenzigsten Geburtstage) und ihn würdig befunden in metrischer und poetischer Reinheit hergestellt zu werden. Ich habe dazu in den Blättern für Metrik die meisten zu verbessernden Stellen zusammengestellt.

Die meisten sind auch im Texte selbst von mir corrigirt." Da er allmählich doch fühlen mochte, daß ihm die Zeit, diese sowie unzählige andere Aufgaben auch äußerlich vollständig zu lösen, nicht mehr hinreichen möge, so sind diese und so viele andere ähnliche Notizen zugleich auch als eine Mahnung und Verständigung für diejenigen gemeint, welche später zu Ehren und Frommen der Wissenschaft seine Geistesschätze zugänglich zu machen gedächten. Denn es darf wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, daß er diesen Fall vorausgesehen und verschiedene darauf bezügliche Dispositionen getroffen hat. Er wollte nicht bloß für sich selbst, sondern für die Wissenschaft oder alle die, welche an diesen Studien betheiligt sind, gearbeitet haben, wenn er auch sich selbst von der äußeren Beschwerde und dem unendlichen Zeitverluste dispensirte, den die Veröffentlichung solcher gelehrter Arbeiten nothwendig mit sich bringt. Er war sich bewußt, seine Kraft nicht bloß für sich, sondern für die Gesammtheit besser anzuwenden, wenn er nur den Theil der Arbeit, den eigentlichen geistigen und schöpferischen auf sich nahm, in welchem es ihm kein Anderer gleichthun konnte. Was ebenso wohl Anderen überlassen werden mochte, ließ er auf sich beruhen, indem er sich dem Vertrauen hingab, daß eine nähere oder fernere Zukunft schon die Mittel und Wege finden werde, um sich der Früchte seines Geistes zu bemächtigen.

Jene gedeihlichste Periode der gelehrten Thätigkeit wiederholte sich in ausgedehnterem Maßstabe am Schlusse seines Lebens, in den letzten achtzehn Jahren, die er von 1848—1866 fortwährend in Neuseß und fortwährend nur sich selbst lebend zubrachte. Zwischen inne liegt seine akademische Berufsthätigkeit in Erlangen und Berlin. Da er für sein eigenstes Fach oder für den Studienkreis, dem er sich gerade damals mit der größten Intensität gewidmet hatte, als Lehrer wirkte, so verband sich Beides, sein Amt und seine Privatthätigkeit gänzlich mit einander. Nur brachte es das Amt mit sich, daß er diese oder jene Specialität wenigstens zeitweise besonders berücksichtigte, die er vielleicht ohne eine solche äußere Veranlassung weniger oder in anderem Zusammenhange aufgenommen haben würde.

Dieß gilt hauptsächlich von seinen Arbeiten im Bereiche der hebräischen Sprache und Literatur. Als Professor der orientalischen Sprachen hatte er herkömmlich die Verpflichtung, dieses Fach zu vertreten und er that es viele Jahre lang, aber

allmählich mit sinkendem Interesse, bis er sich endlich, da sich ein anderweiter Ersatz in einem jüngeren Docenten fand, ganz davon dispensirte. Später führte ihn wohl hier und da einmal der Gang seiner Studien wieder darauf zurück, aber er verweilte immer nur kurz dabei. Die enggezogene Grenze, innerhalb deren die Denkmäler des hebräischen Geistes, sowohl in der Poesie wie in der Sprache selbst beschlossen sind, bot ihm zu wenig Ausbeute. Daß er sich aber einstmals mit voller Kraft auch in diesen Stoff versenkte, dafür zeugt nicht allein die bekannte Uebersetzung der Propheten. Sie ist unvollständig geblieben; es sollte nämlich ein Commentar folgen, der niemals erschienen ist. Doch ist er zum großen Theil sorgfältig ausgearbeitet und zum Drucke vorbereitet noch handschriftlich vorhanden und auch später öfter revidirt und verbessert. Er umfaßt die kleinen Propheten vollständig, von den großen nur die letzten zwanzig Capitel des Jesaias. Er basirt offenbar auf Collegienheften und scheint auch bei den Vorlesungen, die Rückert mehrere Male gerade über diese Themata hielt, benutzt worden zu sein.

Neben der Uebersetzung der Propheten wandte er seine nachbildende Meisterschaft aber auch den Psalmen zu. Etwa siebenzig davon, also ungefähr die Hälfte, nach ihrem poetischen Verdienste ausgewählt, sind in dem Original möglichst treu sich anschließender, öfter und auch noch in den spätesten Jahren sorgfältig nachgefeilter Form vorhanden. Ein Vergleich mit den anderen älteren und neueren deutschen Psalmenübersetzungen, an denen wir bekanntlich einen Ueberfluß haben, ist kaum anzustellen, denn man darf behaupten, daß alle früheren Uebersetzer in dem, was hier hauptsächlich wirkt, in dem völligen Eindringen in die rhythmische Form dieser hebräischen Lyrik so viel wie Nichts geleistet oder es höchstens zu unsicherem Tasten gebracht haben. Diese Uebersetzung ist wie die der Propheten von einem ausführlichen, leider aber lückenhaften Commentar begleitet. Auch er geht, wie es scheint, auf Collegienhefte zurück, erhebt sich aber weit über das gewöhnliche Niveau solcher, und war, wenn auch nicht zur Veröffentlichung, doch zu vollständiger wissenschaftlicher Begründung und Erschöpfung des Gegenstandes für den Autor selbst bestimmt. Studien über Hiob sind nur zu den ersten Anläufen gediehen: eine zusammenhängende vollständige Uebersetzung, das sicherste und niemals feh-

lende Zeichen, daß Rückert ein Object wirklich bewältigt hatte, findet sich nicht, sondern nur gelegentliche Ansätze dazu, die um so mehr es beklagen lassen, daß diese Arbeit ganz bei Seite gedrängt wurde, wie auch eine ähnliche über die Sprüche Salomonis.

Es ist ein eigenthümliches, aber nach der Geisteshaltung Rückerts wohl zu erklärendes Factum, daß gerade aus dieser Zeit auch eine Uebersetzung der poetischen Theile des Korans stammt, oder in dieser Zeit zum Abschluß gebracht wurde, denn die Anfänge reichen noch in die koburger Periode, wahrscheinlich in die allererste Zeit der arabischen Studien überhaupt. Diese Koranübersetzung ist, wie es scheint, so weit vollständig, als es von Anfang beabsichtigt war, denn Rückert dachte niemals daran, den ganzen Mischmasch abgeschmackter Confusion und platter Trivialität, der sich neben der gehaltvollsten Poesie in der Sammlung des Koran findet, nude crude ins Deutsche zu übertragen. Auch hier geht ein ausführlicher, rechtfertigender und begründender Commentar Hand in Hand mit der Uebersetzung. Der Commentar sollte wie jener über die Propheten und die Psalmen zugleich die Stelle einer kritischen Textesausgabe vertreten. Darauf bezieht sich auch die gelegentlich ins Publicum gekommene Notiz, daß Rückert mit einer Koranausgabe und Uebersetzung beschäftigt sei, oder sich beschäftigt habe. Auch diese Koranstudien hat er noch in späterer Zeit in gewohnter Weise gepflegt und revidirt, obgleich er unseres Wissens später nicht mehr an ihre Veröffentlichung dachte.

Neben dem Arabischen und Hebräischen wurden aber auch die anderen semitischen Sprachen trotz des natürlichen Uebergewichtes, welches das Arabische linguistisch und literarisch ihnen gegenüber behauptete, von Rückert nicht unbeachtet gelassen. So stammen gerade aus der erlanger Periode, die man deshalb die wesentlich semitische seiner gelehrten Thätigkeit nennen kann, umfassende Arbeiten über das Aethiopische, das ihn nur von der rein linguistischen Seite anzog, da es eigentlich keine selbständige Literatur besitzt, sondern sich auf Uebersetzungen aus dem Kreise der jüdischen und christlichen kirchlichen Denkmäler beschränkt. Schon damals fesselte ihn auch das Koptische; er erkannte sofort in ihm ein merkwürdiges Mittelglied zwischen dem Semitismus und Indogermanismus, oder wie er es später immer entschiedener fixirte, die Reste

einer älteren Sprachbildung, in der nur die Keime jener beiden großen Aeste des flectirenden Sprachstammes vorhanden und beschlossen liegen. Doch hinderte ihn damals der Mangel an irgend genügenden Hülfsmitteln weiter vorzudringen, vielleicht auch die grenzenlose Trockenheit und Unerquicklichkeit der koptischen Literatur, die wie die äthiopische fast nur eine Uebersetzungsliteratur innerhalb des engsten Kreises ist. Damals überwog bei ihm offenbar noch das künstlerische oder poetische Interesse über das rein linguistische; später verhielt es sich umgekehrt. Daß er Syrisch und Chaldäisch nicht bloß vollständig beherrschte, sondern auch wie überall, sofort auch hier selbständig über das bisher Geleistete hinausging, bedarf keiner Erwähnung. Das Resultat waren die großartig angelegten Fragmente einer vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen, die schon erwähnt wurden. Es läßt sich nicht erkennen, ob diese vorhandenen relativ wenigen Blätter jemals zu einem vollständigen Ganzen gehört haben: jedenfalls aber können sie selbst nicht möglich gedacht werden ohne viele andere zwischen und vor ihnen, die bis jetzt spurlos verschwunden sind.

Es war darauf abgesehen, das Wesen des semitischen Sprachbaues in seinen innersten Tiefen bloß zu legen und so zu sagen den semitischen Grundtypus an sich zu reconstruiren. Arabisch und Hebräisch, als die beiden zugänglichsten und entwickeltsten Schöpfungen des semitischen Sprachgeistes, sind vorzugsweise berücksichtigt und hier wieder das der Zeit nach jüngere, in seiner eigentlichen sprachlichen Conception aber ältere und ursprünglichere Arabisch. Doch der äußeren Zugänglichkeit wegen wird immer vom Hebräischen ausgegangen, weil es bei Weitem die bekannteste und relativ auch leichteste Sprache der ganzen Gruppe ist. Formenlehre und Syntax sind gleicher Weise berücksichtigt, aber nicht getrennt oder nach einander, wie es unsere gewohnte Schablone sprachlicher Darstellungen zu verlangen pflegt, sondern mit und in einander. Denn es ist die Erkenntniß des Sprachgeistes in seiner Totalität, auf die hier gezielt wird und nicht eine äußere Vollständigkeit des bloßen Sprachmaterials oder seine übersichtliche Gliederung zum Behufe des Lernens. Ob auch das elementar-sinnliche Element des Lautlebens mit herangezogen worden ist, läßt sich aus den Trümmern nicht ersehen. Die Vergleichung nach den anderen Sprachgruppen, namentlich den indogermanischen hin, ist zwar nicht unterlassen, aber

doch mit großer Restriction angewandt, ein Zeichen, daß sich damals Rückerts Ansichten über diesen so äußerst wichtigen Gegenstand noch nicht zu der scharfen Bestimmtheit durchgearbeitet hatten, die sie später erreichten.

Das Interesse für eine solche Vergleichung erwachte bei ihm in dem Momente, wo er neben Arabisch zugleich auch Persisch und Sanskrit zu durchdringen begann. Er ließ es sich auch nicht durch die ungemeinen Schwierigkeiten verkümmern, mit denen diese Forschung umringt ist, noch weniger durch die Verketzerungen, denen ein solcher freierer Flug über das einmal abgezirkelte und abgezäunte Feld der Tagesmode in der Wissenschaft hinaus nothwendig ausgesetzt ist. Niemand hütete sich sorgfältiger vor allem unzulänglichen und unvorbereiteten Zufahren, wie er: aber wenn Jemand mit einem solchen Apparat von linguistischem Wissen, wie er sich zum zweiten Male bei Keinem in dieser Zeit vereinigt fand, an die Sache herantrat, und wenn dieser Jemand noch dazu mit einem gleichfalls einzigen Maße genialer sprachlicher Intuition ausgerüstet war, so durfte ein solcher sich auch wohl an etwas wagen, dem aus praktischen Gründen schwächere Kräfte fern bleiben mußten.

Wenn dieß recht und billig ist und Keiner an sie die Forderung des Unmöglichen stellen wird, so scheint es umgekehrt gleichfalls recht und billig, den Genius auch auf seinem separaten Wege gewähren zu lassen. Doch man weiß ja, wie es hier und anderwärts mit der Reciprocität bestellt ist. Auch Rückert wäre gewiß nicht dem zornigen oder höhnischen Gebelfer entgangen, wenn er die Früchte seiner bis zuletzt mit immer wachsendem Eifer fortgesetzten vergleichenden Sprachstudien auf den Markt gebracht hätte. Daß er es nicht that, war nicht etwa Scheu vor dem Urtheil der Schule, sondern einfache Folge des eben erwähnten Umstandes. Wäre es ihm vergönnt gewesen, bei längerer Lebensdauer zu einem Abschluß zu gelangen, so würde er auch nicht gezögert haben, die Resultate seiner wissenschaftlichen Thätigkeit hier wie anderwärts klar und bestimmt zu ziehen, ohne daß er sie deshalb auch sofort dem Drucke übergeben hätte. Aber er ist auch sich selbst gegenüber hier wohl zu einem vorläufigen inneren, doch zu keinem äußeren Abschluß gekommen.

Für die Periode des Vorwiegens semitischer Studien kann die Vollendung der Hamasa als Grenze angenommen werden. Sie

fällt in das Jahr 1844; die Arbeit gehörte zu denjenigen, die sowohl den Gelehrten wie den Dichter in aller seiner Kraft in Anspruch nahmen. Begonnen war sie schon in den ersten Jahren seiner orientalischen Studien, noch in Koburg, aber aus verschiedenen Ursachen oft Jahre lang liegen geblieben, so daß bis zu ihrem völligen Abschluß beinahe ein ganzes Menschenalter verging. Von da ab verlor Rückert die arabische Sprache und Literatur zwar nicht aus den Augen, aber er sagte sich selbst, daß er bis zu dem Ziele vorgedrungen sei, das er sich ursprünglich selbst gesteckt hatte und daß er einen Theil seiner Arbeitskraft nun von diesem Felde hinwegziehen könne, um ihn anderwärts ergiebiger zu verwenden. Den Platz des Arabischen hatte allmählich in der Neigung und in der äußeren Disposition über seine Arbeitszeit das Sanskrit und daneben das Persische eingenommen. Durch das Letztere war selbstverständlich auch immer ein Verbindungsfaden mit dem Arabischen festgehalten, von dem es in den Kunstformen seiner Literatur in den Stoffen, ja selbst in seinem lexikalischen Material so stark beeinflußt ist, daß es ohne jenes gar nicht recht begriffen werden kann.

Dem äußeren Umfange nach ist das Material aller Art, welches Rückerts Sanskritstudien zu Tage gefördert haben, noch bedeutender selbst als das der arabischen, ja der gesammten semitischen. Ohne seinen Gehalt noch in Betracht zu ziehen, scheint sich darin eine weit über das gewöhnliche Maß des Fleißes und der Productivität hinausreichende Thätigkeit eines ganzen vollen Lebens abzuspiegeln, während es hier nur ein Stück, wenn auch ein vorzüglich begünstigtes, des Ganzen ist. Was Rückert als Ahnung in seiner Doctordissertation ausgesprochen, das sah er allmählich im Laufe des letzten Menschenalters der linguistischen Studien in Erfüllung gehen. Im Sanskrit war zwar nicht die Ursache an sich gefunden, wie manche Leute von starker Phantasie und geringer Gedankenschärfe wähnten — Rückert selbst hat sich niemals eine solche Confusion der Begriffe zu Schulden kommen lassen —, aber doch eine Art von Schlüssel für die Genesis und Construction einer ganzen Menge von Sprachen. Die Sprachvergleichung, eine Wissenschaft, die ohne die genaue Kenntniß des Sanskrit undenkbar wäre, beruhte auch für ihn zunächst auf dieser Grundlage, aber wir haben schon gesehen, daß seine linguistische Perspective viel zu großartig war, als daß er seinem Auge an

der Grenze der sogenannten indogermanischen Sprachen hätte Halt gebieten können. Die vollkommenste Herrschaft über das Sprachmaterial des Sanskrit erlangte er rasch und ungefähr in derselben Zeit, in der er eine für die Erlernung offenbar viel schwierigere Sprache, eine, die namentlich in der Fülle und Mannichfaltigkeit ihres Wortschatzes das Sanskrit weit übertrifft, das Arabische, sich zu eigen machte. Nur möchten wir hier noch bemerken, daß der Ausdruck in derselben Zeit sich auf eine längere Periode bezieht.

Wenn Rückert an die Bewältigung einer neuen Sprache ging, ein Fall, der sich in seinem gelehrten Leben mindestens ein halbhundertmal wiederholte, so befolgte er, nicht aus Reflexion oder als mnemotechnisches Hülfsmittel, sondern durch den unmittelbaren Instinct seines Geistes getrieben, stets die Methode, eine ganze längere Zeit — er rechnete im Durchschnitt sechs bis acht Wochen dazu nöthig — nur diese eine Sprache vorzunehmen und ausschließlich in ihr zu leben. Es war ihm während dem geradezu unmöglich, Schriftwerke einer anderen oder mehrerer anderer daneben zu lesen, am allerwenigsten etwa mehr als eine ihm noch unbekannte auf einmal oder neben einander zu erlernen. Sein Geist bohrte sich, so zu sagen, oder versenkte sich so völlig hinein in das ihm noch fremde Object, daß einstweilen kein Raum für etwas Anderes gleicher Art blieb. Andere wissenschaftliche Gegenstände aus ganz entlegenen Gebieten konnten ihn nicht stören: sie dienten ihm vielmehr zu der bei solcher erschöpfenden Anspannung durchaus nöthigen Erholung.

Das linguistische Interesse, welches ihn zuerst zum Sanskrit geführt hatte, verband sich naturgemäß sofort mit dem poetischen. Wenn irgend wo, erhielt das Eine wie das Andere hier seine reichste Befriedigung, ohne daß er je zu einer Ueberschätzung sich hätte verleiten lassen. Davor sicherte ihn schon seine universelle Kenntniß der Sprache, sein Eindringen und Einleben in die Weltliteratur in einem Umfange und einer Tiefe, deren sich nicht leicht ein Anderer rühmen konnte. Wie hätte er von einseitigen Vorurtheilen befangen sein können, er, der in allen sichtbaren Erscheinungen der Sprachen und ihren Kunstschöpfungen nur die stufenweisen und organischen Offenbarungen eines und desselben Geistes sah, er, dem der Begriff der historischen Berechtigung und Würdigung schon durch Intuition aufgegangen war, als er nur noch

[illegible] sehr engen Gebiete, dem der classischen und mo-[illegible] Sprachen und Literaturen, heimisch war? Daß ihn aber [illegible] verhältnißmäßig einzige Vollendung der Sprachbildung, ebenso [illegible] verhältnißmäßig einzige Fülle der Phantasie und poetischer [illegible] im Sanskrit mit stets wachsender, weil stets besser be-[illegible] Bewunderung erfüllte, versteht sich eben deshalb von selbst.

Jene sonderbare Art von angeblichem Patriotismus, der ihm als Dichter und Gelehrten seine angebliche Vorliebe für so völlig fremdartige Dinge und die nach einem ebenso wunderlichen Vorurtheil nothwendig damit verbundene Entfremdung von der eigenen Heimat zum Vorwurf zu wenden suchte, blieb ihm unverständlich, oder er hätte in ihr das, was sie ist, eine bloße Bornirtheit, wenn nicht etwas Gemeineres sehen dürfen, wenn seine große und reine Seele nicht zu arglos dazu gewesen wäre. Es geschah häufig genug, um irgend einen poetischen, landsmannschaftlichen oder politischen Parteigenossen gegen ihn, den absolut Selbständigen uud Unabhängigen möglichst ins Licht zu setzen, und wenn man sonst nicht viel zu sagen wußte, so war man damit wohlfeil genug mit einer Waffe versehen, die immer einige Wirkung that, da wir uns in Deutschland während der letzten Decennien nur durch die Herrschaft der patriotischen Phrase trotz ihrer von Vielen geahnten und jetzt so entsetzlich offenkundig gewordenen Lügenhaftigkeit so sehr haben imponiren lassen. Sein Patriotismus war von anderem Gehalte; wie er in Beziehung auf die großen praktischen Interessen der deutschen Nation stets und mit ganzer Seele Theil nahm und nach seinen reichen Kräften förderlich eintrat für alles, was zu ihrer Ehre und Läuterung diente, wußte jeder, der ihm nahe stand. Nur das patriotische Phrasenthum und die gedunsene Schwätzerei, von welcher namentlich diejenigen sich nicht ersättigen konnten, die sich jetzt als die eigentlichen Todfeinde jeder gründlichen und ernsten That zur Rettung der deutschen Nation aus einem Abgrund von Schmach, Verkommenheit und Verwahrlosung erweisen, war und blieb ihm immer unerträglich, wie er überhaupt weder an sich noch an Anderen die Phrase duldete.

Wie groß er von dem Berufe des deutschen Geistes und der deutschen Sprache auf dem idealen Gebiete der Kunst und der Wissenschaft dachte, davon legt schon jene früheste Jugendarbeit, die Abhandlu[illegible] die Idee der Philologie, genügendes Zeugniß

ab. Dem deutschen Wesen erkannte er allein die Fähigkeit zu, den ganzen Reichthum des fremden Geisteslebens in sich aufzunehmen, ohne sich selbst untreu zu werden. Und wie er in beredten Worten gegen den Unfug der ehr= und charakterlosen Hingabe an das Fremde eiferte, ebenso sehr bekämpfte er auch die Pedanterie des nationalen Purismus, der bornirten Exclusivität auf idealen Gebieten. Die Idee der Weltliteratur war ihm schon damals aufgegangen, aber er faßte sie nicht in jenem vagen, kosmopolitischen Sinne, in welchem sie gleichbedeutend ist mit einem Aufgeben der deutschen Eigenart. Er selbst hat ja durch seine eigene künstlerische Thätigkeit am deutlichsten gezeigt, wie er sie meinte, denn kein Anderer hat, wie auch seine Verkleinerer zugeben müssen, eine so unendliche Menge von Schätzen der Fremde der Heimat zugeführt und sie ganz und gar deutsch gemacht, nicht bloß mit einem äußerlich übergehängten deutschen Gewande verkleidet. Schon damals erklärte er sich gegen die Art, wie Voß die fremde, namentlich die antike Poesie deutsch zu machen versuchte. Er fand sie im Gegensatz zu der damals geläufigen Meinung durchaus roh und handwerksmäßig.

Ihm selbst schwebte schon damals ein anderes Ideal des Uebersetzers vor, das er später so bewunderungswürdig verwirklichen sollte. Daß es ihm nicht bloß mit Hülfe des sprachlichen Instinctes oder des angeborenen Talentes gelang, bedarf keiner Bemerkung, wie mächtig man sich auch beide denken möge. Er versenkte sich mit rastlosem Fleiße in die subtilsten und mühseligsten Studien unserer lebenden Sprache, gerade so wie er ihre Vergangenheit allseitig ergründete. Er ging ihr in alle ihre verborgensten Falten und Winkel nach und Nichts war so klein und scheinbar so geringfügig, worauf er nicht die Schärfe seines Blickes gelenkt hätte. Ohne dem Verdienste Anderer zu nahe zu treten, darf man wohl behaupten, daß kein Anderer unter den Lebenden sich an feiner und bis in die allerletzten Tiefen dringender Erkenntniß unserer Sprache mit ihm messen konnte. Aber er hatte dieß, wir wiederholen es noch einmal, nicht als ein Geschenk irgend einer transscendentalen Offenbarung, sondern als die Frucht unermüdlicher, liebevoller und selbstloser Arbeit. Unzählige Notizensammlungen aller Art, zum Theil bis zum Tage seines Scheidens fortgesetzt, zeugen davon. Gerade in den allerletzten Tagen beschäftigte er sich bei noch völlig ungeschwächter Geisteskraft mit sol[illegible]

Forschungen und als er schon die Kraft zum Schreiben verloren hatte, dictirte er, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, noch einige Bemerkungen, die sich auf den Wortschatz unserer lebenden Sprache beziehen, Ergänzungen zum Wörterbuche der Brüder Grimm, wie er sie früher halb humoristisch bezeichnete. Denn der Gesichtspunkt, von dem er ausging, war ein grundverschiedener. Ihm kam es darauf an, der Sprache ihre gesammte Lebensfähigkeit abzulauschen, um sie zu künstlerischem Gebrauche für sich zu verwenden oder Anderen den Weg dahin zu zeigen. Die bloße gelehrt-historische Sammlung des Sprachschatzes einer gewissen äußerlich abgegrenzten Periode, wie etwa seit Luther, hatte für ihn gar kein Interesse, so sehr er auch den darauf verwandten Fleiß zu würdigen wußte und sich an dem vielen Sinnigen und richtig Gesehenen in dem Detail jenes Werkes erfreute. Seine Mängel liegen so offen vor, daß sie Rückert am wenigsten entgehen konnten, aber nach seiner Art, die durch und durch positiv war, verweilte er auch hier mit Vorliebe bei dem, was er und die Welt aus jener wohlgemeinten und mühseligen Arbeit gewonnen hatte.

All dieß brauchte einem vorurtheilsfreien und verständigen Kenner des Dichters Rückert nicht gesagt zu werden. Doch da wir an solchen keinen Ueberfluß haben und der Stand unserer deutschen Bildung derartig ist, daß man auch in der nächsten Zukunft nicht auf die Anbahnung eines innigeren Verhältnisses zwischen ihm und dem deutschen Publicum zählen darf, so war diese kurzgefaßte Auseinandersetzung des Sachverhaltes, wenn auch eine Abschweifung, so doch nothwendig, um die Lüge der banalen Phrase aufzudecken oder mit dem rechten Namen zu bezeichnen. —

Jene innige Durchdringung des Geistes der Fremde und der deutschen Heimat, wie sie Rückerts ganze Poesie charakterisirt, hat bekanntlich gerade an einem Stoffe der Sanskritliteratur sich am seelenvollsten und kunstreichsten vollzogen. Sein Nal und Damajanti ist selbst nur von wenigen aus der großen Zahl derer bemängelt worden, die von dem „Deutsch-Orientalen Rückert" sonst Nichts wissen wollten. Die überwältigende Schönheit des Stoffes und der Dichtung konnte selbst auf den stumpfen und groben Sinn, durch den sich im Allgemeinen unser Publicum vor dem anderer gebildeten Länder unvortheilhaft auszeichnet, seine Wirkung nicht verfehlen. Wer das Original kennt, weiß, daß hier keine

eigentliche Uebersetzung, sondern eine freie Nachbildung, eine Umdichtung, wie sie die größten Meister, voran Shakespeare, so oft versucht haben, einen ihrer größten Triumphe feiert. Das Original in seiner vollen landschaftlichen und nationalen Absonderlichkeit kann dadurch für die Wissenschaft nicht ersetzt werden, wohl aber hat der Geist der modernen Bildung und Kunst durch Rückert alles, was ihm davon brauchbar und insofern ewig menschlich berechtigt ist, aufgesogen. Neben dieser freieren Schöpfung ist die Zahl der anlehnenden, wirklich abhängigen Nachbildungen indischer poetischer Erzeugnisse eine so große, daß wer das Sachverhältniß nicht kennt, vermuthen müßte, ein reich begabter, künstlerisch und wissenschaftlich gleich mächtig ausgestatteter Genius habe alle seine Kraft und die ganze ihm vergönnte Zeit seines Erdendaseins nur für diese eine Arbeit eingesetzt. Vielleicht von der größten Anziehungskraft für die wissenschaftlichen und gebildeten Kreise dürfte darunter eine Uebersetzung der Sakuntala sein. Sie stammt aus den fünfziger Jahren, ist vollständig vorhanden, sorgfältig nachgebessert und vollkommen druckfertig. Sie scheint auch, wie aus einigen Notizen des Verfassers hervorgeht, geradezu dafür bestimmt gewesen zu sein, ist aber auch aus den schon auseinandergesetzten Gründen im Pulte liegen geblieben. Selbstverständlich geht neben der Uebersetzung, äußerlich aber ganz getrennt von ihr, ein unendlich reicher Apparat von kritischen und exegetischen, namentlich auch technischen Studien über die poetischen Formen des Stückes und der indischen dramatischen Poesie überhaupt. Denn es finden sich außer eigentlich gelehrten Bemerkungen und Studien zu den bedeutendsten übrigen bisher bekannten Erzeugnissen derselben auch noch verschiedene Ansätze zu kunstmäßigen Uebertragungen, von denen aber keiner weit gediehen zu sein scheint. Wie er in den brahmanischen Erzählungen und anderwärts einige der gehaltvollsten Episoden des Mahabharata dem deutschen Volke dargeboten hatte, zwar anders als Nal und Damajanti, nicht als freie Umdichtung, sondern als deutsche Nachdichtung des indischen Originals, so beabsichtigte er noch eine große Anzahl anderer Blüten der indischen Epik unserer Sprache anzueignen. Vieles davon, fast ausnahmslos gleichfalls dem unerschöpflichen Mahabharata entnommen, ist von ihm vollendet worden, Manches aber nur begonnen. Ueberall schließt sich auch hier die gelehrte, kritisch-exegetische Thätigkeit

unmittelbar an die künstlerische. Neben der deutschen metrischen Uebertragung steht gewöhnlich der gereinigte Sanskrittext, das Ergebniß seiner productiv-kritischen Arbeit, selbst eine Art von Kunstschöpfung, indem hier eine dem ursprünglichen Dichter mindestens gewachsene poetische Kraft das vor Alter Verfallene wieder in dem Jungbrunnen des wissenschaftlich geschulten Kunstgefühls belebt hat.

Aber mehr als dieß Alles ergriff ihn die Fülle und Tiefe der Ergebnisse, welche sich durch das allmähliche Bekanntwerden der Vedaliteratur herausstellten. Von dem ersten dürftigen Specimen Rosens bis zu den fast unübersehbaren Publicationen der jüngsten Zeit entging ihm hier Nichts. Auch hier wieder bezeugte er seine vollste Theilnahme durch umfassende, natürlich den Kunstformen der Originale nachgebildete Uebersetzungen, besonders von Hymnen des Rig-Veda. Sie stützen sich auf eine großartige Fülle von metrischen und rhythmischen Beobachtungen zunächst aus dieser vorsanskritischen Poesie, dann aber auch aus der eigentlichen sanskritischen Periode. Die Entdeckung, wie man sie wohl nennen darf, der Vedaliteratur fällt in eine Lebensperiode Rückerts, wo er nach dem gewöhnlichen Herkommen die Befugniß gehabt hätte auszuruhen und Anderen die Ausbeute der neuen Welt des Geistes, die sich damit erschloß, zu überlassen. Er aber wurde dadurch nur zu erhöhter, gleichsam verjüngter Thätigkeit angeregt und behielt die wahrhaft begeisterte Theilnahme an der Hebung dieser Schätze, von der er in dem Momente erfüllt wurde, als er ihre ersten Resultate kennen lernte, ungeschwächt bis zuletzt. Er ist immer wieder auf die Veden, ihre Kunstformen und ihr eigentlich linguistisches Material, besonders das lexikalische zurückgeführt worden, was seine hier vorzugsweise reichen und vollständigen Papiere bezeugen.

Wir haben in dieser möglichst gedrängten Uebersicht nur die eigentlichen Spitzen und diese nicht einmal alle — so z. B. übergehen wir ganz seine kolossalen Arbeiten über das Schah-Nameh — heraustreten lassen, in denen sich die wissenschaftliche Thätigkeit Rückerts zusammendrängte. Aber es darf auch nicht ganz übergangen werden, daß sie unendlich ausgebreiteter war, als sich bisher darstellte. Daß man ihn nicht als einen bloßen Orientalisten in dem beschränkten Fachsinne gelten lassen darf, hat sich bereits ergeben.

Seine linguistischen nnd literarischen Interessen reichten aber noch weit über die bereits umschriebenen Grenzen hinaus. Es ist eine Periode in seinem gelehrten Leben gewesen, in der er dieselbe Concentration des Geistes, von der wie von dem Blitze alle Hindernisse zerschmettert wurden, einer Reihe von Sprachen zuwandte, die auch bei dem jetzigen Aufschwung des linguistischen Studiums doch nur sehr vereinzelt gepflegt werden. Hierher läßt sich schon das Koptische rechnen, dessen eminente Bedeutung ihn bis in die letzte Zeit zu unermüdlichem Fleiße reizte. Die Resultate davon liegen in den ausgedehntesten grammatikalischen und lexikalischen Sammlungen vor, die zugleich wie immer völlige Neuconstruirungen des bisherigen Wissensstandes sind. Wegen einer gewissen Wahlverwandtschaft seines literarischen Genius, nicht seines sprachlichen, möge hier auch des Armenischen gedacht werden. Im Beginne der vierziger Jahre beschäftigte er sich eindringlich damit und eine poetische Frucht davon ist die Tragödie König Oesali, eines der ergreifendsten Geschichtsbilder von welthistorischer Perspective.

Fast ebenso mächtig wie später durch das Koptische sah er sich lange Zeit durch die südindischen Sprachen angezogen, die man gewöhnlich Tamulisch, Telinga, Karnata und Malabarisch zu nennen pflegt. Wir behalten diese nur halb richtigen Namen hier natürlich bei. Die neue Welt, die sich ihm damit erschloß, setzte sich für ihn gleich in Verbindung mit einem äußerlich weit davon entlegenen Sprachkreis, in welchen er schon früher eingedrungen war, mit dem der finnisch-tartarischen Sprachen. Darunter fesselte ihn vorzugsweise die gewöhnlich Finnisch im engeren Sinne genannte, weil sie in den Resten ihrer großartigen Volksepik fast allein unter ihren Schwestern sich zur Kunst veredelt hat. Aber er gebrauchte sie und ihre Verwandten auch zu umfassenden sprachvergleichenden Studien sowohl nach den südindischen und anderen flexionslosen Sprachen, namentlich nach der malayischen hin, wie auch nach der Seite der vollendet flectirenden, der indogermanischen, ohne sich jedoch erschöpfend oder abschließend darauf einzulassen. In der letzten intensiv und extensiv so unendlich reichen neusesser Arbeitsperiode hat er nur selten einmal dieß ungeheuere Gebiet betreten, doch es auch nicht ganz bei Seite gelassen. Aus der früheren Zeit stammen als selbstgeschaffene Hülfsmittel des Studiums eine Menge von handschriftlichen, stets natürlich eigenhändigen Arbeiten,

die schon als Zeugnisse seines rastlosen Fleißes im gewöhnlichen Sinne des Wortes interessant sind. Eine Reihe stattlicher Folianten und Quartanten enthält die Abschriften der vorhandenen dürftigen und noch dazu höchst seltenen und damals vor zwanzig Jahren noch viel unzugänglicheren Hülfsmittel lexikalischer und grammatikalischer Art, auch Texte, wie immer sofort selbständig weiter geführt, durchgearbeitet und ganz umgegossen der Sache nach, wenn auch nicht in der Form.

Wir wollen hier kurz abbrechen; was hälfe es, noch weitere statistische Thatsachen einer wissenschaftlichen Allseitigkeit aufzuzählen, die offen gesagt zu gewaltig ist, als daß man sie recht zu würdigen, ja nur als möglich zu begreifen vermöchte? Es gehörte dazu eine ähnlich disponirte Natur, die aber auch mit ähnlicher Energie alle in ihr ruhende Kraft in Bewegung gesetzt hätte. Wäre es eine bloße Gelehrtennatur, so würde sie wieder nicht geeignet sein, das volle Verständniß für Rückert als Gelehrten zu hegen, denn jene einzige völlige Durchdringung des Gelehrten und des Dichters, des Forschers und Künstlers ist ja das, was seine Individualität construirt. — Wer in das Detail eingehen wollte von dem, was hier nur in der Massenwirkung gleichsam von Ferne gezeichnet werden konnte, würde einen unerschöpflichen Stoff finden, dessen Anziehungskraft, weil er so durchaus von dem Walten eines künstlerischen Genius erfüllt ist, auf Jeden wirken müßte. Denn alles, was von ihm stammt, ist von einem inneren Leben erfüllt, das die Sprödigkeit des Stoffes, auch wenn er der entlegenste und abstruseste ist, ganz bewältigt hat. Es läßt sich keine kleinste Notiz seiner Hand denken, die nicht durch die Originalität in Auffassung und Form, so wie sie dasteht, als ein Document desselben Geistes bezeichnet wäre, dem die deutsche Nation jedenfalls die vielseitigste und reichste künstlerische Gestaltung ihrer Sprache zu danken hat. —

Georg Gottfried Gervinus.

[Unsere Zeit, Neue Folge, VII, 2, 1871. S. 1—25.]

Wer es unternimmt, den Gehalt einer reichen und tiefeingreifenden Lebensthätigkeit in kurzen Zügen darzustellen, sollte sich hüten, dabei von einem subjectiven Eindruck auszugehen. Dennoch mag es in diesem Falle geschehen, weil wir nicht anders können und weil wir überzeugt sind, daß in unserem subjectiven Gefühl zugleich das sehr vieler Anderer mit anklingt; wenn es auch nicht den Anspruch erhebt, für die öffentliche Meinung an sich zu gelten, so ist es doch berechtigt sich über die Grenzen der beschränkten Persönlichkeit hinüber eine allgemeinere Bedeutung zuzuschreiben.

Unter diesem verständigenden Vorbehalt sei es denn zuerst ausgesprochen, daß die Kunde von dem Tode des Mannes, dem diese Blätter gewidmet sind, jäh und überraschend, wie sie auf alle ihm persönlich ferner stehenden eindrang, eine andere als die natürlichste Wirkung auf uns geübt hat. Jene gesättigte und resignirte Trauer, die Jeden bei dem Verluste eines der ersten Vertreter deutscher Wissenschaft und Literatur erfaßt, ist in diesem Falle durch das unabweisbare Hereinströmen von Empfindungen anderer Art gestört, die dem Schmerz einen lähmenden und trüben Zusatz geben und ihn seines besten Gehaltes, seiner eigentlichen Katharsis berauben. Nicht als wenn der Lebensfaden des großen Gelehrten durch ein neidisches Geschick nach menschlichem Maße gerechnet allzu früh zerrissen worden wäre: Gervinus war zwar noch nicht an die äußerste Grenze des Alters angelangt, aber doch schon dem Schlusse seines 66. Jahres nahe. Und wenn Andere in diesen Jahren noch der frischesten Schöpferkraft sich erfreuen, so sind das eben nur besonders begünstigte Lieblinge des Himmels. Im Durchschnitt muß das von ihm erreichte Alter schon als ein ziemlich hohes gelten, wenn es, wie bei ihm, zugleich noch mit einer ungebrochenen Kraft des geistigen Lebens und der productiven Thätigkeit verbunden ist. Beide aber verließen ihn, wie wir wissen, erst in der Todesstunde selbst.

Aber daß dieses große Leben mit einer so schrillen Dissonanz schließen sollte, das ist es, was uns ein so unbefriedigendes Gefühl erweckt. Wenn wir uns um einige Jahre rückwärts versetzen, wie fest schien dieser Mann in der Verehrung unzähliger Menschen, man darf wohl sagen, der ganzen deutschen Nation gewurzelt, wie blickte nicht bloß die jüngere, sondern vorzugsweise die ältere und gereiftere Generation auf ihn als eine der stärksten Säulen für die Hoffnungen der Zukunft, als eine lebendige Verkörperung der besten Eigenschaften unserer deutschen Art! Heute stehen dieselben Männer, die sich ihn gleichsam zu ihrem Führer erkoren hatten, kalt oder zweifelnd ihm gegenüber, und es ist nicht zu viel gesagt, sein Tod, obgleich von jedem, der einen Sinn für die höchsten Güter des deutschen Volkes hat, als ein Nationalunglück empfunden, erscheint doch auch noch in anderer Weise nicht als ein Verhängniß, dem man sich nothgedrungen fügt, sondern als eine Tücke des Geschickes, das ein großartiges Leben durch einen mindestens unzureichenden Schluß, wir wollen nicht sagen, verdarb, aber doch schädigte.

Diese Stimmung aber ist nichts Anderes als das Gegenbild der Stellung, die Gervinus selbst am Schlusse seines Lebens sich erwählt hat, oder in die er, nach seinem Glauben durch eine unbegreifliche Verblendung seinerseits hineingedrängt worden ist. Er, der sich früher mit einem Selbstbewußtsein, das der Wirklichkeit ganz entsprach und dem er deshalb auch auf die Gefahr hin, bei der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit Anderer harten Anstoß zu geben, nicht anstand den unbeschränktesten Ausdruck männlicher Ueberzeugung zu verleihen, als Führer und Leiter der besten Kräfte der Nation empfunden hatte, er, der in seiner eigenen Person die Würde der deutschen Wissenschaft, die Sache der Freiheit und des Fortschrittes in der deutschen Nation gleichsam verkörpert sah, ohne daß damals irgend Jemand an einer solchen Herauskehrung des persönlichen Selbstgefühls, die doch in dieser schlichten Offenheit und beinahe naiven Zuversichtlichkeit nach den Gewohnheiten unseres deutschen Lebens als eine Art von Unicum gelten durfte, irgend etwas Unberechtigtes, oder gar ein Zeichen krankhafter Selbstüberschätzung zu sehen gewagt hätte — dieser selbe Mann mußte am Ende seiner Laufbahn in die Klage ausbrechen, daß er sich ganz vereinsamt fühle, daß er es deutlich empfinde, wie er

viel weniger mit den Lebenden als mit den Todten noch in Gemeinschaft stehe.

Niemand hat die selbstgenügsame Isolirung, wie sie zu den Lebensgewohnheiten so mancher Vertreter der deutschen Wissenschaft und Kunst gehört und bei noch mehreren unbegründet vorausgesetzt wird, schärfer verurtheilt als er. Stets hat er darin nicht bloß einen Hauptschaden unseres ganzen nationalen Lebens, sondern noch mehr ein untrügliches Kennzeichen gefunden, daß ein solchergestalt vereinsamtes Individuum durch eigene Schuld sich der lebendigen Gemeinschaft mit der Nation beraubt habe. Niemals hat er dem Einsiedler, auch wo er keineswegs als Misanthrop, sondern nur als harmloser Stiller im Lande sein Wesen für sich trieb, ein Recht darauf zugestehen wollen. Und doch ist derselbe Mann nicht als ein der Welt zwar satter, aber mit der Welt auf friedlichem Fuße lebender Eremit von uns geschieden, sondern als ihr herbster Ankläger und Verächter. Auch ist dieß nicht bloß der Ausdruck einer augenblichen Stimmung gewesen, wie sie wohl Jeden einmal überkommen und wie sie zufällig mit den letzten Tagen zusammentreffen kann, sondern er hat Jahre lang, auch nicht bloß etwa seit 1866, schon 1864 und 1865 diese gänzlich negative und negirende Haltung des Geistes und der Gesinnung mit sich herum, und man dürfte sagen, geflissentlich und mit einer gewissen Ostentation zur Schau getragen, wenn nicht sein ganzes Wesen dafür Bürgschaft ablegte, daß alles, was er that und äußerte, sich ganz genau nach dem wirklichen Verhalten seiner Empfindung und seines Denkens bemaß. Es ist ihm begegnet, was von ihm vielleicht als der härteste und ehrenrührigste Vorwurf unter allen hätte empfunden werden müssen, daß er nicht von vorlauten und pietätslosen Knaben, sondern von gereiften und maßvollen Männern halb mitleidig, halb verächtlich zu den polternden Alten gerechnet wurde, ein Typus, dem er nicht einmal ästhetisch als Bestandtheil unseres Lustspiels, geschweige denn in der Wissenschaft und vollends in der Wissenschaft, die er specifisch die seine nannte, in der des Historikers irgend eine Berechtigung zuerkannte.

So begegnete es ihm, daß er, der von sich selbst zu sagen pflegte, daß er der Erforschung der vernünftigen Entwickelungsgesetze in der Geschichte sein Leben gewidmet habe, am Schlusse seines Lebens gestand, er wisse nicht mehr, ob er oder ob die

Menschen und die Welt um ihn her verrückt sei — ein bedenkliches Wort für Jeden, für ihn aber, so wie es nicht als Erguß augenblicklicher Leidenschaft und persönlicher Verletzung gesprochen wurde, geradezu wie ein Verdict gegen sein ganzes übriges Leben und Thun klingend, was es freilich nicht sein sollte. Es war damit vielmehr nur die schwerste Anklage gegen sein Volk gemeint, aber sie ist auf das Haupt des Anklägers selbst zurückgefallen.

So begegnete es ihm, daß er in dem Wendepunkte der deutschen Geschichte, wo es sich nach dem Gefühle der meisten Mitlebenden erst der Mühe verlohnt zu leben, und zwar in der Mitte des deutschen Volkes zu leben, nichts weiter als den traurigen Anfang eines jammervollen Endes zu sehen vermochte, daß er, wenn auch in dem Kerne seiner ursprünglichen Natur durch den hohen Wogenschlag dieser einzigen Zeiten berührt, doch in bitterem Unmuth sich gegen sein eigenes besseres Gefühl verhärtete und sich mit verstocktem Grimme einredete, das, wofür er und seine gleichgesinnten Freunde einst ihre beste Kraft eingesetzt hatten, die Wiederaufrichtung des deutschen Volkes als eines politischen Gemeinwesens, sei nunmehr, wo es ihm vergönnt war, sie mit eigenen Augen zu schauen und mit Händen zu greifen, für immer unmöglich geworden. Ob er es selbst so gefühlt hat, wissen wir nicht zu sagen, aber in die Seele des edeln Todten hinein fühlen wir es als die größte Schmach, die ihm angethan werden konnte, als eine Strafe für seine eigensinnige Abkehr von dem Lichte des hellen Tages, daß er sich von denselben Leuten als Gesinnungsgenosse, als einer Ihresgleichen präconisiren und mit seinem Namen Reclame machen lassen mußte, die er nach seiner ganzen sittlichen Construction unter Allen am meisten zu verachten von jeher gewohnt war. Hatten gerade sie ihn früher mit dem giftigsten Kothe beworfen, so konnte er wie jeder andere Ehrenmann darin nur die jenen einzig natürliche Art von Huldigung gegen unbescholtene Charaktere und überlegene Bildung erkennen, und in diesem Sinne sich nicht bloß darüber hinwegsetzen, sondern sie mit Befriedigung aufnehmen. Wie er aber sich ihre wüsten und cynischen Ovationen, die zugleich ebenso viel Insulten nicht bloß gegen die heiligsten Interessen der Nation und des Vaterlandes, sondern auch gegen die Manen der Freunde vorstellten, mit denen er sich im Gegensatz zu den Lebenden allein noch verbunden wußte, innerlich zurecht-

gelegt hat, wie er über seine neuen Gesinnungs- und Parteigenossen Karl Vogt, Ludwig Simon, Onno Klopp oder einen Gambetta und Consorten gedacht hat, vermögen wir nicht zu ahnen.

Diese schneidenden Widersprüche innerhalb einer Persönlichkeit, die für sich selbst immerzu auf dem Glauben stand, keinen Schritt breit von ihrer einzig möglichen und richtigen Bahn abgewichen zu sein, die, was jedes unbefangene Urtheil zugeben muß, auch in der That weniger als jede andere die Fähigkeit zu einer durchgreifenden Wandlung in sich trug, die eben nur das, was sie einmal war und nichts Anderes zu sein vermochte und zu sein prätendirte, erfordern zu ihrer Erklärung ebenso sehr von der psychologischen Seite wie vom Standpunkt der großen Schwingungen und Einflüsse der Zeitgeschichte eine möglichst allseitige und sorgfältige Beleuchtung. Um das Erste leisten zu können, fehlt es zwar nicht an brauchbarem Material, denn es kann kaum eine leichter erkennbare geistige Construction als die des Verfassers der Geschichte der deutschen Dichtung gedacht werden, und er selbst hat, ganz ohne alle darauf gerichtete Absicht, wie sich von selbst versteht, doch überall, namentlich in seinen früheren Schriften genügend dafür gesorgt, uns in das innerste Gewebe seines Seelenlebens breite Einsicht zu verstatten. Dennoch wird eine von dieser Seite her zu unternehmende Charakteristik wenigstens der Vollständigkeit einer streng quellenmäßigen Begründung entbehren, so lange uns die wirklich vorhandene, aber noch nicht zugängliche Hauptquelle, eine von Gervinus selbst verfaßte Autobiographie nicht zu Gebote steht. Was von dieser verlautet, läßt schließen, daß sie in ihrer Art ungefähr ein Mittelding zwischen einer rein nach Innen gekehrten Selbstconfession, etwa wie die des heiligen Augustin oder, wenn der Schatten des großen modernen Geschichtschreibers über diesen Vergleich zürnen sollte, wie die Rousseaus und zwischen einem historischen Kunstwerk, wie Goethes „Dichtung und Wahrheit" mit ihrer einzigen Durchdringung des epischen und lyrischen, des objectiven und subjectiven Elements darstellt. Wir sind daher von selbst mehr auf den anderen schon bezeichneten Weg angewiesen, zumal es sich hier nicht um eine erschöpfende Biographie, sondern nur um ein skizzenhaft umrissenes Charakterbild handelt.

Wenn ein dem Verstorbenen, wie es scheint, persönlich nahe stehender Verfasser eines jüngst veröffentlichten kurzen Lebenslaufes es als besonders charakteristisch hervorhebt, daß Gervinus schon in seinem frühesten Jünglingsalter im Wesentlichen den Eindruck eines „fertigen“ Menschen gemacht habe, so ist dieses Wort gewissermaßen als Schlüssel zu der ganzen Persönlichkeit zu betrachten. Denn von seinem ersten öffentlichen Auftreten bis zu den letzten Worten, die er zur Abwehr gegen vermeintlich ihm angethanes Unrecht zwei Monate vor seinem Tode, am 17. Januar 1871 in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ ausgehen ließ, findet sich in der fast unübersehbaren Masse seiner literarischen Productionen keine eigentliche Veränderung des einmal und gleich zuerst eingenommenen Standpunktes, kein Zurückweichen aus irgend einer einmal behaupteten Position, kein Rückschritt, aber auch kein eigentlicher Fortschritt. Nicht als wenn nicht das Wissen des Gelehrten im Laufe von mehr als einem Menschenalter, in dem er ununterbrochen und mit staunenswerthem Fleiße an der Erweiterung seines Vorrathes an Material thätig gewesen, allmählich noch bedeutend gewachsen wäre. Dieß mußte durch die Schwerkraft natürlicher Gesetze von selbst geschehen. Auch nicht, als wenn nicht in den späteren Schriften manche Behauptungen und Anschauungen der früheren entweder stillschweigend zurückgenommen oder ausdrücklich als irrig bezeichnet worden wären. Aber das Wachsthum des Wissens geschah bei ihm immer nur nach den Gesetzen einer bloßen Anhäufung von neuem wissenswerthem Stoffe, wie er es vom ersten Beginne seines Lernens und Forschens rein naturalistisch geübt hat. Eine Aenderung der Principien und der Methode hat er hierin nirgends auch nur versucht, obgleich ihn der laute Widerspruch, der sich von Seiten der übrigen verwandten Wissenschaft gerade gegen diese erhob, doch leicht zu einer Prüfung derselben, und wenn er sie gegen die gewichtigen Einwürfe der geachtetsten Sachkenner dennoch für gerechtfertigt zu halten sich gedrungen fühlte, zu einer systematischen und motivirten Vertheidigung hätte veranlassen sollen, wenigstens wenn er ein Anderer als eben er selbst gewesen wäre. Dasselbe gilt von dem ganzen Kreise von Gedanken und Anschauungen, die er aus seinem Material gewonnen hat. Auch hier ist von seinen ersten literarischen Leistungen bis zu seinen letzten selbstverständlich eine unendliche Erweiterung des

Gesichtskreises als Folge der Erweiterung gleichsam seines physischen Horizontes wahrzunehmen, aber wenn die Jahreszahlen der Titel uns nicht einen sicheren Anhalt für die Bestimmung der Zeitfolge seiner Bücher gewährten, würde es aus inneren Momenten allein heraus unmöglich sein, eine Reihenfolge derselben zu construiren. Man dürfte ohne Uebertreibung sagen, Gervinus hätte schon im Jahre 1833, oder 1836 oder irgend einem anderen beliebigen alle die Bücher, die er im Laufe von weiteren 36 Jahren geschrieben, auf einmal und ganz so wie sie jetzt dastehen, schreiben können, wenn dieß nur physisch möglich gewesen wäre.

Gerade deshalb aber gewinnt alles das, was auf die Prägung dieses so früh „fertigen" Menschen nachweislich entscheidend eingewirkt hat, eine viel größere Bedeutung als bei Anderen, die in ihrem Thun und Wesen ein allmähliches Werden und Umbilden darstellen, woran nicht bloß ein oder der andere Complex von Eindrücken, diese oder jene Umgebung, einige wenige maßgebende Persönlichkeiten, sondern die ganze Welt und das ganze Leben in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit mitgeholfen haben. In diesem Sinne kann man für ihn schon die eigentliche Jugend, die auch bei Anderen zwar immer entweder ihre durch das ganze Leben sichtbaren Narben zu hinterlassen pflegt, oder den ganzen späteren Menschen von Innen heraus mit der Fülle ihres Saftes frisch und elastisch erhält, aber doch nicht das Gepräge seiner Physiognomie bis ins Einzelnste bestimmt, entscheidend nennen. Es gilt für ihn dasselbe, was er an Jean Paul als den eigentlichen Kern des Verkehrten oder Unzureichenden in ihm herausfand; auch er ist nie über seine zufälligen Jugendeindrücke hinausgekommen. Nur daß dem gelehrten Historiker jene weiche und gemüthliche Pietät der vergoldenden Erinnerung an die eigentlich lebendige Zeit seines Lebens ganz abgeht, die dem Dichter natürlich angeboren war.

Der Geburtsort des Letzteren, ein kleines Dorf in dem armen und einsamen Vogtlande, läßt sich freilich nicht wohl mit einer nach der Meinung ihrer Bewohner glänzenden Residenz in oder wenigstens hart an dem üppigen und begünstigten Schoße des Rheinlandes vergleichen. Darmstadt, die Heimat des Historikers, ist zwar in keiner Weise ein historischer Boden wie die Nachbarstädte Frankfurt, Mainz, Worms, Heidelberg und die anderen

Kleinode deutscher Geschichte, die über das herrliche Land verstreut sind, aber dafür ist es oder war es in Gervinus' Jugendzeit um so mehr von dem Leben des Tages und der Zeit erfüllt. Es gewährte das bekannte Bild eines der vielen deutschen Culturcentren, die sich innerhalb eines bestimmten Kreises ein gewisses Primat und eine gewisse Selbständigkeit mehr durch die Gunst zufälliger Umstände als durch ihr eigenes Verdienst oder das Gewicht natürlicher Momente zu verschaffen gewußt haben. Der jetzt so beliebte Terminus der künstlichen Städte, an welchen unser Vaterland überreich ist, paßt kaum auf eine besser als auf diese, wie schon ein rascher Blick im Vorüberfliegen hinein in die prätentiöse Symmetrie und nüchterne Parademäßigkeit ihrer residenzlichen Neustadt, neben der schlichten Dörflichkeit ihrer Altstadt genügend offenbart.

Eine deutsche Residenz des neunzehnten Jahrhunderts, wenn sie Anspruch auf eine hervorragende Geltung in ihren eigenen und den Augen der Welt erheben wollte; durfte nicht mehr wie die deutschen Kleinversailles des vorigen Jahrhunderts eine bloße Hofstadt sein. Auch der Geburtsort unseres Historikers war in seinen Jugendjahren — er ist am 20. Mai 1805 dort geboren — keineswegs mehr ein bloßes Aggregat von Schlössern, Marställen, Hundezwingern und Kasernen, oder von Herren und Damen des Hofes, Officieren und Bureaukraten. Zwar bestimmten diese Elemente durch ihr bloßes Dasein an dieser Stelle überhaupt die Möglichkeit der Existenz einer solchen Stadt, aber seit der französischen Revolution und seit der nicht minder wirksamen, aber minder lärmenden Revolution des deutschen geistigen und socialen Lebens im letzten Dritttheil des vorigen Jahrhunderts waren auch in Darmstadt diese eigentlich constitutiven Elemente zum Theil und doch wenigstens äußerlich von dem allgemeinen Typus der deutschen oder europäischen Cultur berührt, und wenn auch nicht mit ihr amalgamirt, doch in ein freundlich anerkennendes und theilnehmend receptives Verhältniß zu ihr getreten. Gervinus selbst gehörte dem eigentlichen Mittelstande an, der in solchen Städten eine gewisse äußere Unabhängigkeit von dem Hof- und Beamtenkreise, oft mit nicht geringer Ostentation und in herausgetriebener Gegensätzlichkeit zu behaupten unternimmt, aber freilich in seinen wichtigsten materiellen Interessen doch allzu sehr an die wirklichen Localmächte

gebunden ist, als daß er zu einer auch von Innen heraus selbständigen Haltung seines Wesens zu gelangen vermöchte. Die eigentlichen jugendlichen Lehrjahre fielen bei Gervinus in die Zeit unmittelbar nach dem Ende der Freiheitskriege. Zwar hatte Hessen-Darmstadt, als einer der eifrigsten Vasallenstaaten des großen Protectors des Rheinbundes, nicht die volle Kraft der nationalen Erhebung dieser Zeit wie der Norden und die Mitte unseres Vaterlandes auf sich wirken lassen, aber die nur allmählich sich glättenden Wellen der großen Bewegung von 1813 schlugen doch auch bis in die Straßen und Plätze dieser großherzoglichen Residenz.

Das Land hatte 1820 eine Verfassung nach der bekannten Schablone des Scheinconstitutionalismus der Rheinbundsstaaten erhalten, in denen überall die soeben wider ihren Willen gewaltsam zerschnittenen Bande der directen politischen Abhängigkeit von dem cäsarischen Frankreich durch die Anknüpfung neuer an die Charte des constitutionellen Bourbonenthums zeitgemäß und in der entschiedenen Absicht, damit einen Gegendruck gegen die beiden großen deutschen Staatskörper im Norden und Osten herzustellen, ersetzt worden waren. Man weiß, wie trotz ihrer unendlich geringen wirklichen Ergebnisse für die Umbildung des kleinstaatlich-rheinbündlerischen bureaukratischen Absolutismus in einen verfassungsmäßigen „Rechtsstaat“ doch diese süddeutschen Constitutionen und Ständeversammlungen wenigstens die vorher ganz todte Theilnahme für das öffentliche Leben und die Politik angeregt haben. Selbstverständlich bildeten die Residenzen, die jetzt überall im Gegensatz zu ihrer einstigen exclusiven Bestimmung auch Regierungs- und Verwaltungscentren geworden waren, die Mittelpunkte dieses politischen Treibens, und in ihnen wieder fiel dem gebildeten Mittelstande die Aufgabe zu, die liberalen Ideen im Gegensatze zu Hof und Beamtenthum zu vertreten. Darmstadt gehörte nicht gerade zu den lebhaftesten Heimatsstätten dieses Liberalismus, aber er wurde doch auch hier als eine Art von Dogma der gebildeten Kreise gepflegt und gehörte zu ihrer wesentlichen Signatur. Wie anderwärts richtete er seine Blicke mit einem Gemisch von Kleinmuth und Hoffnung mehr in die Ferne als in die Nähe, die allerdings auch hier, wenn man auf die nächsten Vorgänge des Tages sah, wenig Erquickliches bot. Die Freiheitskämpfe der Griechen, die revolutionären Bewegungen in den romanischen Ländern

Europas und Amerikas erschienen als das Morgenroth einer neuen Aera; die parlamentarischen Kämpfe Frankreichs in der Restaurationsperiode flößten hier, wo man seit Langem sich in eine directe Vasallenschaft des Geistes und Leibes zu dem Franzosenthum eingelebt hatte und durch die deutschen Freiheitskriege kaum etwas darin erschüttert worden war, ein tiefgehendes Interesse ein. Dabei fehlte es auch nicht ganz an einer gewissen gemüthlich-idealistischen Theilnahme für Deutschland und die deutschen Dinge. Das Rheinland, dessen Atmosphäre sich diese Residenz nicht entziehen konnte, war auch in der Periode des Fehlschlagens und Zurückstauens der nationalen Hoffnungen und Bewegungen niemals in jene nicht bloß apathische, sondern fast feindselige Gleichgültigkeit gegen die höchsten Interessen der eigenen Nation versunken, wie sie in den inneren südwest- und süddeutschen Landschaften so bald an die Stelle des rasch abgeflackerten Strohfeuers von 1813 und 1814 getreten war.

Doch viel mehr als um die Politik drehte sich das geistige Leben der Stadt um Kunst und Literatur. Das damalige Darmstadt durfte sich rühmen, das beste Theater in ganz Deutschland zu besitzen. Sollte dieser Anspruch, der bekanntlich hier nicht allein erhoben worden ist, auch nicht seinem vollen Wortlaut nach zu vertreten sein, so ist doch so viel gewiß, daß Schauspiel und Oper sich nicht bloß der liberalsten Unterstützung von Seiten des Hofes erfreuten, sondern auch in der Meinung der Gebildeten den eigentlichen Mittelpunkt darstellten, von dem aus ihre idealsten Bedürfnisse volle Befriedigung erhielten. Treffliche Kräfte wirkten sowohl im Schauspiel wie in der Oper, und es ist schwer zu sagen, welches von beiden Instituten in der gegenseitigen Concurrenz den Sieg verdiente, oder welchem er von der Stimme des Publicums zuertheilt wurde. Im Schauspiel griffen besonders die damals in Deutschland noch erst sich auf dem Repertoire allmählich einbürgernden Shakespeareschen Dramen mächtig ein und verdrängten unter der Hand ausgezeichneter Darsteller zwar nicht das gewöhnliche Minder- und Mittelgut, gaben aber dem Publicum den Begriff, daß hier allein die wahre und einzige Höhe der Kunst erreicht sei.

Neben Theater und Musik wurde auch die Lectüre emsig gepflegt. Wie des besten Theaters, so rühmte sich das damalige Darmstadt der besten Leihbibliothek in Deutschland. Damals ent-

schloß sich das gebildete Publicum zur Befriedigung seines noch immer unersättlichen Lesebedürfnisses nur schwer über die Grenzen der eigentlich schönwissenschaftlichen Literatur hinauszugehen. Es stand noch immer unter dem unmittelbaren Einflusse unserer großen Literaturperiode, in welcher die Poesie nicht bloß vorherrschend, sondern fast ausschließlich das Scepter geführt hatte. Die deutsche Poesie allein konnte solche unendliche Ansprüche nicht befriedigen, auch wenn nicht ihre eigene Haltung und die ganze Anlage dieser deutschen gebildeten Welt von selbst zu einer kosmopolitischen Erweiterung des Gesichtskreises genöthigt hätte. So wurde denn hier in erster Reihe die englische Poesie, und zwar ohne Verdauungsbeschwerde ebensowohl Shakespeare wie Byron, in zweiter die italienische und selbst die spanische Literatur mit Vorliebe entweder von den Strebsameren in der Ursprache, oder von den Bequemeren in Uebersetzungen, deren mustergültigste gerade dieser Zeit entstammen, begeistert aufgenommen. Allerdings durfte daneben auch die deutsche Poesie noch eine bescheidene Summe von Anerkennung, sogar von bedingter Verehrung beanspruchen. Aber der stillschweigende leitende Grundsatz dieser damaligen literarischen Strömung war doch hier wie anderwärts, daß das Deutsche, weil es nur das Deutsche war, sich mit dem Plätzchen begnügen müsse, das ihm seine vornehmeren Schwestern, namentlich das damals unendlich vornehme Englische übrig ließen. Der deutschen Poesie gegenüber verstand sich auch von selbst ein entschiedenes Annehmen und Ablehnen, eine subjective Kritik jedes einzelnen gebildeten Lesers oder der Clique, die sein Urtheil beherrschte: der fremden Literatur gegenüber geziemte auch da, wo man innerlich nicht zu folgen vermochte, hingebende Verehrung. Nur die französische Literatur war noch einigermaßen, ohne Zweifel durch den nachklingenden Affect des patriotischen Gefühls von 1813 bei Seite geschoben, wie dieß ja für die ganze gebildete deutsche Welt bis in die ersten Jahre nach der Julirevolution gilt.

Rechnet man dazu, daß neben Poesie und Musik, Schauspiel und Oper auch eine gewisse Regsamkeit in den bildenden Künsten, in Malerei und Architektur herrschte, daß die ausgezeichneten Sammlungen der großherzoglichen Gemäldegalerie mit Stolz als ein Hauptkleinod der Stadt nicht bloß gerühmt, sondern auch genossen zu werden pflegten, so begreift man, daß es unter solchen Um-

gebungen einer empfänglich angelegten Natur an der vielseitigsten, wir wollen gleich sagen, allzu vielseitiger Anregung nicht fehlen konnte. Als eine solche müssen wir uns aber nach allen authentischen Zeugnissen den jungen Gervinus denken. Er zeichnete sich nicht bloß unter seinen Mitschülern in den unteren Classen des Gymnasiums innerhalb der gewöhnlichen Schulfächer, namentlich aber im Betriebe der classischen Sprachen und Literaturen aus, sondern er behielt daneben auch noch Zeit und Geisteskraft genug übrig, um sich auf eigene Hand mit verschiedenen neueren Sprachen und Literaturen, vorzüglich Englisch, vertraut zu machen. Auch die deutsche Poesie cultivirte er mittels ebenso eindringender wie massenhafter Lectüre, ja er ließ sich bis zu eigenen productiven Versuchen, charakteristisch genug in dem bauschigen Gewande des Hexameters anregen. Daneben theilte er die Liebhaberei seines Hauses und seiner Stadt für Musik und bildende Künste und suchte auch in diesem Bereiche ein möglichst vielgestaltiges Material zu receptivem Genusse, aber nach eigener Auswahl zu erwerben, ohne sich wie die Mehrzahl der anderen Gebildeten bloß mit dem zu begnügen, was zufällig und mühelos an ihn herantrat. Eine kräftige, ihm angeborene Richtung, alle diese verschiedenartigsten Stoffe mit dem Gedanken zu durchdringen, sie durch die Reflexion zu beherrschen, und nicht bloß sich den mehr oder minder unbestimmten Eindrücken des Momentes hinzugeben, schützte ihn vor einer dilettantischen Zerfahrenheit, die bei einer anders angelegten Natur die nothwendige Folge einer solchen grenzenlosen Vielseitigkeit hätte sein müssen. Alles, was er erfaßte, suchte er so gründlich und ernst zu erfassen und zu begreifen wie die eigentlichen Schulpensa selbst, deren methodischer Betrieb auf einem wohleingerichteten und nicht bloß mit glänzenden Namen ausstaffirten Gymnasium älteren Schlages ihm zu einem natürlichen Regulative seines ganzen Thuns wurde.

So stand er im 14. Jahre gewissermaßen schon geistig formirt da, als ihn der Wille seiner Eltern von dem Gymnasium hinweg in das Comptoir eines kaufmännischen Geschäftes versetzte. Vier Jahre hielt er es daselbst aus, denn anders kann man sein Verhalten an diesem Orte nicht bezeichnen. Daß er dafür absolut ungeeignet sei, stellte sich für ihn sehr bald heraus, allmählich auch für die, welche über sein äußeres Geschick zu bestimmen hatten,

und so wurde er denn aus diesem Kerker befreit und wieder seiner natürlichen Bahn zurückgegeben. Er hatte auch diese Lehre mit größtem Eifer benutzt, um, wie er schon lange gewohnt war, selbständig und methodisch an der Weiterausbildung aller der Kenntnisse und Liebhabereien, die er vorher gepflegt, weiter zu arbeiten. Sein enormer Fleiß, seine rasche Aneignungskraft, unterstützt von einem äußerst glücklichen Gedächtnisse, ließen ihn gerade in dieser Zeit, in der er für immer seinem eigentlichen Berufe entfremdet werden sollte, erst recht gründlich in denselben einwurzeln. Er hatte nicht bloß Nichts verlernt, sondern war auch in den gewöhnlichen gelehrten Vorbereitungsstudien ebenso rasch auf eigene Hand vorwärts gekommen, wie er es nur immer im regelmäßigen Zuge der Gymnasialclassen hätte erreichen können. Er konnte daher ganz zur gewöhnlichen Zeit das Zeugniß der Reife sich erwerben und noch nicht 20 Jahre alt die Universität des Landes, Gießen, beziehen. Von seiner geschäftlichen Laufbahn blieb ihm nur der Eindruck, daß jede Stunde, die er auf sie hatte verwenden müssen, für seine eigentliche Aufgabe verloren gewesen sei. Besaß er schon vorher keine Spur von Theilnahme für die realen Interessen, wie sie Handel und Gewerbthätigkeit darstellen, so behielt er aus seiner gezwungenen Dienstbarkeit eine entschiedene, wenn auch ihm selbst nicht zum Bewußtsein gekommene Abkehr davon für sein ganzes übriges Leben und insofern wenigstens im negativen Sinne einen bleibenden Zug in der ganzen Gestalt seines Wesens.

Für einen durch Wissen und Geist so weit über das Mittelmaß hervorragenden Jüngling verstand es sich nach dem damaligen Zuschnitt des deutschen wissenschaftlichen Betriebes gleichsam von selbst, daß er Philologie studirte. Da Gervinus hierfür in Gießen, wie es scheint, keine genügende Befriedigung fand, wandte er sich rasch schon 1826 nach seiner eigentlich heimatlichen nicht landesherrlichen Universität Heidelberg. Dort war es, wo er durch seine Berührung mit Schlosser, der schon im Zenith seines Ruhmes und seiner Wirksamkeit stand, nicht die eigentlich entscheidenden Eindrücke für seine definitive Bildung, die bereits im Wesentlichen fertig war, aber die bestimmende Richtung für die Verwendung seiner productiven Kraft auf sein ganzes Leben erhielt. Bis dahin läßt sich in Gervinus nur insofern eine besondere Beziehung zu der Geschichte nachweisen, als er nach seiner natürlichen Anlage

zu reflectirender Zergliederung und Durchdringung alles Wissensstoffes, den er aufnahm, von selbst zu einer historischen Betrachtung oder Vergleichung und Aneinanderreihung der unendlich verschiedenartigen Erzeugnisse der Literatur und Kunst gelangen mußte, mit denen er seine Seele durch rastloses Lernen und Aufnehmen erfüllt hatte. Schlosser selbst bot ihm nun das Ideal von seinem eigenen Berufe, das ihm dunkel vorschwebte, in verkörperter Gestalt. Auch er beherrschte ein unendliches Wissen, und natürlich ein noch viel reicheres als der zwanzigjährige Student, der zu seinen Füßen saß. Aber gerade weil dieser selbst schon so viel wußte, war er mehr wie jeder Andere geeignet, den Vorzug und die Ueberlegenheit des Lehrers auch in dieser Hinsicht mit rückhaltloser Bewunderung anzuerkennen. Schlosser hatte im Gegensatze zu der früheren und gleichzeitigen Art der deutschen und außerdeutschen Geschichtswissenschaft die schöne Literatur aller Zeiten und Zonen systematisch zum Object seiner historischen Betrachtung gemacht und sie gleichsam als einen nothwendigen Zubehör in den geschichtlichen Stoff eingefügt. Er hatte auch hier Alles gelesen und über Alles sein fertiges Urtheil, das in jedem einzelnen Falle sich als nothwendige Consequenz seiner allgemeinen Principien der Geschichtsauffassung und Darstellung ergab. Der Kern derselben war gleichfalls wenigstens in Deutschland etwas Neues und Epochemachendes. Es war das eigentlich politische Interesse, die Beziehung auf die Ausbildung und Veränderung der Ideen von Staat und bürgerlicher Freiheit, die er in den Mittelpunkt seines literarischen Wirkens und seiner Vorträge vom Katheder stellte. Dabei ist es verhältnißmäßig von geringerem Belange, daß die Substanz seiner Gedanken darüber oder seines politischen und ethischen Glaubensbekenntnisses im Wesentlichen zusammenfiel mit dem Credo des damaligen deutschen Liberalismus, der in der Praxis des Tages durch das Wachsen der reactionären Tendenzen einen immer geringeren Spielraum fand und sich deshalb ganz von selbst zu einer rein theoretischen Opposition sowohl gegen die Theorien der anderen Partei wie gegen ihre Praxis selbst gestaltete. Schlosser selbst war durch seine Wissenschaft und durch die Principien, nach denen er sie gestaltete, vorzugsweise auf die Wirklichkeit angewiesen, aber er lehnte systematisch jedes Eingreifen in dieselbe, soweit es nicht die bloße Rede vom Katheder herab that,

gleichsam als eine unbefugte Zumuthung an die Würde der Wissenschaft ab. Seine Ideale standen somit nicht bloß in der Luft, sondern sie sollten auch auf gar keinem anderen Boden stehen, am wenigsten auf dem des Vaterlandes, dem er gar keine Empfänglichkeit dafür zutraute. Niemals hat es eine unpatriotischere Art von Geschichtsauffassung gegeben als seine, denn die pöbelhaften Pamphlete späterer Zeit, die unter dem Titel historischer Werke gegen die Ehre unserer Nation geschleudert worden sind und augenblicklich viel Schmutz aufgerührt haben, dürfen nicht als wirkliche Bestandtheile der historischen Wissenschaft gelten.

Wie Schlosser den doctrinären und kosmopolitischen Liberalismus auf dem Gebiete der politischen Ideen rückhaltlos vertrat, so verhielt er sich auch principiell ablehnend gegen andere tiefer einschneidende Bestrebungen des deutschen Geisteslebens seiner Zeit. Weil es ihm dafür an jedem natürlichen Organ des Verständnisses fehlte, so wies er sie deshalb als unberechtigt oder als Verirrungen des menschlichen Geistes schroff ab. Dazu gehörte die speculative Philosophie, ohne welche doch die Mehrzahl aller wissenschaftlich gebildeten Männer der damaligen Zeit sich kein echtes wissenschaftliches Leben vorstellen konnten. Schlosser selbst aber schien durch sein Beispiel zu zeigen, daß wenigstens in seinem Kreise das Höchste auch ohne sie oder im bewußten Gegensatz zu ihr geleistet werden könne. Ebenso verhielt er sich ablehnend gegen jede tiefere Strömung des religiösen oder kirchlichen Bedürfnisses, das für ihn bloß innerhalb der Grenzen der eigentlichen Aufklärungsperiode und des gesunden Menschenverstandes vorhanden war. Auch hierin, sowohl in der entschiedenen Abkehr von aller eigentlich philosophischen Speculation, wie von der positiven Theologie und dem Kirchenthume wirkte er auf seinen Schüler abschließend ein, denn die Anlage dazu hatte er wie alles Andere schon völlig ausgebildet mitgebracht.

Schlossers Einfluß zog zwar Gervinus mehr und mehr zu dem Plane, seine ganze Lebensthätigkeit der Geschichte im Sinne seines Lehrers, in welchem er sein eigenes Wesen nur verklärt und plastisch fixirt erkannte, zu widmen, doch war es natürlich, daß er aus äußeren und inneren Rücksichten noch eine Zeit lang zwischen der Philologie und der darauf gegründeten Laufbahn und dem neuen Wege schwankte. Noch am Schlusse seiner Studienzeit

reichte er zum Behufe seiner Promotion zugleich eine philologische und eine historische Arbeit ein, von denen er die letztere zu seiner eigentlichen Doctordissertation gestaltete. Der Gegenstand der ersteren, sein Lieblingsschriftsteller Thukydides, stand zwar auch schon auf der Scheide zwischen beiden Gebieten, doch war sie von dem Verfasser noch als philologisches Specimen gefaßt. Die letztere, die 1830 im Druck erschienene „Geschichte der Angelsachsen im Ueberblick" zeigte, daß der Verfasser, wie sein Meister, eine reiche Lectüre der verschiedenartigsten Quellen, nicht bloß eigentlich historischer, geschickt zu verwenden wußte, um das, worauf es ihm ankam, die Bewegung des staatsbildenden Gedankens innerhalb der localen Grenzen, die er sich gezogen, anschaulich zu machen. Ausdrücklich verwahrt er sich dagegen, daß er es auf eigentlich kritische Quellenforschung abgesehen habe, und in der That ist auch diese, wie überall bei Schlosser selbst, gar nicht vorhanden. Gervinus nimmt, wie jener, was er findet und brauchen kann, ohne sich über eine Methode der Benutzung seiner Quellen Rechenschaft abzulegen. Für die historische Wissenschaft, der in unseren Tagen die Quellenkritik als eigentliche Grundlage gilt, ist daher diese Dissertation völlig werthlos, auch wenn sie z. B. nicht überall unter den Gewährsmännern, auf die sie sich verläßt, in erste Linie einen Turner mit seinen willkürlichen Phantastereien stellte und arglos verwerthete. Charakteristisch für die Schule des Meisters, aus der sie hervorgegangen, nicht minder wie für den Verfasser selbst ist, daß sich in den ziemlich ausführlichen und in ihrer Art gelehrten Anmerkungen nicht ein einziges angelsächsisches Citat findet, sondern nur Uebersetzungen ins Englische oder Lateinische von Gewährsmännern, deren philologisches Wissen doch damals schon durch Rask und Grimm mindestens in Zweifel gestellt war.

Nach einem kurzen Schwanken zwischen der Thätigkeit eines gewöhnlichen philologischen Lehrers und der eines akademischen Docenten entschied sich Gervinus für die letztere, nachdem er noch die Gelegenheit benutzt hatte, um als Begleiter eines Engländers Italien zum ersten Male zu sehen. Er verwerthete diese Reise allerdings auch für directe Studien im Fache der Geschichte, hauptsächlich aber diente sie ihm als eine Romfahrt im Sinne der classischen Periode unserer literarischen Bildung, wo durch eine solche erst der Stempel des gereiften Geschmackes und des berechtigten

Urtheils auf die Stirn des gebildeten Deutschen gedrückt wurde. Fortan durfte er sich sozusagen für zunftberechtigt halten, in Sachen des Geschmackes, der Poesie und der Künste überhaupt mitzureden. Reden aber gestaltete sich bei ihm von selbst zum Schreiben, denn wie er schon in der ersten Jugend als schweigsam und in sich gekehrt gegolten hatte, so erprobte er bald, daß seine eigentliche Wirksamkeit nicht auf dem Katheder durch das lebendige Wort zu suchen sei, eine Selbsterkenntniß, in der er sich von seinem sonstigen Vorbilde Schlosser nicht beirren ließ.

In diesem Sinne entwickelte er das Programm seiner ganzen zukünftigen Thätigkeit in den „Grundzügen der Historik", deren Vorrede zwar vom März 1837 und aus Göttingen datirt, die aber in ihrem Entwurfe der ersten Periode des jungen heidelberger Docenten und angehenden Geschichtschreibers angehören und daher schon deshalb hier erwähnt werden müssen, wie sie denn auch nach ihrem Inhalt als Schlüssel seiner ganzen späteren Wirksamkeit an die Spitze zu stellen sind. Historik ist ihrem Verfasser „die künstlerische Behandlung der Geschichte", und nur von dieser ist hier die Rede. Von der grundlegenden Geschichtsforschung und ihrer Methode wird ganz abgesehen, da, wie schon bemerkt, der Meister dieser Art von künstlerischer Geschichtschreibung, dem Gervinus selbst unbedingt folgte, diese selbst nur rein empirisch und nach ganz subjectiven und zufälligen Gesichtspunkten handhabte. Der entschiedenste Gegensatz gegen die Rankesche Schule, der es vor Allem um eine exacte Methode der Quellenkritik und Quellenbenutzung zu thun war, ist in der Sache selbst gegeben, wenn auch nicht mit Worten ausgesprochen. Gervinus hat oft genug seine größte Hochachtung vor jener genauen Forschung, die er selbst für seine Zwecke entbehrlich glaubte, zu erkennen gegeben, da ihn jede solide und gewissenhafte Arbeit, gleichviel wo er eine solche wahrnahm, sympathisch berührte. War er sich doch bewußt, wenn auch auf anderem Wege und zu einem anderen Ziele die volle Kraft und Energie seines ganzen Wesens einzusetzen. Aber die bloße Beschränkung auf die grundlegende Arbeit der Geschichtsforschung bezeichnet er hier und anderwärts als einen der Hauptmängel der deutschen Geschichtswissenschaft. Daß jedoch aus der Verbindung beider Elemente, der Forschung und Verarbeitung, in der That auch schon damals, wie Rankes ältere Arbeiten zeigen, nach beiden

Seiten hin vollendete Producte hervorgehen könnten, daß überhaupt gar kein principielles Hinderniß aufzufinden ist, weswegen dieß nicht überall möglich sein sollte, blieb ihm verborgen.

Die künstlerische Behandlung der Geschichte führt er in scharf entworfenen Skizzen vor nach den verschiedenen Phasen, die sie durchlebt hat, zuerst die elementare Vorstufe, „die geistlose Factensammlung, die chronikenartig bloß zusammendrängt und doch als Historik gelten will"; danach als Uebergangsstufe die memoirenartigen Darstellungen, in denen eine bestimmte Subjectivität und damit eine gewisse Herrschaft der Reflexion eintritt; dann die eigentlich pragmatische Geschichtschreibung, wie sie nach dem übereinstimmenden Urtheile der Alten und Neuen, zuerst von Polybius systematisch gehandhabt worden ist: zuletzt die höchste Stufe, „für welche es noch keinen besonderen Namen giebt", die er aber als eine Geschichtschreibung des Werdens und Wachsens der Ideen charakterisirt. Als ihre Hauptrepräsentanten gelten ihm unter den Alten Thukydides, unter den Neuen Machiavell, unter den Neuesten Schlosser, ihr eigentlicher Vollender. Diese Geschichtschreibung bezieht sich naturgemäß auf das höchste Product des menschlichen Geistes, den Staat. Sie ist durch und durch politisch, aber freilich ganz etwas Anderes, als was man gewöhnlich unter politischer oder Staatsgeschichte versteht, die es nur mit äußeren Evolutionen, nicht mit der Entfaltung der treibenden Ideen zu thun hat. Sie steht eben deshalb auch über dem, was wir jetzt als Culturgeschichte zu bezeichnen pflegen, ein Terminus, der damals noch nicht in der jetzigen Ausdehnung und Vertiefung verwandt zu werden pflegte.

Diese Geschichtschreibung der Ideen vom universalen Standpunkte hat nur bei Griechen, Italienern und Deutschen sich ausbilden können, weil diese Völker nie eine streng geschlossene politisch-nationale Einheit bildeten. Die Historiker der Völker, die zu einer solchen gelangten, sind eben deshalb zu sehr in ihrer nationalen Besonderheit befangen. Deshalb z. B. stehen dem Verfasser die englischen Geschichtschreiber, trotz seiner hergebrachten Vorliebe für alles Englische, auf einer relativ niedrigen Stufe, denn Keiner von ihnen kommt über den befangensten, weil nationalen, Pragmatismus hinaus. Schlosser dagegen konnte den höchsten Siegespreis erlangen, weil seine Werke Früchte des allgemein euro-

päischen Lebens, nicht des deutschen sind. „Daher hat auch Schlosser das ganze Gebiet der Geschichte fast durchwandert und nur der deutschen den Rücken gekehrt.“ Also das, was schon damals so Manchen in seiner unbedingten Verehrung vor dem großen Meister irre machte, was nur wenig später von Seiten des allmählich keimenden Selbstbewußtseins der Nation ihm zum Hauptvorwurfe gemacht wurde, was noch etwas später seine directe Wirkung auf sein einzig natürliches Publicum, eben seine Nation, ganz und gar paralysirt hat, so daß jetzt eine solche gar nicht mehr existirt, das wird ihm hier durch eine ehrlich gemeinte doctrinäre Construction als sein eigentliches und bleibendes Verdienst angerechnet!

Demgemäß hätte man nun erwarten sollen, daß Gervinus, wie er schon durch eine Anzahl von kleineren Proben seiner Thätigkeit im Sinne Schlossers begonnen hatte, der Bahn des Meisters, der Abkehr von der Straße der deutschen Geschichte treu geblieben wäre. Aber der stille Zug der Zeit, der auch den Besseren und den Begabteren von damals unverständlich blieb, auch wo er sie selbst schon erfaßt hatte und mit sich fortriß, trieb ihn doch und zwar noch ehe er in seiner „Historik“ sein eigenes Programm in die Welt gesandt hatte, mit unwiderstehlicher Macht nach der Seite hin, zu welcher Schlosser, als ein echtes Kind der kosmopolitisch-universalistischen Epoche unserer classischen Periode, nicht die geringste innere Anziehung, sondern eher das Gegentheil davon empfunden hatte.

Jene kleineren Proben seiner Thätigkeit können freilich nur relativ, im Vergleich mit der äußerlichen Massenhaftigkeit seiner späteren Leistungen, so genannt werden. An sich ist seine „Geschichte der florentinischen Historiographie bis zum sechszehnten Jahrhundert, mit Erläuterungen über den sittlichen, bürgerlichen und schriftstellerischen Charakter des Macchiavell“ (1838), sowie sein „Versuch einer inneren Geschichte von Aragonien bis zum Ausgang des barcelonischen Königstammes“, ein stattlicher Band von 480 Seiten und was mehr ist, das Resultat einer ungemein ausgebreiteten Lectüre, fleißigster Studien, zu denen er auf seiner ersten italienischen Reise das zum Theil in Deutschland unzugängliche Material eifrigst gesammelt hatte. Beide Themata entsprechen insofern seinem Ideal der Geschichtschreibung, oder eigentlicher gesagt, dem Vorbilde seines Meisters, als sie soweit als möglich von

dem deutschen Boden und den deutschen Interessen abliegen. Beide haben es mit besonderen Phasen der politischen Entwickelung zu thun, die, wenn sie unvermittelt bloß als thatsächlich hingenommen werden, für den modernen Geist etwas Undurchsichtiges behalten. Ein städtisches Gemeinwesen des Mittelalters, das die äußersten Consequenzen der demokratischen Verfassung gezogen, ein abgelegenes, aber doch noch innerhalb des gesammteuropäischen Culturkreises befindliches Land und Volk, das in seiner Verfassung umgekehrt die äußersten Spitzen des mittelalterlichen aristokratischen und feudalen Systems herausgetrieben hat, waren jedoch Probleme, die einen Geschichtschreiber der politischen Ideen wohl reizen durften. Sieht man hier wie überall von der kritisch so häufig ungenügenden Grundlage ab, auf welcher das Gebäude der Darstellung errichtet ist, so wird man nicht bloß die damalige bedeutende Wirkung beider Werke begreifen, sondern ihnen auch ein gewisses bleibendes Verdienst zuerkennen. Gervinus ist der Erste gewesen, der im Gegensatz zu der conventionellen Anschauung der eigenthümlichen Gestalt des großen florentiner Historikers und Staatsmannes gerecht worden ist, indem er ihn in dem Flusse der politischen Ideen und Bestrebungen seiner Zeit und nicht als eine isolirte Gestalt betrachtet. Kommt auch das national-psychologische Moment, was für die völlige Erfassung Machiavells unerläßlich ist, begreiflich in dieser Auffassung weniger zu seinem Rechte, so ist es doch nicht ganz bei Seite geschoben, wie denn überhaupt hier und in der Darstellung jener schroff particularistischen aragonischen Staatsindividualität der deutsche Historiker als echter Deutscher überall die gewissenhafteste Mühe sich giebt, die Besonderheiten nationaler Art, zeitliche und örtliche Singularitäten innerlich zu begreifen und sie unserem Bewußtsein liebevoll nahe zu bringen.

Die Wahl eines Stoffes aus dem Bereiche der deutschen Geschichte, der Plan zu seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ vermittelte sich dem Schüler Schlossers, soweit er sie nach seiner reflectirenden Weise vor sich selbst zu rechtfertigen sich gedrungen fühlte, nicht aus dem nächsten und natürlichsten Gesichtspunkte des allgemeinen Interesses, das damals unmittelbar nach dem Abschlusse der classischen Literaturperiode wenigstens in allen gebildeten Kreisen nach dieser Seite noch über-

wog, sondern er nahm den Anlauf von seiner politischen oder historischen Doctrin aus. Er sah die deutsche Dichtung zu einem Abschlusse gelangt, von dem er es zweifelhaft ließ, ob es ein definitiver oder provisorischer sei, jedenfalls ein solcher, der es dem Historiker ermöglichte, sie als ein geschichtliches Object zu behandeln. Er sah an ihrer Stelle neue Strebungen und Kräfte, wenn auch noch keineswegs ihres Zieles und ihrer Aufgabe bewußt, und glaubte diesen in dem Bildungsprocesse der Nation ihre rechte Stelle anweisen zu können. Alles schien ihm darauf anzukommen, daß die deutsche Nation jetzt, wo ihr das Schicksal deutlich die Lösung der politischen Aufgaben vorgezeichnet habe, die andere begünstigtere Völker bereits schon vollständig gelöst, begriffe, was ihr zu thun obliege, d. h. daß sie jetzt politisch und nicht mehr literarisch sein müsse. Indem ihr an der Hand der Geschichte gezeigt wurde, daß ihre literarische Productionskraft erschöpft sei, weil sie alles, was nach ihrer Anlage und nach Verhältniß der äußeren und inneren bestimmenden Momente im Gebiete der Poesie und schönen Literatur ihr zu leisten möglich gewesen, bereits geleistet habe, glaubte er sie durch diese gewonnene Selbsterkenntniß zu dem Entschlusse bringen zu können, ganz und voll dem Geiste der Neuzeit, der Durchführung der modernen Ideen von Staat und bürgerlicher Freiheit sich hinzugeben. Er glaubte dieß um so mehr auch zum Heile einer vielleicht möglichen Zukunft der deutschen Poesie selbst fordern zu dürfen, da er den geschichtlichen Beweis zu liefern sich anschickte, daß dieselbe bis jetzt nur deshalb nicht die äußerste Stufe der Vollendung, sondern nur eine bedingte erreicht habe, weil ihr der befruchtende Einfluß eines glücklich entwickelten Staatslebens immer gefehlt habe, wodurch die Poesie der Alten und unter den Neueren Shakespeare zu so einziger, unerreichbarer Größe gelangt seien. Entschlösse man sich jetzt zur rechten, aber auch zur letzten Stunde, das Versäumte nachzuholen, so würde eine spätere Zeit, wenn sie von der politischen Arbeit ausruhen und sich wieder dem heiteren Spiele der Kunst hingeben dürfe, die volle Entfaltung des deutschen poetischen Genius zeigen.

Im Grunde spiegelte sich in dieser scheinbar objectiven Deduction doch nur das subjective Bedürfniß des Verfassers, der sich so mit den widerstrebenden Elementen in seinem eigenen Inneren, mit den verschiedenen Mächten, die sich in den Besitz seines Denkens

und Strebens noch unausgeglichen theilten, völlig auseinanderzusetzen suchte. Durch die Eindrücke der für sein ganzes Wesen mehr als für die meisten Anderen entscheidenden Jugendbildungszeit war ihm die Kunst und hier vor allen anderen die Dichtkunst der eigentliche Angelpunkt, um den sich seine Reflexion und sein damaliges davon beeinflußtes ernstes Studium drehte. Da er sich nicht productiv angelegt erkannte, da er aber auch zu selbständigen Geistes war, um bloß receptiv oder passiv die Macht der Poesie auf sich wirken zu lassen, mußte er wohl in einer kritisch-reflectirenden Haltung den Ersatz für die volle Befriedigung finden, die hingebenderen Naturen die Kunst in ihrer Totalität gewährt, oder productiveren das eigene Schaffen in ihren Formen. Als dann später die historische Auffassung Schlossers sich seiner bemächtigte, welche die Poesie, entsprechend seiner eigenen, trotz seines Dante-Cultus absolut ihr unzugänglichen Natur, nur insofern gelten ließ, als er daran das Walten der die Geschichte in seinem Sinne bestimmenden Ideen deduciren konnte, als dazu noch die äußeren Eindrücke der Zeit unmittelbar nach der Julirevolution jeden empfänglichen Geist, der nicht schon anderwärts in genügender Thätigkeit sich befriedigte, von selbst auf die Politik hindrängten, gewann diese auch bei Gervinus das Uebergewicht über die Poesie.

Er hielt es für seine Pflicht, jetzt ganz und voll politisch zu sein, aber nicht bloß für seine Pflicht, sondern für die der ganzen Zeit. In sich selbst aber fühlte er sich durch seine poetischen oder literarischen Antecedentien immer wieder an diesem ernsten Lebensvorsatze gehindert, ganz so wie er es auch mit einem gewissen Rechte bei Anderen, bei seinen aus ähnlicher Bildungsphase hervorgegangenen Landsleuten voraussetzte. Wenn er nun mittels eines, wie er es ansah, unwiderleglichen, weil auf geschichtliche Thatsachen gestützten Beweises der deutschen gebildeten Welt klar machte, daß sie jetzt ausschließlich politisch zu sein, politisch zu denken und zu handeln verpflichtet sei, führte er im Grunde den Beweis mehr zu eigenem Frommen als zu dem der Anderen, natürlich, ohne sich dessen bewußt zu werden. Denn die Anderen, zu denen er sprach, waren entweder, weil sie in der bisherigen überwiegend literarischen Periode schon ihre abgeschlossene Formation des inneren Lebens empfangen hatten, nicht geneigt und auch nicht befähigt, den Mahnungen zu einem ganz neuen Wege zu folgen, oder sie waren, und

dieß galt namentlich von dem größten Theil der Jüngeren, schon von selbst durch die Einflüsse der Zeit, sowohl durch die nachzitternde Bewegung des deutschen Volksgeistes seit 1813, wie durch die epochemachenden äußeren Erschütterungen seit 1830 dem, der sie zu führen unternahm, weit vorausgeeilt und schon viel entschiedener und ausschließlicher politisch geworden, als er es gestatten wollte. Nur meinten sie damit nicht die Poesie aufgeben zu müssen, im Gegentheil sollte diese erst recht unter den besseren Sternen eines neuen Himmels gedeihen und blühen.

Erwägt man die damaligen Constellationen, so begreift es sich leicht, daß der Standpunkt des Verfassers der „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" in dem Moment, wo sie in das Publicum trat, den Einen als ein revolutionärer, den Anderen als ein reactionärer erscheinen mußte, wenn man, wie es bei der eigenthümlichen Natur des Werkes erlaubt ist, Schlagworte aus einer ganz anderen Sphäre in die der Poesie oder der Kunst überhaupt übertragen will. Jedenfalls aber war er von einer so bedeutenden Persönlichkeit und durch so bedeutende Mittel vertreten, daß er überall nicht bloß durch einfaches Ablehnen beseitigt werden konnte. Man war von beiden Seiten her gezwungen, sich mit ihm auseinanderzusetzen, um so mehr, da man hüben und drüben in ihm und seinen Consequenzen doch wieder ebenso viel Anziehendes als Abstoßendes fand. Denn die absolute Verurtheilung der ganzen nachclassischen Literatur, welcher jedes Recht auf das Dasein historisch abdeducirt wurde, war denen aus der Seele gesprochen, die noch ganz in dem Banne der Classicität standen; der mit denselben Waffen geführte Beweis, daß nur ein großes politisches Leben auch eine wahrhaft große Poesie schaffen könne, sagte, wenn man sich allein daran hielt, nichts Anderes, als was die neuere Schule tausendfältig dachte und jetzt immer lauter zu sagen sich berechtigt fühlte, nur daß sie sich damit nicht mundtodt machen zu lassen gesonnen war, sondern das Gegentheil davon beanspruchte.

Erklärt sich aus dem eben Gesagten zum Theil der wahrhaft epochemachende Eindruck schon des ersten, Anfang 1835 erschienenen Bandes der „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", ein Eindruck, der sich in den folgenden vier womöglich noch steigerte, so wirkten doch noch eine Reihe anderer Momente dazu mit, um ihn zu dem unzweifelhaft mächtigsten Erfolg zu gestalten,

den bis dahin ein in deutscher Sprache geschriebenes Geschichtswerk erzielt hatte. Wenn der Verfasser behauptete, „daß die Geschichte der deutschen Nationalliteratur noch von Niemand aus einem Gesichtspunkte behandelt worden sei, welcher der Sache selbst würdig und der jetzigen Lage der Nation angemessen wäre", so konnte dem nicht widersprochen werden. Es gab bis dahin in der reichen deutschen Bücherwelt doch noch nicht einmal den Ansatz zu einem ähnlichen Unternehmen, wie es hier versucht wurde, obgleich, oder vielleicht gerade weil der Geist der Nation bis dahin sich so überwiegend von der Poesie und Literatur hatte bestimmen und erfüllen lassen. Wer auch den Versuch gewagt hätte und wie er gewagt worden wäre, in jedem Falle würde das banale Wort, daß damit ein dringendes Bedürfniß erfüllt und eine große Lücke ausgefüllt sei, durch das thatsächliche Entgegenkommen der öffentlichen Stimme insoweit zur vollen Wahrheit gemacht worden sein. Daß es aber von Gervinus in außergewöhnlicher Weise, mit dem Aufwande staunenswerther Kraft des Fleißes und einer strömenden Gedankenfülle geschehen war, erkannten gerade diejenigen am meisten, die an der Tendenz und dem Detail der Ausführung die erheblichsten Ausstellungen zu machen berechtigt waren.

Selbst heute noch ist es nicht überflüssig, in dieser Hinsicht auf die merkwürdige, aus höchster Anerkennung und ernstester Ablehnung gemischte Beurtheilung hinzuweisen, mit der Jacob Grimm das Werk des jungen heidelberger Professors im 65. Stück der „Göttinger gelehrten Anzeigen" von 1835 begrüßte. Niemand war besser gerüstet als er, die großen Mängel der Arbeit, wenn man sie auf der bloßen Wagschale der exacten philologischen Forschung wog, zu erkennen, Niemand war auch durch seine Individualität und den Erwerb eines ganzen großen Lebens besser berufen, gegen das abfällige Urtheil, welches die deutsche Poesie vor dem Richterstuhle dieser Geschichtschreibung der Ideen über sich im Einzelnen und im Ganzen ergehen lassen mußte, Protest bei dem eigentlichen Genius der deutschen Nation einzulegen; aber dennoch erkannte auch Grimm, daß hier, wenn auch nicht das Rechte, so doch etwas Rechtes aus frischem Holze geschnitzt sei. Die begründeten Einwürfe dieses Recensenten und anderer dem gleichen Kreise der Forschung angehöriger treffen vorzugsweise den ersten, oder die beiden ersten Bände des Werkes, welche die eigentlich mittelalter-

liche Dichtung behandeln. Aber bei der wahrhaft unübersehbaren Massenhaftigkeit des Materiales, das, wie Gervinus selbst entschieden und wiederholt betonte, von der Kraft eines Einzelnen, besonders damals, im Beginn der dreißiger Jahre gar nicht bewältigt werden konnte, und bei der eigenthümlich subjectiven, wenn man will dilettantischen Methode der Quellenforschung und Benutzung, die zu dem Wesen der stricten Schlosserschen Schule und zu der Individualität dieses ihres hervorragendsten Vertreters gehörte, mußte durch den ganzen Verlauf des Werkes hindurch der Kritik im Einzelnen wohlfeile Gelegenheit gegeben werden, Irrthümer und Ungenauigkeiten im Thatsächlichen aufzudecken, was sie denn auch nicht ohne eine gewisse Selbstbefriedigung gethan hat. Der Verfasser gab sich später, als sein Werk im Laufe von 35 Jahren, von dem Erscheinen des ersten Bandes bis heute gerechnet, fünf Auflagen erlebte, die redlichste Mühe, diese Uebelstände, soweit er sie als solche erkannte, zu beseitigen, aber es läßt sich begreifen, daß es ihm nur theilweise möglich war, und insofern wird man heute noch gerade so wie im Jahre 1835 das Werk ein in seiner Grundlage mangelhaftes nennen dürfen, ohne daß damit seiner Bedeutung und seiner auch heute noch frischen Wirksamkeit Eintrag geschähe.

Was ihm am meisten damals und jetzt zu dieser verhalf, war etwas, das eigentlich jenseit der Gesinnung des Verfassers lag. Thatsächlich hatte er das Richtige getroffen, wenn er in seinen gebildeten Zeitgenossen eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Poesie wahrzunehmen glaubte. Sie war die natürliche Folge der exclusiven Allmacht, mit der sie eine frühere Periode unserer Bildung beherrscht hatte, und zugleich auch der Ausdruck der realistischen oder, wie Andere sie nennen, materialistischen, jedenfalls gründlich prosaischen Tendenzen, welche als Gegengewicht gegen den abstracten Idealismus des achtzehnten Jahrhunderts und der Revolutionsperiode nunmehr in die Herrschaft über die europäische Culturwelt eintraten. Nichts konnte bei solcher Haltung der Gemüther dem deutschen gebildeten Publicum, das sich nach seiner angeborenen Art gründlich und gewissenhaft von den Ursachen seines Verhaltens, seiner Neigungen und Abneigungen Rechenschaft abzulegen gewöhnt ist, willkommener sein als der hier an der Hand authentischer Documente und mit dem Aufwande glänzender Gedankenfülle geführte

Beweis, daß es zu dem, wozu es factisch geneigt war, zu einer mehr oder minder geringschätzigen Abkehr von der Poesie vollständig berechtigt, ja in gewissem Sinne moralisch verpflichtet sei. Auch ohne das Buch von Gervinus würde sich das Verhältniß unseres Publicums zu der Literatur nicht anders gestaltet haben, als wir es vor Augen sehen; aber daß es so vollständig und mit so gutem Glauben, etwas Besseres und Zeitgemäßeres dafür einzutauschen, sich von ihr abgewandt hat, dazu hat dieses Buch entschieden sehr viel mitgeholfen, und dieß ist, was demselben auch jetzt noch nicht bloß eine culturgeschichtliche, sondern eine unmittelbar praktisch eingreifende Wirkung sichert.

Der literarische Erfolg, den Gervinus bisher schon errungen, veranlaßte, wie in ähnlichen Fällen, seine Berufung zu einer Professur der Geschichte und Literatur an der Universität Göttingen. Er trat damit aus der Atmosphäre Schlossers heraus und in eine völlig andere. Seine bisherigen kleineren Schriften, soweit sie Gegenstände der politischen Geschichte, oder richtiger, der Entwickelung der Staatsidee behandelten, hatten Dahlmanns ernsteste Theilnahme erregt, seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" war von Jacob Grimm als epochemachend begrüßt worden. Damit war schon von vornherein eine Anknüpfung an jenen edeln Kreis gegeben, der in Mitte vielfacher Anfeindungen und des hergebrachten engherzigen Cliquenwesens einer großen Universität in einer Kleinstadt und einem Kleinstaate, für die öffentliche Meinung der ganzen deutschen gebildeten Welt die Blüte des göttinger Geisteslebens darstellte. Die deutlich heraustretende innerste Uebereinstimmung der Charaktere und Lebensanschauungen in allen fundamentalen Dingen, nicht bloß soweit sie die innere Haltung der ganzen Persönlichkeit, sondern auch ihr Verhältniß zu dem Leben und zur Wissenschaft betrafen, bewirkte sehr bald den dauernden Zutritt des damals, 1836, kaum einunddreißigjährigen Mannes als ebenbürtigen Genossen zu den ihm an Jahren so weit überlegenen Freunden. Von einer geistigen Unterordnung, wie er sie Schlosser gegenüber in dem Bewußtsein des Schülers gegen den Meister, auch über die Dauer des persönlichen Verkehrs zwischen ihm und jenem, ja, wie sein etwa ein Menschenalter später geschriebener Nachruf bezeugt, bis an den Schluß seines eigenen Lebens empfunden und mit selbstbewußter, aber nichtsdestoweniger

unaffectirter Pietät bekannt hat, war hier nicht die Rede. Sie wurde ihm nicht zugemuthet und er selbst empfand mit jenem starken, aber von aller eigentlichen Eitelkeit freien Selbstgefühl, das ihm als einer durch und durch auf die Reflexion gestellten Natur angeboren war, daß er ebenso viel zu geben wie zu nehmen habe.

Wenn er schon seinem heidelberger Meister viel mehr, als er selbst oder dieser es je geahnt hat, seine Eigenart als eine fertig abgeschlossene entgegenbrachte und im Grunde nur deshalb zu einem so entschiedenen Gefühl der Abhängigkeit gelangte, weil er im Wesentlichen sich selbst, aber potenzirt und gereift in der geistigen Anlage Schlossers wiedererkannte, so läßt sich voraussetzen, daß der göttinger Kreis noch weniger eine durchgreifende innere Veränderung in einem Gervinus zu Wege brachte. Ziel und Methode seines rastlosen Arbeitens und Schaffens blieben dieselben. Hatte er ja doch schon vorher seine nächste größere Lebensaufgabe, die „Geschiche der deutschen Nationalliteratur", völlig unterarbeitet und führte sie, soweit ihm seine sonstige Thätigkeit als akademischer Lehrer Zeit ließ, die damals, trotz seiner geringen Begabung dafür, doch eine sehr rege und gewissenhafte war, ganz in der begonnenen Weise Schritt für Schritt weiter. Gleichsam als Extravaganten dazu sandte er jetzt sein Buch über den Goetheschen Briefwechsel und anonym seinen Versuch einer Umschmelzung der altdeutschen Gudrun in seine geliebten classischen Hexameter nach Voß' Vorbild in das Publicum, welches das Erstere mit ungetheiltem Interesse, wenn auch mit sehr getheilter Zustimmung, das Andere mit hochachtungsvollem Schweigen als in Tendenz und Form unverständlich oder wenig zeitgemäß aufnahm. Beide Arbeiten sollten gleichsam als theoretische und praktische Beweisstücke dienen für die im Allgemeinen einstweilen mehr als Behauptung festgestellten, als durch eigentliche Begründung erhärteten Ansichten des Verfassers der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur", sowohl von dem natürlichen Ausleben der deutschen Poesie in und durch Goethe selbst, wie von der Nothwendigkeit, neue poetische Formen zu einem neuen Inhalt zu finden, falls überhaupt noch eine Möglichkeit dazu vorhanden wäre. Wie sich schon bisher ergeben hat, glaubte er sich genöthigt, dieß principiell eher zu negiren als zuzugeben, während ihn doch sein eigenes Naturell, dem die lebendige Berührung mit

einer lebendigen Kunst ein nothwendiges Bedürfniß war, zur Bejahung dieser Frage drängte.

Trotz seiner inneren und äußeren Selbstwüchsigkeit darf doch ein bedeutender Einfluß der göttinger Freunde auf den Schüler Schlossers nicht verkannt werden. Die Gemüthswärme, die in gleichfalls einziger Verbindung mit einer absoluten Lauterkeit der Gesinnung und Interessen Dahlmann und die Grimm, so verschieden sie auch sonst angelegt sein mochten, auf gleiche Weise durchströmte und so zu sagen zu einer idealen Persönlichkeit krystallisirte, wie sie die Geschichte des deutschen inneren Lebens oder der deutschen Volksseele niemals schöner und erhabener hervorgebracht, durchzog auch das unter der Kruste einer scheinbar ausschließlich herrschenden Reflexion nicht ganz erstarrte Gemüthsleben des neuhinzugetretenen Freundes. Eben nur deshalb, weil er solcher Erwärmung sich fähig erwies, fühlte er diesem Kreise sich nicht bloß damals und vorübergehend, sondern für sein ganzes Leben, ja bis über das Leben hinaus verwandt und unauflöslich verbunden. Allen Wechsel der Zeiten, alle Veränderungen der äußeren Dinge hat diese edle Freundschaft überdauert, und wenn er noch in dem letzten Ergusse seiner Gesinnung, als er den Lebenden oder seiner Nation im bittersten Unmuthe Dienst und Gruß aufzusagen sich gedrungen fühlte, in jener geharnischten Vorrede zu der fünften Auflage der „Geschichte der deutschen Dichtung" feierlich und auf sein Gewissen versicherte, daß er sich in völligster Uebereinstimmung mit seinen vorausgegangenen Freunden wisse, so waren die Lebenden, welche die Gesinnung der Todten in Bezug auf die einzelnen positiven Ereignisse und Gestaltungen der deutschen Gegenwart besser kannten, als er sie sich construirte, sehr wohl berechtigt, dagegen in ihrem und im Namen der deutschen Nation Protest zu erheben; aber die Thatsache, daß Gervinus selbst jene Manen nicht einer rhetorischen Wirkung zu Liebe, sondern im festen Glauben an die Unauflöslichkeit der Uebereinstimmung ihres ganzen Wesens mit dem seinen citirt hat, läßt sich nicht umstoßen, sondern nur psychologisch erklären.

Bekanntlich wurde der göttinger Kreis schon im December 1837 gesprengt durch die Protestation der Sieben gegen das Patent vom 1. November 1837, mit welchem das Haupt der modernen deutschen Welfen die unheilvolle Rückkehr seines Geschlechtes aus England

nach Deutschland würdig inaugurirte. Hier trat Gervinus zum ersten Male in einer Art von politischer Action, in wirklichem Handeln für seine Grundsätze der Geschichts- und Staatsanschauung ein, und es verstand sich bei ihm von selbst, daß er alle Folgen davon unbedenklich auf sich zu nehmen bereit war. Eben deshalb erschien er auch nach Außen hin neben, ja beinahe vor Dahlmann als die eigentliche Seele des ganzen Ereignisses, dessen unendlich tiefgreifende Bedeutung nur da unterschätzt werden kann, wo man geschichtliche Processe überhaupt nur nach dem Ellenmaße zu bemessen versteht, oder wo man unfähig ist, sich aus der zufälligen Verstrickung der Gegenwart zu einer ungetrübten Würdigung der Vergangenheit zu erheben.

Für Gervinus selbst, nicht weniger wie für die deutsche Nation galt es nunmehr als entschieden, daß sein eigentlicher Beruf der eines politischen Führers sei, und wenn auch seine ganze bisherige literarische Thätigkeit, wenigstens soweit er sich selbst reflectirend darüber Rechenschaft gab, im Grunde demselben Ziele zustrebte, so fühlte er jetzt anders als früher die Nöthigung der Pflicht, direct und unmittelbar, nicht bloß durch die Vermittelung des gelehrten historischen Stoffes, in die Entwickelung der deutschen politischen Verhältnisse einzugreifen, zumal da auch von Jahr zu Jahr in dieser Periode der lebhaftesten Gährung und der verschiedenartigsten Triebkraft des politischen Geistes der Nation der Druck von Außen her auf seine Seele, die trotz ihres absolut abgeschlossenen Systems der Welt- und Staatsanschauung mit einem für die Außenwelt sehr empfindsamen Nervenleben ausgestattet war, in mehr als geometrischer Progression wuchs.

Nachdem er seit 1841 sich in einer seinen Bedürfnissen ganz entsprechenden freien Stellung in seinem alten Heidelberg fixirt und dort nicht bloß, wie einst, als ein Trabant Schlossers, sondern neben und vor seinem hochbetagten Meister selbst als ein Meister und Führer der ganzen Nation, die gerade seinetwegen mehr als je vorher das Auge vertrauensvoll auf diese Universität wandte, aufgetreten war, gaben ihm die nach seiner Auffassung einschneidendsten Ereignisse der Zeit Veranlassung, in der Form des politischen Pamphlets, die er bis dahin wenigstens direct noch nicht cultivirt hatte, zu der Nation zu sprechen, also nicht mehr bloß

durch das mündliche Wort auf eine beschränkte Menge von Zuhörern vom Katheder herab, oder in gelehrten bändereichen Werken gleichfalls nur auf einen immerhin exclusiven Kreis zu wirken. Seine „Mission der Deutschkatholiken“ von 1846, seine „Preußische Verfassung und das Patent vom 3. Februar 1847“ griffen geradezu wie wirkliche Thaten in den Gang der damaligen deutschen Entwickelung ein. Hatte sie ja selbst noch die damals den Betheiligten nicht verständliche, jetzt aber in ihrem Zusammenhange leicht begreifliche Aufgabe, den Geist der Nation zu theoretischer Auseinandersetzung mit den Principien, nach welchen sich ihr praktisches Verhalten im geeigneten, d. h. von dem Laufe der Geschichte und nicht durch den Willen oder das Meinen der Menschen gebotenen Augenblick des Handelns gestalten sollte, vorzubereiten und empfänglich zu machen. Da somit die ganze Signatur der deutschen Bewegung damals doctrinär sein mußte, so verstand es sich von selbst, daß der vollendetste Doctrinär, welchen der Geist der Nation hervorgebracht hatte, auch den entschiedensten Einfluß auf denselben üben mußte.

Gervinus stand auf der Höhe seiner Lebensthätigkeit, als die „Deutsche Zeitung“, herausgegeben von ihm, L. Häusser, G. Höfken, K. Mathy und K. Mittermaier, nach vielfachen fast wie eine Reihe politischer Begebenheiten wirkenden Ankündigungen und Vorbereitungen am 1. Juli 1847, unmittelbar nach dem Schlusse des vereinigten Landtags, in die Oeffentlichkeit trat. Die eigentliche Redaction war ihm selbst vorbehalten und er widmete ihr von nun an bis in die Mitte des Jahres 1848 zwar nicht seine ausschließliche Kraft, wie es sonst der Geschäftsbetrieb eines so großen Unternehmens mit sich bringt, aber doch einen überwiegenden Theil seiner schriftstellerischen Productivität, die damals so lebhaft wie nur irgend einmal in Fluß war. Die Mehrzahl der Leitartikel des ersten Jahrganges, namentlich derjenigen, die der eigenthümlichen Stellung des Blattes am meisten entsprachen, stammte aus seiner Feder. Wollte man die Bedeutung des Blattes und die Wirksamkeit seines Redacteurs nach dem Maßstabe messen, der für eine heutige Zeitung im gewöhnlichen Sinne gilt, so würde damit beiden ihr eigentliches Verdienst um die politische Bildung der Nation entzogen werden. In den damaligen Zuständen, wo sich eine wirkliche politische Action erst vorbereitete und die Masse der

Nation in eine unentschiedene Gährung durch den Zusammenfluß der disparatesten Fermente versetzt war, kam es vor allen Dingen darauf an, eine gewisse Summe von festen Ueberzeugungen und Anschauungen zu verbreiten, welche, wie man von dem Standpunkt ihrer Vertreter zu glauben berechtigt war, dereinst als Richtschnur des Handelns und als Norm des Thatsächlichen dienen sollten. Diese rein theoretische Aufgabe, ganz entgegengesetzt der rein praktischen einer eigentlichen Zeitung, die, gleichviel welchem Parteistande angehörig, immer darauf angewiesen ist, die thatsächliche Wirklichkeit der Vorgänge ihrem Publicum zu vermitteln, löste Gervinus so vollkommen, wie es überhaupt nur gedacht werden kann, aber selbstverständlich auch nur so lange, als die deutsche Nation noch außerhalb der eigentlichen politischen Action und der drastischen Wirklichkeit der veränderlichen Tagesereignisse stand.

Leitartikel, meist durch eine Reihe von Nummern ausgedehnt, berührten alle die Probleme der politischen Doctrin, welche bis dahin entweder nur als Buch oder als Pamphlet dem Publicum nahe gebracht worden waren, und verbanden eben deshalb die eigenthümliche Wirkung der einen und der anderen Form miteinander. Sie zeigten dieselbe gründliche Gediegenheit und geschlossene Folgerichtigkeit, wie man sie bei dem Buche voraussetzt, dieselbe unmittelbare Eindringlichkeit und leichte Faßlichkeit für das Verständniß der gebildeten Kreise im weitesten Sinne des Wortes wie die besten Flugschriften der Zeit. Mehr aber als dieß mußte es die Leser fördern, daß in gewissenhaftester Uebereinstimmung mit dem Programm des Blattes, welches der Name „Deutsche Zeitung" auf seinen kürzesten und correctesten Ausdruck brachte, hier zum ersten Male das ganze System des doctrinären Liberalismus, während es bis dahin immer nur entweder auf dem luftigen Boden der abstracten Allgemeinheit, oder auf dem zufälligen einzelner Fragen und Interessen der Zeit und des Ortes Verwerthung gefunden hatte, ganz consequent von und zu einem Mittelpunkte, dem Gesammtinteresse der deutschen Nation und ihren gemeinsamen politischen und staatlichen Angelegenheiten gelenkt wurde. Erst dadurch gingen der Nation selbst die Augen auf, daß alle die verschiedenen Evolutionen, denen sie sich bisher hingegeben hatte, alle die verschiedenen Bestrebungen, von denen ihr Geist mehr oder minder tief erfüllt war, aus einem Kerne stammten und nur als

gemeinsame eine Lösung finden könnten. Ob man sich diese ganz im Sinne der fertigen Doctrin ihrer damaligen Führer dachte, oder ob man, wie es sich sehr bald deutlich herausstellte, nach rechts oder links hin andere Wege, als die von ihnen empfohlenen einzuschlagen gesonnen war, blieb verhältnißmäßig von geringerem Belange; die Hauptsache war und blieb die alle Schichten der Gebildeten immer mehr durchdringende Ueberzeugung, daß alles Einzelne von Wünschen, Hoffnungen, Befürchtungen, was die Gemüther bewegte, nur einzelne Emanationen eines der Gegenwart eigenthümlichen Zustandes der Dinge seien und in ihren weiteren Gestaltungen von der Entwickelung, die dieses Ganze selbst einschlagen würde, abhingen. Das Bewußtsein, daß eine „deutsche Frage" existire, welches der Nation über der Zersplitterung ihrer Interessen an unzählige Particularitäten ganz abhanden gekommen war, ist durch die „Deutsche Zeitung" ins Leben gerufen worden, und zwar gerade in dem weltgeschichtlichen Moment, wo es darauf abgesehen war, daß die Nation in ihrer Gesammtheit in die wirkliche Handlung eintrat. Dieß ist ihr bleibendes Verdienst, wogegen das in seiner Art gleichfalls hoch anzuschlagende der Belehrung und Klärung des politischen Denkens in den wesentlichsten Problemen der damaligen Doctrin zurücktritt als ein mehr vorübergehendes und zufälliges.

Die Revolution von 1848 unternahm es, den Beweis zu führen, daß die politischen Anschauungen der „Deutschen Zeitung" die Majorität der Gebildeten in Deutschland beherrschten, aber auch zugleich, daß dieselben den Forderungen der Wirklichkeit gegenüber in keiner Weise ausreichend seien. Die politische Action widersprach durch die ihr selbst inwohnende Logik dem System der Doctrin, welches sich, so lange es nicht mit der Wirklichkeit selbst gemessen wurde, unbedenklich für zureichend halten durfte. Als es sich dieses Widerspruchs bewußt wurde, gab es zwei Wege ihn zu überwinden, der eine, daß es ohne seine letzten Principien und Ziele aufzugeben, die ja nicht eine Sache des Verstandes und der Speculation, sondern des Gewissens und des Charakters waren, sich dem thatsächlichen Laufe der Entwickelung unterordnete, der andere, daß es nach wie vor auf seiner Doctrin bestehen blieb, weil sie durch eine bloß formal logische Discussion nicht als irrig nachgewiesen werden konnte und ihm deshalb als absolut richtig

— nicht bloß als relativ richtig auf dem Boden gewisser theoretischer Voraussetzungen — galt. Daraus ergab sich die weitere Folgerung, daß, wer so dachte, die Schuld des Irrthums in der Rechnung, deren Thatsache nicht abgeleugnet werden konnte, den Menschen und den Dingen und nicht sich selbst aufbürdete und demgemäß an jene und nicht an sich selbst die Forderung stellte, umzulernen und anders zu werden.

Eine Individualität wie die des Herausgebers der „Deutschen Zeitung" war ganz darauf angelegt, den zweiten Weg einzuschlagen. Nicht etwa deshalb, weil er so durch und durch doctrinär gewesen wäre: Andere, die es nicht weniger waren, wandten sich doch dem ersten Wege zu; sondern weil seine Theilnahme an der praktischen Politik nicht aus dem Bedürfnisse des Charakters und Gemüths, der nationalen Sache als der höchsten irdischen Angelegenheit jedes Ehrenmannes zu dienen, entsprang und allein auf der Reflexion des Verstandes beruhte. Auch er hielt sich verbunden, seine Kräfte der Belehrung und Erziehung der Nation zu widmen, zunächst auf dem Felde des Staats und der bürgerlichen Freiheit, das er nicht aus angeborener Sympathie, sondern in Folge eines ernsten logischen Calculs für das momentan wichtigste ansah. Sobald aber die Nation seine Dienste zurückwies, indem sie einen anderen Weg einschlug, als den von ihm einzig als richtig erkannten und vorgezeichneten, glaubte er berechtigt zu sein, auch seine Dienste zurück zu ziehen und seine Kräfte anderen Aufgaben zuzuwenden, wohin ihn seine eigentlichen Sympathien führten.

Das Jahr 1848 enthob daher Gervinus noch rascher von der Rolle eines eigentlichen Führers der deutschen Bewegung, als er zu dieser wahrhaft einzigen Stellung in den letzten Jahren gelangt war. Seine directe Betheiligung an den praktischen Geschäften des deutschen Verfassungsbaues, der auf Grundlage seiner Doctrin versucht wurde, konnte ohnehin nur vorübergehend sein, da ihm zu einer solchen Wirksamkeit alle und jede äußere und innere Befähigung abging. Weder als Vertrauensmann der Hansestädte in dem Siebzehnerausschusse noch als Parlamentsmitglied trat er irgend im Verhältniß zu dem Glanze, der seinen Namen umgab, bedeutend hervor. Daß er die eine wie die andere Stellung überhaupt aber bekleidete, erklärte sich sehr leicht sowohl aus der damaligen Stimmung seiner Committenten, die in seiner Wahl sich

selbst nicht bloß am meisten zu ehren glaubten, sondern auch wirklich ehrten, wie auch aus seiner eigenen völligen Unkenntniß in Hinsicht der Anforderungen, welche die Wirklichkeit der Dinge an den politischen Mann stellt. Denn insofern prägte er mitten unter lauter Professoren und Theoretikern den Typus der damals so viel verspotteten Professorenweisheit am reinsten und wenn man so sagen darf, in naivster Classicität aus, wie ja auch seine Gegner leicht heraus fanden.

So löste sich zuerst das Verhältniß zu seinen nächsten Gesinnungsgenossen, als sie dieß nicht mehr allein, sondern unter dem Drucke der Ereignisse auch Parteigenossen zu werden begannen; mehr oder minder zufällige Anstöße gaben, wie immer in solchen Fällen, die eigentlich gleichgültige Veranlassung, um die innere Dissonanz laut werden zu lassen. Schon bei der Einsetzung der provisorischen Centralgewalt, 24. Juni 1848, stand er in schroffer Opposition gegen die damaligen Führer seiner eigenen Partei, ebenso in anderen praktischen Fragen. Da er fühlte, daß eine Verständigung unmöglich sei und daß die Dinge einen Lauf nahmen, den er für unheilvoll hielt und der auch wirklich, was den nächsten Erfolg betraf, ein solcher wurde, trat er schon im August aus dem Parlament aus, während sein Name noch bis zum 30. September die Redaction der „Deutschen Zeitung" repräsentirte, obgleich sie thatsächlich in andere Hände übergegangen war. Ein Ausflug nach Italien sollte ihm körperliche und geistige Sammlung und Kräftigung wiedergeben und schien das auch gethan zu haben, denn nach seiner Rückkehr im Winter 1849 versuchte er es wenigstens als politischer Tagesschriftsteller in der „Deutschen Zeitung", obwohl er ihre Redaction nicht wieder übernahm, sondern ihr nur wie andere Koryphäen der bundesstaatlich-constitutionellen Partei, Dahlmann, W. Beseler, Paul Pfizer und von den jüngeren Häusser, seine „Mitwirkung" zusagte, noch einmal in alter Weise als Mentor auf die Nation einzuwirken. Aber innerhalb eines Jahres hatten sich nicht sowohl die Gesinnungen und Ueberzeugungen der Menschen, als vielmehr ihr Verhältniß zu der objectiven Macht wirklicher Ereignisse so gründlich geändert, daß sich ganz von selbst auch eine totale Veränderung in der Stellung einer Zeitung zu ihrem Publicum, oder jetzt ihrer Partei ergab. Er empfand, daß er auch in dieser Art nicht mehr in der früheren

Weise thätig zu sein vermöge, und zog sich allmählich von dieser seiner eigentlichen Schöpfung zurück. Eine kurze Episode im Winter 1850 abgerechnet, wo er eine diplomatische Mission für Schleswig-Holstein übernahm, dessen Geschicke seit der berühmten, von ihm angeregten und verfaßten heidelberger Adresse von 1846, der Antwort auf den „Offenen Brief" des Dänenkönigs, ihm mehr als irgend etwas Anderes mit seiner Ehre und seinem Gewissen verflochten erschienen, hörte damit für ihn auch jede andere Theilnahme an der praktischen Politik auf.

Vom April 1849 ist die Vorrede zum ersten Bande des „Shakespeare von Georg Gottfried Gervinus" datirt, dem in rascher Folge innerhalb Jahresfrist drei andere stattliche Bände folgten. Nicht die erstaunliche Arbeitskraft, die sich darin offenbart, ist das eigentlich Erstaunliche daran. Schon die bisherige literarische Laufbahn des Verfassers hatte gezeigt, daß es ihm darin nicht leicht ein Anderer unter allen seinen deutschen Fachgenossen gleich, Keiner zuvor zu thun vermöge. Wenn nun auch in Anschlag gebracht wird, daß der Gegenstand des Werkes von jeher und schon von der frühesten Jugend nicht bloß mit dem Interesse des Verfassers, sondern wie immer mit seiner eigentlich productiven Thätigkeit, mit seinen eigentlichen Studien und Forschungen aufs innigste verwachsen war, wie er dieß noch zuletzt in dem Vorworte selbst bekennt, nachdem er es früher bei jeder ihn darauf führenden Veranlassung schon ausgesprochen, so setzt doch alles das, was zum letzten Ausbau eines solchen Werkes gehört, ehe es fertig und geglättet in die Oeffentlichkeit tritt, eine solche Masse von geistiger Anstrengung voraus, daß es bei jedem Anderen unbegreiflich wäre, wie dafür gerade in dieser Zeit, in welcher die politische Thätigkeit des Mannes an Umfang und Intensität die aller Anderen übertraf, Athem und Muskelkräfte ausreichten.

Aber etwas Anderes ist doch noch erstaunlicher oder, wenn man es begreift, lehrreicher für die innere Structur seines Verfassers. Wer, außer einem ganz auf sein geistiges Dachstübchen isolirten Gelehrten alten Stils, wäre damals, wo die Geschicke der Nation einer revolutionären Katastrophe von unermeßlichen Dimensionen nicht entgegen zu eilen, sondern von ihr erfaßt zu sein schienen, jener abstracten Resignation fähig gewesen, um mit jener Freiheit der Seele, die nicht bloß nach der Versicherung des Verfassers, sondern nach der

Empfindung jedes urtheilsfähigen Lesers über diesem Buche waltet, vier Bände über Shakespeare zu schreiben? Gervinus selbst hat nun zwar mit Hülfe seiner Reflexion den inneren Zusammenhang zwischen seinem Thema und den Schwingungen der Zeit herzustellen versucht und sich selbst gegenüber wohl auch hergestellt, aber wenn er sagt, daß ihm „in diesen Regungen des äußeren Lebens ein Ort der Sammlung und Gemüthsfassung, mitten im Forschen nach den gemeinen Hebeln, die die geschichtliche Welt bewegen, die Erhebung der Seele über die Niederungen der Wirklichkeit weg ein Bedürfniß geblieben, das sich nicht abweisen ließ", so genügte das ihm selbst, aber nicht dem Urtheil der Anderen, das von einem Manne seiner Art und seiner Stellung zur Nation in solchem Moment doch wohl ein ganz anderes Zeugniß seiner Geistesarbeit für die gemeinsamen höchsten Ziele der Nation verlangen durfte.

Sehen wir davon ab und betrachten das Werk losgelöst von allen Voraussetzungen der Zeit und des Ortes, so enthält es, wie bekannt, nichts weiter als die möglichst nachdrückliche und möglichst gründliche Durchführung seiner schon oft bei anderer Veranlassung kundgegebenen Ansicht über Shakespeare. Er findet in ihm die Befriedigung aller seiner eigenen poetischen Bedürfnisse, folglich den absolut vollendeten Dichter der Neuzeit, dem im Alterthum auf einem uns doch in vielen Dingen fremd gewordenen Boden in ebenso einsamer Größe Homer gegenübersteht. Es ist also eine Apologie Shakespeares, zwar nicht als solche gemeint, aber doch dazu geworden, und zwar eine solche, die mit Hülfe der Reflexion alles und jedes, was von Seiten der verschiedenartigsten Standpunkte der Kritik an Tadel und Ausstellungen vorgebracht worden ist oder werden kann, vermeintlich vollständig und für immer widerlegt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die eigenthümliche Anziehungskraft, die Shakespeare auf diesen seinen grenzenlosesten Panegyriker geübt hat, im Wesentlichen gerade darin zu suchen ist, wodurch er nicht als Dichter, sondern rein stofflich wirkt, denn für das eigentlich Poetische, für die eigentlich gestalt- und lebengebende geheimnißvolle Kraft, der ein Kunstwerk entstammt, hatte der Verfasser der „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" schon dort alles und jedes Verständniß abgewiesen, weil es jenseit des Bereichs seiner Natur lag. Denn dieß und

nichts Anderes besagen seine schroffen Erklärungen, daß er kein Aesthetiker sei und daß seine Art, die Poesie zu erfassen und darzustellen, nichts mit der Aesthetik zu thun habe. In Betreff der stofflichen Wirkung, die Shakespeare auf ihn übte, legen besonders die Abschnitte des vierten Bandes, die den Gesammttitel „Shakespeares Charakteristik" führen, ein unwidersprechliches Zeugniß dafür ab, daß er auch diesen seinen idealen Dichter genau von dem Augpunkte aus betrachtet, der alle seine bisherigen literargeschichtlichen Studien beherrscht, nur daß derselbe hier, wo es einem fremden und nicht einem deutschen Dichter gilt, nach deutscher Art mit ehrfurchtsvoller Pietät in Anwendung gebracht wird, von welcher er sich natürlich einem Goethe, Schiller, Jean Paul u. s. w. gegenüber durch das Bewußtsein seines kritischen Berufes und Rechtes vollkommen dispensirt fühlt.

In der Vorrede zu dem eben besprochenen Werke hatte er ein anderes noch umfänglicheres angekündigt: „Meine Absicht war und sie ist es noch, an den Schlußsatz der historischen Darstellung unserer Literatur anzuknüpfen und den Versuch zu wagen, die Geschichte unserer Zeit zu schreiben, und so dem deutschen Volke wie im Spiegel das Bild seiner Gegenwart zu zeigen, ihm seine Schmach, seinen Beruf, seine Hoffnungen vorzuhalten, ihm die Züge und die Natur des ganzen Körpers und Geistes dieser Zeit zu deuten, die mehr und mehr eine große und bedeutungsvolle zu werden und die Mühe des geschichtlichen Beobachters zu lohnen verspricht." Aber ehe dieses große angekündigte Werk ins Leben trat, erschien im Herbst 1852 die „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" selbständig in dem Umfange von fast 200 Seiten, wodurch sich ihre Abtrennung von dem Körper, zu dem sie gehörte, aus praktischen Gründen rechtfertigen sollte. Tiefer besehen, wäre aber auch aus andern Gründen für diese Einleitung eine andere als eine solche, auch äußerlich selbständige Gestalt gar nicht denkbar gewesen, denn sie ist eigentlich nichts mehr und nichts minder als eine Philosophie der Geschichte, soweit ihr Verfasser zu einer solchen befähigt war. Er selbst würde zwar eine solche Bezeichnung mit aufrichtiger Entrüstuug zurückgewiesen haben, uns Andern liegt aber kein Hinderniß vor, der Sache ihren rechten oder allgemein gebräuchlichen Namen zu geben. Denn es handelt sich hier um nichts Geringeres, als den innern

Gehalt der Gegenwart aus der Betrachtung des ganzen bisherigen Ganges der geschichtlichen Entwickelung zu erschließen, also um ein Aufdecken der Gesetze, nach denen sich die Geschichte nicht als ein Aggregat zufälliger, oder von dem Willen und der Kraft der Individuen abhängiger Ereignisse, sondern als eine logische Nothwendigkeit vollzieht. Daß hier unter „Geschichte" nur die Evolutionen des Staates und der politischen Formen gemeint sind, versteht sich bei Gervinus von selbst. Der Kern seines ganzen Verhältnisses zu ihr war ja eben, wie sich gezeigt hat, von Anfang an kein anderer. Daß diese beherrschenden Gesetze nicht von Außen her, von dem Standpunkte eines bestimmten umfassenden Systems der geistigen Durchdringung der objectiven Welt, von einer Schulphilosophie aus hereingetragen, sondern aus den Thatsachen selbst abstrahirt werden sollen, ist eine gleichfalls selbstverständliche Voraussetzung, die auch von der negativen Seite vollständig genug durchgeführt wird. Denn Gervinus hatte von jeher alles, was eigentliche philosophische Speculation heißt, als für ihn unbrauchbar, gänzlich bei Seite gelassen und nach seinem Ausdrucke als Sophistik oder Mystik, für eine bloße Verirrung des menschlichen Geistes gehalten. Aber die Art, wie hier jene bestimmenden Gesetze gewonnen werden, war doch im letzten Grunde nicht etwa die der eigentlichen Induction, auf die es hier wie in der exacten naturwissenschaftlichen Forschung abgesehen sein sollte, sondern nichts weiter als eine Uebertragung des doctrinären Systems des Politikers auf das Material der Geschichte, das sich diesem fügen mußte, gleichviel ob es wollte oder nicht. Daher denn die vielen klaffenden Widersprüche, die mit leichter Mühe aufzudecken sind, die fortwährende ermüdende Parallelisirung der verschiedenen historischen Entwickelungsperioden, um in diesen allen, so disparat sie auch in ihrem Wesen sein mögen, doch das Vorkommen derselben Erscheinungen (eben jener angeblichen herrschenden Gesetze) aufzuweisen, und die Nebelhaftigkeit der Ergebnisse oder dieser ermittelten leitenden Gesetze des Weltganges.

Die Wirkung dieses geschichtsphilosophischen Glaubensbekenntnisses war für die Person des Verfassers eine in jedem Sinne unerwartete. Da er selbst durch die Thatsachen der Geschichte aus seiner früheren Stellung als eigentlicher politischer Führer der Nation verdrängt war, so konnte jetzt die gänzlich unveränderte

Wiederholung seiner alten Doctrinen keinen Eindruck auf alle die machen, die so oder anders es sich angelegen sein ließen, den Aufgaben der Wirklichkeit gerecht zu werden; ebenso wenig durfte er darauf rechnen, die theoretische Betrachtung der Geschichtsentwickelung, gleichviel von welchen Principien sie ausging, zu seiner Auffassung zu bekehren, die Anderen, von jeher, und mit Recht, doch nur als ein subjectiver Empirismus gegolten hatte.

Dagegen ergriff die damalige absolutistische Reaction, die in Baden, dem Domicil des Verfassers, bekanntlich mit besonderer, wenn auch schnell beseitigter Schärfe vorzugehen pflegte gegen alles, was ihr mit der verhaßten idealistisch-liberalen und nationalen Bewegung von 1848 zusammenzuhängen schien, einige arglos gemeinte, aber allerdings durch Rabulisterei leicht zu verdrehende Sätze, um darin die Absicht, „auf die Herabwürdigung der monarchischen und Anpreisung der republicanischen Verfassung einzuwirken", nachzuweisen. Der eingeleitete Hochverrathsproceß endete, wie sich selbst unter den damaligen Umständen voraussehen ließ, mit einer gänzlichen Freisprechung des Angeklagten, wirkte aber auf diesen, der nie in einer ähnlichen Situation gewesen und der, nach seiner ganzen Art, gar keinen Maßstab für die Beurtheilung der Thatsächlichkeit politischer Zustände besaß, im höchsten Grade verstörend.

Er glaubte in seiner Person, wie es auch wirklich gemeint war, die Unabhängigkeit der ganzen deutschen Wissenschaft in Gefahr gestellt, während er doch an dem jämmerlichen Erfolge dieses Verfolgungsversuches nur die Schwäche der Feinde hätte abnehmen sollen. Ihre Stupidität, sich an ihm zu vergreifen, der sich seit 1848 als durch den Gang der deutschen Entwickelung selbst beseitigt genügend dargethan hatte, nahm er für einen Beweis, daß er nach wie vor an der Spitze der politischen Bewegung der Zeit stehe, und die allgemeinen Sympathien, welche ihm theils aus gerechter Anerkennung seiner großen Verdienste um die Schulung des nationalen Geistes in einer früheren Periode, theils als dem Opfer einer allgemein verhaßten und verachteten Clique von Intriguanten entgegen kamen, die damals momentan die Leitung der deutschen Dinge an sich gerissen hatten, hielt er für ein Zeichen, daß die Nation ihre Verpflichtung gegen ihn nach wie vor erkenne, nach wie vor in ihm ihren Mentor in ihrem praktischen Verhalten

zu der deutschen Frage verehre, folglich auch ihm gehorchen müsse oder dazu verpflichtet sei durch ihr eigenes Zeugniß.

Vom Mai 1855 ist das in Form einer Widmung an seinen verehrten Lehrer und väterlichen Freund F. Chr. Schlosser gefaßte Vorwort zum ersten Bande der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen“ datirt. Ausdrücklich bekennt sich dieselbe als eine unmittelbare Fortsetzung von Schlossers „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“. „Das Buch will die Zeit des Truges und der Lüge, des Trotzes der Machthaber und der Schlaffheit ihrer Beamten, die Zeit der Protocolle und Congresse, der politischen Verfolgungen und Verschwörungen, der Hoffnungen und der Täuschungen seit 1815 darstellen, bei deren Eintritt Sie Ihre Erzählung abbrechen.“ Acht umfangreiche Bände haben innerhalb 11 Jahren, bis 1866, mehrere in zwei Abtheilungen erschienen, diese Aufgabe für die Zeit von 1815—1830 bis hart nach der Julirevolution zu lösen versucht. Wäre das Werk in gleichem Maßstabe weiter fortgeführt, so würde es bis an die unmittelbare Gegenwart heran mindestens zu der drei- oder vierfachen Stärke angeschwollen sein. Wenn nun auch das Publicum kein Recht hat, dem Autor den Umfang seiner Production vorzuschreiben, so nimmt es sich doch das Recht, nur so viel zu lesen, als es verständiger Weise zu bewältigen vermag. Als Repertorien geschichtlichen Materials würde man sich solche bändereiche Ungeheuer zu praktischen Zwecken wohl brauchbar denken können, als geschichtliche Lectüre für Gebildete, was Gervinus allein beabsichtigt hatte, sind sie durch sich selbst unmöglich. Doch wäre es unrichtig, den entschiedenen Mangel an Theilnahme, der an der Stelle hochgespannter und pietätvoll gesteigerter Erwartungen diesem Werke je länger je mehr ein bloß bibliographisches Dasein verlieh, nur auf Rechnung solcher äußeren Umstände zu setzen.

So wenig urtheilsfähig auch die Durchschnittsmasse der Leser sein mochte, hier wurde doch ihre Kritik allzu sehr herausgefordert. Es waren vielleicht weniger die Mängel der Schule Schlossers, an denen sie Anstoß nahmen, obgleich diese, weil mit dem innersten Wesen des Autors verwachsen, gerade an einem solchen Stoffe sich am meisten fühlbar machen mußten: jene völlig zufällige Art, mit welcher das Quellenmaterial zusammengebracht und in welcher es verwerthet war, jene völlige Unfähigkeit, geschichtliche Vorgänge

anschaulich und als concrete Gestaltungen des Lebens vor dem inneren Auge des Zuschauers aufsteigen zu lassen, jenes bloße Einsetzen der Reflexion über die Dinge und Menschen, statt die Dinge und die Menschen zu geben. Auch die absolute Unfähigkeit, den weitverstreuten Stoff irgend wie übersichtlich und nach den natürlichen Gesetzen der historischen Composition zu gruppiren, hätte man sich bei uns, wo man in dieser Hinsicht äußerst nachsichtig ist, noch gefallen lassen. Aber es war selbst der deutschen Lesergeduld und ihrem unvertilgbaren Tic für alles, was nicht gerade deutsch ist, zu viel zugemuthet, daß sie hier durch zwei starke Bände hindurch mit den innerlich absolut hohlen, äußerlich meist langweiligen Farcen der Militärrevolutionen in Italien, Spanien, Portugal und in den amerikanischen Colonien sich herumschlagen sollte, daß zwei andere Bände und noch ein gutes Stück eines dritten kaum ausreichten, um die Geschichte der griechischen Revolution und der ersten Gründungsversuche des griechischen Staates nicht zu erzählen, sondern durchzureflectiren, während man gerade damals, durch drastische Thatsachen belehrt, in Deutschland endlich angefangen hatte, diese ganze Erscheinung des angeblich wiedererstandenen Hellas nach ihrem wahren Werthe, vielleicht unter ihrem wahren Werthe zu taxiren. Daß in allen acht Bänden für eigentlich deutsche Dinge Alles in Allem kaum 500 Seiten übrig blieben, erschien als die natürliche Folge und Folie jener Verschwendung des Raumes und des Eifers der Darstellung an alles, was nicht deutsch war, gleichsam als hätte sich der Verfasser vorgesetzt, das, was er einst seinem Lehrer nachgerühmt, er habe für alles Andere, nur nicht für deutsche Dinge Interesse, auch für sich selbst in seinem Hauptwerke zur Geltung zu bringen.

Als daher der Verfasser mit dem achten Bande, der gerade in dem Wendepunkte der neuesten deutschen Entwickelung 1866 erschien, die Lust zur Fortsetzung verlor, verhielt sich das Publicum sehr gleichgültig. Daß er nach seinem eigenen Glauben darum sich zurückzog, weil er die deutsche Nation auf einem nach seiner Meinung heillosen Wege und aller Belehrung unzugänglich sah, hatte er ihr nicht vorenthalten, aber sie freilich durch seine strafende Mahnung nicht zur Umkehr bewegen können. Noch einmal faßte er die Summe seiner Beschwerden gegen diese Nation in der Vorrede zum ersten Bande der fünften Auflage seiner „Geschichte der

deutschen Dichtung" zusammen, welcher er in der letzten Zeit seines Lebens seine Kraft ausschließlich widmete. Vorher hatte er auch noch Zeit behalten, 1865 einen schon früher öfter hingeworfenen Lieblingsgedanken, die Parallelisirung von Shakespeare und Händel, in seinem „Shakespeare und Händel, ein Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst" durchzuführen. Aber damit verwundete er das Gefühl seiner Landsleute doch allzu stark; er muthete ihnen zu, nicht bloß seinem exclusiven Händel=Cultus, wie in der Poesie seinem allein=seligmachenden Shakespeare=Dogma unbedingt beizupflichten, sondern auch ihren Mozart, Haydn, Beethoven als Verderber der wahren Kunst aus ihrem Herzen zu exiliren. Von Seiten der Fachwissenschaft war es ein Leichtes, dem Verfasser nachzuweisen, daß er nichts weiter als ein ungründlich unterrichteter Dilettant sei; aber er selbst erhob auch nicht die Ansprüche eigentlicher Kennerschaft, sondern glaubte sich berechtigt, diese Kunst, sowie jede andere mit dem Maßstabe der allgemeinen Bildung und der höchsten ethischen Interessen der Nation zu messen. Hatte er es doch mit der Poesie und sogar mit der Malerei, der er noch ferner stand, nicht anders gehalten, und da hatte man es sich principiell gefallen lassen. Denn ein Menschenalter früher hatte er in seinen „Venetianischen Briefen über neudeutsche und altitalienische Malerei" das Nazarenerthum der damaligen münchener Schule aufs schärfste und unter lautem Beifall aller Freisinnigen und dem Fortschritt Huldigenden, deren Mehrzahl freilich weder ein neudeutsches noch ein altitalienisches Bild gesehen, geißeln dürfen.

Keine Frage, daß die harte Zurückweisung, die seine letzte selbständige Schrift erfuhr, noch mehr verbitternd auf ihn einwirkte und daß sich zum Theil wenigstens daraus der schneidende Ton erklärt, mit welchem er in der öfters erwähnten Vorrede, geschrieben im November 1870, der deutschen Nation die seit Jahrhunderten entbehrte volle Siegesfreude und die noch größere und reinere, daß der Sieg allein durch ihre Kraft in ihrer Vereinigung gewonnen sei, zu vergällen sich bemühte. Daß er, der sich immer als den Historiker an sich gefühlt und bekannt hatte, jetzt dazu kam, aller geschichtlichen Wahrheit ins Gesicht zu schlagen, indem er in die Seele seiner großen Todten seine eigene Verbitterung hineinescamotirte, daß er, der gelehrte Kenner der deutschen Entwickelung, sogar zu der albernsten Fiction der rohesten Unwissen=

heit, dem schon 1848 abgenutzten Gewäsche von den Stammeseigenthümlichkeiten der Reuß-Greizer und Lobensteiner griff und selbst einen Jacob Grimm in die Mitschuld solcher Absurditäten zu ziehen versuchte, hat von allen Seiten die gebührende Zurechtweisung erfahren. Ihm selbst aber ist durch seinen raschen Tod das Aeußerste erspart worden, was einem anderen der alten göttinger Sieben (Ewald) zu Theil wurde: in den Protocollen des deutschen Reichstags als einziger Gesinnungs- und Parteigenosse zwischen Bebel und Schraps zu figuriren. Daß er aber doch noch, er, der Eine gegenüber Allen den Muth hatte, seine Ueberzeugung laut zu bekennen, mag ihm immerhin als ein Beweis der Integrität und Ehrlichkeit seines Wesens, die er in seinem ganzen Leben bei jeder Gelegenheit bethätigte, angerechnet werden, und ist wenigstens ehrenvoller als die Faust in der Tasche, die andere gleichfalls wie er von der Nation nicht gehörte Mentoren ballen, denen es unerträglich ist, daß die Weltgeschichte und die deutsche Nation eine andere Bahn wandeln, als ihnen die Weisheit der Doctrin vorgezeichnet hat.



Anmerkungen.*)

1) (S. 5) Unter allen Darstellungen der deutschen Entwickelungsgeschichte hat Wachsmuths Geschichte deutscher Nationalität das Element der Stammestypen und ihren Einfluß auf die verschiedensten Erscheinungen des deutschen Lebens am meisten beachtet. Nur gerade das politische Gebiet ist in diesem ebenso anregenden wie gehaltreichen Werke weniger betont, und noch weniger in seiner Bedingtheit von der Stammesbasis dargestellt. Müllers Geschichte der deutschen Stämme und ihrer Fürsten beschränkt sich auf die äußeren Thatsachen. Türks Forschungen, die noch am meisten die Bedeutung des stammhaften Moments würdigen, beschränken sich doch nur auf die ältere Zeit. Einzelnes ist in manchen monographischen Arbeiten hervorgehoben, doch selten richtig motivirt und noch weniger durch umfassende Parallelen auf die gebührende geschichtliche Höhe gehoben.

2) (S. 8) Einh. Vit. Karoli M. 23 'Vestitu patrio id est francico utebatur.'

3) (S. 10) Was seine prägnanteste Formulirung in dem Glückwunsche des Avitus, Metropolit von Vienne, des ersten Geistlichen der katholischen Kirche unter der Herrschaft der damals noch ketzerischen Burgunden gefunden hat: 'Si quidem et occiduis partibus in rege novo non novi jubaris lumen effulgurat etc.' Das Schreiben des römischen Bischofs Anastasius hat wohl gleiche Tendenz, aber hält sich doch mehr in allgemeinen Phrasen, aus denen sich nicht so recht entnehmen läßt, ob man in der Hauptstadt des katholischen Abendlandes, wo damals ein Ketzer, Theodorich der Gote, als weltlicher Herr gebot, die ganze Tragweite der Bekehrung Chlodwigs verstand.

4) (S. 11) Wie die bekannten Formeln in dem Eingange der Urkunden und Erlasse des specifisch christlichen Königs und Kaisers mit gleichsam concentrirter Energie und Naivetät darthun, so z. B.: 'Regnante Domino nostro Jesu Cristo in perpetuum Ego Karolus gratia Dei rex et rector

*) Nur die mit * bezeichneten Anmerkungen sind vom Herausgeber, alle anderen rühren von H. Rückert her.

Francorum et devotus sanctae ecclesiae defensor humilisque adjutor', oder 'Karolus gratia Dei rex regnique Francorum rector et devotus sanctae ecclesiae defensor atque adjutor in omnibus apostolicae sedis', oder wie der Kaiser an den Papst über ihren beiderseitigen Beruf sich erklärt: 'Nostrum est sanctam Ecclesiam ab incursu paganorum foris defendere et intus catholicae fidei agnitione munire; vestrum est elevatis manibus nostram adjuvare militiam.' Der selbständige Beruf der Kirche ist hier auf ein Minimum reducirt, während sie theoretisch doch schon ein Maximum forderte. Der Cäsaropapismus ist von Anfang an dem Wesen des fränkischen Staates eingeprägt und schon die ersten Merovinger haben sehr entschiedene Tendenz dazu bekundet. Schon Chlodwig war als halber Heide nicht frei davon, noch stärker trat sie in seinen im Christenthum geborenen Nachfolgern heraus, namentlich in Chilperich von Neustrien und Gunthram von Burgund, seinen Enkeln. Daß die späteren Merovinger auch hierin von den hochgespannten Forderungen der früheren Zeit abgingen, ist nur ein Zeichen des allgemeinen Verfalls im Königshause der Franken. Das neue Geschlecht hat auch hierin wieder in die alte Bahn des fränkischen Staats- und Herrschaftsbegriffs eingelenkt. Die apostolische Salbung Pipins und seiner Söhne war die symbolische Weihe des geistlich-weltlichen Berufs des fränkischen Königthums und die Kaiserkrone nichts weiter als eine nicht specifisch, sondern nur gradweise davon unterschiedene Bestätigung desselben.

5) (S. 12) Dieser despotische Zug im fränkischen Staatswesen, der so sehr mit der altgermanischen Beschränkung der königlichen Gewalt contrastirt, ist verschieden motivirt worden. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, II, 137, hält ihn für ein späteres Erzeugniß auf früher römischem Boden und unter dem Einfluß römischer Zustände. Dagegen hat Roth, Beneficialwesen, S. 130, 72, mit Recht bemerkt, daß er sich von dem Moment an nachweisen lasse, wo eine fränkische Monarchie existire. Der römische Einfluß kann also nicht dafür maßgebend gewesen sein. Childerich war, wie seine Schicksale zeigen, schon ebenso mit despotischen Gelüsten erfüllt wie sein Urenkel Chilperich, obgleich jener fast nur über deutsche Lande und Leute gebot. Daß römischer Einfluß dabei mitgewirkt hat, soll zugegeben werden, aber nur insofern, als überhaupt die fränkische Stammeseigenthümlichkeit wesentlich durch die unaufhörlichen und intensiven Reibungen mit den Römern — von Augustus an bis auf Childerich sind fast 500 Jahre fortwährender Kämpfe, angeblicher Unterwerfungen, Verpflanzungen, Vertilgungsversuche über die Sicambern, den tonangebenden Bestandtheil der Franken, hingegangen — herausgebildet worden ist. Dieß ist aber in einer Zeit geschehen, die Jahrhunderte lang vor der angeblichen Romanisirung des Volkes oder des Staates liegt. Wie gezeigt wurde, braucht man weder hier noch sonst in der Erklärung des fränkischen Volksthums zu dieser Hypothese seine Zuflucht zu nehmen. Das römische Element hat hier und anderwärts nur anregend und befruchtend, respective auch zerstörend und auflösend gewirkt, aber die ursprünglich deutsche Art der Franken nicht umzugestalten vermocht.

6) (S. 15) Der classische Ausdruck für dieß echt fränkische Selbstbewußtsein findet sich in dem Prologe der Lex Salica, der durch innere Gründe — seine Vollständigkeit und die deutlichen Spuren seiner ehemaligen gereimten Gestalt — als der älteste unter allen erhaltenen anzusehen ist. Waitz, Das alte Recht der Salischen Franken, S. 36 fg., setzt ihn an das Ende des sechsten Jahrhunderts. Die Einwendungen, die gegen diese Zeitbestimmung gemacht worden sind, haben keine Beweiskraft. Eher könnte man ihn für noch älter als für jünger halten. In bester Gestalt findet er sich bei Merkel, Lex Salica, S. 93, da heißt es: 'Gens Francorum inclita auctore Deo condita fortis in arma firma in pacis foedere profunda in concilio corporea nobilis incolumna candore forma egregia audax velox et aspera ad catholica fide nuper conversa et immunis ab haerese etc. Vivat qui Francos diligit Christus eorum regnum custodiat rectores eorum lumen suae graciae repleat etc.' Dazu noch in einer späteren Fassung (a. a. O. 94): 'quia ceteris gentibus iuxta se positis fortitudinis brachio praeminebant ita etiam legis auctoritate praecellerent.'

7) (S. 17) Beda, Hist. Eccl., V, 11: 'Non enim habent regem antiqui Saxones sed satrapas plurimos suae genti praepositos qui ingruente belli articulo mittunt aequaliter sortes, et quemcunque sors ostenderit, hunc tempore belli ducem omnes sequuntur et huic optemperant, peracto autem bello rursum aequalis potentiae sunt omnes satrapae.'

8) (S. 17) Die merkwürdige Notiz des Hucbald in der Vita Lebuini (von 913): 'statuto quoque tempore anni semel ex singulis pagis atque ex iisdem ordinibus tripartitis singillatim viri duodecim electi et in unum collecti in media Saxonia secus flumen Wiseram et locum Marklo (Niemand wird sich zu Fr. Pfeiffers Conjectur, Germania, I, 97, 'Marsle', bekehren) nuncupatum exercebant generale concilium, tractantes, sancientes et propalantes communis commoda utilitatis juxta placitum a se statutae legis', steht gegen alle ungerechtfertigten Einwendungen gesichert da, wie schon Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, I, 66, 1, bemerkt hat. Diese Einwendungen gehen zuletzt von der auch sonst weit verbreiteten Ansicht aus, daß unsere Altvordern zu roh, vulgo zu dumm gewesen seien, um eine so treffliche Einrichtung zu schaffen, deren Identität mit den gepriesensten Gebilden der sich so unendlich klug dünkenden Neuzeit freilich jedem Blicke auffallen mußte. Es ist die älteste Erscheinung der staatsrechtlichen Form des Bundesstaates, was unsere bisherigen Darstellungen des Staatsrechtes und seiner Geschichte übersehen haben, die auch diese Institution für eine ausschließlich moderne Erscheinung erklären. Dagegen hat der berühmte Bundestag der Semnonen, Germania 39, keinen Bundesstaat zur Voraussetzung, wenn er überhaupt etwas Anderes als ein bloßes religiöses Institut war.

9) (S. 18) Bonifaz, bekanntlich selbst aus dem überseeischen Sachsen, nennt das alte Mutterland Saxonia transmarina, weil er von jenseit der See kam. Bei Paulus Diakonus tritt zuerst die Bezeichnung Angli Saxones ständig ein. Seit dem elften Jahrhundert bildete sich die Tradition, König

Egbert von Westsachsen, der erste Gesammtherrscher in England, habe 827 geboten, daß alle Juti et Saxones communi nomine Angli genannt würden.

10) (S. 26) Germania 30, giebt an, daß die Batavi populus Chattorum seien und zugleich die Motivirung ihrer Trennung von dem Stammvolke. Wichtig ist die kurze Charakteristik, die a. a. O. 30 von den Chatten gegeben wird: 'major animi vigor multumque ut inter Germanos rationis ac sollertiae — plus reponere in duce quam in exercitu', weil darin einige der wesentlichsten Züge des fränkischen Typus schon in jener Urzeit deutlich hervortreten.

11) (S. 29) Vergl. Gaupp, Das deutsche Volksthum in den Stammlanden der preußischen Monarchie (1849). Diese wenig umfangreiche, aber sehr gehaltvolle Schrift theilt das Schicksal mancher anderen nicht weniger vorzüglichen Untersuchung. Sie wird hier und da mit Achtung erwähnt, ihre Resultate aber wenig berücksichtigt. Es mag dieß zum Theil darin begründet sein, daß dieselben nicht gut in das Gewebe der gerade auf diesem Gebiete sehr verbreiteten politischen Tendenzlügen passen, zum Theil aber ist bloße Unkenntniß die Ursache davon, die den bequemen alten Weg geht, ohne sich darum zu kümmern, daß er ein Irrweg ist.

Die Zusätze slavischen Blutes zu diesem deutschen Grundstocke sind unendlich viel geringer als die vulgäre Ansicht annimmt, obgleich sie sich natürlich nicht nach Unzen abwägen lassen und obgleich sie in den verschiedenen Strichen des weiten überelbischen Colonisationsgebietes sehr verschieden an Menge gewesen sind. Eine eigentliche materielle Blutmischung zwischen den deutschen Einwanderern und den sehr dünn gesäeten slavischen Bewohnern hat so gut wie gar nicht stattgefunden: die bekannten Bestimmungen des Sachsenspiegels und aller anderen hier geltenden Rechte legen allein schon dafür genügendes Zeugniß ab. Ebenso wenig ist für die ältere Zeit eine Germanisirung im eigentlichen Wortsinn, d. h. ein bloßes Hinübertreten des slavischen Elements zu dem deutschen, ohne seine materielle Substanz zu ändern, anzunehmen. Dieser Proceß ist hier erst sehr spät vor sich gegangen und gehört eigentlich ganz der modernen Zeit an, obgleich er auch da lange nicht so ausgedehnt gewirkt hat, wie die oberflächliche Unkenntniß annimmt. Die, wie schon bemerkt, nach urkundlichen Zeugnissen an sich in den meisten dieser Landschaften nur sehr dünne slavische Bevölkerung ist von den deutschen Ansiedlern entweder einfach verjagt worden, oder freiwillig vor ihnen zurückgewichen, oder nach einem auch anderwärts über die Berührung zweier antipathischer Rassen entscheidenden Naturgesetz vor der stärkeren deutschen Art geradezu verschwunden. Fast die nämlichen Verhältnisse wie für das preußische gelten auch für das österreichische Colonisationsgebiet, auch da hat nur sehr selten und meist erst in neuerer Zeit eine Germanisirung der älteren Bevölkerung stattgefunden, und was deutsch ist, ist auch hier wie in Preußen rein deutschen Blutes. Eine wirkliche Germanisirung dagegen hat die jetzt ganz deutsch gewordenen slavischen Stämme und Völkertrümmer am oberen Main und an der Rednitz, an der Pleiße und Elster im Osterlande, an der Lüne auf dem linken Ufer der Niederelbe betroffen. Eine wirkliche Blut-

mischung zwischen Deutschen und Slaven ist auch hier fast niemals eingetreten, sondern die Slaven sind nur durch ihre deutsche Umgebung und den Einfluß der deutschen Cultur deutsch geworden, ohne ihr Blut zu ändern. Uebrigens würde diese materielle Reinheit des Blutes für die Geschichte irrelevant sein: es giebt ganz andere Momente, welche eine Nationalität bestimmen, als dieß bloß empirische. Die rein deutsche Nationalität der Bewohner des südlichen und westlichen Deutschland, z. B. gerade in den Strichen Schwabens, Baierns und der Rheinlande, welche sich mit Emphase die rein deutschen zu nennen pflegen, würde von jenem grob materialistischen Standpunkte aus großer Anzweiflung unterworfen sein, denn hier hat, wie alle geschichtlichen Thatsachen lehren, eine sehr weitgehende Vermischung der auch hier nur eingewanderten Deutschen, wenn auch einige Jahrhunderte früher, als es in Oesterreich und Preußen geschehen ist, mit den schon lange ansässigen Celten und Römern stattgefunden, welche durch kein Hinderniß der Gesetzgebung oder unüberwindliche Antipathie der Rassen aufgehalten wurde.

12) (S. 30) Vergl. oben S. 21.

13) (S. 43) Die ersten Habsburger, Rudolf und Albrecht, haben in ihrer Politik wie in ihrer Persönlichkeit noch ganz den schwäbischen Typus. Dagegen zeigt der erste, mit dem die fortlaufende Reihe der habsburgischen Kaiser beginnt, Albrecht II., schon ganz und gar den echt österreichischen Typus in Staatskunst und Persönlichkeit, aber allerdings in so eminenter Art, wie sie bei seinen Nachfolgern nicht mehr erschienen ist.

14) (S. 64) *Vergl. Grenzboten 1867, 1. Semester I, S. 130—145: „Bayrische Landes- und Volkskunde."

15) (S. 70) Cäsar, De bell. Gall., VI, 11 fg. und 21 fg., verglichen mit IV, 1 fg.

16) (S. 71) Germ., c. 4, vergl. mit 2.

17) (S. 71) Germ., c. 2.

18) (S. 72) Daß 'Germani' kein deutsches Wort ist, wußten die Römer recht wohl. Nur läßt es die bekannte Stelle Germ., c. 2, unentschieden, wenn man sie nicht im Zusammenhange, sondern abgerissen betrachtet, aus welcher Sprache es genommen ist. So konnten bald lateinische Etymologien versucht werden, wozu das geläufige 'germanus', 'echt', 'ursprünglich', die beste Handhabe bot. Strabo, VII, 1, 2, führt dabei mit seiner Umsetzung in das griechische 'γνήσιος' den Reigen, dem sich unzählige andere bis ins Mittelalter hinab anschlossen, unter denen Isidors, Or., XIV, 4, 4, Deutung 'Germania propter fecunditatem gignendorum populorum' den meisten Beifall gewann. Darüber darf man sich nicht verwundern, wohl aber, daß noch in neuester Zeit Holtzmann in seinen „Kelten und Germanen" (1855) S. 15 dergleichen aufzuwärmen und große historische Folgerungen damit zu begründen versuchte.

Allgemein angenommen darf jetzt die Ableitung aus dem Celtischen gelten. Es ist hier natürlich nicht der Ort auf das Einzelste auch nur andeutend einzugehen. Es mag an der Hinweisung auf J. Grimms Geschichte

der deutschen Sprache S. 785 und Zeuß' Gram. celt. S. 755 genügen, obgleich Beider Erklärungsversuche materiell und formell die Sache nicht erledigen.

Was die deutschen Erklärungsversuche betrifft, von den naiven und wohlgemeinten eines Aventin und seiner Zeitgenossen 'Germannen', 'Heermannen' oder 'Lanzenmänner' u. s. w., bis zu dem sinnreichen und gelehrten W. Wackernagels, Haupts Zeitschrift, IV, 80, Note 6, 'irman' 'Volk', 'gairmans' 'Volksgenosse', so darf man sie im Hinblick auf die unanfechtbare Ueberlieferung der Mitlebenden, wonach der undeutsche Ursprung des Wortes feststeht, ohne Bedenken übergehen.

19) (S. 72) Liv., XXI, 38, bezeichnet die Veragri und die Völker um den mons Penninus als Semigermani.

20) (S. 72) Germ., 46, läßt von den Peucini, Veneti und Fenni anfangs unentschieden, ob sie Germani oder nicht seien, entscheidet sich aber aus triftigen Gründen, die von der vollen Einsicht des Urtheilenden in das Wesen der deutschen Nationalität zeugen, dahin, daß die beiden ersteren unter den Begriff der Germani fallen.

21) (S. 75) Germ., 28.

22) (S. 76) Tacitus, Hist., IV, 64.

23) (S. 77) Germ., 2, enthält diesen merkwürdigen Ueberrest unseres fernsten Alterthums; daß hier ursprünglich die Ursage des menschlichen Geschlechtes oder wenigstens einer ganzen Völkergruppe gegeben werde, hat schon Wackernagel, Haupts Zeitschrift, VI, 15, ausgeführt und Kuhn, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, IV, 80, weiter erörtert. S. auch J. Grimms Geschichte der deutschen Sprache, S. 825. Aber es ist ganz in autochthonisches und nationales Bewußtsein umgesetzt, was Tacitus so bestimmt als möglich ausdrückt. Ueber diese nationale Bedeutung des Mythus verweise ich statt aller Anderen auf Müllenhoff in Schmidts Zeitschrift für Geschichte, VIII, 209, J. Grimms Mythologie, S. 318, und Geschichte der deutschen Sprache, S. 792, wo ihm sein volles Recht in dieser Hinsicht geworden ist, das namentlich bei Wackernagel etwas beeinträchtigt und verdunkelt zu sein scheint.

24) (S. 78) Germ., 2, wird dieß als licentia vetustatis einfach und genügend für die römische Denkweise erklärt.

25) (S. 78) Hist. nat., IV, 14.

26) (S. 78) Wie Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 70, thut.

27) (S. 80) Bell. Gall., IV, 1 fg.

28) (S. 80) Germ., 39.

29) (S. 82) Germ., 33.

30) (S. 82) *Diese Stelle des Tacitus, welche ein allgemeines Interesse beansprucht, lautet in der Uebersetzung: „Neben den Tencterern begegneten ehemals die Bructerer, jetzt sollen Chamaver und Angrivarier eingewandert sein, nachdem die Bructerer unter Zustimmung der benachbarten Völker vertrieben und vollständig ausgerottet waren, sei es aus Haß wegen ihres

Uebermuthes, sei es wegen der Annehmlichkeit der Beute, oder vermöge einer gewissen Gunst der Götter gegen uns. Denn nicht einmal das Schauspiel des Treffens mißgönnten sie: über sechzig Tausend fielen, nicht durch römische Waffen und Geschosse, sondern was prächtiger ist, zu unserer Augenweide. Möge bleiben und dauern den Volksstämmen wenn nicht Liebe zu uns, so doch Haß gegen sich selbst, da bei den drängenden Verhängnissen das Geschick nichts Größeres gewähren kann als Zwietracht unter den Feinden."

31) (S. 84) Agath., I, 6, nach Asinius Quadratus: *Ξύγκλυδές ἄνθρωποι καὶ μιγάδες.*

32) (S. 84) Daß Asinius Quadratus seine Deutung des alamannischen Namens von Alamannen selbst erfahren habe, wird nicht gesagt. So viel sich außerdem mittelbar von seinen Nachrichten über deutsche Dinge erhalten hat, verdient er das Lob eines gründlichen Kenners derselben. Wahrscheinlich wird er also auch so viel von der deutschen Sprache gewußt haben, um auf eigene Hand diese Erklärung geben zu können. Im Hinblick auf das im Gotischen lebendige 'alamans' und Aehnliches im Altnordischen haben auch neuere gediegene Sprachkenner sich damit befriedigt, so Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 307. Erst seit J. Grimms Einwendungen, Geschichte der deutschen Sprache, S. 498, vergl. auch Deutsches Wörterbuch, I, 218, hat man diese Erklärung angezweifelt. Doch ist nichts dagegen einzuwenden, wenn man nur beherzigt, daß der feindliche Römer den Namen im verächtlichen Sinne brauchte, während ihm eigentlich ein solcher nicht inne wohnte. Er bedeutete eben nur die 'Vereinten', und natürlich in der alamannischen Auffassungsweise selbst, im besten Sinne dieses Begriffes.

33) (S. 86) Sie gehen auf zwei unabhängige Quellen, Beda in seiner Hist. eccles. gent. Angl., V, 11, und Hucbald in seiner Vita Lebuini. Pertz, Scr., II, 351, zurück und ergänzen und stützen sich aufs beste. Wenn auch Beda erst dem achten Jahrhundert, Hucbald dem Anfang des zehnten angehört, so beziehen sich doch ihre Nachrichten auf eine weit ältere Zeit und es steht der Annahme Nichts im Wege, daß seit dem ersten Auftreten des sächsischen Volkes wenigstens dieselben Grundzüge der Verfassung gegolten haben.

34) (S. 86) Denn Marklo und nicht Marsle, wie F. Pfeiffer, Germania, I, 97, zu beweisen sucht, wird die richtige Form des Namens sein.

35) (S. 87) Am deutlichsten in der Schilderung, die Ammianus Marcellinus, XVI, 12, bei Veranlassung der großen Schlacht bei Argentoratum, 357, von der Rüstung und Zusammensetzung des alamannischen Heeres giebt.

36) (S. 87) Sybel, Die Entstehung des deutschen Königthums, S. 178, sagt ganz richtig: „Die Verwandtschaft aller Frankenkönige ist nur der sinnliche Ausdruck für die Thatsache, daß die Chatten u. s. w. sich als eine nationale Einheit fühlen gelernt hatten." Es versteht sich von selbst, daß so Etwas nicht durch bewußte Reflexion dem Volkssinne aufgedrängt werden kann.



37) (S. 91) Ammianus Marcellinus, XXVIII, 5.

38) (S. 91) Ueber die erste Fassung dieser so viel besprochenen fränkischen Trojasage s. K. L. Roth in Pfeiffers Germania, I, 33fgg.; der Pseudo-Ethicus, wo sie zuerst erscheint, wenn man dessen höheres Alter als das des Fredegar zugiebt, mag immerhin der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts angehören, keinesfalls erst seinem Ende, wie Roth, a. a. O., ohne Beweis annimmt. Daß wir in ihm keinen echten Hieronymus vor uns zu haben glauben, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung.

39) (S. 91) Vielleicht deutet schon der Name eines fränkischen Fürsten Askanius, der unter Kaiser Konstantin dem Großen als Feind der Römer erwähnt wird (s. Eumen. Panegyr., p. 11), darauf hin. Sicherer aber schon die Erwähnung des Priamus als eines fränkischen Königs, die sich in einer vor 534 vollendeten Fortsetzung der Chronik der Hieronymus findet (s. auch Roth, a. a. O., 41).

40) (S. 91) Otfrid, Evangelienbuch, I, 1, 87 fg.: 'Lás ih íú in alauuár in einen búachon, ih uueiz uuár, sie in síbbu ioh in áhtu sin Alexándres slahtu.' Wenn sich nur ermitteln ließe, in welchem Buche Otfrid dieß gelesen, ob es dieselbe Quelle gewesen ist, auf welche die in der folgenden Anmerkung besprochene Notiz zurückgeht.

41) (S. 91) Widukind, Res gest. Saxon., I, 2, 'ut ipse adolescentulus audivi quendam praedicantem'. Daneben aber führt er noch andere Traditionen an.

42) (S. 91) Paul. Diak., Hist. Langob., I, 8, und vor allen in dem Prolog. edicti Rotharis, woraus J. Grimm in Haupts Zeitschrift, V, 1, die betreffende Stelle mitgetheilt hat.

43) (S. 93) Insofern mag man immerhin Karl den Großen als Schöpfer der deutschen Nationalität bezeichnen, oder wenn man sich recht modern ausdrücken will, als denjenigen, „der zuerst das weltgeschichtliche Bewußtsein der deutschen Völker" geschaffen habe (Bunsen, Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte, I, 516). Unser ganzes Mittelalter hat dieß ebenso empfunden und nach seiner Art, nur concreter und wirksamer ausgedrückt. Wenn es alles Recht und Gericht in deutschen Landen, von den großen Satzungen der Reichsverfassung bis zu der particulären Seltsamkeit der westfälischen Fehmgerichte auf ihn zurückführte, hat es dasselbe gemeint. Aber ebenso wohl kann man auch das Verdienst der anderen Reihe, der kirchlichen Männer, als seiner Vorgänger in dem großen Werke der Amalgamirung der deutschen Stämme nach Gebühr anerkennen, ohne daß man deswegen in die überschwengliche Ausdrucksweise Leos zu verfallen braucht, der in Bonifacius den geistigen Erzeuger des deutschen Volkes sieht, Vorlesungen, I, 488, während derselbe Historiker noch in seinem Lehrbuch der Universalgeschichte, II, 3. Aufl. 177 fg., den wahren Kern dieses Gedankens ohne jene späteren Uebertreibungen ebenso geistvoll wie nachdrücklich giebt. Unter den Neueren hat offenbar Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, III, 184 fg.,

Uebermuthes, sei es wegen der Annehmlichkeit der Beute, oder vermöge einer gewissen Gunst der Götter gegen uns. Denn nicht einmal das Schauspiel des Treffens mißgönnten sie: über sechzig Tausend fielen, nicht durch römische Waffen und Geschosse, sondern was prächtiger ist, zu unserer Augenweide. Möge bleiben und dauern den Volksstämmen wenn nicht Liebe zu uns, so doch Haß gegen sich selbst, da bei den drängenden Verhängnissen das Geschick nichts Größeres gewähren kann als Zwietracht unter den Feinden."

31) (S. 84) Agath., I, 6, nach Asinius Quadratus: *Ξύγκλυδες ἄνθρωποι καὶ μιγάδες.*

32) (S. 84) Daß Asinius Quadratus seine Deutung des alamannischen Namens von Alamannen selbst erfahren habe, wird nicht gesagt. So viel sich außerdem mittelbar von seinen Nachrichten über deutsche Dinge erhalten hat, verdient er das Lob eines gründlichen Kenners derselben. Wahrscheinlich wird er also auch so viel von der deutschen Sprache gewußt haben, um auf eigene Hand diese Erklärung geben zu können. Im Hinblick auf das im Gotischen lebendige 'alamans' und Aehnliches im Altnordischen haben auch neuere gediegene Sprachkenner sich damit befriedigt, so Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 307. Erst seit J. Grimms Einwendungen, Geschichte der deutschen Sprache, S. 498, vergl. auch Deutsches Wörterbuch, I, 218, hat man diese Erklärung angezweifelt. Doch ist nichts dagegen einzuwenden, wenn man nur beherzigt, daß der feindliche Römer den Namen im verächtlichen Sinne brauchte, während ihm eigentlich ein solcher nicht inne wohnte. Er bedeutete eben nur die 'Vereinten', und natürlich in der alamannischen Auffassungsweise selbst, im besten Sinne dieses Begriffes.

33) (S. 86) Sie gehen auf zwei unabhängige Quellen, Beda in seiner Hist. eccles. gent. Angl., V, 11, und Hucbald in seiner Vita Lebuini, Pertz, Scr., II, 351, zurück und ergänzen und stützen sich aufs beste. Wenn auch Beda erst dem achten Jahrhundert, Hucbald dem Anfang des zehnten angehört, so beziehen sich doch ihre Nachrichten auf eine weit ältere Zeit und es steht der Annahme Nichts im Wege, daß seit dem ersten Auftreten des sächsischen Volkes wenigstens dieselben Grundzüge der Verfassung gegolten haben.

34) (S. 86) Denn Marklo und nicht Marsle, wie F. Pfeiffer, Germania, I, 97, zu beweisen sucht, wird die richtige Form des Namens sein.

35) (S. 87) Am deutlichsten in der Schilderung, die Ammianus Marcellinus, XVI, 12, bei Veranlassung der großen Schlacht bei Argentoratum, 357, von der Rüstung und Zusammensetzung des alamannischen Heeres giebt.

36) (S. 87) Sybel, Die Entstehung des deutschen Königthums, S. 178, sagt ganz richtig: „Die Verwandtschaft aller Frankenkönige ist nur der sinnliche Ausdruck für die Thatsache, daß die Chatten u. s. w. sich als eine nationale Einheit fühlen gelernt hatten." Es versteht sich von selbst, daß so Etwas nicht durch bewußte Reflexion dem Volkssinne aufgedrängt werden kann.

37) (S. 91) Ammianus Marcellinus, XXVIII, 5.

38) (S. 91) Ueber die erste Fassung dieser so viel besprochenen fränkischen Trojasage s. K. L. Roth in Pfeiffers Germania, I, 33 fgg.; der Pseudo-Ethicus, wo sie zuerst erscheint, wenn man dessen höheres Alter als das des Fredegar zugiebt, mag immerhin der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts angehören, keinesfalls erst seinem Ende, wie Roth, a. a. O., ohne Beweis annimmt. Daß wir in ihm keinen echten Hieronymus vor uns zu haben glauben, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung.

39) (S. 91) Vielleicht deutet schon der Name eines fränkischen Fürsten Askanius, der unter Kaiser Konstantin dem Großen als Feind der Römer erwähnt wird (s. Eumen. Panegyr., p. 11), darauf hin. Sicherer aber schon die Erwähnung des Priamus als eines fränkischen Königs, die sich in einer vor 534 vollendeten Fortsetzung der Chronik der Hieronymus findet (s. auch Roth, a. a. O., 41).

40) (S. 91) Otfrid, Evangelienbuch, I, 1, 87 fg.: 'Lás ih íú in alauuár in einen búachon, ih uueiz uuár, sie in síbbu ioh in áhtu sin Alexándres slahtu.' Wenn sich nur ermitteln ließe, in welchem Buche Otfrid dieß gelesen, ob es dieselbe Quelle gewesen ist, auf welche die in der folgenden Anmerkung besprochene Notiz zurückgeht.

41) (S. 91) Widukind, Res gest. Saxon., I, 2, 'ut ipse adolescentulus audivi quendam praedicantem'. Daneben aber führt er noch andere Traditionen an.

42) (S. 91) Paul. Diak., Hist. Langob., I, 8, und vor allen in dem Prolog. edicti Rotharis, woraus J. Grimm in Haupts Zeitschrift, V, 1, die betreffende Stelle mitgetheilt hat.

43) (S. 93) Insofern mag man immerhin Karl den Großen als Schöpfer der deutschen Nationalität bezeichnen, oder wenn man sich recht modern ausdrücken will, als denjenigen, „der zuerst das weltgeschichtliche Bewußtsein der deutschen Völker" geschaffen habe (Bunsen, Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte, I, 516). Unser ganzes Mittelalter hat dieß ebenso empfunden und nach seiner Art, nur concreter und wirksamer ausgedrückt. Wenn es alles Recht und Gericht in deutschen Landen, von den großen Satzungen der Reichsverfassung bis zu der particulären Seltsamkeit der westfälischen Fehmgerichte auf ihn zurückführte, hat es dasselbe gemeint. Aber ebenso wohl kann man auch das Verdienst der anderen Reihe, der kirchlichen Männer, als seiner Vorgänger in dem großen Werke der Amalgamirung der deutschen Stämme nach Gebühr anerkennen, ohne daß man deswegen in die überschwengliche Ausdrucksweise Leos zu verfallen braucht, der in Bonifacius den geistigen Erzeuger des deutschen Volkes sieht, Vorlesungen, I, 488, während derselbe Historiker noch in seinem Lehrbuch der Universalgeschichte, II, 3. Aufl. 177 fg., den wahren Kern dieses Gedankens ohne jene späteren Uebertreibungen ebenso geistvoll wie nachdrücklich giebt. Unter den Neueren hat offenbar Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, III, 184 fg.,

die Bedeutung Karls des Großen auch in dieser Hinsicht — für uns offenbar seine wichtigste — am gründlichsten und allseitigsten gewürdigt.

44) (S. 93) Die Kriege zwischen den einzelnen deutschen Stämmen dieser Zeit sind mit einer systematischen Wildheit geführt worden, die sich nicht allein aus der Rohheit der ganzen Periode, allerdings dem natürlichen Resultat der ärgsten Katastrophen im Leben der deutschen Völker, wie sie die Völkerwanderung in unaufhörlicher Folge herbeiführte, erklären läßt. Es ist eine wachsende Verbitterung der Gemüther darin nicht zu verkennen. Noch in den Sachsenkriegen Karls des Großen brach sie gelegentlich in gräßlicher Macht durch, wie der frappanteste Vorgang dieser Art, die von ihm befohlene Niedermetzelung von 4500 Sachsen — wie es scheint nicht einmal mit den Waffen in der Hand gefangener, sondern wehrloser — zu Verden 782 bezeugt. Dem entspricht auf der anderen Seite, was Greg. Tur., III, 7, dem König Theodorich I. über die Frevel der Thüringer gegen die Franken in den Mund legt: 'recolite Thoringos quondam super parentes nostros violenter advenisse ac multa illis intulisse mala ... omnem substantiam abstulerunt, pueros per nervum femoris ad arbores appendentes, puellas amplius ducentas crudeli nece interfecerunt, ita ut ligatis brachiis super equorum cervicibus, ipsique acerrimo moti stimulo per diversa petentes, diversas in partes femora diviserunt. Aliis vero super orbitas viarum extensis, sudibusque in terram confixis plaustra desuper onerata transire fecerunt, confractisque ossibus, canibus avibusque eas in cibaria dederunt.' Theodorich und sein Bruder Chlotar sorgten dafür, daß diese Grausamkeiten wett gemacht wurden, die sich selbst in den grausigsten Scenen der Völkerwanderung Deutsche niemals gegen ganz Fremde hatten zu Schulden kommen lassen, während sie sie unbedenklich gegen ihre Landsleute verübten.

45) (S. 94) Daß die Auflösung des karolingischen Gesammtreichs nicht durch die Kraft des Nationalbewußtseins seiner einzelnen Bestandtheile erfolgt ist — eine Ansicht, die von Vielen aufgestellt, von Gfrörer in seiner Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger auf die Spitze getrieben worden ist, bes. I, 64 fg., ist der hauptsächlich dagegen gerichteten Polemik von Wenck, Das fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdun, 1. Anhang, 361 fg. zuzugeben. Aber daß die Unhaltbarkeit des Gesammtreichs auch durch die Unverträglichkeit der einzelnen Nationalitäten sehr wesentlich veranlaßt war, hat diese Polemik, die in jeder Art über ihr Ziel hinausschießt, jedem unbefangenen Auge nicht zu verdecken vermocht.

46) (S. 95) Von vielen damals und später Lebenden erkannt, hat diese Situation doch Niemand schärfer, man könnte sagen mit dem klaren Blicke des Staatsmannes und zugleich des philosophischen Historikers aufgefaßt und beredter dargestellt als Ruotger in der Vit. Brunonis Archiepisc. Colon., 3.

47) (S. 96) Wie oben Nr. II schon ausgeführt worden ist.

48) (S. 96) Wie die von J. Grimm, Deutsche Grammatik, I, 3. Aufl., 13 fg., gesammelten Belege darthun.

49) (S. 97) Was Wenck in der Hitze seiner Polemik gegen Gfrörer, Fränkisches Reich, 210, Note 2, ganz übersehen hat.

50) (S. 97) Den freilich J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, S. 791, Note, leugnet. Ueber die Gebrauchsweise dieses lateinischen Ausdrucks, sowie die des theilweise synonymen 'Germani', 'Germania', s. H. Müller, Ueber Germani und Teutones (vor dem Verzeichniß der Würzburger Universitätsvorlesungen, 1848), und über 'Germani', 'Germania', das, wie natürlich, damals bloß eine kränkelnde Stubenpflanze der Gelehrten war, noch besonders Wenck, a. a. O., 2. Anhang, S. 372 fg.

51) (S. 97) Einen urkundlichen Beweis, daß das in der gotischen Sprache so lebendige 'thiuda', und das Adverbium 'thiudisko', neben seiner allgemein appellativen Bedeutung, 'Volk' und 'volksmäßig' auch noch als Eigennamen für das Volk im specifischen Sinne, das eigene, deutsche, verwandt wurden, kann Niemand liefern. Aber unter den vielen inneren Gründen dafür scheint mir die Verbreitung und die Popularität des Germanennamens bei den antiken Völkern keiner der am wenigsten gewichtigen. Wie hätte sich das Bedürfniß nach einer solchen Bezeichnung nicht auch bei den Deutschen selbst, wenn auch nur aus leicht erklärlicher Nachahmung des fremden Beispiels herausstellen sollen, wenn es noch keine solche gab? Daß man sich dem fremden 'Germani' nur im Verkehr mit Fremden anbequemte, war selbstverständlich und wird auch noch durch das gänzliche Absterben dieses Ausdrucks auf deutschem Boden bewiesen (s. oben die vorige Anmerkung). Daß bis zum 7. Jahrhundert hin die deutsche Bezeichnung nicht vernommen wird, hängt einestheils von der Dürftigkeit der Quellen, anderntheils von dem Uebergewicht des Stammeslebens ab, aber sie konnte deshalb doch immer daneben ihre Existenz fristen, bis sie günstigere Zeiten neu belebten.

52) (S. 97) S. Nr. 2 in dem Formelbuche des Bischofs Salomo III. von Konstanz. herausgegeben von E. Dümmler, S. 4.

53) (S. 97) Nr. 1, a. a. O. 13; Nr. 11, a. a O. 16. Für eine spätere Zeit sind alle drei Ausdrucksweisen vereinigt in Gottfrieds von Viterbo Pantheon, XVII, 469: Arnulphus totam Orientalem Franciam quae hodie Teutonicum regnum vocatur, id est Bavariam, Sueviam, Saxoniam, Thuringiam, Phrisiam et Lotharingiam rexit et totum Rhenum.

54) (S. 97) Einh. V. Kar. M., 7.

55) (S. 97) Poetae Saxon. Ann. de gest. C. M. Pertz, Mon., I, 261:

> . . . permissi legibus uti
> Saxones patriis et libertatis honore.
> Hoc sunt postremo sociati foedere Francis,
> ut gens et populus fieret concorditer unus
> ac semper regi parens aequaliter uni.

56) (S. 98) Es hätte kaum noch der Mühe bedurft, die sich Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, III, 186 fg., gegeben hat, um das Ungeschichtliche dieses angeblichen Friedensschlusses zu beweisen, da er schon längst von der neueren Geschichtsforschung in das Bereich der Sage verwiesen war.

57) (S. 98) Lex Salica, herausgegeben von J. Merkel, S. 93, III.

58) (S. 99) Ueber das Alter dieses Prologs s. Waitz, Lex Salica, S. 40 fg. Waitz hält mit Recht diesen Prolog älter als den kürzeren und scheint geneigt ihn in das 7. Jahrhundert zu setzen, was jedenfalls nicht zu frühe, vielleicht aber etwas zu spät ist.

59) (S. 99) Maßmann, Die deutschen Abschwörungs- u. s. w. Formeln, S. 185. *[Müllenhoff und Scherer, Denkmäler, 2. Aufl. LXIV, 2, S. 178.]

60) (S. 100) S. darüber die lehrreichen Bemerkungen von Waitz, Verfassungsgeschichte, III, 184 fg.

61) (S. 100) Denn der Ausdruck 'obscenus cantus laicorum', dessen sich Otfrid in seinem Prolog an Erzbischof Liutbert von Mainz bedient, bedeutet nur im Allgemeinen 'unsittlich', d. h. 'weltlich' oder 'heidnisch', nicht etwa 'schmutzig'.

62) (S. 101) Ueberschrift von Lib., I, 1: 'Cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit.'

63) (S. 101) Geschichte der deutschen Sprache, S. 499.

64) (S. 103) Widukind, R. G. Sax., I, 1.

65) (S. 103) A. a. O., II, 36.

66) (S. 103) Für die Franken bes. Kaiserchronik, 345 fg. (nach Maßmanns Ausgabe und Zählung), für die Baiern 309 fg. und 6995 fg., für die Schwaben 289 fg. und 14,633 fg., für die Sachsen 323 fg. und 15,276 fg.

67) (S. 103) A. a. O., 470 fg.

68) (S. 104) Dafür bürgt schon ihre Aufnahme in jenes große provençalische encyklopädische Werk: Elucidari de todas cauzas, woraus K. Bartsch, Provençalisches Lesebuch, 179 fg., Bruchstücke giebt.

69) (S. 104) Auszugsweise gedruckt durch W. Wackernagel in Haupts Zeitschrift, IV, 479 fg.

70) (S. 105) A. a. O., 480 fg.

71) (S. 105) S. Bartsch, Lesebuch, S. 180.

72) (S. 105) In den ersten Worten der Vorrede zu seiner Ausgabe.

73) (S. 105) Walther von der Vogelweide, herausgegeben von Lachmann, 56, 18 fg.

74) (S. 105) Neuerlich ist die fränkische Heimat des Dichters mit sehr guten Gründen wieder von F. Pfeiffer geltend gemacht worden, Germania, V, 1 fg. *[Ueber die tirolische Heimat vergl. J. V. Zingerle, Germania, XX, 257 fg.]

75) (S. 105) Wie ältere Literarhistoriker meinten, s. die Zusammenstellung in von der Hagens Minnesängern, IV, 160 fg.

76) (S. 105) Vergl. 11,347 fg. nach meiner Ausgabe des Welschen Gastes.

77) (S. 106) Es würde zu viel Raum wegnehmen, auch nur die wichtigsten Zeugnisse dieser Art hier aufzuzählen. Dafür verweisen wir nur auf einige Orte, wo man mehrere davon gesammelt findet: H. Floto, Kaiser

Heinrich IV., I, 22; Böhmer, Regesten des Kaiserreichs von 1198—1254, V, Note, und bes. VII, Note 1.

78) (S. 106) Eine gute übersichtliche Zusammenstellung des hier einschlagenden Materials hat W. Wackernagel in Haupts Zeitschrift, VI, 254, gegeben. Am meisten Ausbeute gewährt Gartneri proverb. dicter. Cod. Monac. O. 27 fg., wovon Mone in seinem Anzeiger, VII, 507 fg., Auszüge giebt. Vergl. auch a. a. O., III, 52; IV, 298 fg., und Anzeiger, Neue Folge, V, 411, das Pasquill auf den ungarischen Krieg, wo gleichfalls Uraltes nachklingt. Auf dieß Fortleben des Uralten in dem Neueren und Neuesten hat sehr sinnig J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, S. 780, aufmerksam gemacht.

79) (S. 134) *Fr. Kreyßig, Ueber die französische Geistesbewegung im neunzehnten Jahrhundert, Berlin, 1873.

80) (S. 158) *Die Theilnahme an der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte hatte sich leider auf einen so geringen Leserkreis beschränkt, daß die Zeitschrift schon 1875 mit dem Schlusse des vierten Jahrganges eingehen mußte.

81) (S. 189) *In dem Aufsatze „Die deutsche Schriftsprache der Gegenwart und die Dialekte", Kleinere Schriften, I, S. 300 fg.

82) (S. 245) *Die Redaction der schlesischen Zeitung sah sich an dieser Stelle zu folgender Bemerkung veranlaßt: „Wie weit wir in der hier angedeuteten Richtung mit der Auffassung und Darstellung unseres geehrten Mitarbeiters einverstanden sind, brauchen wir wohl nicht erst darzulegen; jedenfalls wollen wir ihm das Wort nicht verschränken." H. Rückert schrieb darüber am 15. April 1873 an Fräulein A. Sohr: „Ich erwähne noch, daß eine meiner Deductionen in Nr. V der sonst so wohlgesinnten und verständigen Redaction der Zeitung Anstoß gegeben hat, so daß sie sich gegen die Identificirung ihres Standpunktes mit dem meinigen zwar sehr höflich, aber sehr bestimmt vernehmen zu müssen glaubte. Es handelte sich darum, nachdem ich ausgeführt, daß der „Neue Glaube" ebenso wenig, wie das, was Strauß „Alten Glauben" nennt, auf Fundamenten ruht, die dem Begriffe der strengen Wissenschaft genügen, weiter zu zeigen, wie die Grenzen des religiösen Gebietes abzustecken sind, daß es neben und in seiner Sphäre gleichberechtigt mit dem wissenschaftlichen Denken, seine Stärke in der Totalität des Menschengeistes finde. Um zu dieser Grenzbezeichnung zu gelangen, warf ich resümirend einen Blick auf das bisher Ausgeführte und knüpfte damit zugleich vorbauend an das Künftige, indem ich mehr hinwarf als deducirte, wie alle Versuche, religiöse Sätze, insbesondere in der Gestalt von Dogmen — ich meinte dabei mit Fleiß das Centraldogma der Trinität — auf dem Wege der wissenschaftlichen Construction a priori zu beweisen, für den heutigen Standpunkt des Denkens als völlig unzureichend, weil in sich selbst einen Widerspruch enthaltend, gelten müßten. Die wenn auch ehrfurchtvollste Erwähnung eines solchen speciellen Dogmas oder gerade dieses, scheint den Redacteur, der augenblicklich weder an das Vorhergehende dachte, noch das Folgende berücksichtigte, kopfscheu gemacht zu haben. Ich

habe mit Fleiß mich ganz kurz gehalten und z. B. nicht einmal gesagt, daß alle solche angeblich a priorischen Constructionen von Dogmen, selbst wenn sie von einem Hegel und einem Schleiermacher herrühren, schon im Princip durch Kant widerlegt oder todt gemacht sind, aber doch wäre es vielleicht besser gewesen, Redacteur und Leser durch einen kleinen Rückblick in die Geschichte der Philosophie an das zu erinnern, was er eigentlich so gut weiß wie ich."



Uebersicht der literarischen Thätigkeit Heinrich Rückerts.*)

1844.

De Ebonis archiepiscopi Remensis vita. Dissertatio inauguralis. Berolini. gr. 8. (39 S.)

1845.

De commercio regum Francorum cum imperatoribus Orientis usque ad mortem Justiniani (565 P. Chr. N.). Dissertatio ... pro venia docendi adipiscenda d. III. M. Maii. Jenae. gr. 8. (24 S.)

1846.

In den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik".

I. Nr. 61—63. „F. W. Tittmann, Geschichte Heinrichs des Erlauchten, Markgrafen zu Meißen und im Osterlande, und Darstellung der Zustände in seinen Landen, I. II." S. 481—499.

II. Nr. 13—17. „J. E. Kopp, Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des h. römischen Reichs erstes und zweites Buch. König Rudolph und seine Zeit. I. Die allgemeinen Zustände des römischen Reichs." S. 97—135.

In der „Neuen Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung".

V. Nr. 26. „R. von Raumer, Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache." S. 101—104.

Nr. 100—102. „H. v. Sybel, Entstehung des deutschen Königthums." S. 399—408.

Nr. 238, 239. „Urkunden zur Geschichte des Bisthums Breslau im Mittelalter, herausgegeben von G. A. Stenzel." S. 950—955.

Nr. 249—251. „Correspondenz des Kaisers Karl V., mitgetheilt von K. Lanz, I." S. 994—1002.

*) Die mit * bezeichneten Aufsätze sind ohne Name des Verfassers erschienen.

1847.

In der „Neuen Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung“.

VI. Nr. 10, 11. „Kûdrûn, Die echten Theile des Gedichtes mit einer kritiſchen Einleitung, herausgegeben von K. Müllenhoff.“ S. 39—43.

Nr. 17, 18. „L. F. F. v. Strantz, Geſchichte des deutſchen Adels, urkundlich nachgewieſen, I—III.“ S. 67—72.

Nr. 30, 31. „F. Löher, Fürſten und Städte zur Zeit der Hohenſtaufen.“ S. 120—123.

Nr. 92—94. „G. Waitz, Das alte Recht der ſaliſchen Franken.“ S. 365—376.

Nr. 208—210. „Correſpondenz des Kaiſers Karl V., mitgetheilt von K. Lanz, II. III.“ S. 829—838.

Nr. 261. „Altdeutſches Leſebuch vom vierten bis fünfzehnten Jahrhundert, herausgegeben von G. K. Frommann.“ S. 1041—1042.

Nr. 279—281. „H. Reuter, Geſchichte Alexanders III. und der Kirche ſeiner Zeit, I.“ S. 1113—1123.

Nr. 303. „Flore und Blanſcheflur. Eine Erzählung von Konrad Fleck, herausgegeben von E. Sommer.“ S. 1209—1211.

1848.

In den „Grenzboten“.

II. 2. Nr. 45. *Reiſeeindrücke aus Franken und Thüringen. S. 237—242.

Nr. 49. *Staaten und Stämme in Deutſchland. S. 365—375.

In der „Land- und Stadtzeitung von Coburg“.

Nr. 7, 12 . . . *Die deutſche Oſtgrenze und ihre Gefahren.

In der „Minerva“.

IV. *Rückblick auf die Thätigkeit der deutſchen Nationalverſammlung von der Mitte des Septembers bis zur Mitte des Octobers. S. 327—359.

*Rückblick auf die Thätigkeit der deutſchen Nationalverſammlung von der Mitte des Octobers bis zur Mitte des Novembers. S. 524—562.

In der „Neuen Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung“.

VII. Nr. 63. „H. Kurz und P. Weißenbach, Beiträge zur Geſchichte und Literatur, I. 1—3.“ S. 249—252.

Nr. 152. „Die Räthſel der Vorwelt oder: Sind die Deutſchen eingewandert?“ S. 605—607.

Nr. 257—259. „G. Waitz, Deutſche Verfaſſungsgeſchichte, II.“

„A. Fr. Gfrörer, Geſchichte der oſt- und weſtfränkiſchen Karolinger (840—918), I. II.“ S. 1026—1036.

1849.

In der „Deutſchen Vierteljahrsſchrift".

XLV. 1. *Die Mediatiſationsplane der Gegenwart. S. 132—159.

In den „Grenzboten".

I. 1. Nr. 5. *Kleinſtaatelei und thüringiſche Träume. S. 179—185.

Nr. 7. *Der bairiſche Separatismus. S. 252—265.

II. 1. Nr. 31. *Aus Thüringen. S. 177—181.

Nr. 35. *Die Ultramontanen und Pietiſten in Baiern. S. 321—337.

Nr. 37. *Politiſche Bemerkungen zu der Sprachkarte von Deutſchland (von C. Bernhardi, 2. Aufl.). S. 415—421.

II. 2. Nr. 49. *Politik und Militär in Franken. S. 369—480.

*Porträts der Zeitungen in Franken. S. 480—482.

In der „Minerva".

I. *Rückblick auf die Thätigkeit der deutſchen Nationalverſammlung von der Mitte des Novembers bis Weihnachten. S. 98—146.

*Rückblick auf die Thätigkeit der deutſchen Nationalverſammlung von Weihnachten 1848 bis Ende Januar 1849. S. 320—370.

*Rückblick auf die Thätigkeit der deutſchen Nationalverſammlung im Monat Februar 1849. S. 502—537.

II. *Rückblick auf die Thätigkeit der deutſchen Nationalverſammlung von Ende des Februars bis Oſtern 1849. S. 124—183.

III. *Der preußiſche Verfaſſungsentwurf vom 28. Mai 1849 in ſeinem Verhältniſſe zu der Frankfurter Reichsverfaſſung. S. 90—148.

*Zur neueſten deutſchen Memoirenliteratur.

(„Ein Beitrag zur Geſchichte der letzten vierzig Jahre, von C. v. Martens." — „Die Wanderungen eines alten Soldaten, von Rahden." — „Die Memoiren des Grafen Henckel von Donnersmark." — „Die Denkwürdigkeiten des würtembergiſchen Generals Grafen Bismark." — „Die Denkwürdigkeiten des Ritters von Lang." — „Die Anemonen aus der Mappe eines alten Pilgermannes, von Hormayr.") S. 329—380.

IV. *Der engere Bundesſtaat und das Interim. S. 278—322.

1850.

Annalen der deutſchen Geſchichte. Abriß der deutſchen Entwickelungsgeſchichte in chronologiſcher Darſtellung. Drei Theile. kl. 8. Leipzig, T. O. Weigel.

1. Theil. Bis zum Jahre 1493. (XII. 279 S.)
2. Theil. Bis zum Jahre 1740. (VIII. 298 S.)
3. Theil. Bis zum Jahre 1848. (VIII. 232 S.)

[illegible] in Vergangenheit und Gegenwart zur

[illegible]

In den „Grenzboten“.

[illegible] Grimms Geschichte der deutschen Sprache.
S. 48—56.

[illegible] Militärwesen. S. 889—898.

In der „Minerva“.

[illegible] und geschichtlichen Vorbedingungen eines selbstän- [illegible] oder Einheitsstaates. S. 221—303.

[illegible] eigenthümlichkeiten im deutschen Volke und ihre [illegible] S. 428—470.

[illegible] Bedeutung der deutschen Alterthumskunde und [illegible] in den letzten Jahren. S. 105—152, 229—284.

[illegible] im Gebiete der Geschichtsforschung.

[illegible] über mittelalterliche Culturgeschichte.

1) „Lex Salica, herausgegeben von J. Merkel.“
2) „Die Geschichte des Longobardenrechts, von J. Merkel.“
3) „De republica Alamannorum scr. J. Merkel.“
4) „Alexander, Gedicht des 12. Jahrhunderts vom Pfaffen Lamprecht. Urtext und Uebersetzung u. s. w. von H. Weismann.“
5) „Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters, von J. G. Gräße.“ S. 500—533.

II. Schriften über neuere Geschichte. Geschichte der Gegenreformation und des dreißigjährigen Kriegs.

1) „Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern bis zu dessen Krönung in Frankfurt. Personen-, Haus- und Landesgeschichte. Durch Friedr. Hurter, I.“
2) „Das Kriegswesen der Kaiserlichen und Schweden zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs, von J. Heilmann.“
S. 618—634.

1851.

Das Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen von Thüringen, Gemahls der heiligen Elisabeth. Nach der lateinischen Urschrift übersetzt von Friedr. [illegible] von Salfeld, zum ersten Mal herausgegeben mit sprachlichen und [illegible] Erläuterungen. Leipzig, T. O. Weigel. gr. 8. (XIX. 164 S.)

In der „Minerva“.

I. Rundschau im Gebiete der Geschichtsforschung.

III. Schriften zur neuesten Geschichte (Geschichte der revolutionären Bewegungen der Gegenwart).

1) „Denkwürdigkeiten zur Geſchichte der badiſchen Revolution, von L. Häuſſer.“
2) „Beiträge zur Geſchichte der franzöſiſchen Revolution von 1789, I. Robespierres geſammelte Schriften, I. 1.“
3) „Zehn Jahre. Geſchichte der neueſten Zeit von 1840—1850, von R. Prutz.“
4) „Taſchenbuch der neueſten Geſchichte, von R. Prutz, 1. Jahrgang.“
5) „Ereigniſſe der Jahre 1847, 1848, von A. Streckfuß.“
S. 72—104.

IV. Schriften aus dem Fach der deutſchen Literatur.

1) „Geſchichte der deutſchen Literatur, von W. Wackernagel.“
2) „Ueber den Sängerkrieg auf der Wartburg nebſt einem Beitrag zur Literatur des Räthſels, von H. v. Plötz.“
3) „Oberrheiniſche Chronik, herausgegeben von F. K. Grieshaber.“
4) „Denkmäler niederdeutſcher Sprache und Literatur, von A. Höfer, I. Claus Bur.“
5) „Edelſteine deutſcher Dichtung und Weisheit im dreizehnten Jahrhundert, von Ph. Wackernagel.“
6) a. „Gregorius, von Hartmann v. Aue, überſetzt von S. O. Fiſtes.“
   b. „Erek, von Hartmann v. Aue, überſetzt von S. O. Fiſtes.“
S. 248—291.

II. Rundſchau im Gebiete der Geſchichtsforſchung.

1) „Das Königreich der Longobarden in Italien, von A. Flegler.“
2) „Das fränkiſche Reich nach dem Vertrage von Verdun (843 bis 851), von W. B. Wenk.“ S. 51—72.

III. „Aus meinem Leben. Friedrich Karl Ferdinand, Freiherr von Müffling, ſonſt Weiß genannt.“ S. 166—216, 217—348.

IV. Aus und über E. Vehſes Geſchichte der deutſchen Höfe ſeit der Reformation. 1. Abtheilung, Geſchichte des preußiſchen Hofs und Adels und der preußiſchen Diplomatie, 1—6. S. 441—487, 553—596.

1852.

Der wälſche Gaſt des Thomaſin von Zirclaria. Zum erſten Male herausgegeben mit ſprachlichen und geſchichtlichen Anmerkungen. gr. 8. Quedlinburg und Leipzig, Baſſe. (XII. 612 S.)

(XXX. Band der Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur.)

In der „Minerva“.

III. *Aus und über E. Vehſes Geſchichte des öſterreichiſchen Hofs und Adels und der öſterreichiſchen Diplomatie, I—V. S. 27—54.

IV. *„Das Leben des Feldmarſchalls Grafen York von Wartenburg, von J. G. Droyſen, 1—3.“ S. 204—230, 231—267.

*„Geſchichte der franzöſiſchen Revolution von 1789—1799, von E. Arnd, 1—6.“ S. 321—331.

1853.

Culturgeſchichte des deutſchen Volkes in der Zeit des Ueberganges aus dem Heidenthum in das Chriſtenthum. I. II. 8. Leipzig, T. O. Weigel. (VIII. 354 S.)

Geſchichte des Mittelalters. gr. 8. Stuttgart, Franckh. (IV. 357 S.)

A. u. d. T.:

Neue Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte, VII. I[b].

Bruder Philipps des Carthäuſers Marienleben. Zum erſten Male herausgegeben. gr. 8. Quedlinburg und Leipzig, Baſſe. (VIII. 391 S.) (XXXIV. Band der Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur.)

Im „Literariſchen Centralblatt“.

*„Taſchenbuch für die Vaterländiſche Geſchichte, gegründet von Joſeph v. Hormayr, fortgeſetzt von Ruthardt,“ XL. Jahrgang. S. 112.

*„J. Scherr, Geſchichte deutſcher Cultur und Sitte, I.“ S. 114.

*„Seybt, Kaiſerbüchlein mit 52 Holzſchnitten.“ S. 115.

*„Hiſtoriſches Taſchenbuch von Fr. v. Raumer, 3. Folge, 4. Jahrgang.“ S. 127.

*„Fr. v. Raumer, Vermiſchte Schriften, I.“ S. 147.

*„A. L. v. Rochau, Die Moriscos in Spanien.“ S. 377.

*‘Prince Maximilian, Memoires sur les établissements romains du Rhin et de Danube. Correspondance du ministère de l’instruction publique.’ S. 394.

*„A. v. Reumont, Beiträge zur italieniſchen Geſchichte, I. II.“ S. 666.

*„J. D. W. Richter, Geſchichte des böhmiſchen Krieges (Geſchichte des dreißigjährigen Krieges), I—III.“ S. 668.

*„M. Th. Contzen, Geſchichte Baierns.“ S. 680.

*„Geſchichte des ſchmalkaldiſchen Krieges. Nach Don Luis de Avila Zuñiga.“ S. 681.

*„W. Stirling, Das Kloſterleben Kaiſer Karl V. Aus dem Engliſchen von Lindau.“ — „Daſſelbe aus dem Engliſchen von A. Kaiſer.“ S. 696.

*„Th. Herberger, Sebaſtian Schertlin v. Burtenbach und ſeine an die Stadt Augsburg geſchriebenen Briefe.“ S. 698.

*„Steger, Geſchichte Franz Sforzas und der italieniſchen Condottieri.“ (Hiſtoriſche Hausbibliothek von Fr. Bülau.) S. 710.

*„P. Mérimée, Der falſche Demetrius. Aus dem Franzöſiſchen von Drugulin.“ (Moderne Geſchichtſchreiber, herausgegeben von Fr. Bülau.) S. 711.

*„G. H. Lentz, Geſchichte des dreißigjährigen Glaubenskrieges in Deutſchland.“ S. 779.

In der „Minerva“.

III. *Aus und über Vehſes Geſchichte des öſterreichiſchen Hofs und Adels, IV. V. VI. S. 323–350.

1854.

Culturgeſchichte des deutſchen Volkes in der Zeit des Ueberganges aus dem Heidenthum in das Chriſtenthum. II. kl. 8. Leipzig, T. O. Weigel. (VII. 527 S.)

Geſchichte der Neuzeit. gr. 8. Stuttgart, Franckh. 343 S.

A. u. d. T.:

Neue Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte, Band VII. Ic.

Im „Literariſchen Centralblatt“.

*„Hiſtoriſches Taſchenbuch, von Fr. v. Raumer, 3. Folge, 5. Jahrgang.“ S. 3.

*„Th. Carlyle, Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geſchichte, Deutſch von Neuberg.“ S. 36.

*„Zeit- und Charakterbilder aus dem Mittelalter, nach dem Altfranzöſiſchen bearbeitet von der Ueberſetzerin des Vaſari.“ S. 37.

*„Lord Caſtleraghs Denkſchriften, Depeſchen, Schriftwechſel, herausgegeben von ſeinem Bruder, Deutſch bearbeitet von Frankenberg.“ S. 37.

*„A. v. Treskow, Sir Thomas Fowell Buxton. Ein Bild des engliſchen Lebens.“ S. 38.

*„Fr. v. Ritter, Beiträge zur Regierungsgeſchichte König Ludwig I. von Baiern, I.“ S. 39.

*„W. G. F. Schenk, Wilhelm der Fünfte, Prinz von Oranien (herausgegeben von deſſen Sohn).“ S. 174.

*„Rahlenbeck, Wallenstein dans ses rapports avec la cour de Bruxelles.“ S. 174.

*„Rahlenbeck, Notice sur Laurent Ramey.“ S. 175.

*„Riehl, die Naturgeſchichte des Volkes, I.“ S. 177.

*„C. v. Schaumburg, Fürſt Biſchof Bernhard von Galen und die Stadt Münſter.“ S. 189.

*„Spanien ſeit dem Sturze Eſparteros bis auf die Gegenwart, 1843 bis 1853.“ S. 189.

*„Franz Rakoczy II., Fürſt von Ungarn und Siebenbürgen, 1703 bis 1711.“ S. 203.

*„A. Geisler, Geſchichte der neueren Zeit, 1500—1815." (Hiſtoriſche Hausbibliothek von Fr. Bülau.) S. 220.

In der „Minerva".

III. *Albaneſiſche Studien, von J. G. v. Hahn." S. 135—173.

IV. *Rundſchau im Gebiete der Geſchichtswiſſenſchaft.

1) „Deutſche Geſchichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutſchen Bundes, von L. Häuſer, I., bis zum Frieden von Baſel." S. 65—77.

2) „Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert, von Karl Biedermann, I., politiſche, materielle und ſociale Zuſtände." S. 153—162.

*„Die Könige, von Hinrichs." S. 368—379.

1855.

In der „Minerva".

I. *Rundſchau im Gebiete der Geſchichtswiſſenſchaft.

„Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814, von H. Beitzke, I." S. 104—118.

„Römiſche Geſchichte, von Th. Mommſen, I." S. 273—289.

II. „Kelten und Germanen, von A. Holtzmann." S. 73—87.

„Der bairiſche Erbfolgekrieg, von K. W. v. Schöning." S. 276—290.

III. *Rundſchau im Gebiete der Geſchichtswiſſenſchaft.

„Stein und ſein Zeitalter. Ein Bruchſtück aus der Geſchichte Preußens und Deutſchlands in den Jahren 1801—1815, von S. Stern." S. 19—36.

„Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung des Kirchenſtaats, von S. Sugenheim." S. 105—124.

IV. *„Franzöſiſche Geſchichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert, von L. Ranke, I—III," mit Berückſichtigung von „Die Jugend Caterinas de Medici, von A. v. Reumont." S. 73—102, 158—181, 207—234.

In H. Reuters „Allgemeinem Repertorium für die theologiſche Literatur und kirchliche Statiſtik".

LXXXVIII. „W. Krafft, Die Kirchengeſchichte der germaniſchen Völker, I. 1." S. 108—128.

1856.

In der „Minerva".

I. *Rundſchau im Gebiete der Geſchichtswiſſenſchaft.

„Geſchichte der Revolutionszeit von 1789—1795, von H. v. Sybel, I." S. 409—419.

II. *„Hiſtoriſches Taſchenbuch, herausgegeben von F. v. Raumer, 3. Folge, 7. Jahrgang." S. 403—406.

III. *„Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814, von H. Beitzke, II und III." S. 1—20.

1857.

Lehrbuch der Weltgeſchichte in organiſcher Darſtellung. Zwei Theile. gr. 8. Leipzig, T. O. Weigel.

1. Theil. (VIII. 600 S.)
2. Theil. (IV. 943 S.)

1858.

Lohengrin. Zum erſten Male kritiſch herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen. gr. 8. Quedlinburg und Leipzig, Baſſe. (VI. 292 S.)
(XXXVI. Band der Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur.)

1861.

Deutſche Geſchichte. 2. umgearbeitete Auflage. gr. 8. Leipzig, T. O. Weigel. (712 S.)

In Raumers „Hiſtoriſchem Taſchenbuch".

IV. 2. Deutſches Nationalbewußtſein und Stammesgefühl im Mittelalter. S. 337—404.

1862.

In den „Blättern für literariſche Unterhaltung".

Nr. 31. Ein deutſcher Kosmos des vierzehnten Jahrhunderts. (Das Buch der Natur von Konrad v. Megenberg, herausgegeben von Fr. Pfeiffer.) S. 561—567.

Im „Morgenblatt".

Nr. 47, 48, 49, 51, 52. *Aus einem Tagebuche vom Jahre 1548.
I. Fürſtliche Sollicitanten und eine gnädige kaiſerliche Strafe. S. 1118—1122, 1140—1144, 1159—1161.
II. Der geharniſchte und pompoſiſche Reichstag. S. 1205—1212, 1226—1233.

1863.

In den „Blättern für literariſche Unterhaltung".

Nr. 16. Zur Gralſage (L. Lang, Die Sage vom heiligen Gral). S. 296—298.

Nr. 19. Zur älteren deutſchen Literatur. (Deutſche Bibliothek, herausgegeben von H. Kurz, I. II. Eſopus von Burkhard Waldis.) S. 341—344.

Nr. 41. Literatur über das deutſche Kirchenlied. (1. Das deutſche Kirchenlied von der älteſten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts, von Ph. Wackernagel, 1—4. 2. Die geiſtliche Dichtung von Luther bis Klopſtock,

von Preffel, I. 3. Das evangelische Trostlied und der Trost evangelischen Liedes um die Zeit des dreißigjährigen Krieges, von Roosen.
S. 761—762.

1864.

In den „Blättern für literarische Unterhaltung".

Nr. 24. Der Dichter Angelus Silesius. (Joh. Schefflers poetische Werke, herausgegeben von D. A. Rosenthal.) S. 439—441.

Nr. 27. Dümmlers Geschichte des ostfränkischen Reiches, I.
S. 489—491.

Nr. 28. Aus Friedr. Kortüms Nachlaß. (Fr. Kortüms geschichtliche Forschungen, herausgegeben von v. Reichlin-Meldegg.) S. 521—522.

Nr. 31. Eine Episode aus der Geschichte Breslaus. (C. Grünhagen, Friedrich der Große und die Breslauer in den Jahren 1740 und 1741.)
(S. 574—575.

Nr. 50. Eine neue Ausgabe des Simplicissimus. (Deutsche Bibliothek, herausgegeben von H. Kurz, III. IV. H. J. Chr. von Grimmelshausens simplicianische Schriften, I. II.) S. 919—921.

In der „Deutschen Vierteljahrsschrift".

CVII. III. 1. *Die deutsche Schriftsprache der Gegenwart und die Dialekte. S. 93—137.

Im „Morgenblatt".

Nr. 27, 28. *Der Teufel als Sittenmaler und Moralprediger. (Des Teufels Netz, herausgegeben von Barack.) S. 625—630, 661—664.

1865.

In den „Blättern für literarische Unterhaltung".

Nr. 2. Zur Geschichte der Hohenstaufen. (E. Winkelmann, Geschichte Kaiser Friedrich II. und seiner Reiche, 1212—1235.) S. 28—30.

Nr. 7. Zur Culturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts. (Beiträge zur Geschichte Karl V. Briefe Joach. Imhofs an seine Vettern zu Nürnberg aus den Feldzügen 1543, 1544 und 1547, mitgetheilt von J. K. F. Knaake.) S. 108—109.

Nr. 8. Drei historische Vorträge. (F. W. Kampschulte, Zur Geschichte des Mittelalters. Drei Vorträge.) S. 121—122.

Nr. 11. Deutsche Charakterbilder. (H. Holland, Deutsche Charakterbilder aus verschiedenen Jahrhunderten.) S. 172—174.

Nr. 13. Zur Geschichte der Reformation. (J. Bonnet, Lebensbilder aus der Reformationszeit, deutsch von F. Merschmann.) S. 202—203.

Nr. 16. Eine neue Ausgabe der Simpliciana. (Deutsche Bibliothek, herausgegeben von H. Kurz, V. VI. H. J. Chr. von Grimmelshausens simplicianische Schriften, III. IV.) S. 250—252.

Nr. 21. Zur Geſchichte des Mittelalters. (J. Berchtold, Die Entwickelung der Landeshoheit in Deutſchland von Friedrich II. bis zum Tode Rudolfs von Habsburg, I.) S. 330—331.

Nr. 28. Wickrams Rollwagenbüchlein. (Deutſche Bibliothek, herausgegeben von H. Kurz, VII.) S. 445—446.

Nr. 30. Ein deutſcher Hiſtoriker. (Th. Bernhardt und K. v. Noorden, Zur Würdigung J. W. Loebells.) S. 474—476.

Nr. 44. Dahn über Prokopius von Caeſarea. S. 701—703.

Im „Deutſchen Muſeum“ von Prutz.

Nr. 24, 25. *Der gegenwärtige Zuſtand des Unterrichts im Deutſchen und ſein Verhältniß zur allgemeinen Bildung. S. 850—871, 881—889.

Nr. 45. Zum Andenken an E. W. Weber. S. 690—694.

Nr. 48, 49. Die ältere deutſche Literatur und das heutige Publicum. S. 777—797, 817—828.

Nr. 51. Zwei Kämpfer für die deutſche Schule als Pflanzſtätte humaner Bildung. (1. H. W. J. Thierſch, Friedr. Thierſchs Leben, I. 2. R. Dulon, Aus Amerika über Schule, deutſche Schule, amerikaniſche Schule und deutſch-amerikaniſche Schule.) S. 904—921.

In den „Grenzboten“.

II. 2. *Walther von der Vogelweide als mittelalterlicher und moderner Dichter. S. 928—944.

Im „Morgenblatt“.

Nr. 23, 24. *Aus Norddeutſchland. Land und Leute am Iſarkam. S. 548—552, 572—574.*)

Nr. 36, 37. *Aus Breslau. Die Landſchaft und die Stadt. Individuelle Typen der einzelnen Stadttheile. S. 862—864, 883—884.

Nr. 49, 50. *Breslau. Architektoniſche Bilder der Stadt. S. 1176, 1197—1199.

In Raumers „Hiſtoriſchem Taſchenbuch“.

IV. 6. Die politiſche Anlage und Thätigkeit der verſchiedenen deutſchen Stämme. S. 153—216.

1866.

In den „Blättern für literariſche Unterhaltung“.

Nr. 4, 5. Der Dramatiker Jacob Ayrer. (Ayrers Dramen, herausgegeben von Ad. v. Keller, I—V.) S. 49—53, 69—72.

Nr. 8. Zur Charakteriſtik Weckherlins. (E. Höpfner, G. R. Weckherlins Oden und Geſänge.) S. 125—126.

*) Dieſer Aufſatz iſt nur ſcheinbar unvollſtändig geblieben, er wurde in dem folgenden unter neuer Ueberſchrift fortgeſetzt.

Nr. 13. Zur Geſchichte deutſcher fürſtlicher Perſönlichkeiten des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts. (1. A. Kluckhohn, Ludwig der Reiche, Herzog von Baiern. 2. K. v. Weber, Anna, Kurfürſtin zu Sachſen.) S. 199—202.

Nr. 23, 24. Zur deutſchen Special- und Landesgeſchichte. (1. Hubmann, Chronik der Oberpfalz, I. 1. 2. v. Rotenhan, Die ſtaatliche und ſociale Geſtaltung Frankens. 3. F. Palacky, Geſchichte von Böhmen, V, 1. 4. H. Haas, Urzuſtände Alemanniens, Schwabens und ihrer Nachbarländer.) S. 359—363, 377—379.

Nr. 27. Aus Thüringens Geſchichte. (Polack, Die Landgrafen von Thüringen zur Geſchichte der Wartburg.) S. 427—429.

Nr. 29. Zur Geſchichte und Sprache der Deutſchen in Siebenbürgen. (Deutſche Denkmäler aus Siebenbürgen, geſammelt von Fr. Müller.) S. 461—462.

Nr. 30. Zur Geſchichte des Papſtthums. (H. Reuter, Geſchichte Alexander III. und der Kirche ſeiner Zeit, I—III.) S. 476—477.

Nr. 32. Ein mittelalterliches Fürſtenbild. (A. Huber, Geſchichte des Herzog Rudolf IV. von Oeſterreich.) S. 508—510.

Nr. 50. *Der literariſche Nachlaß Friedr. Rückerts. S. 796—798.

Nr. 51. Eine Kritik der deutſchen Geſchichtsquellen. (Wattenbach, Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter.) S. 810—812.

In der „Deutſchen Vierteljahrsſchrift“.

CXIV. II. Die Bedeutung der altdeutſchen Literatur und die Verſuche zu ihrer Wiederbelebung. S. 174—228.

In Pfeiffers „Germania“.

XI. Die gotiſchen abſoluten Nominativ- und Accuſativconſtructionen. S. 415—423.

In den „Grenzboten“.

I. 2. Nr. 1, 2. *Erinnerungen an Friedr. Rückert, I. II. S. 1—19, 68—80.

II. 2. Nr. 2. *Die deutſchen Mundarten und die moderne Sprachwiſſenſchaft. S. 49—68.

Nr. 4. *Fr. Rückert als Gelehrter. S. 129—155.

In der „Zeitſchrift des Vereins für Geſchichte und Alterthum Schleſiens“.

VII. Entwurf einer ſyſtematiſchen Darſtellung der ſchleſiſchen deutſchen Mundart im Mittelalter. Vorbemerkungen. Bezeichnung und Geltung der Laute. I. Vocalismus. S. 1—34.

1867.

Aus Friedrich Rückerts Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Rückert. kl. 8. Leipzig, Hirzel. (VII. 429 S.) (21 Idyllen des Theokrit. Die

Vögel des Ariſtophanes. Sakuntala. Anmerkungen und Nachwort des Herausgebers.)

Lieder und Sprüche. Aus dem lyriſchen Nachlaſſe von Friedrich Rückert. Frankfurt a./M., J. D. Sauerländers Verlag. (Vorwort von Heinrich Rückert.) (231 S.)

In den „Blättern für literariſche Unterhaltung".

Nr. 5. Zur deutſchen Reichsgeſchichte des Mittelalters. (1. P. Scheffer-Boichorſt, Kaiſer Friedrich I. letzter Streit mit der Curie. 2. J. F. A. Mücke, Albrecht I., Herzog von Oeſterreich und römiſcher König. 3. O. Franklin, Albrecht Achilles und die Nürnberger.) S. 76—77.

Nr. 6. Eine Geſchichte des Johanniterordens. (K. Falkenſtein, Geſchichte des Johanniterordens.) S. 93—94.

Nr. 16. Ein altes Reichsſtift. (M. Scheidler, Chronik des ehemaligen Reichsſtiftes Kaiſersheim.) S. 251—253.

Nr. 30, 31. Guſtav Freytags Bilder aus dem Mittelalter. S. 465—471, 486—490.

Nr. 32. Oberburggraf von Lehndorff. (W. Hoſäus, Der Oberburggraf von Lehndorff.) S. 509—510.

Nr. 38. Reinmar von Zweter. (K. Meyer, Unterſuchungen über das Leben Reinmars v. Zweter und Bruder Wernhers.) S. 605—606.

Nr. 42. Zur mittelalterlichen deutſchen Geſchichte. (1. M. Philippſon, Geſchichte Heinrich des Löwen und der welfiſchen und ſtaufenſchen Politik ſeiner Zeit, I. 2. A. Hechelmann, Hermann II., Biſchof von Münſter und Bernhard II., Edelherr zur Lippe. 3. A. Buſſon, Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römiſche Königthum Alfons X. von Caſtilien.) S. 668—670.

Nr. 43. Sugenheims deutſche Geſchichte. S. 680—686.

Im „Deutſchen Muſeum" von Prutz.

Nr. 28. *Luthers deutſche Schriften. (Dr. Martin Luthers ſämmtliche Werke, 2. Aufl., I—VII.) S. 52—58.

In den „Grenzboten".

I. 1. Nr. 4. Bairiſche Landes- und Volkskunde. (Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Baiern.) S. 130—145.

I. 2. Nr. 1. *Ein ſchwäbiſcher Diplomat am Hofe der Königin Eliſabeth, 1595. (Buchenbachs Sendung nach England, herausgegeben von Schloßberger.) S. 3—24.

In der „Zeitſchrift des Vereins für Geſchichte und Alterthum Schleſiens".

VIII. 1. Entwurf einer ſyſtematiſchen Darſtellung der ſchleſiſch-deutſchen Mundart im Mittelalter. Vocalismus. Fortſetzung. S. 1—30.

1868.

Friedrich Rückerts gesammelte poetische Werke, I—XII. Frankfurt a./M. D. Sauerländers Verlag.

In den „Blättern für literarische Unterhaltung.“

Nr. 15. Paul Flemming. (1. P. Flemming, Lateinische Gedichte, herausgegeben von Lappenberg. 2. P. Flemming, Deutsche Gedichte, herausgegeben von Lappenberg.) S. 231—238.

Nr. 28. Palackys Geschichte Böhmens (V. 2.). S. 445—446.

Nr. 34. Zur Specialgeschichte des Mittelalters. (Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm von Thüringen ins gelobte Land im Jahre 1461, herausgegeben von J. G. Kohl.) S. 542—543.

Nr. 44. Hartmann v. Aue. (Deutsche Classiker des Mittelalters, herausgegeben von Pfeiffer, V.) S. 701—702.

Nr. 49. Zur deutschen Specialgeschichte. (Fehde Mangolds v. Eberstein gegen Nürnberg, 1516—1522, herausgegeben von L. F. v. Eberstein.) S. 781—782.

In den „Grenzboten“.

I. 2. Nr. 5. *Jahrbuch der deutschen Dantegesellschaft, I. S. 196—199.

*Goethes Briefe an Chr. G. von Voigt, herausgegeben von O. Jahn. S. 199—200.

II. 1. Nr. 3. *Der gegenwärtige Stand der Runenkunde. S. 81—107.

Nr. 10. *Ein deutsches Wörterbuch als particularistische Demonstration. (A. F. C. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen.) S. 390—400.

In der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens“.

VIII. 2. Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesisch-deutschen Mundart im Mittelalter. Vocalismus. (Schluß.) S. 235—266.

IX. 1. Consonantismus. S. 27—72.

1869.

In den „Blättern für literarische Unterhaltung“.

Nr. 5. Zur deutschen Städtegeschichte. (C. H. v. Hagen, Die Stadt Halle, I—II.) S. 77—78.

Nr. 11. Der Ergänzungsband der Freytagschen Geschichtsbilder. (G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, II. 1.) S. 166—168.

Nr. 16. Zur Geschichte der Arbeit und der industriellen Classen. (1. M. Weinhold, Geschichte der Arbeit, I. 2. F. Pfalz, Bilder aus dem deutschen Städteleben im Mittelalter, I.) S. 252—253.

Nr. 17. Deutſche Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts (herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann, II. III. Schauſpiele aus dem ſechzehnten Jahrhundert). S. 268—270.

Nr. 18. Jac. Balde. (G. Weſtermayer, J. Balde, ſein Leben und ſeine Werke.) S. 220—221.

Nr. 20. Zur deutſchen Cultur- und Sittengeſchichte. (1. H. Reidt, Das geiſtliche Schauſpiel des Mittelalters in Deutſchland. 2. A. Stern, Ueber die 12 Artikel der Bauern. 3. E. F. Souchay, Deutſchland während der Reformation.) S. 315—316.

Nr. 22. Zwei deutſche Humaniſten. (1. Silbernagel, Joh. Trithemius. 2. P. v. Wiskowatoff, Jac. Wimpheling.) S. 348—349.

Nr. 27. Aeltere Ritterromane. (Loher und Maller, erneuert von K. Simrock.) S. 429—430.

Nr. 29. Eine deutſche Geſchichte Böhmens. (L. Schleſinger, Geſchichte Böhmens.) S. 449—454.

Nr. 31. Chriſtian Boie. (K. Weinhold, H. Chr. Boie.) S. 494—495.

Nr. 50. Eine Geſchichte der deutſchen Sprache. (W. Scherer, Zur Geſchichte der deutſchen Sprache.) S. 788—790.

Nr. 52. Deutſche Memoiren und Biographiſches. (1. Tagebuch des Erich Laſſota von Steblau, herausgegeben von R. Schottin. 2. J. May, Cardinal und Erzbiſchof Albrecht II. von Mainz und Magdeburg u. ſ. w. 3. K. Uſchner, Clemens XIV.) S. 830—832.

In Pfeiffer-Bartſchs „Germania".

XIV. Fragmente einer neuen Handſchrift von Wolframs Willehalm. S. 271—275.

In den „Grenzboten".

I. 1. Nr. 11. *Die Reform der deutſchen Univerſitäten. (Von deutſchen Hochſchulen. Allerlei was da iſt und was da ſein ſollte. Von einem deutſchen Profeſſor.) S. 401—416.

II. 2. Nr. 9. *Deutſche Reichsbürger des vorigen Jahrhunderts. (G. L. Kriegk, Die Brüder Senckenberg. Eine biographiſche Darſtellung. Nebſt einem Anhang über Goethes Jugendzeit in Frankfurt a./M.) S. 328—338.

In den „Schleſiſchen Fürſtenbildern des Mittelalters von H. Luchs".

IX. Der Minneſinger Heinrich von Breslau. S. 32—39.

(Wieder abgedruckt im Jahresbericht der ſtädtiſchen höheren Töchterſchule am Ritterplatz zu Breslau vom Jahre 1869. S. 27—32.)

In der „Zeitschrift für deutsche Philologie von Höpfner und Zacher".

I. Zur Charakteristik der deutschen Mundarten in Schlesien, I.
S. 199—213.

In der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen".

XXIII. 1. „H. Kluge, Geschichte der deutschen Nationalliteratur."
S. 377—379.

2. „Deutsches Lesebuch für die Oberclassen höherer Schulen, herausgegeben von E. Schauenburg und R. Hoche." S. 915—918.

In der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens".

IX. 2. Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesisch-deutschen Mundart im Mittelalter. Consonantismus. Schluß. S. 311—345.

C. Grünhagen, Ueber die Unechtheit der angeblichen Chronik des Brieger Stadtschreibers Blasius Gebel nebst Beilage von Rückert: Sprachlich-kritische Bemerkungen. (346—372.) S. 369—372.

1870.

In den „Blättern für literarische Unterhaltung".

Nr. 6. Mathys Leben von G. Freytag. S. 81—84.

Nr. 9. Die Dichterin von Gandersheim. (R. Köpke, Ottonische Studien zur deutschen Geschichte im zehnten Jahrhundert, II. Hrotsuit von Gandersheim.) S. 140—141.

Nr. 10. Zur Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. (W. L. Weckherlin, Leben und Auswahl seiner Schriften, II., von F. W. Ebeling.) S. 152—154.

Nr. 26. Aeltere deutsche Literatur. (1. Deutsche Classiker des Mittelalters, begründet von Fr. Pfeiffer, VII. VIII. Gotfrids Tristan, herausgegeben von Bechstein. 2. Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. I. Ausgewählte Dichtungen von M. Opitz, herausgegeben von J. Tittmann. II. Gedichte von P. Fleming, herausgegeben von J. Tittmann. III. Sinngedichte von Fr. v. Logau, herausgegeben von G. Eitner.) S. 411—414.

Nr. 38. Eine Biographie aus dem Mittelalter. (F. X. Wegele, Friedrich der Freidige und die Wettiner seiner Zeit.) S. 604—605.

In den „Grenzboten".

I. 1. Nr. 11. *Ein Fastnachtsscherz. (F. W. Ebeling, Friedr. F. Graf v. Beust. Sein Leben und vornehmlich staatsmännisches Wirken, I.) S. 407—412.

I. 2. Nr. 10. *Neueſte Literatur des Staatsrechts. (H. Schulze, Das preußiſche Staatsrecht auf Grundlage des deutſchen Staatsrechts.) S. 388—395.

Nr. 11. *Der Norden und Süden in Deutſchland. (Schatzmayer, Deutſche Landeskunde.) S. 417—434.

II. 1. Nr. 12. *Deutſchland und die Niederlande in ihren älteſten literariſchen Beziehungen. (W. J. A. Jonckbloets Geſchichte der niederländiſchen Literatur, überſetzt von W. Berg, I.) S. 465—476, 511—520.

1871.

In den „Blättern für literariſche Unterhaltung“.

Nr. 6. Zur Etymologie des Namens Germanen. (Watterich, Der deutſche Namen Germanen und die ethnographiſche Frage vom linken Rheinufer.) S. 93—95.

Nr. 18. Klaus Groth und ſein Quickborn. S. 286—287.

Nr. 20. Zur Geſchichte des fränkiſchen Reichs. (Th. Breyſig, Jahrbücher des fränkiſchen Reichs 714—741.) S. 314—316.

Nr. 21. Aufzeichnungen eines gelehrten Sonderlings. (G. F. E. Schönborns Aufzeichnungen über Erlebtes. Mit Einleitung und Beigabe von K. Weinhold.) S. 333—334.

Nr. 26. Zur Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland. (R. von Raumer, Geſchichte der germaniſchen Philologie.) S. 412—414.

Nr. 32. Deutſche Nationalbibliotheken. (1. Deutſche Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann, IV. V., Dichtungen von H. Sachs. I. II. 2. Deutſche Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann, IV., Dramatiſche Dichtungen von Andreas Gryphius.) S. 504—507.

Nr. 41. Die neue Auflage von Gervinus deutſcher Literaturgeſchichte. S. 645—648.

Nr. 47. Zur älteren deutſchen Geſchichte. (1. K. v. Kalckſtein, Robert der Tapfere, der Stammvater des kapetingiſchen Hauſes. 2. O. Grund, Die Wahl Rudolfs von Rheinfelden zum Gegenkönig.) S. 750—751.

In den „Grenzboten“.

II. 1. Nr. 10. *Deutſche Geſchichtſchreibung im Mittelalter. (O. Lorenz, Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter von der Mitte des dreizehnten bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts.) S. 361—378.

In der „Schleſiſchen Zeitung“.

Nr. 23. *Ambos oder Hammer. (Leitartikel.)

Nr. 35. *Das Märchen und die Völkerpſychologie. (Sicilianiſche Märchen, geſammelt von L. Gonzenbach. Mit Anmerkungen R. Köhlers und einer Einleitung herausgegeben von O. Hartwig.)

Nr. 69. *Zur deutſchen Sittenkunde. (G. Homeyer, Die Haus- und Hofmarken.)

Nr. 169. *Unſere Grenzen. (Leitartikel.)

Nr. 219. *Zur älteren deutſchen Geſchichtſchreibung. (Zimmeriſche Chronik.)

Nr. 415. *Das Schriftweſen im Mittelalter (von W. Wattenbach).

Nr. 485. *Einiges über Anthologien mit Rückſicht auf Fr. Sehrwalds deutſche Dichter und Denker.

Nr. 541, 545, 549, 556, 565. *Deutſche Antwort auf die ſlaviſche Frage.

In „Unſerer Zeit".

VII. 1. Elſaß und Lothringen. Ein geſchichtlicher und culturgeſchichtlicher Ueberblick.

I. Bis zur Reformation. S. 1—33.

II. Seit dem Ende des Mittelalters. S. 145—174.

VII. 2. G. G. Gervinus. S. 1—25.

In der „Zeitſchrift für deutſche Philologie von Höpfner und Zacher".

III. Bericht über neuere mundartliche Literatur, I. (1. Birlinger, Die alemanniſche Sprache. 2. K. Weinhold, Bairiſche Grammatik. 3. A. Schmeller, Bairiſches Wörterbuch, bearbeitet von G. K. Frommann. 4. K. J. Schröer, Ausflug nach Gottſchee. 5. Vilmar, Idiotikon von Kurheſſen. 6. E. Wülcker, Beobachtungen auf dem Gebiete der Vocalſchwächung im mittelbinnendeutſchen. 7. K. Regel, Die Ruhlaer Mundart. 8. Des Matthias von Beheim Evangelienbuch, herausgegeben von R. Bechſtein. 9. Opitz, Ueber die Sprache Luthers.) S. 161—200.

1872.

König Rother. Leipzig, Brockhaus. (XCIV. 278 S.)

(1. Band der deutſchen Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen, herausgegeben von Karl Bartſch.)

Friedrich Rückerts Kindertodtenlieder. Aus ſeinem Nachlaſſe. Frankfurt a./M., J. D. Sauerländers Verlag.

In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung".

Nr. 354 (Beilage). *Neue Mittheilungen über Friedrich Rückert. (C. Beyer, Neue Mittheilungen über Fr. Rückert und kritiſche Gänge und Studien, 1. 2.) S. 5415—5416.

In den „Blättern für literariſche Unterhaltung".

Nr. 6. Schriften zur öſterreichiſchen Geſchichte. (1. K. Weiß, Geſchichte der Stadt Wien. 2. F. Krones, Ungarn unter Maria Thereſia und Joſeph II. 3. F. Palacky, Zur böhmiſchen Geſchichtſchreibung.) S. 81—83.

Nr. 9. Schriften zur Geſchichte der deutſchen Städte. (1. G. L. von Maurer, Geſchichte der Städteverfaſſung in Deutſchland, I—IV. 2. F. Pfalz, Bilder aus dem deutſchen Städteleben im Mittelalter, II.) S. 129—134.

Nr. 11. Zur Geſchichte und Cultur des Elſaſſes. (1. O. Lorenz und W. Scherer, Geſchichte des Elſaſſes, II. 2. F. v. Löher, Aus Natur und Geſchichte von Elſaß-Lothringen.) S. 170—171.

Nr. 16. Eine Biographie Gabriel Rieſſers. (M. Isler, G. Rieſſers Leben nebſt Mittheilungen aus ſeinen Briefen) S. 248—251.

Nr. 25. Aus dem Elſaß (W. Hertz, Deutſche Sage im Elſaß. S. 396—397.

Nr. 34. Deutſche Literaturgeſchichte und Literatur des fünfzehnten bis ſiebzehnten Jahrhunderts. (1. H. T. Traut, Lehrbuch der deutſchen Literaturgeſchichte. 2. Sebaſtian Brands Narrenſchiff übertragen von K. Simrock. 3. Deutſche Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Goedeke und Tittmann, VI. H. Sachs, III. 4. Th. Hanſen, Joh. Riſt und ſeine Zeit.) S. 529—533.

Nr. 39. Zur Literatur des Mittelalters. (1. Deutſche Claſſiker des Mittelalters, begründet von Fr. Pfeiffer, IX—XI. Wolframs Parzival und Titurel, herausgegeben von K. Bartſch, XII. Erzählungen und Schwänke, herausgegeben von Lambel. 2. Deutſche Dichtungen des Mittelalters, herausgegeben von K. Bartſch, I. König Rother, herausgegeben von H. Rückert.) S. 618—622.

Nr. 48. Zur älteren deutſchen Literatur und Cultur. (1. K. Schiller und A. Lübben, Mittelniederdeutſches Wörterbuch, 1. 2. Aus Saemundar Edda hins Froda verdeutſcht von K. Esmarch. 3. J. W. O. Richter, Die lyriſchen Dichtungen des deutſchen Mittelalters. 4. Auswahl aus den kleineren Schriften von J. Grimm.) S. 760—763.

Nr. 50. Geſchichtliche Schriften. (1. P. Lanfrey, Politiſche Geſchichte der Päpſte, überſetzt. 2. Th. Grieſinger, Geſchichte der Deutſchen, I.) S. 796—798.

In den „Grenzboten“.

I. 1. Nr. 12. R. Goſches Archiv für Literaturgeſchichte (I. II. 1. 2). S. 464—467.

I. 2. Nr. 11. *Von der oſtdeutſchen Grenzwacht. S. 502—507.

II. 1. Nr. 3. Das deutſche Publicum und die altnordiſche Literatur. S. 81—97.

Nr. 8. *Ein katholiſcher und dennoch deutſcher Biſchof. (Selbſtbiographie des Grafen L. Sedlnitzky, Fürſtbiſchofs von Breslau.) S. 273—282.

II. 2. Nr. 1. *Von der oſtdeutſchen Grenzwacht. S. 30—33.

Nr. 11. Max Jähns „Roß und Reiter“. S. 401—417.

Im „Neuen Reich“.

Nr. 1. *„H. Schulze, Das preußiſche Staatsrecht auf Grundlage des deutſchen Staatsrechts, I. 1. 2.“ S. 909—912.

In der „Schlesischen Zeitung".

Nr. 6. *Zur Geschichte des kirchlichen Lebens im Elsaß. (J. Rathgeber, Straßburg im sechzehnten Jahrhundert, 1500—1598. Reformationsgeschichte der Stadt Straßburg.)

Nr. 28. *Der Straßburger Münster und seine Baugeschichte. (J. Seeberg, Die Junker von Prag und der Straßburger Münsterbau.)

Nr. 134. *Das Schulaufsichtsgesetz und die oberschlesische Sprachfrage. (Leitartikel.)

Nr. 158. *Sebastian Brands Narrenschiff (erneut von Karl Simrock).

Nr. 242. *Zum deutschen Volksliede. (Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, gesammelt von F. W. Freiherrn v. Ditfurth.)

Nr. 268. *Zur erwarteten Jesuitennovelle. (Leitartikel.)

Nr. 300. *Moderne Ruinen. Kloster Langheim.

Nr. 332. *Ein Stück classischer Reminiscenzen. (Das Frommannsche Haus und seine Freunde.)

Nr. 346. *Meditationen über Arbeit und Arbeitslohn. (Leitartikel.)

Nr. 362. *Eine Denkschrift Wilhelm von Humboldts. (W. v. Humboldt, Ueber die Behandlung der Angelegenheiten des deutschen Bundes durch Preußen, herausgegeben von C. Rößler.)

Nr. 372. *Die Großstadt des Mittelalters und die Großstadt der Gegenwart. Betrachtungen, angeregt durch F. L. Kriegks Geschichte von Frankfurt a./M.

Nr. 442. *Post festum.

Nr. 446. *Zur Option in den Reichslanden.

Nr. 458. *Zur Wohnungsfrage.

Nr. 506. *Modernes Reisevergnügen.

Nr. 528. *Architektur und Landschaft.

Nr. 534. *Ein Wort über große und kleine Universitäten.

Nr. 600. *Deutsche landschaftliche Typen und deutscher landschaftlicher Typus.

In der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens".

XI. 1, 2. Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesisch-deutschen Mundart im Mittelalter. Formenlehre. 1. Declination. 2. Conjugation. S. 97—120, 328—343.

1873.

Deutsche Geschichte. 2. umgearbeitete Auflage bis zur Neugründung des Reichs ergänzt. gr. 8. Leipzig, T. O. Weigel. (XVI. 751 S.)

In den „Blättern für literariſche Unterhaltung“.

Nr. 12. Max Müllers Eſſays (III. überſetzt von Liebrecht).
S. 88—89.

Nr. 16. Zur deutſchen Literargeſchichte und Alterthumskunde. (1. O. Roquette, Geſchichte der deutſchen Dichtung. 2. F. Schnorr v. Carolsfeld, Zur Geſchichte des deutſchen Meiſtergeſanges. 3. Minnelieder Hildebolds v. Schwangau, herausgegeben und überſetzt von J. Schrott. 4. E. Knorr, Entſtehung und Entwickelung der geiſtlichen Schauſpiele in Deutſchland und des Paſſionsſpiels in Oberammergau. 5. W. Wackernagels kleinere Schriften, I. 6. Deutſche Dichtungen des Mittelalters, herausgegeben von K. Bartſch, II. Reinke de Vos, herausgegeben von K. Schröder.) S. 248—253.

Nr. 21. Zur deutſchen biographiſchen Literatur. (1. P. Beckmann, Ueber die Quellen zur Geſchichte der Jungfrau von Orleans. 2. W. Herbſt, J. H. Voß, I. 3. R. Elvers, V. A. Huber, I.) S. 329—331.

Nr. 23. Schriften über das deutſche Volk und Land. (1. Watterich, Die Germanen des Rheins, ihr Kampf mit Rom und der Bundesgedanke. 2. H. Scheube, Deutſcher Geiſt und deutſche Art im Elſaß. 3. F. L. Baumann, Die oberſchwäbiſchen Bauern im März 1525 und die 12 Artikel. 4. Lochner, Geſchichte Nürnbergs zur Zeit Karl IV. 5. C. Grünhagen, Die Huſſitenkriege der Schleſier. 6. W. Wachsmuth, Niederſächſiſche Geſchichten. 7. G. Weber, Germanien in den erſten Jahrhunderten ſeines geſchichtlichen Lebens. 8. Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte, herausgegeben von J. H. Müller, I.) S. 357—361.

Nr. 29. Schleſiſche Fürſtenbilder (des Mittelalters von H. Luchs).
S. 457—459.

Nr. 37. Beiträge zur Kenntniß der deutſchen Volksart. (1. Uhlands Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage, VIII. 2. J. Jeſſen, Ueber die Eddalieder. 3. Edda von W. Hahn. 4. Von dem übeln Weibe, herausgegeben von M. Haupt. 5. R. Bechſtein, Das Spiel von den 10 Jungfrauen. 6. Fauſt. Das Volksbuch und das Puppenſpiel von K. Simrock. 7. A. Stern, Das oberammergauer Paſſionsſpiel. 8. W. Dubbers, Das oberammergauer Paſſionsſpiel. 9. Deutſche Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts, herausgegeben v. Goedeke und Tittmann, VII. Das Narrenſchiff von Seb. Brant. 10. Der Froſchmäuſekrieg, bearbeitet von G. Menſch. 11. Henneke Knecht, herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. 12. Deutſche Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Goedeke und Tittmann, V. Gedichte von G. R. Weckherlin. 13. Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, XXXVI. Th. G. v. Hippel, über die Ehe, herausgegeben von E. Brenning.) S. 577—582.

Nr. 45. Zur deutſchen Städtegeſchichte. (1. A. Heusler, Der Urſprung der deutſchen Städteverfaſſung. 2. Die Chroniken der deutſchen Städte. X. Die Chroniken der fränkiſchen Städte, IV. 3. H. Riemann, Geſchichte der Stadt Kolberg.) S. 708—712.

Nr. 51. Beiträge zur Cultur- und Literaturgeſchichte. (1. F. Loiſe, Histoire de la poésie. L'Allemagne dans sa littérature nationale. 2. F. Sonnenburg, Die Heroen der deutſchen Literatur, I. 3. J. W. O. Richter, Deutſche Dichter des Mittelalters im Kampfe für den Kaiſer gegen den Papſt. 4. L. Spach, Moderne Culturzuſtände im Elſaß, I. II. 5. Zunz, Deutſche Briefe.) S. 807—811.

In den „Grenzboten"

I. 1. Nr. 1. Neue literaturgeſchichtliche Werke. (1. Kobersteins Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, I—III. 2. W. J. A. Jonckbloets, Geſchichte der niederländiſchen Literatur, überſetzt von W. Berg II.) S. 35—38.

Nr. 2. Culturhiſtoriſche und ſagengeſchichtliche Neuigkeiten. (1. H. Ethé, Eſſays und Studien. 2. Th. Fr. Hammerich, St. Brigitta die nordiſche Prophetin, deutſche Ausgabe von A. Michelſen. S. 77—80.

Nr. 7. *Neues über Friedrich Rückert. (Beyer, Neue Mittheiungen über Friedrich Rückert und kritiſche Gänge und Studien, 1. 2.) S. 241—251.

Nr. 11. Carl Tweſten als Geſchichtsphiloſoph. (C. Tweſten, Die religiöſen, politiſchen und ſocialen Ideen der aſiatiſchen Culturvölker und der Aegypter, herausgegeben von Lazarus.) S. 401—409.

Nr. 13. Selbſtbekenntniſſe eines Bekehrten. (J. Scherr, Sommertagebuch des Jer. Sauerampfer.) S. 498—504.

I. 2. Nr. 9. Shaftesbury und die Philoſophie der Gegenwart (G. Spicker, Die Philoſophie des Grafen v. Shaftesbury nebſt Einleitung und Kritik über das Verhältniß der Religion zur Philoſophie und der Philoſophie zur Wiſſenſchaft). S. 346—354.

Nr. 12. Nordeuropäiſche Volksart und Volkspoeſie. (1. v. Tettau, Ueber die epiſchen Dichtungen der finniſchen Völker, beſonders die Kalewala. 2. Bertram, Peivaſh Parneh, die Sonnenſöhne. 3. Derſelbe, Sagen vom Ladogaſee. 4. Kalewipoeg, bearbeitet von C. Chr. Israel.) S. 441—449.

II. 1. Nr. 3. Archiv für die Geſchichte deutſcher Sprache und Dichtung (herausgegeben von J. M. Wagner). S. 111—114.

Nr. 10. Deutſch- franzöſiſche Wechſelwirkungen von 1815 bis heute. (Fr. Kreyßig, Ueber die franzöſiſche Geiſtesbewegung im neunzehnten Jahrhundert.) S. 372—381.

II. 2. Nr. 7. Neueſte deutſch-däniſche Verſtändigungsverſuche (A. Strodtmann, Das geiſtige Leben in Dänemark, Streifzüge auf den Gebieten der Kunſt, Literatur, Politik, Journaliſtik des ſkandinaviſchen Nordens.) S. 253—261.

In der „Schleſiſchen Zeitung".

Nr. 21. *Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer.

Nr. 65. *Berlin und die deutſche Culturgeſchichte. (Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte: K. Biedermann, Berlins Einfluß auf die deutſche Literatur unter Friedrich dem Großen.)

Nr. 81. *Friedrich der Große und die deutſche Literatur (von H. Pröhle).

Nr. 99. *Die neue Folge der Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte, herausgegeben von J. Müller.

Nr. 105, 107, 109, 111, 163, 171, 177, 195, 205, 207, 211, 215. Zur Verſtändigung über „Der Alte und der Neue Glaube", von D. Fr. Strauß, I—XII.

Nr. 301. *Deutſcher Particularismus und welfiſche Umtriebe. (Leitartikel.)

Nr. 349. *Curioſitäten aus der deutſchen Kleinſtaaterei. (Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte.)

Nr. 403. *Ein liebenswürdiges Buch. (L. Friedrichs, Kunſt und Leben. Reiſebriefe aus Griechenland, dem Orient und Italien.)

Nr. 405. *Ein grobes Buch. (J. Scherr, Sommertagebuch des weiland Dr. Jeremia Sauerampfer.)

Nr. 455. *Orient und Occident. Ein Verſuch der Verſtändigung.

Nr. 467. *Kleinere Schriften von W. Wackernagel, I.

Nr. 481. *National und International. Ein hiſtoriſcher Rückblick.

Nr. 491. *Namen und Namendeutung. Eine ſittengeſchichtliche Studie. (K. G. Andreſen, Die altdeutſchen Perſonennamen in ihrer Entwickelung und Erſcheinung als heutige Geſchlechtsnamen.)

Nr. 501. *Land und Leute.

Nr. 564. *Der Eine und die Vielen. Eine pſychologiſch-hiſtoriſche Betrachtung.

Nr. 580. *Goethe und kein Ende. (Erinnerungen aus dem Leben der Malerin L. Seidler, bearbeitet von H. Uhde.)

In der „Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte".

II. Friedrich Rückert als Demagoge verfolgt. S. 310—316.

In der „Zeitſchrift für deutſche Philologie von Höpfner und Zacher".

IV. Zur Charakteriſtik der deutſchen Mundarten in Schleſien, II. S. 322—344.

1874.

In den „Blättern für literariſche Unterhaltung".

Nr. 2. Schriften zur deutſchen Geſchichte. (1. A. L. v. Rochau, Geſchichte des deutſchen Landes und Volkes, II. 2. Erzählungen aus dem deutſchen Mittelalter, herausgegeben von O. Naſemann. VI. Kaiſer Konrad II. und Heinrich III., dargeſtellt von A. Mücke. 3. F. v. Bezold, König Sigmund und die Reichskriege gegen die Huſſiten. 4. J. O. Opel, Der niederſächſiſch-däniſche Krieg, I. 5. C. Alexi, Der Tod des Herzogs Bernhard von Weimar.) S. 28—30.



Nr. 4. Zur deutſchen Sprach- und Literaturkunde. (Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur, herausgegeben von H. Paul und W. Braune. I.) S. 58—60.

Nr. 20. Aus Gfrörers Nachlaß. (1. A. F. Gfrörer, Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von J. B. Weiß, IV. 1. 2. A. F. Gfrörer, Byzantiniſche Geſchichte, herausgegeben von J. B. Weiß, I.) S. 317—318.

Nr. 22. Zur deutſchen Geſchichte des Mittelalters. (1. H. Prutz, Radewins Fortſetzung der Gesta Friderici imp. des Otto von Freiſing. 2. H. Prutz, Kaiſer Friedrich I. III.) S. 348—350.

Nr. 26. Eine Biographie Hubers. (R. Elvers, V. A. Huber, I. II.) S. 412—414.

Nr. 28. Zur deutſchen und romaniſchen älteren Literatur und Sprachgeſchichte. (1. K. G. Andreſen, Die altdeutſchen Perſonennamen. 2. K. Steiger, Die verſchiedenen Geſtaltungen der Siegfridſage. 3. Gregorius von Hartmann von Aue, herausgegeben von H. Paul. 4. Der Mönch von Montaudon, bearbeitet von E. Philippſon. 5. E. Laur, L. Labé. 6. Brandſtäter, Die Gallicismen in der deutſchen Schriftſprache.) S. 438—441.

Nr. 33. Wiedererneuerungen älterer deutſcher Literaturwerke. (1. Bibliothek der niederrheiniſchen Literatur, herausgegeben von Norrenberg, I. Homulus. 2. Deutſche Puppenkomödien, I. Fauſt, herausgegeben von Engel. 3. Deutſche Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Goedeke und Tittmann. VI. Joh. Chr. Günthers Gedichte. 4. M. Claudius, Briefe an Andres.) S. 523—525.

In Pfeiffer-Bartſchs „Germania“.

XIX. Zwei geiſtliche Gedichte aus Schleſien. S. 75—77.

In den „Grenzboten“.

I. 1. Nr. 2. Zur deutſchen Literaturgeſchichte. (1. Koberſteins Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, IV. 2. Archiv für Literaturgeſchichte, herausgegeben von Fr. Schnorr v. Carolsfeld.) S. 55—60.

Nr. 12. Aus dem Leben der Malerin Louiſe Seidler. (Erinnerungen aus dem Leben der Malerin L. Seidler. Aus dem handſchriftlichen Nachlaß zuſammengeſtellt und bearbeitet von H. Uhde.) S. 441—450.

I. 2. Nr. 6. A. Birlingers Buch über Schwaben. S. 213—218.

Im „Neuen Plutarch“, herausgegeben von R. Gottſchall.

I. Martin Luther. S. 1—78.

In der „Schleſiſchen Zeitung“.

Nr. 7. *W. Wackernagels kleinere Schriften, II. Abhandlungen zur deutſchen Literaturgeſchichte.

Nr. 27. *Zur Charakteriſtik der Franzoſen. (Die komiſchen Myſterien des franzöſiſchen Volkslebens in der Provinz. Eine Sammlung von Sittenſtudien, komiſchen und burlesken Scenen, Volksſchwänken u ſ. w. aus franzöſiſchen Schriftſtellern, herausgegeben von J. Baumgarten.)

Nr. 55. *Leſer und Käufer.

Nr. 75. *Deutſche Binnengrenzpfähle.

Nr. 91, 93, 95. *D. Fr. Strauß und ſein Einfluß auf Wiſſenſchaft und Leben, I—III.

Nr. 115. *Das Kinderſpiel und die ernſte Wiſſenſchaft. (J. Zingerle, Das deutſche Kinderſpiel im Mittelalter.)

Nr. 145. *Wie das Volk ſpricht. Sprichwörtliche Redensarten (von E. Höfer).

Nr. 173. *Märchenbücher und Märchenilluſtrationen. (L. Bechſteins Märchenbuch mit L. Richters Illuſtrationen)

Nr. 305. *Bruder Elias von Cortona (von H. Rybka).

Nr. 309. *Das deutſche Bauernhaus auf der Wiener Weltausſtellung (von K. J. Schröer).

Nr. 313. *Ein localpatriotiſcher Wunſch. (Birlinger, Aus Schwaben, I.)

Nr. 331. *Des Knaben Wunderhorn in ſeinen neueſten Ausgaben (von G. Wendt und von Birlinger).

Nr. 341. *Deutſche Selbſtüberhebung, wirkliche und vorgebliche.

Nr. 355. *Deutſche Culturbilder aus dem achtzehnten Jahrhundert (von G. L. Kriegk).

Nr. 503. Süddeutſchland im vierten Jahre des Reiches.

Nr. 529. Schwarzrothgold und Schwarzrothweiß.

Nr. 551. Deutſch-däniſche Wechſelwirkungen.

Nr. 561. Süddeutſchland und die neue Reichsmünze.

Nr. 575. Die vorſichtigen Leute unter der ſocialen Partei.

Nr. 595. Domicil und Heimat.

In der „Zeitſchrift für deutſche Philologie von Höpfner und Zacher“.

V. Zur Charakteriſtik der deutſchen Mundarten in Schleſien, III. (als vorläufiger Schluß bezeichnet). S. 125—140.

1875.

Geſchichte der neuhochdeutſchen Schriftſprache. 8. Leipzig, T. O. Weigel. 2 Bände.

I. Die Gründung der neuhochdeutſchen Schriftſprache. (X. 400 S.)

II. Vom ſechzehnten Jahrhundert bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. (VI. 378 S.)

Heliand. 8. Leipzig, Brockhaus. (XL. 308 S.)
(4. Band der deutſchen Dichtungen des Mittelalters, mit Wort- und Sacherklärungen, herausgegeben von Karl Bartſch.)

In den „Blättern für literariſche Unterhaltung".

Nr. 11. Zur Literatur und Cultur des Mittelalters. (1. W. Scherer, Geiſtliche Poeten der deutſchen Kaiſerzeit. I. 2. Deutſche Dichtungen des Mittelalters, herausgegeben von K. Bartſch, III. Das Rolandslied, herausgegeben von K. Bartſch. 3. A. Stimming, Der Troubadour Jaufre Rudel. 4. A. Klapp, Das Ethiſche im Nibelungenliede. 5. K. Vollmöller, Kürenberg und die Nibelungen. Nebſt einem Anhang: Der von Kürnberc herausgegeben von K. Simrock. 6. W. Wilmanns, Die Entwickelung der Kudrundichtung. 7. Das Mecklenburger Oſterſpiel, übertragen von A. Freybe.) S. 161—167.

Nr. 18. Zur deutſchen Specialgeſchichte. (F. v. Löher, Geſchichte des Kampfes um Paderborn.) S. 284—286.

Nr. 20. Zur Geſchichte der Huſſitenkämpfe. (1. F. Palacky, Urkundliche Beiträge zur Geſchichte des Huſſitenkrieges, II. 2. F. v. Bezold, König Sigmund und die Reichskriege gegen die Huſſiten. 3. F. v. Bezold, Zur Geſchichte des Huſſitenthums.) S. 314—316.

Nr. 30. Friedrich der Große als Hiſtoriker. (1. Die Vorreden Friedrich des Großen zur Histoire de mon temps, von W. Wiegand. 2. Friedrich des Großen ausgewählte Werke, übertragen von H. Merkens, eingeleitet von F. X. Wegele, I. II. 1.) S. 469—474.

Nr. 34. Alſatica. (1. H. Kurz, Die deutſche Literatur im Elſaß. 2. G. Schmoller, Straßburgs Blüte und die volkswirthſchaftliche Revolution im dreizehnten Jahrhundert. 3. E. Schmidt, Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge. 4. Straßburger Volksgeſpräche, erläutert von F. W. Bergmann.) S. 538—541.

Nr. 38. Zur Geſchichte der Zeit von den Huſſitenkriegen bis zum weſtfäliſchen Frieden. (1. F. Palacky, Urkundliche Beiträge zur Geſchichte des Huſſitenkrieges, I. 2. 2. E. Diethoff, Edle Frauen der Reformation aus der Zeit der Glaubenskämpfe. 3. Deutſche Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Goedeke und Tittmann, VII. VIII. H. J. C. v. Grimmelshauſen, Der abenteuerliche Simpliciſſimus, I. II.) S. 598—600.

Nr. 41. Feſtreden von du Bois-Reymond. (Aus Rückerts Nachlaſſe.) S. 653—654.

Nr. 44. Neue Schriften zur Geſchichte des Zeitalters der Reformation. (1. K. Fiſcher, Geſchichte der auswärtigen Politik und Diplomatie im Reformationszeitalter 1485—1556. 2. M. Smets, Wien im Zeitalter der Reformation. 3. R. Baumſtark, Philipp II. König von Spanien. 3. A. Kleinſchmidt, Jacob III. Markgraf zu Baden und Hochberg, der erſte regierende Convertit in Deutſchland. 4. M. Ritter, Geſchichte der deutſchen Union, II.

5. R. Bechſtein, Aus dem Kalendertagebuche Victorin Schönfelds.) (Aus Rückerts Nachlaſſe.) S. 694—700.

Nr. 47. Zur altdeutſchen Weltanſchauung, Geſchichte und Dichtung. (1. L. Blume. Das Ideal des Helden und des Weibes bei Homer. 2. W. Mannhardt, Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarſtämme. 3. H. Böttger, Hermann der Cheruskerfürſt. 4. Die Klage mit den Lesarten ſämmtlicher Handſchriften, herausgegeben von K. Bartſch. 5. Der arme Heinrich des Hartmann von Aue, überſetzt von K. Simrock, mit verwandten Gedichten und Sagen, 2. Auflage. 6. G. Böſe, Deutſche Kaiſergeſchichte in Biographien. 7. Deutſcher Bücherſchatz des 16., 17. und 18. bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts, geſammelt von W. v. Maltzahn, I.) (Aus Rückerts Nachlaſſe.) S. 747—749.

Nr. 49. Zur Literatur des Volksliedes. (1. Die Volkslieder des Engadin, von A. v. Flugi. 2. Die hiſtoriſchen Volkslieder des öſterreichiſchen Heeres von 1638—1849, geſammelt von F. W. Freiherrn v. Ditfurth.) (Aus Rückerts Nachlaſſe.) S. 780—781.

In den „Grenzboten".

II. 1. Nr 38. Deutſche Ehrlichkeit und deutſche ehrliche Arbeit. S. 476—480.

Nr. 39. Das Glatzer Land. S. 481—495.

In der „Schleſiſchen Preſſe".

Nr. 577, 580, 586, 589. *Unſere „luſtigen Leute" in den Bergen. I—IV.

Nr. 640. Ueber einen Fehler in der Conſtruction des deutſchen Auges.

Nr. 688. Zertrümmerte Götzenbilder. (Aus Rückerts Nachlaſſe.)

In der „Schleſiſchen Zeitung".

Nr. 11. Die ſocialiſtiſche Propaganda und die muthigen Leute.

Nr. 57. *Der Hindu auf dem Thüringer Wald.

Nr. 103. *Die kleine Reſidenz als Weltſtadt.

Nr. 145. *Ein Beitrag zur Löſung der ſocialen Frage.

Nr. 171. *Das altfränkiſche Wirthshaus. Eine ſittengeſchichtliche Reminiscenz.

Nr. 253. *Villa und Villenſtadt.

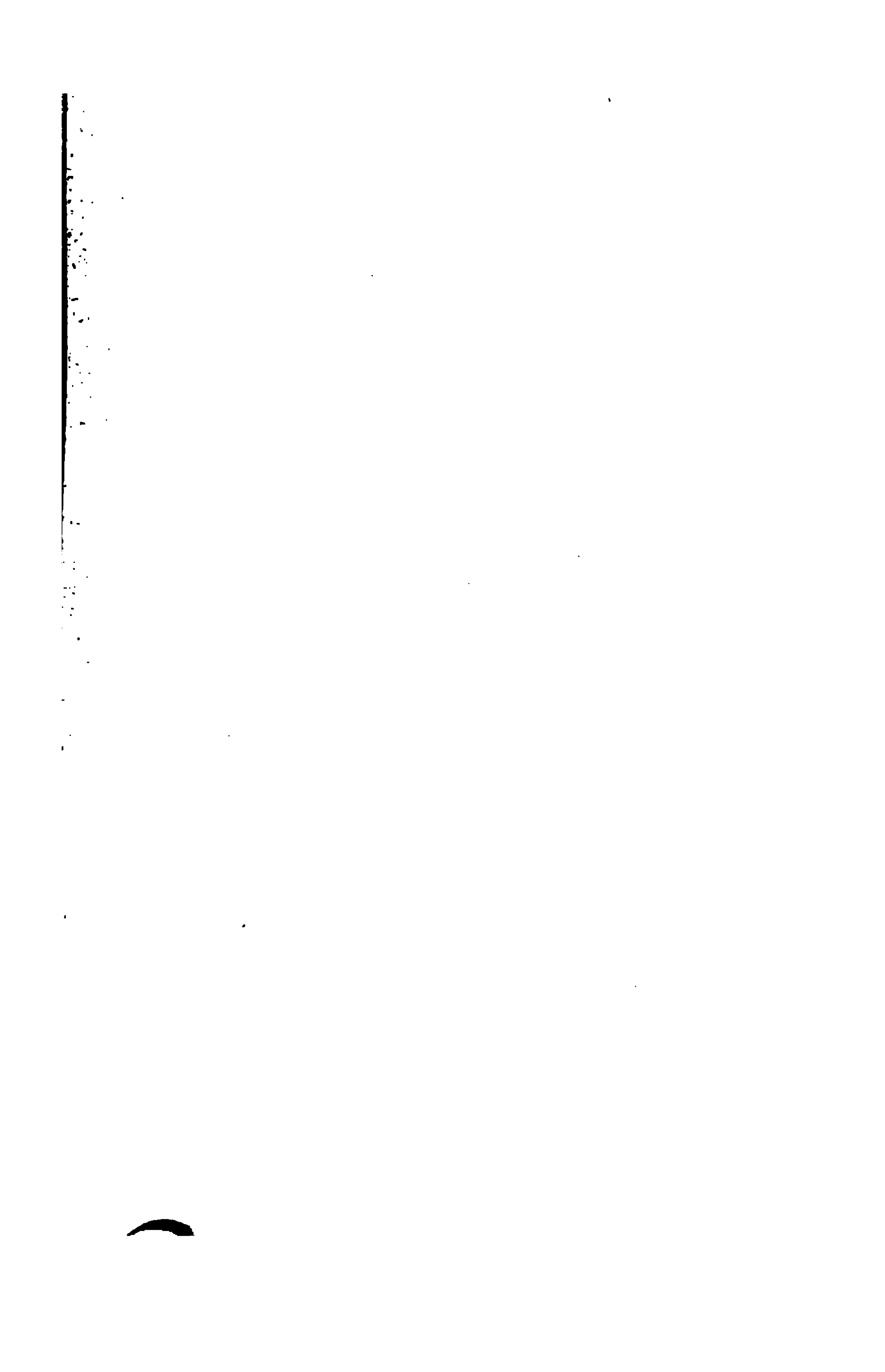
Nr. 299. *„Confucius, Ta-Hio, Die erhabene Wiſſenſchaft, aus dem Chineſiſchen überſetzt von R. v. Plänckner."

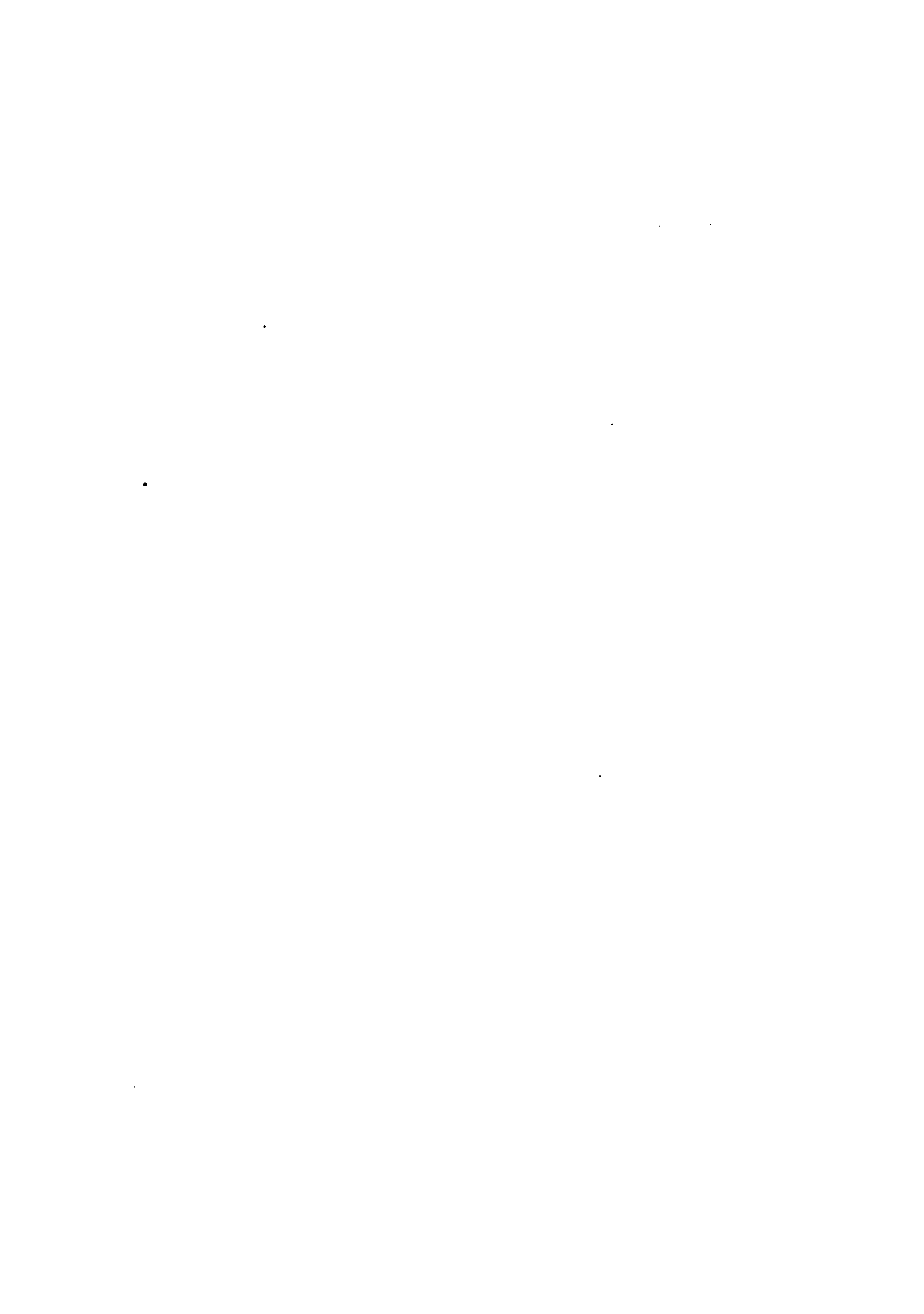
Nr. 301. Bad Landeck.

Nr. 319. *Die Waſſerfrage in unſeren deutſchen Städten.

Nr. 385. *„Zwei und fünfzig ungedruckte Balladen des ſechzehnten, ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Fr. W. Freiherrn v. Ditfurth."

Nr. 435. Reden und Aufſätze von Guſt. Rümelin.





Nr. 489. „Erſt die Arbeit, dann das Vergnügen." (Aus Rückerts Nachlaſſe.)

Nr. 491. Ein amerikaniſches Dictum über deutſche Arbeit. (Aus Rückerts Nachlaſſe.)

In der „Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte".

IV. Zur Biographie von Peter von Cornelius und Friedrich Rückert. S. 709—712.

1876.

In O. Spamers „Illuſtrirtem Converſationslexikon".

Heft 109, 110. *Joh. Wolfg. Goethe. S. 809—821.

1877.

In Beyers „Nachgelaſſene Gedichte Friedrich Rückerts und neue Beiträge zu deſſen Leben und Schriften. Nebſt wiſſenſchaftlichen Beigaben*) von Profeſſor Dr. Heinrich Rückert und Profeſſor Dr. Spiegel".

Neue Aufſchlüſſe über Fr. Rückert und ſeine politiſche Anſchauung. S. 182—195.

In „Brockhaus' Converſationslexikon, zwölfte Auflage".

Heft 75. *G. G. Gervinus. S. 247—248.

In „Heinrich Rückert in ſeinem Leben und ſeinen kleineren Schriften dargeſtellt von A. Sohr und Dr. Al. Reifferſcheid".

I. Ueber Hartmanns Iwein. (Aus Rückerts Nachlaſſe.) S. 137—154.

Ueber das Epos von Gudrun. (Aus Rückerts Nachlaſſe.) S. 180—211.

In der „Zeitſchrift für die deutſchen Mundarten herausgegeben von G. K. Frommann".

VII. Ueber die mundartliche Stellung der deutſchen Beſtandtheile in Wiggerts Pſalmenfragmenten. S. 478—486.

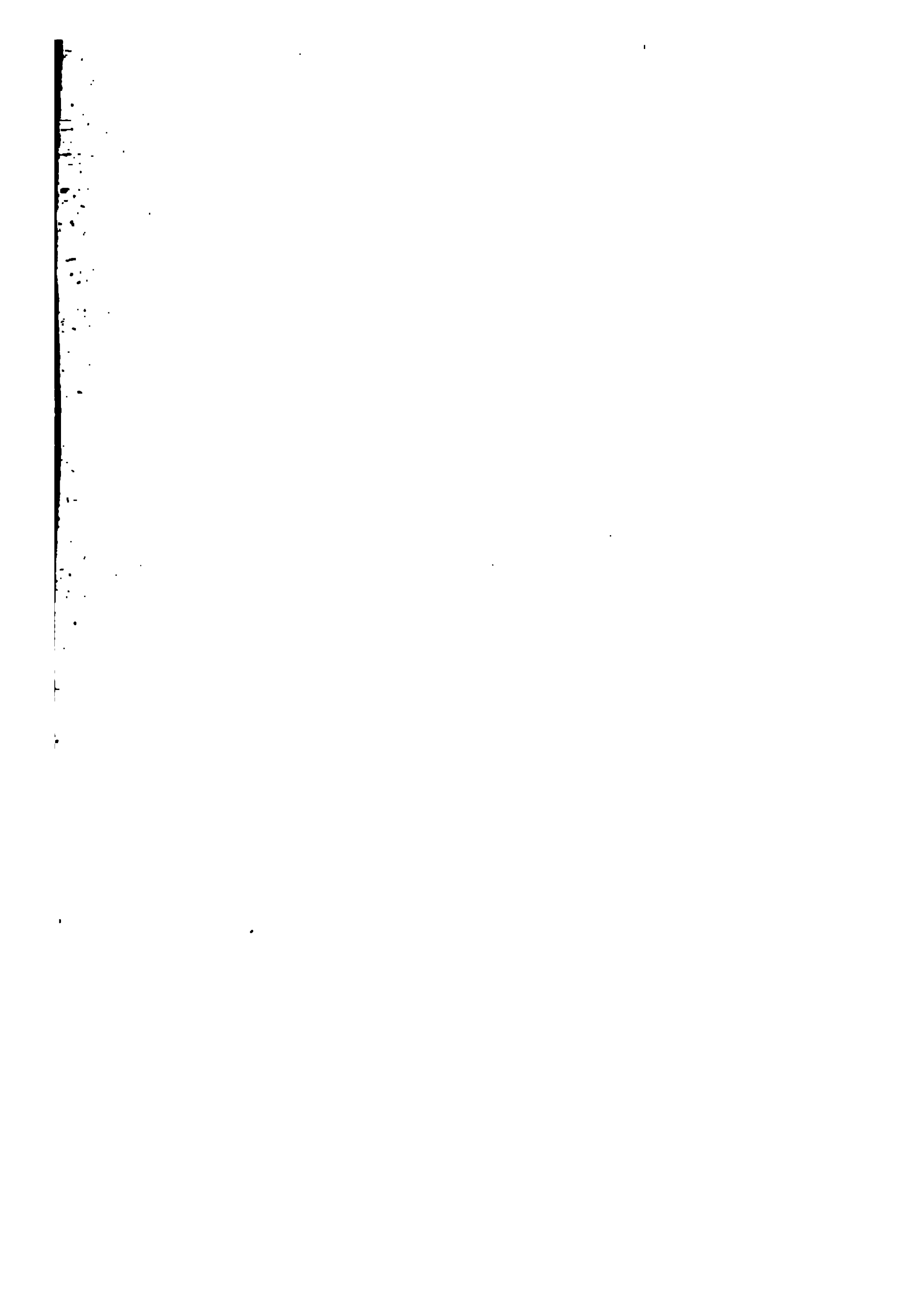
---

*) Der Aufſatz „Friedr. Rückert als Demagoge verfolgt", welchen Beyer S. 118—126 zum erſten Male zu veröffentlichen glaubte, erſchien ſchon 1873 in Müllers Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte, vgl. oben S. 425.



Weimar. — Hof-Buchdruckerei.





Heinrich Rückert

in seinem Leben und seinen kleineren Schriften

dargestellt

von

A. Sohr und Dr. Al. Reifferscheid

Dritter Band

Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken

Weimar
Hermann Böhlau
1880

Heinrich Rückert

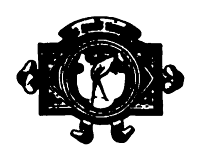
in

seinem Leben und Wirken

dargestellt

von

Amélie Sohr



Weimar
Hermann Böhlau
1880.

Heinrich Rückert

in seinem Leben und seinen kleineren Schriften

dargestellt

von

A. Sohr und Dr. Al. Reifferscheid

Dritter Band

Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken



Weimar
Hermann Böhlau
1880

Heinrich Rückert

in

seinem Leben und Wirken

dargestellt

von

Amélie Sohr



Weimar
Hermann Böhlau
1880.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Vorwort.

Ein letztwilliger Wunsch Heinrich Rückerts übertrug mir die Herausgabe einer Auswahl seiner kleinen Schriften. Der dies betreffende Paragraph in seinem Testament wurde mir durch seinen Bruder, Herrn Leo Rückert in Meiningen, mitgetheilt. In dem ehrenden Vertrauen des Verstorbenen fand ich den Muth, diesen Wunsch zu realisiren. Nach Beschaffung und Vorbereitung des gesammten Materials legte ich die Auswahl, wie die wissenschaftliche Redaction der kleinen Schriften in die Hände eines Schülers von Heinrich Rückert, des Herrn Dr. Alexander Reifferscheid, jetzt Professor in Greifswald, welcher die Herausgabe pietätvoll besorgt hat. Herr Hermann Böhlau in Weimar übernahm mit selbstloser Opferbereitwilligkeit Druck und Verlag der kleinen Schriften. Sie erschienen in zwei Bänden in den Jahren 1877 und 1878.

An den Wunsch des Verstorbenen knüpften seine Geschwister, Dr. Karl Rückert in Coburg und seine Frau Elise geb. Stichling, ihrerseits den Wunsch: ich möchte ein Lebensbild Heinrich Rückerts den kleinen Schriften folgen lassen. Auch hier mußte das herz= liche Vertrauen der Geschwister über die Bedenken hinweghelfen, welche sich mir entgegenstellten.

Bis zu meinem damals sechzigsten Lebensjahre hatte ich nie die Feder im Dienste schriftstellerischer Production geführt.

Dem ermuthigenden Zuspruch der gelehrten Freunde Heinrich Rückerts, die zum Theil auch die meinigen waren; der liebenswürdigen Bereitwilligkeit, mit welcher diese Herren mir alle in ihrem Besitze befindlichen Briefe Heinrich Rückerts zur Verfügung stellten; dem warmen Interesse und dem belehrenden Beirath, welchen sie mir während der Arbeit zu Theil werden ließen, dankt dieses Buch wesentlich sein Entstehen. Herr Dr. Reinhold Köhler in Weimar, Rückerts vertrauter Freund und Fachgenosse, unterstützte mich liebevoll in der Correctur des Buches.

Neben diesen werthvollen Hülfsmitteln, bot der handschriftliche Nachlaß Heinrich Rückerts, welchen Herr Leo Rückert mir überreichte, ein schönes und interessantes Material. Durch die Ueberlassung der Briefe Heinrich Rückerts, welche er an seine Geschwister Dr. Karl und Elise Rückert, an Frau Anna Berger geb. Rückert in Coburg, an Frau Professor Fortlage in Jena, Frau Berghauptmann Huyssen geb. von Rantzow in Halle, in erster Ehe an Hauptmann Fritz Rückert verheirathet gewesen, gerichtet hatte, wurde dieses Material sehr bereichert.

Oertliche und persönliche Anschauungen und Informationen, die damit im Zusammenhange standen, soweit mir solche noch nicht bekannt waren, ergänzte ich durch den Besuch der Orte, wo Heinrich Rückert gelebt, der Menschen, die ihm dort nahe gestanden hatten.

Unter den handschriftlichen Aufzeichnungen, Tagebüchern u. s. w. war außer der Correspondenz mit den Eltern und Geschwistern ein Heft vorhanden, „zur Biographie meines Vaters“ überschrieben, im Jahre 1874 mit Bleistift aufgezeichnete fragmentarische Entwürfe.

Was davon über das Skizzenhafte hinausgeht, habe ich mit Heinrich Rückerts eigenen Worten in sein Lebensbild eingeflochten, von welchem überhaupt der Vater untrennbar ist.

So bildet Friedrich Rückert den Hintergrund, auf welchem der Sohn, ein Gleichgearteter in Charakter, Gesinnung und Bildung dargestellt ist.

Es ist wenig, was ich selbst dabei gethan habe: Verknüpfen und Ausfüllen; aus dem reichen Material das wählen, was die edle Würde und Güte des Menschen Rückert zur Erscheinung bringt. Denn die Bedeutung des Gelehrten findet ihren Ausdruck in seinen Lehren und Werken.

Für sein Kind, seine Geschwister und seine Freunde habe ich das Buch geschrieben, aber auch für die gebildete Gesammtheit des deutschen Volkes; denn Heinrich Rückert war dieses deutschen Volkes der Besten Einer.

Für mich habe ich eine Schuld der Dankbarkeit dem Freunde abgetragen. Nicht viele Zahlen umspannen die Jahre, in denen ich mit Heinrich und Marie Rückert in herzlichster Freundschaft verbunden war. Doch der Inhalt an Liebe und Treue, den beide mir darin gegeben haben, der ist eines ganzen Lebens Dauer werth.

In seinen Thüringer Waldbergen, „dem einzig Liebsten", am waldigen Abhange des Herzogenweges, in der Villa seines treuen Jugendfreundes, des Freiherrn Dr. jur. Ernst von Stockmar, schließe ich dieses Buch.

Friedrichroda, am 25. Juli 1880.

Amélie Sohr.



Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Kapitel.
Heimath und Kindheit.
1823—1836.

Zweites Kapitel.
Studien- und Wanderleben.
1836—1842.

Drittes Kapitel.

Bonn und Berlin.

1841—1845.

Viertes Kapitel.

Jena und Frankfurt a. M.

1845—1849.

Fünftes Kapitel.

Zweite Jenenser Zeit.

1849—1852.

Sechstes Kapitel.

Breslau. Erste Zeit.

1852—1866.

Siebentes Kapitel.

Breslau. Die letzten Lebensjahre.

1866—1875.

Beilagen.

Textberichtigungen.

Seite 23 Z. 5 v. o. zu lesen: nach Tiefenthal in der Rheinpfalz.
„ 25 „ 5 u. 3 v. u. zu lesen: ohne sie zu erschlagen. — noch statt nach.
„ 58 „ 15 v. o. zu lesen: in der Allgem. deutschen Biographie" statt „deutsche Biographien."
„ 65 „ 2 v. u. zu lesen: Trendelenburg statt Trendlenburg.
„ 67 „ 9 u. 10 v. o. zu lesen: ungeschrieben statt unbeschrieben.
„ 166 „ 12 v. u. zu lesen: Stelle statt Selle.
„ 180 „ 3--6 v. o. zu lesen: und ein von Abschreibefehlern wimmelnder Abdruck desselben, der noch dazu eine der schlechtesten Handschriften-Ausgaben ist, die in Deutschland zerstreut sind. Um eine erschöpfende Arbeit zu liefern, wäre es nöthig, eine Anzahl anderer Handschriften ꝛc.
„ 189 „ 2 v. o. zu lesen: Aussichtslosigkeit statt Aussicht. — Z. 16: 13. Mai 1857 statt 1856.
„ 190 „ 4 v. o. zu lesen: 12. Juni 1857 statt 1856.
„ 191 „ 1 v. o. zu lesen: hat sich nicht auf die Mission schicken lassen.
„ 195 „ 9 v. o. zu lesen: 9. August 1859 statt 1858.
„ 196 „ 12 v. o. zu lesen: 1860 statt 1866.
„ 209 „ 10 v. o. zu lesen: größerer statt größeren.
„ 221 „ 19 und 20 v. o. zu lesen: schlesisch-deutschen Mundart im Mittelalter statt schlesischen Mundarten.
„ 232 „ 15 und 16 v. o. zu lesen: Lesebuch statt Lehrbuch.
„ 232 „ 5 v. u. zu lesen: phonetischer Tact statt Pact.

Erstes Kapitel.

Kindheit und Heimath.

1823—1836.

„Selten mag ein reich bewegtes Menschenleben in seinem Schlusse so fertig wieder zu seinen Anfängen zurückgekehrt sein, wie das Friedrich Rückerts. Die Umgebung, welche seiner Jugend ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt, hat auch das späte Alter umrahmt. Der Dichter ist auf dem Lande erwachsen und hat auf dem Lande geendet. Den Leuten bisher wenig bekannt, erhielt ein Ober-Lauringen eine Bedeutung, die es Neuseß und den andern geweiheten Stätten des Landes unserer Geistesheroen gleichsetzt. Auch hat der Dichter diesem Orte, wo er als Kind und Knabe gelebt, stäts diejenige liebevolle Pietät bewahrt, die ein Jeder dem Orte schuldet, der nicht blos zufällig, sondern geistig seine Heimath ist." —

Diese auf tief innerlicher Gemüthsübereinstimmung von Vater und Sohn begründeten Worte hat Heinrich Rückert an die Spitze einer Biographie seines Vaters gestellt, welche leider in ihrem Entwurf nur ein Fragment geblieben ist. Der Schluß dieser Worte hat sich auch in des Sohnes Leben erfüllt. Neuseß war Heinrich Rückerts geistige Wiege. Das Kind empfing dort seine erste Erziehung. Der Jüngling und Mann, wie weit auch Leben und Beruf ihn dieser ersten Heimath entrückten — nie schwächten Ferne und Zeit die festgewurzelte Heimathstreue ab. Darin war und blieb er derselbe, wie sein Vater. Als der vernichtende Schlag, der jähe Tod seiner Frau, ihn bis in das innerste Lebensmark traf, da war es wieder das kleine grüne Neuseß, wohin er mit dem todeswunden Herzen und mit dem siechen Körper

flüchtete. So darf mit Recht Neuseß seine leibliche und geistige Geburtsstätte heißen, wenn auch die eigentliche die angrenzende Stadt Coburg war.

Dorthin hatte sich der Dichter Friedrich Rückert im Jahre 1820 zurückgezogen, um die Erträge fleißigsten Studiums und wechselvollen Lebens und Wanderns in stiller ernster Arbeit niederzulegen. Hinter ihm lagen die epochemachenden Wendepunkte seines Bildungsganges, die für die Wahl und Feststellung seines künftigen Berufslebens entscheidenden Momente: die italienische Reise und die orientalischen Sprachstudien in Wien. Diesen Wendepunkten war ein Entwicklungsleben vorangegangen, wie es in der seltenen Uebereinstimmung einer mächtigen Persönlichkeit und eines mit Verstandeskraft und Phantasie reich ausgestatteten Geistes nicht anders als ein, in bewegten Zügen, großen Zielen zustrebendes sein konnte.

In den einfachsten Verhältnissen aufgewachsen, mit den dürftigsten Hülfsmitteln der Schule und des Unterrichts versehen, bahnte schon der Knabe selbstständig sich den Weg, auf welchen frühzeitig die duftigen Blüthen eines Dichtergenius fielen und neben ihnen die saftvollen Keime aufsproßten, aus denen des Denkers Forschen und Arbeiten weithin fruchttragende Resultate groß zog.

Des Vaters Wunsch entsprechend, studirte Friedrich Rückert in Würzburg 1807 Jura. Im zweiten Jahre ging er nach Heidelberg, dessen Universität besonders in der philosophischen Fakultät eine hervorragende Stelle einnahm. Seine Matrikel lautet dort vom 27. April 1808 unter dem Prorectorat Dr. Weise's als Studiosus juris. Dort wurde Friedrich Rückert „ganz Philolog; Linguistik und Philosophie sein ausschließlichstes Studium." J. H. Voß und G. Fr. Creuzer übten einen beherrschenden Einfluß auf den jugendlichen Geist aus. Beide auf dem gesunden, reinen Gemüthsboden eines deutschen protestantischen Familienlebens erwachsen, gründliche Gelehrte und Kenner des Alterthums, gehörten sie zu den kräftigen Geistern, „deren Größe und durchschlagende Wirkung", wie Bernhard Stark bezeichnend sagt, „am Ende des vorigen Jahrhunderts darin lag, daß sie sich nicht früh abschlossen in einem eng bemessenen Kreis von Kenntnissen, nicht ängstlich abwehrten jeglichen Einfluß, der von dem Nachbargebiet ausgeübt werden konnte; nein, daß sie des großen Zusammenhangs alles

Denkens und Erfahrens bewußt, eine Fülle scheinbar fernliegender Kenntnisse und Anschauungen in persönlich freiem Austausch sich aneigneten und verwertheten; daß sie alle, wie getragen wurden auf einem hochgehenden, alles überfluthenden Strome."

Und mit welcher wahren, frischen Freudigkeit nahm Rückert die Wirkung dieser Strömung in sich auf; gleichsam als etwas ihm Individuelles. „Ja damals, und zwar unmittelbar nach diesem Heidelberger Jahre, war es ein innerer Drang, der ihn zum Docententhum hinführte. Es knüpften sich für ihn ideale Hoffnungen und weitstrebende Intentionen daran. Der Vater drängte, das reiche Material des Erlernten in feste Formen eines einträglichen Berufs zu gießen. Aber der war so schnell nicht zu finden. Zwei Jahre bunten Lebens; Herumschweifen und Genießen; Lieben und Dichten; Alles im raschen Wechsel. — Endlich ward ein fester Punkt zum Stehen gegeben. Rückert habilitirte sich im Jahre 1811 als Privatdocent an der damals in hoher Blüthe stehenden Universität Jena. Dort versammelte er in einer ununterbrochenen Reihe von Vorlesungen eine begeisterte Hörerzahl um sich. Der Eindruck seiner energischen Persönlichkeit, sein schwungvolles Auftreten, der Strom seiner Rede ist von mehr als einem seiner Schüler gerühmt worden." (H. R.)

In die Lehrsäle der Wissenschaft, diese stillen Pflanzstätten der idealen Güter der Menschheit, dahin rettete sich die niedergetretene Kraft des deutschen Volksgeistes. Dort glimmte das Ahnen einer bessern Zukunft fort. Plötzlich brauste das Jahr 1812 wie ein reinigendes Wetter über Deutschland herein. Das Ahnen wurde Gewißheit. Die Hörsäle leerten sich. Die akademische Jugend zog kampfmuthig in den deutschen Befreiungskrieg. Und die nicht mit ihnen ziehen durften, die kämpften mit der schneidigen Rede, mit dem zündenden Liede. Ein solcher Kämpfer war Fr. Rückert: seine geharnischten Sonette die scharf geschliffenen Schwerter. Der Friede wurde geschlossen; der Heimkehrende nahm seinen Beruf wieder auf. Doch der junge Dichter fühlte seine Zeit dazu noch nicht gekommen. Sein Wissens- und Forschertrieb bedurfte noch jener Anschauung und Belehrung, deren Quellen jenseits der vaterländischen Grenzen lagen.

Den Ranzen übergeschnallt, den knotigen Stock in der markigen Hand, so schritt der rüstige Fußwanderer kreuz und quer durch Süddeutschlands Gauen, da und dort rastend — dichtend und

arbeitend — weiter durch die Schweiz und über die Alpen nach Rom und Ariccia. Unter jenem sonnigen Himmel, wo eine ewig junge Natur glückliche und schöne Menschen erzeugt, wo Poesie und Gesang gleichsam in der Luft schweben, des Alterthums edle Gebilde dem Künstler der Gegenwart Lehrer und Erzieher sind — da durchglühten den deutschen Natursohn die Strahlen, in welchen die reizvollsten Blüthen seiner Lyrik keimten. „Er genoß in vollen Zügen das Leben und Lieben, wie es nur der Süden gewährt, aber nicht als ein sentimentaler Schwärmer; denn Nichts widerstrebte der gesunden Natur Fr. Rückerts mehr, als diese moderne Sentimentalität, die sich in Ueberschwänglichkeit verliert, diese sogenannte Naturschwärmerei, die bloß der Auszug einer Phantasie- und Gefühls-Verweichlichung ist, aus welcher schwächliche Geister ihre dürftige Nahrung ziehen. Mit der höchsten geistigen Klarheit, überall ganz und voll in dem Moment aufgehend, verstand er wie wenige, ein jedes zu nehmen als das, was es ist, — das unmittelbarste, wirklichste des Lebens, ja das Leben im eigentlichen Sinne selbst." (H. R.)

In den Kreisen der damals in Rom lebenden, schon an die Höhe ihres Ruhmes heranreichenden Künstler und Gelehrten, Schnorr, Cornelius, Thorwaldsen, Niebuhr, Platen, Bunsen und Anderer, wurde Fr. Rückert, ein ebenbürtig Geachteter, herzlich willkommen geheißen. Auch knüpften sich dort die Beziehungen zu dem Kronprinzen Ludwig von Baiern an, welche später nach dessen Thronbesteigung Rückerts Berufung an die Universität Erlangen zur Folge hatten. „Am nächsten aber im vertraulichen Verkehr stand ihm sein Stubencamerad, der Maler und Kupferstecher Carl Barth. Er war der stätige Begleiter des Dichters auf seinen Streifzügen durch Italien und Sicilien und blieb ihm auch für das ganze Leben ein treuer Freund. Durch schwere Lebenserfahrungen geführt, die sein Gemüth umdüstert hatten, war Barth bis dahin wenig gekannt und beachtet gewesen. Rückert verstand es bald, den wahren Kern aus dem verschlossenen Innern des unglücklichen Mannes herauszuheben. An des Künstlers und Kenners belehrendem Urtheil bildete der Dichter sein eigenes heran. Was er dem Freunde dafür wiedergab, das wurde diesem die Leuchte, an welcher das Selbstvertrauen sich wieder entzündete, und frische Lust zu neuem Schaffen erstand.

Barth arbeitetete mit Erfolg, als Rückert Rom verließ. Briefe unterhielten den herzlichen Verkehr. Als er wieder ein gebrochener Mensch nach Deutschland zurückkehrte, da war es das Familienhaus des Dichters, wo er mit alter Liebe empfangen, als Gevatter, Kinderfreund und Lehrer zeitweise lebte und sich glücklich fühlte, bis sein feindlicher Dämon ihn auch von dort wieder hinaustrieb in die Fremde. Fr. Rückert aber blieb stets bemüht, das Loos des einsamen, halb blinden und mittellosen Mannes nach Kräften zu mildern." (H. R.)

Ein volles Jahr verlebte Fr. Rückert in Italien. Was ihm eigentlich Ziel und Zweck dort war, das Studium und die Kenntniß der Sprache und Poesie des Landes, das blieb ein unermüdlich Erstrebtes. Ueberall ging er diesen Quellen des Geistes und Culturlebens der Völker bis in ihren ersten Ursprung nach. Und als dort sein Suchen und Lernen abgeschlossen war, da zog er weiter mit Ranzen und Stab durch das Etschland und Tyrol nach Wien. Auch dort ließ er das berauschende Natur- und Weltleben voll auf sich wirken. „Er selbst nennt es „„ein tolles, abenteuerliches Leben"", was er dort führte; aber geistig war es ein für das ganze künftige Leben bestimmendes. Hammer Purgstall, der Fundgräber des Orients, ein feiner liebenswerther Helfer, lenkte Rückert auf das damals ihm noch unbekannte Persisch und Arabisch, was dann eine Hauptader seiner dichterischen Productivität wurde. Die Bibliotheken und Archive Wiens erschlossen ihm einen unerschöpflichen Reichthum längst ausgeklungener Laute und Lieder jener großen Culturvölker." (H. R.) Wie Fr. Rückert diesen Lauten und Liedern wieder lebensvollen Ausdruck und Form gegeben hat; welche Schätze einer großen Vergangenheit durch ihn der Gegenwart wieder verständliches Eigenthum geworden sind; jeder Gebildete weiß es und was er dafür Fr. Rückert zu danken hat.

So ein innerlich und äußerlich fertiger, an Menschen- und Weltkenntniß gereifter, in der vollsten Kraft und Schöne des dreiunddreißigsten Lebensjahres stehender Mann, kehrte er heim. „Lust und Drang des Schaffens trat nun als der durch das Leben des Dichters bis zu dessen Schlusse durchgehende Zug in seine Rechte; damit aber auch das Bedürfniß, sich auf ein Dasein zurückzuziehen, welches im kleinsten Raume und mit den geringsten Hülfsmitteln, doch ein kräftig pulsirendes, je weiter die Umgebung,

je mehr in die Enge sich zurückziehendes und doch nicht sich isolirendes sei." (H. R.)

Diesem Bedürfniß sollte die schönste Erfüllung werden. Er miethete im Hause des Archivraths Fischer in der Schloßgasse zu Coburg der darin wohnenden Frau von Gersdorf ein möblirtes Zimmer ab. Bald schloß er sich eng an die Familie des Hausbesitzers an. Mochte immerhin die liebreizende Erscheinung der Tochter Luise der hauptsächlichste Grund dazu sein, so zog doch auch die Gesammtatmosphäre des ganzen Hauses den warmherzigen Dichter als eine aus dem eigenen Vaterhause her gewohnte an. „Biederkeit und Wahrheitsliebe, Strenge in der Ausübung seiner Pflichten, sie aber auch von Andern fordernd, Schlichtheit in Sitte und Gewohnheit des Lebens" — so kennzeichnet der Enkel den Charakter des Großvaters Fischer. Gleich fest ausgeprägt in denselben Grundzügen war der des Großvaters Johann Adam Rückert, des Justizamtmanns in Ober-Lauringen. Nur in Einem hatte die Natur die beiden Stammesväter des Dichterhauses unterschiedlich bedacht: die zähe und gesunde Körperlichkeit, welche sich in der mittleren gedrungenen Gestalt Fischers aussprach, war dem zart constituirten Adam Rückert versagt geblieben.

„Schmächtig gewachsen, blond und blauäugig, weiche Züge, welchen der festgeschlossene Mund einen schwermüthigen Ausdruck druck verlieh, war er der volle Gegensatz des Sohnes, dessen breite Schultern, die Löwenmähne, das gewaltige Stirnbein, das scharf prononcirte Kinn, die markigen Manneszüge, schon in der ersten Jugend sich ausgebildet hatten, wie ein Conterfei aus dem sechszehnten Lebensjahre zeigt.

„Was so von reckenhafter Kraft und Gestalt in dem Dichter sich darstellt, das war das Erbtheil seiner Mutter. Ein Bild noch aus später Lebenszeit spricht dieselbe Tonfülle der Naturkraft, jener gewaltigen Gestaltungskraft des Geistes und Gemüths, nur zarter und weiblicher umrissen aus, wie solche die Mutter auf den Sohn übertragen hat. Eine schöne Frau, stattlich gewachsen, bis zuletzt noch, nach unendlich trüben Erfahrungen, jenen ungestörten Lebensmuth, jenen ungezwungenen Witz, jene lebhafte Gesprächigkeit aufrecht erhaltend, die auch den Sohn so auszeichneten. Auf der Grundlage der reichsbürgerlichen Ackerstadt Schweinfurth stehend, war sie eine treffliche Hausfrau nach altem Styl; Alles

selbstschaffend, emsig spinnend, für Mann und Kinder die Kleider selbstfertigend. Die Familie war groß; der Vater arm; nur die Mutter kleinbürgerlich bemittelt, das Einkommen schmal, Sparsamkeit geboten.

„Die einfachen Zimmer des Amthauses in Lauringen mit ihren schlichten kiefernen und birnbaumenen Möbeln, wie sie der Stellung und bescheidenen Wohlhabenheit des Besitzers entsprachen — sie waren die naturgemäße Umgebung, in welcher Fr. Rückert aufgewachsen war, in welcher er stätig sich am behaglichsten fühlte. Ungern trug er in den späteren Jahren den Forderungen der Zeit an eine bessere Einrichtung Rechnung. Wo in der Fremde eine Reminiscenz an diese Gewohnheit der Jugend ihn berührte, da war er hocherfreut und gern erzählte er von dem groben und ungehobelten Arbeitstisch in Ariccia, der ihm so lieb gewesen, weil er dem väterlichen in Lauringen geglichen habe. Der einfache Schnitt, wie die Mutter ihm dem Knaben Fritz anpaßte, blieb ihm der Liebste bis in sein Alter. In dem langen Rocke des fränkischen Bauern von schlichter dunkler Farbe; der braunen Mütze — so steht uns Kindern und Tausenden das Bild des Dichters vor Augen im Hause; auf Spaziergängen; in der Kirche.“ (H. R.)

Aehnliche einfache Verhältnisse herrschten in dem Hausstande der Familie Fischer. Nur verlieh die gesicherte Existenz und die amtliche Stellung des Hausherrn denselben eine vornehmere Färbung.

Die Mutter, aus deren feinen Zügen ein treues Gemüth und klarer, durchgebildeter Geist hervorleuchteten und in gesunder Verständigkeit und tüchtiger Arbeitsamkeit praktisch sich auslebten, hatte ihre beiden Kinder erster Ehe, Karl und Luise Withaus, vortrefflich erzogen. Ihr zweiter Mann, der Archivrath Fischer adoptirte sie nicht nur mit dem Namen, auch mit dem wärmsten Vaterherzen. Der Sohn Karl, ein wackrer kenntnißreicher Berufsoffizier im baierischen Militärdienste, wurde schnell des Dichters vertrauter Freund und trug diese Liebe und Treue später auf dessen Sohn Heinrich über. In stiller sittiger Zucht des Hauses war die Tochter Luise aufgewachsen. Das harmonische Ineinanderstimmen körperlicher und seelischer Schönheit, dieser unzerstörbare Reiz echter Weiblichkeit, blieb auch im Alter, wo Krankheit und Sorgen den äußeren Schmelz weggewischt hatten, aus ihrem Gemüth heraus, von einem Jedem wohlthuend empfunden.

Der Liebesfrühling, diese köstlichste Perle deutscher Lyrik war das letzte Ausklingen der liederreichen Minne des Dichters. Die Dichtung wandelte sich in Wahrheit. Luise Fischer verband sich ihm als Gattin. „Und bis zum letzten Athemzuge hat sie diesen Liebesfrühling in den tiefsten und herrlichsten Tönen gefeiert; hat dem Dichter ein Glück geschaffen, wie es wenigen Menschen auf der unvollkommenen Erde beschieden ist. Sie allein hat es Fr. Rückert möglich gemacht, so zu leben, wie sein innerster Zug und die sich gestellte Aufgabe verlangten. Sie nahm ihm alle Sorgen ab und ließ ihn in der stillen Welt seines Denkens und Schaffens gewähren. Den zahlreich auf einander folgenden Kindern war sie die zärtlichste Mutter; jedem Rathbedürftigen und Nothleidenden der hülfbereite Schutzengel. Ihr Leben und Lieben war Arbeiten und Sorgen für Andere wie für sich selbst. Noch ehe sie die treuen Mutteraugen für immer schloß, fragte sie die nebenstehende Tochter: „hat auch der Sohn sein Vesperbrod erhalten?“ Ausgestattet mit reichen Kenntnissen in guter Schule, wurde sie bald die geachtete Freundin der hervorragendsten Geister der damaligen Zeit; Männer wie Stockmar und Wangenheim, Humboldt, Jacob und Wilhelm Grimm. Aber nie trat sie aus der Sphäre weiblicher Art heraus. Mit feinen Tact wußte sie ihre Stellung in der Gesellschaft zu behaupten; mit gemüthlicher Sinnigkeit verstand sie den täglich in ihrem Hause einkehrenden Freunden und Fremden Behagen zu schaffen. Beim damals üblichen schlichten Abendimbiß nahm sie gern als Zuhörerin an den Gesprächen der Männer Theil. Oft wurde ihr Urtheil verlangt, und stets war es ein bescheiden gesprochenes, aber aus Herz und Verstand, das Richtige treffendes.“ (H. R.)

Das junge Paar blieb im Hause der Eltern wohnen. Eine Tafel bezeichnet noch heute in der Schloßgasse zu Coburg dieses Haus. Dort wurde am 14. Februar 1823 der erste Sohn

Carl Albrecht Heinrich

geboren. Seine Taufpathen waren beide Großväter und der Freund des Hauses, der Maler Carl Barth.

Es war ein überaus schwächliches Kind, für dessen Erhaltung in den ersten Wochen wenig Hoffnung vorhanden war. Nur die

sorgfältigste Pflege und später die Neuseßer Landluft unterstützten die allmähliche gedeihliche Ausformung seines Organismus. „In Neuseß, einem unmittelbar an die Stadt Coburg angrenzenden Dorfe, besaß der Großvater Fischer ein kleines Landgut. Es war im eigentlichen Sinne ein Stammgut, damals mindestens hundert Jahre in der Familie, schon von den Großeltern des Leibmedicus Rath Fischer (Vater des Archivraths) vererbt. Es bestand in damaliger Zeit aus einem Hause nach alter Art, ungefähr in der Mitte des Dorfes unterhalb der Kirche gelegen. Das Wohngebäude, Ende des vorigen Jahrhunderts gebaut, war mit dem bescheidenen Mobiliar der damaligen Zeit eingerichtet. Es lag mit der Giebelseite dem Dorfe zugewendet, mit der Südseite an die Lauter streifend, an der Nordseite die einstöckigen Wirthschaftsgebäude und nach der Westseite die Blumen- und Obstgärten mit ihren schattigen Lauben und Weinspalieren. Die dazu gehörigen Wiesen steigen sanft hinan entlang des Sulz und verlieren sich in den Hügeln, welche sich um die waldigen Höhen des schloßgekrönten Kallenbergs gruppiren". (H. R.)

Heinrich war drei Jahr alt, als der Vater an die Universität Erlangen berufen wurde. Die Frage, ob der schwächliche Knabe nicht in den gewohnten Luft- und Lebensverhältnissen zu belassen sei, wurde schon bei dem Wegzuge der Eltern ernstlich erwogen. Doch konnten diese sich nicht von dem Erstgeborenen trennen. Drei Jahre später geboten der schnelle Familienzuwachs und die Haushaltungssorgen, welche der Mutter nicht gestatteten, dem Knaben die nöthige Pflege zuzuwenden, von selbst diese Trennung. Unter der Bedeckung des Onkel Karl, damals ein flotter Reiteroffizier, holte die Großmutter den Knaben selbst ab.

Noch in späteren Lebensjahren erinnerte Heinrich Rückert sich dieser eindrucksvollen Reise, „des abenteuerlichen Kofferabschneidens in dem gruselichen Bamberger Hautschmoor, des harten Verweises, welchen der Onkel ihm ertheilte, als er beim Mittagbrod in Günsbach Freudenthränen über die Freitagkrapfen vergoß, was doch die Großmutter so natürlich fand". — Und sie liefen ihm erst recht über die luftgerötheten Backen, als der Hauderer vor dem alten Coburger Hause still hielt, und er da oben Alles auf dem alten Platze wiederfand. Dort in der Ecke der ebenholzene Tisch mit den Zeitungen und Bilderbüchern und das Pfeifengestell darüber, von

welchem er manchesmal dem Großvater die frischgestopfte mit dem schön gemalten Türkenkopfe tragen durfte. Auch der hohe ledergepolsterte Lehnstuhl auf dem Fenstertritt war noch da, auf welchem er so oft geklettert, auf des Gro[illegible] aufgeschlagen und dieser ihm die alten [illegible] Im Zimmer der Großmutter [illegible] saubere buntgewürfelte Damastserviette über den altm[illegible] Kaffeetisch aufgebreitet; und die dampfende [illegible] der frischgebackene Kuchen lacht[illegible] an. Das Feuer knisterte lustig i[illegible] vor Ostern und bitter kalt.

Es war das erste Ostern, d[illegible] verlebte; und in seinem Kinderle[illegible] Ostern. Am Morgen des sogenannten [illegible] er schmuck angezogen; die Großmutter fuhr [illegible] dunklen Locken und diesmal hielt er still dabei. Auch [illegible] vater zog den Sonntagsrock an und nun schritten beide stumm feierlich dem Hause des gestrengen Rectors Dressel zu. Es galt, das erste Examen zu bestehen und der Rector nahm es recht scharf. „Brav mein Junge, kommst nach Quarta; hast ja schon Waldton beim Lesen“ — so entließ der Rector den ob des Waldtons verwunderten, sonst hocherfreuten Knaben. Die Pforten der Schule waren ihm erschlossen.

Pfingsten wurde herausgezogen nach Neuseß, und bis tief in den Spätherbst verblieben. Der tägliche Marsch bei jedem Wetter nach der drei Viertelstunden entfernten Stadtschule in Coburg stählten den empfindlichen Organismus Heinrichs. Gleichzeitig schärfte sich im stätigen Verkehr mit dem Lande sein angestammter Natursinn. Seine lebhafte Phantasie, seine rege Wissensbegier und eine leichte und schnelle Auffassung schöpften aus der landschaftlichen Schönheit und charaktervollen Baulichkeit der alten Stadt und Veste Coburg einen reichen Schatz von Anschauungen. Des Großvaters Belehrung gab denselben die wissenschaftliche Grundlage. Auch die praktische Anwendung dieser Erfahrungen und Eindrücke lehrte ihm des Großvaters Beispiel. Fleißig half er bei Bebauung des Gartens. Mit den Schulkameraden durch Wald und Wiesen streifend, sammelte er allerhand Naturprodukte ein. Zu Hause aber ordnete er die Pflanzen, Käfer und Steine

und beschrieb sie genau. Ein jeder Brief an Vater und Onkel meldet von neuen Entdeckungen und den schönen Schmetterlingen, die er selbst gezogen habe. So entwickelte sich frühzeitig in dem Knaben das Streben nach Vielseitigkeit und Gründlichkeit von einem gut geschulten Gedächtniß getragen, welches im Geistesleben Heinrich Rückerts ein so dominirender Zug geblieben ist.

Rasch stieg er vom Quartaner zu den höheren Schulklassen
nte schon am Schlusse seines ersten Schuljahres die
h Tertia dem Vater melden. „Lieber Sohn Hein-
tete dieser umgehend am 1. Juni 1830, „ich habe
r Dein ganz ordentlich geschriebenes Briefchen ge-
, daß Du fleißig fortlernest. Thue und treibe nur
ufmerksamkeit, Ordnung und Reinlichkeit und folge
ieben Großeltern, die Du recht schön von mir grüßen
reibe mir bald wieder. Bei der großen Kälte hüte
Luft mit offnem Munde einzuschlucken; dazu sind
n, um das Thor zuzumachen. Dieses schützt besser
nd Halsentzündungen, als zu warme Halstücher und Gesirr. Bleibe nur fein recht gesund, und sei deswegen mäßig beim Abendessen. Mittags läßt sich schon eher etwas vertragen. Doch ist Mäßigkeit überall eine Tugend und Gefräßigkeit das erste Verderben der Jugend!“ Und die Mutter gab der väterlichen Ermahnung noch größeren Nachdruck. „Halte Dich warm und trample nicht so im tiefen Schnee herum, wie es die Pfaffs Buben so gern thun. Bitte die Großmutter, daß sie Dir ein paar ordentliche Stiefeln anmessen läßt, wie sie der Großvater trägt. Das soll noch ein Weihnachtsgeschenk von mir sein. Auch ein Chemischen schicke ich, welches ich für Dich gutes Kind genäht habe. Lebewohl, Gott erhalte Dich gesund und schreibe bald wieder Deiner treuen Mutter“.

Die Angst der Eltern war nicht unbegründet. Mit dem Neujahr 1830 brach über ganz Deutschland ein schneidig kalter Winter herein. Das Schneetreiben wollte nicht enden. Riesige Wälle sperrten die menschenleeren Straßen von Coburg. Eisgepanzert starrten die Fenster. Ein Jeder blieb gern hinterm warmen Herde sitzen. Auch die Schellen der Schlitten verstummten; nur auf dem Schloßteiche rührte sich munteres Leben; über die glatte

welchem er manchesmal dem Großvater die frischgestopfte mit dem schön gemalten Türkenkopfe tragen durfte. Auch der hohe ledergepolsterte Lehnstuhl auf dem Fenstertritt war noch da, auf welchen er so oft geklettert, auf des Großvaters Knieen die Volksbücher aufgeschlagen und dieser ihm die alten Holzschnitte erklärt hatte. Im Zimmer der Großmutter aber lag die saubere buntgewürfelte Damastserviette über den altmodischen vierbeinigen Kaffetisch aufgebreitet; und die dampfende Kaffekanne mit der Zipfelmütze und der frischgebackene Kuchen lachten den kleinen Gast gar verlockend an. Das Feuer knisterte lustig im Ofen — denn es war 14 Tage vor Ostern und bitter kalt.

Es war das erste Ostern, das der Knabe bei den Großeltern verlebte; und in seinem Kinderleben war es ein hochwichtiges Ostern. Am Morgen des sogenannten dritten Feiertags wurde er schmuck angezogen; die Großmutter fuhr scharf durch seine dunklen Locken und diesmal hielt er still dabei. Auch der Großvater zog den Sonntagsrock an und nun schritten beide stumm und feierlich dem Hause des gestrengen Rectors Dressel zu. Es galt, das erste Examen zu bestehen und der Rector nahm es recht scharf. „Brav mein Junge, kommst nach Quarta; hast ja schon Waldton beim Lesen" — so entließ der Rector den ob des Waldtons verwunderten, sonst hocherfreuten Knaben. Die Pforten der Schule waren ihm erschlossen.

Pfingsten wurde herausgezogen nach Neuseß, und bis tief in den Spätherbst verblieben. Der tägliche Marsch bei jedem Wetter nach der drei Viertelstunden entfernten Stadtschule in Coburg stählten den empfindlichen Organismus Heinrichs. Gleichzeitig schärfte sich im stätigen Verkehr mit dem Lande sein angestammter Natursinn. Seine lebhafte Phantasie, seine rege Wissensbegier und eine leichte und schnelle Auffassung schöpften aus der landschaftlichen Schönheit und charaktervollen Baulichkeit der alten Stadt und Veste Coburg einen reichen Schatz von Anschauungen. Des Großvaters Belehrung gab denselben die wissenschaftliche Grundlage. Auch die praktische Anwendung dieser Erfahrungen und Eindrücke lehrte ihm des Großvaters Beispiel. Fleißig half er bei Bebauung des Gartens. Mit den Schulkameraden durch Wald und Wiesen streifend, sammelte er allerhand Naturprodukte ein. Zu Hause aber ordnete er die Pflanzen, Käfer und Steine

und beschrieb sie genau. Ein jeder Brief an Vater und Onkel meldete von neuen Entdeckungen und den schönen Schmetterlingen, die er selbst gefangen habe. So entwickelte sich frühzeitig in dem Knaben das Streben nach Vielseitigkeit und Gründlichkeit von einem gut geschulten Gedächtniß getragen, welches im Geistesleben Heinrich Rückerts ein so dominirender Zug geblieben ist.

Rasch stieg er vom [illegible] höheren Schulklassen auf, und konnte [illegible] ersten Schuljahres die Versetzung [illegible] „Lieber Sohn Hein- [illegible] Juni 1830, „ich habe [illegible] schriebenes Briefchen ge- [illegible]. Thue und treibe nur [illegible] Reinlichkeit und folge [illegible] recht schön von mir grüßen [illegible] wieder. Bei der großen Kälte hüte [illegible] einem Munde einzuschlucken; dazu sind [illegible] das Thor zuzumachen. Dieses schützt besser [illegible] Halsentzündungen, als zu warme Halstücher und Geschirr. Bleibe nur fein recht gesund, und sei deswegen mäßig beim Abendessen. Mittags läßt sich schon eher etwas vertragen. Doch ist Mäßigkeit überall eine Tugend und Gefräßigkeit das erste Verderben der Jugend!" Und die Mutter gab der väterlichen Ermahnung noch größeren Nachdruck. „Halte Dich warm und trample nicht so im tiefen Schnee herum, wie es die Pfaffs Buben so gern thun. Bitte die Großmutter, daß sie Dir ein paar ordentliche Stiefeln anmessen läßt, wie sie der Großvater trägt. Das soll noch ein Weihnachtsgeschenk von mir sein. Auch ein Chemischen schicke ich, welches ich für Dich gutes Kind genäht habe. Lebewohl, Gott erhalte Dich gesund und schreibe bald wieder Deiner treuen Mutter".

Die Angst der Eltern war nicht unbegründet. Mit dem Neujahr 1830 brach über ganz Deutschland ein schneidig kalter Winter herein. Das Schneetreiben wollte nicht enden. Riesige Wälle sperrten die menschenleeren Straßen von Coburg. Eisgepanzert starrten die Fenster. Ein Jeder blieb gern hinterm warmen Herde sitzen. Auch die Schellen der Schlitten verstummten; nur auf dem Schloßteiche rührte sich munteres Leben; über die glatte

Eisfläche hin tummelten sich die Schulbuben warm im raschen Laufe. Bis tief in das Frühjahr dauerte der böse Winter. An Reisen war nicht zu denken.

Das empfand die Mutter schwer und in ihrer Herzensbangigkeit schrieb sie am 12. Februar 1831: „Geliebtes Kind, zu Deinem achten Geburtstag nimm meinen mütterlichen Glückwunsch. Mit Thränen der Rührung und Sehnsucht schreibe ich Dir dies. Könnte ich doch, Du geliebter Erstgeborener, Dich an diesem Tage sehen und an mein Herz drücken, welches mit unaussprechlicher Zärtlichkeit für Dich erfüllt ist. Ich bitte den gütigen Gott, daß er Dich segnen möge an Leib und See[illegible] daß Du [illegible] und kräftig, brav und rechtschaffen werden mög[illegible] und fleißig und suche alle Fehler abzulegen, damit Go[illegible] sich Deiner freuen. Das wird nur Dein Glück sein [illegible] einzige Lohn, den wir für unsere Mühen und für unsere [illegible] für uns verlangen". —

Eine milde Ostersonne löste endlich die starre Eisdecke. Da und dort wagten sich die ersten Verkünder des Frühlings aus dem Erdboden hervor. Heinrich wanderte hinaus mit Onkel Karl. Er war der regelmäßige Festbesuch zu dieser Zeit, damals Adjutant des Fürsten Thurn und Taxis in Würzburg. Von dem frischen, heitern, gesunden Wesen des jungen Soldaten, durch welches ein in seiner Liebe für Kunst und Poesie begründeter idealer Zug hindurchging, fühlte der Neffe sich besonders sympathisch angezogen. Auch nahm der Onkel sich seiner getreulich an. Geographie und Geschichte wurden fleißig repetirt, die Zeichenhefte geprüft, und Griffel und Pinsel hervorgeholt. Der Onkel malte selbst fleißig und der Knabe durfte zusehen. Als er aber später ihm zeigte, wie man Natur copiren könne, und gar schöne kleine Bilder von Stadt und Veste unter des Onkels Hand auf dem Papier entstanden, da schlug Heinrichs Lust am Zeichnen in hellen Flammen auf. Aus dem kleinen Bewunderer wurde bald ein gelehriger Schüler. Oft auf seinen Wanderzügen als Student und Docent, wobei so manche Erinnerung des Geschauten in seinem Album festgehalten wurde, gedachte er dankbar dieser österlichen Lehrstunden.

Mit Beginn der Universitätsferien in Erlangen, meistens schon zu Pfingsten, rückten die Eltern und Geschwister in Neuseß ein. „War ja Neuseß schon damals dem Dichter der liebste Ruhe-

platz und hatte er ja dort seinen Liebesfrühling gelebt; war ihm jeder Strauch, jeder Baum dort bekannt; ja der Boden, den er betrat, als ob er immer mit ihm gelebt hätte. Weitere Reisen mochte er nicht mehr unternehmen. Was ihm eigentlich Lust des Reisens gewesen, mit ein Paar Pfennigen in der Tasche die weitesten Strecken zu durchlaufen, das ließ sich mit Frau und einem Häuflein Kinder nicht mehr bewerkstelligen. Jetzt mußte er sich bequemen, oft in einem recht engen Wagen die marschlustigen Füße einzuzwängen".

„Wenn so in Erlangen gepackt war für einen langen Aufenthalt und für so Viele und so Kleine; — die Bücher untergebracht, so große und so schwere; da fuhr der Hauderer vor, nach damaliger Art ein Wanderlebenhaus. Es wurde aufgeladen; Alles mühe- selig Platz findend. Nun drückte die Mutter sich ins kleinste Eckchen, die schreienden und tobenden Kinder neben sich vertheilend, damit ja die reckenhafte Gestalt ihres Mannes bequem untergebracht werden könne. Endlich Alles fertig. Das Fuhrwerk bewegte sich schnecken- haft bei heißem Sommerwetter auf der holprigen baierschen Straße. Zwei Stunden wurde Mittag gefüttert. In der elenden Dorfkneipe führten die Kinder einen ruhmlosen Krieg gegen die gierigen Fliegen, welche das an sich unappetitliche Essen ihnen streitig machten. Endlich beim letzten Schimmer eines August-Abends waren die elf Weges- stunden zurückgelegt; die entgegenkommenden Großeltern winkten; die Kinder kletterten in freudiger Ungeduld aus dem Wagen — Neuseß wurde jubelnd begrüßt". (H. R.)

Dort aber trabte Friedrich Rückert wacker umher mit seinen Buben. Sie sollten wie er, Land und Leute im frischen, fröhlichen Laufe kennen lernen. Und Heinrich war immer der erste voran mit dem Vater; und konnte dieser ihn nicht begleiten, da zog er mit seinem, ein Jahr jüngeren Bruder Carl hinaus, durch Feld und Thal und die Höhen hinauf und hinab und wo sie einkehrten da grüßten aus Thür und Fenster Vetter- und Basengesichter und überall waren sie willkommen. Denn weitaus im Franken- und Thüringer Lande sind die Rückerts ein seit Jahrhunderten an- sässiges Geschlecht.

In den Herbstferien reiste Heinrich regelmäßig nach Erlangen. Da gab es ein besonderes Freuen unter den Geschwistern, denn sie hingen an dem Bruder „Heinel" mit einem Gemisch von

Zärtlichkeit und Ehrfurcht, wie es seine liebevolle Art und seine Ueberlegenheit gleichsam von selbst mit sich brachten. Carl, der nur ein Jahr jüngere Bruder, war ihm von beider frühester Kindheit her der im Gemüth und Geist vertrauteste. In Charakter und Grundanschauung bildete sich mit den zunehmenden Jahren eine Uebereinstimmung aus, welche trotz der Verschiedenheit ihrer Entwicklung und des daraus resultirenden Bildungsganges doch in ihrem brieflichen wie persönlichen Verkehr tonangebend blieb, und nie eine andere Trübung erfahren hat, als die schmerzliche, welche der jüngere Bruder durch den Verlust dieses treuesten und verständnißinnigsten Bruders und Freundes erlitt. Die kleinsten Geschwister besonders schlossen sich an Heinrich wie an ihren Beschützer an, und wenn er sie in seinen Kinderarmen herumtrug, fühlte er sich selbst als solcher.

Ja, es war ein recht gesundes Glück, was so aus den frischen fröhlichen Trieben des Dichterstammes emporzuwachsen schien. Aber auch ihm sollte der Wurm nicht fehlen. Eine böse Kinderepidemie raffte im Winter 1833—34 die beiden kleinsten Lieblinge im zarten Alter schnell hintereinander weg. Um ihre Gräber wand der gebeugte Vater auch einen Liederkranz, den rührenden Cyklus der Kindertodtenlieder, welchen Heinrich Rückert nach des Vaters Ableben herausgegeben hat. Des Knaben Betrübniß um diese beiden Geschwister war sehr groß. Auch bekümmerte es ihn, die Eltern so traurig zu wissen, und so verdoppelte er seinen Fleiß, um ihnen eine unerwartete Freude zu bereiten. Der Glückwunsch am Geburtstage des Vaters, 24. Mai 1834, brachte diesem die Kunde von Heinrichs Versetzung in die Prima der Stadtschule und einem ihm zugetheilten Preise.

„Lieber Heinrich", erwiederte sofort der Vater, „ich danke Dir für Deinen reinlich und schön geschriebenen Glückwunsch zu meinem Geburtstage. Bei dem noch so neuen Andenken an den Verlust Deiner beiden jüngsten Geschwister, die mir diesmal keinen Kranz, wie vor einem Jahre entgegen tragen konnten, hat es mich doppelt gefreut, daß zur rechten Zeit dein Brief eintraf und die Zeugnisse brachte von Deinem Fleiß und Fortschritt in der Schule. Besonders gern aber höre ich, daß Du Lust am Griechischen hast. Geh nur ja mit rechter Andacht daran, denn es ist eine heilige Sprache, in der das Bild der reinsten und edelsten Menschheit,

schön wie in keiner andern, uns aufbewahrt ist. Ich schicke Dir hier eine Odyssee und hoffe sie mit Dir auf den Herbst lesen zu können. Ich weiß nicht, was man Euch zum Anfang zu lesen giebt; vielleicht das Jacobs'sche Elementarbuch. Das ist wohl auch gut, aber eigentlich sollte sogleich mit Homer angefangen werden. Nun wir wollen es nebenher nachholen, und ich bin begierig darauf, zu sehen, ob Dir diese geistige Kost ebenso honigsüß schmeckt, wie mir, da ich so alt war, als Du nun bist". „Da der Vater Dir Bücher schickt", schreibt die Mutter am Schlusse des väterlichen Briefes — „lege ich auch etwas bei zum Andenken an Deinen ersten Preis, der hoffentlich nicht blos Dein erster bleiben wird, und für das gute Lob, was für mein so trauriges Herz ein Freudenstrahl war. Ich sende Dir hier einen Ducaten, den ich auch einst als Andenken von den Großeltern erhielt. Bewahre ihn auch als solches. Das Büchschen, worin er ist, gehört Dir. Es ist vom Schweinfurther Großvater Dir zur Taufe geschenkt, und der Inhalt von damals in der Sparkasse in Coburg für Dich." — Zwanzig Jahre später entnahm Heinrich Rückert diesen Inhalt aus der Sparkasse. Er war auf 80 Gulden angewachsen, welche er zur Einrichtung seiner im Jahre 1850 begründeten Häuslichkeit verwendete. —

Im Herbst 1834 war es recht still im Elternhause zu Erlangen. Die Mutter war leidend; der Vater ernst und traurig und sehr beschäftigt mit der Herausgabe seiner Gedichte. So wurden die vier lebhaften Knaben bald nach Heinrichs Ankunft zum Besuch der Großmutter nach Schweinfurth geschickt. Dort sollten die beiden jüngsten, Leo und August, bleiben — Heinrich und Carl aber ein Stück weiter in der Welt sich umsehen. Der Zehrgroschen von 5 Gulden 45 Kreuzer wurde von der Tante Marie, Friedrich Rückerts Schwester, in einem Beutel verpackt, dem verständigen Heinrich um den Hals gebunden. Ein nach Würzburg rückkehrender Hauderer, welchen der Knabe in seiner mit Abbildungen versehenen Reisebeschreibung „eine gar schöne Glaskutsche" nennt, brachte die beiden Burschen bis an das Thor der Stadt. „Dort" — erzählt er — „mußten wir lange in den zahllosen engen Straßen herumlaufen, bis wir endlich das Haus des Apothekers Laubreis fanden, und gerade zurecht zum Kaffee kamen, nach dem uns sehr verlangte." — Vier Tage wurden in

der schönen Mainstadt verlebt. „So Prächtiges könne es wohl in Deutschland nicht mehr geben, als diese große bischöfliche Residenz, der Neumünster und die Hofkirche mit ihren Steindenkmälern und ihrem Holzschnitzwerke.“ — Von dem „Käppele“ aber blickten die erstaunten Augen des Thüringer Waldsohnes zum ersten Male auf die fruchtstrotzenden Rebenberge des weingesegneten Mainthales — und im Kelterer, wohin der Dr. Laubreis sie am Abend führte, da kostete er zum ersten Male den edlen Saft der Rebe. Eine Belagerung der Festung während der gerade stattfindenden Manöver schloß die genußreichen Tage ab. Gewissenhaft lieferte Heinrich bei seiner Rückkehr nach Schweinfurth den Rest von 42 Kreuzern ab, und wurde dafür sehr belobiget. Nur daheim in Erlangen war Vater Rückert anderer Ansicht, und schalt, daß die Brüder nicht die Hälfte des Weges gelaufen und für künftige Reisen etwas erspart hätten.

„Bald wird nun die schöne segensreiche Kindheit hinter Dir liegen; aber die Unschuld und Heiterkeit, die aus dieser entspringt, kannst Du mit ins Jünglings- und Mannesalter hinübernehmen. Nun beginnt auch die wichtige Zeit des Confirmationsunterrichts. Ich wünsche, daß Dir Deine Lehrer die Wichtigkeit desselben recht ans Herz legen. Doch das thut Dein frommer Großvater und die edle Großmutter wohl am besten“, so schreibt die Mutter am 12. Februar 1836 zum letzten, von Heinrich im großväterlichen Hause verlebten Geburtstage.

Die Wünsche und Voraussetzungen der Mutter fielen auf gut vorbereiteten Boden. Der Großvater war ohne jede Spur von mystischer Frömmelei und orthodoxer Unduldsamkeit ein wahrhaft frommer Christ. Gottesfurcht und Gottesverehrung in Kirche und Haus ein hochgehaltener Brauch. Er war Protestant auf der Grundlage des echten Lutherthums, gleich kundig in der Bibel wie in den Schriften der Reformatoren, und so ist wohl durch ihn der erste Keim in Heinrich Rückerts Gemüth gelegt worden, aus welchem die stätige und hohe Verehrung für Luther erwuchs, die den Kern seines religiösen Empfindens und Glaubens bildete, zu immer gründlicherer und innigerer Vertrautheit mit dem Geiste und den Schriften Luthers sich ausgestaltete, und in unzähligen handschriftlichen wie gedruckten Aufzeichnungen, zuletzt in seiner trefflichen Monographie über den großen Reformator ihren beredten Ausdruck gefunden hat.

Mit dem Geleitbriefe des jungen Tobias: „Habe Gott vor Augen und im Herzen" wurde Heinrich Rückert am 11. April 1836 durch seinen würdigen Religionslehrer, den Hofprediger Merkel, aus der engbegrenzten Welt der Kindheit in die weite, zukunftreiche des Weltlebens eingewiesen. Nach damaligen ehrfürchtigen Begriffen galt dieser Tag als der höchste Fest- und Ehrentag eines jungen Christen. Und ein Brief Heinrich Rückerts, 39 Jahre später geschrieben, bei Gelegenheit der Confirmation seiner Nichte Anna, der Tochter seines Bruders Dr. Karl Rückert in Coburg, an diese gerichtet, legt ein rührendes Zeugniß ab, wie die einstige Bedeutung dieses Tages dem Manne noch bis in sein letztes Lebensjahr im Gemüth lebendig geblieben ist. Der Brief ist von Breslau 9. April 1875 datirt: „Uebermorgen werden es 39 Jahre, daß ich an derselben Stelle in der Schloßkirche zu Coburg stand. Es fiel damals der weiße Sonntag, wo altherkömmlich in Coburg confirmirt wird, zufällig auch auf den 11. April. Das, und Vieles, oder alles Einzelne jenes Tages steht mir frischer vor der Seele, als das meiste, auch das schwerste und tief einschneidendste, was seit drei oder vier Jahren geschehen ist. Und Dir wird es gerade so gehen. Der Tag bleibt für das ganze Leben. Jeder möge zusehen, daß er sein festgeprägtes Bild in die rechte Summe von Gedanken, Entschlüssen und Gefühlen im rechten Augenblicke des späteren Lebens umsetze, und ein Jeder kann es!"

Bald nach seiner Confirmation ging Heinrich aus der Stadtschule in das Gymnasium zu Coburg über. Doch sollte er nur kurze Zeit dort verbleiben. Schon im September desselben Jahres starb der Großvater. Sanft und harmonisch, wie sein Leben, war auch sein Sterben: ein schmerzloses, glückliches. Die schwergebeugte Großmutter brachte Heinrich selbst in das Elternhaus nach Erlangen zurück.

Für Heinrich trat nun ein neuer Wendepunkt in seinem Leben ein. Der schmerzliche Abschluß seiner glücklichen Kindheit, die Loslösung von dem Heimathsorte — sie fanden ihren versöhnenden Ausgleich durch die Rückkehr in das Elternhaus. Dieses war nun der naturgemäße Boden, in welchem das Jünglingsleben seine Wurzeln schlagen mußte, aus welchen kraftvoll in Form und Inhalt des künftigen Mannes Leben herauswachsen sollte.

Zweites Kapitel.

Studien und Wanderleben.

1836—1841.

Andere Lebensverhältnisse und Bedingungen sind es, unter denen das Kind im elterlichen Hause gastweise einkehrt, und diejenigen, unter welchen es, ein festgefügtes Glied desselben, darin lebt.

Es wurde Heinrich Rückert nicht schwer, sich mit diesem Wechsel auseinander zu setzen. Er verstand es, voll und ganz die Substanz dieses gesunden Familienhauses in sich aufzunehmen, wie solche die geistig befruchtende Nähe des Vaters, der Herz und Gemüth erziehende Antheil der Mutter, das heitere frische Kinderleben der jüngeren Geschwister ihm entgegenbrachten. Bald fielen ihm die Rechte und Pflichten eines ältesten Sohnes zu, in gleicher Weise, wie dies so schön Gustav Freytag von dem Knaben Karl in seinem Leben Karl Mathy's schildert: „Als Aeltester wurde er bald im Hause der Vertraute der Gedanken und Sorgen der Eltern; denn es ist das Vorrecht des ersten Kindes, daß es den Eltern am rührendesten die eigene Kinderzeit lebendig macht, und die Poesie der Ehe am reichlichsten spendet, und es empfängt dafür als Ausstattung wieder den völligen Antheil an den Gedanken der Eltern. Auch hatte er früh das feine Verständniß für Stimmung und Gemüth seiner Umgebungen, den sorglichsten Familiensinn, der alle Angehörigen bedenkt, und eine ernste Bedächtigkeit, welche ihn zum erziehenden Helfer der jüngeren Geschwister machte".

Diese Vertrauensstellung im elterlichen Hause erhielt noch bei Heinrich Rückert eine besonders eigenthümliche Färbung durch die merkwürdige Analogie seines äußeren wie innern Wesens mit dem

der Eltern. Der Mutter Gemüthswärme und Tiefe spiegelt sich in des Sohnes Seele von frühester Jugend an ab. Des Vaters geistige Individualität, seine Neigungen, selbst seine Sonderbarkeiten treten, jemehr der Sohn in den Vater hineinwuchs, je bestimmter auch in ihm hervor. Nur daß die Natur sich in der mächtigen Persönlichkeit des Vaters erschöpft hatte und die Reproduction im Sohne zartere Formen erhalten mußte, die in einzelnen Linien an die Mutter erinnerten. Die Quintessenz aber, die in diesen Formen pulsirte, war in ihrem Kern dieselbe.

„Das Bedürfniß nach einer Versenkung des Geistes ohne Gleichen, eines tiefwühlenden Wissens- und Schaffensdranges, einer Productivität, die in den letzten Lebensjahren Friedrich Rückerts in der Stille von Neuseß ihre üppigsten Früchte der Wissenschaft eintrug, ein Fleiß und eine Leistungsfähigkeit, welche in zwölf bis vierzehn Stunden nie ermüdete" — wie solches Heinrich von dem Vater rühmt, ist auch als Erbtheil auf ihn übergegangen. Nur daß auch hier der Unterschied leiblicher Kraft ihm in der vollen Nutzung dieses Erbes oft Schranken setzte.

Als im Jahre 1837 die Großmutter aus Baireuth bei Gelegenheit einer dem Dichter gewordenen Auszeichnung an den Enkel schrieb: „Ihr seht daraus, Kinder, wie sehr Euer Vater geehrt und geschätzt wird; bestrebt Euch, dieses Vaters würdig zu sein; eine doppelte Schande ist es für Kinder großer Männer, wenn sie dem Vater nicht nachstreben" — da war Heinrich bereits dieser Aufgabe in ihrer vollen Bedeutung sich bewußt. Dankbar verstand er die Gunst zu würdigen, im täglichen Aufblick zu einem solchen Vorbilde seine geistige Entwicklung und Ausbildung vollziehen zu dürfen.

Gleich scharf hat sich des Dichters eigenartiges Empfinden und Leben in und mit der Natur auf den Sohn übertragen, und er schildert recht eigentlich sich selbst, wenn er vom Vater erzählt: „Es war der Natursinn, welcher kaum in irgend einem andern Menschen stärker entwickelt war, als in Friedrich Rückert. Himmel und Erde waren ihm lebendige Mächte, in denen er als ein beseeltes Glied lebte — und wenn irgend ein anderes Glied litt, es mit ihnen empfand. Daher seine große Abhängigkeit von Luft, Wetter und Landschaft. Nichts Lebendiges und nichts Todtes, was wir so nennen, war ihm fremd. Aber auch hier maßgebend seine früheste Umgebung; die Bäume, die Blumen, die Gräser, die

er gepflanzt, die er als Kind gepflückt, sind ihm die liebsten, weil sie zu ihm gehörten, weil sie mit ihm geboren waren. Das Fremde verstand er wohl mit seinem fein gebildeten Sinn zu bewundern; aber nie hätte er daran gedacht, ein Treibhaus exotischer Pflanzen selbst zu haben, oder unter Palmen wandeln zu mögen. Selbst nach Italien zog ihn nicht der Reiz der Natur, wenn er sie auch herrlich durch und durch empfunden; sondern die Kunst, Sprache und Geschichte.

„Er war geboren in schlichter Landschaft, etwas beschlossen friedliches, offenes, klares, wie es jene Ackerhügel und glatten Wiesenthäler nach der Saale hin sind. Weder Wald noch sonstige Vegetation in Uebermaß; echt fränkische Motive, auf der einen Seite die Haßberge, auf der andern Seite die mächtige Rhön den Horizont abschließend. Diese Gegend, weil seine Heimath, war ihm sympathisch. Für Alpen mit ihren Contrasten und Figuren — zu Schneebergen und ihrer frostigen Majestät konnte er ein brüderliches Gefühl nicht haben. Daher behagte ihm auch Erlangen in seiner landschaftlichen Umgebung und dem Durchschnitt des Klimas, dem er nur mehr Gleichmäßigkeit gewünscht hätte". (H. R.)

Das freundliche Städtchen, von dessen alten Ringmauern nur noch einige Thürme stehen, liegt in einem weiten fruchtbaren Thale, von der Regnitz durchflossen. Die uralten Kastanien- und Nußbaumalleen des Schloßgartens im Innern der Stadt, der entlang des Ludwigs-Canals führende, aussichtreiche Quai, die rings um die Stadt sich ziehenden belaubten Hügel, die leicht erreichbaren Höhen von Atzelsberg, Rathsberg, Marloffstein und Schloß Kunreuth mit weiter Umsicht in die waldige Ebene von Nürnberg, in das Mainthal von Rothenburg an der Tauber und in die fränkische Schweiz nach Baireuth hin — verleihen in ihrer Zusammenwirkung dem Orte einen landschaftlich anmuthigen Charakter.

Heinrichs Auge haftete anfänglich noch in der schmuckvollen Landschaft von Coburg und mochte daher mit diesen einfachen Motiven sich nicht begnügen, schalt in einem Briefe an die Großmutter Erlangen eine Sandbüchse, erhielt aber einen scharfen Verweis zurück. Später gestand er selbst ein, „es sei nur der conventionelle Fanatismus der Jugend gewesen, mit welchem er und die Brüder Erlangen zu hassen sich einbildeten, während sie sich dort ganz köstlich befanden". — Ja in seinem letzten Lebensjahre tauchte

noch einmal das lichte Bild dieser Erlanger Jugendperiode in der schwarzumwölkten Seele des siechen Mannes auf:

„Das einzig volle Jahr meines Lebens, das ich allenfalls noch einmal so ganz wie es war, durchleben möchte, ist Herbst 1840—41 in Erlangen. Der Winter 1840—41, die Osterreise mit Karl nach München, der Sommer 1841 sind offenbar die stillbeglücktesten Zeiten meines Lebens gewesen, wo ich aus freier Lust noch als freier Student in allen Fächern des Wissens, aber ernsthaft mich erging, gewählten Umgang hatte, die herrliche Landschaft um Erlangen eigentlich erst, wo ich sie für immer verlassen sollte, in ihren feinsten Falten kennen lernte, und selbstverständlich immer kerngesund war". In Wahrheit durfte Heinrich Rückert dies von dem Orte bekennen, in welchem er fünf glückliche Jahre in der schönsten Blüthe des Jünglingsalters verlebt und die für seine ganze Zukunft grundlegende Bildung empfangen hatte.

Nach einem halben Jahre aus dem Coburger Gymnasium ausgeschieden, trat er in Erlangen in die Secunda des unter des Professors Dr. Döderlein Leitung stehenden Gymnasiums ein. Ludwig Döderlein, der gleichzeitig als classischer Philolog an der Universität docirte, ein feiner Sprachkenner und scharfblickender Pädagog, wußte bald in dem geistigen Organismus seines Schülers die Fühlfäden herauszufinden, an welchen er den, in allen Wissensgebieten schweifenden und suchenden Geist in einem Mittelpunkt zusammen zu fassen bemüht war, dessen Inhalt vorbildend auf ein bestimmtes Berufsziel hinführen sollte. Dieser Mittelpunkt wurde in dem Studium der Alterthums-, Sprach- und Geschichtswissenschaft gefunden. Des Vaters stätiger belehrender Einfluß hatte daran einen maßgebenden Antheil. Während der Gymnasialstudien des Sohnes trieb er mit ihm „Griechisch, deutsche Linguistik, vorzugsweise Sanskrit und vergleichende Grammatik". Vielleicht dachte Friedrich Rückert daran, sich in ihm einen Mitarbeiter und künftigen Vollender seiner weitreichenden Entwürfe und Arbeiten zu erziehen. Klingt doch ein solcher Wunsch in einem Briefe an seinen Freund, den Grafen August von Platen, aus dem Jahre 1833 (im Kestnerschen Handschriften-Archiv zu Dresden) in den Worten durch: „Gott weiß, ob einer unter meinen Schlingeln ist, der die Masse von handschriftlicher und orientalischer

Gelehrsamkeit die ich ihnen als Erbe hinterlasse, zu würdigen und zu benutzen versteht."

Nie aber hätte Friedrich Rückert auf Kosten der individuellen Neigung seiner Söhne einen bestimmenden Nachdruck auf die Wahl eines Berufsfaches gelegt. Ihm kam es vor Allem darauf an, sie nach allen Seiten des intellectuellen wie praktischen Lebens zu tüchtigen Menschen zu erziehen. „Er selbst, ein so gründlicher Forscher, wie wenige in dem Gebiet der antiken Sprachwissenschaften, faßte doch nie diese seine wissenschaftliche Lebensaufgabe als Specialist, — immer in dem weiten Rahmen einer großartigen Geschichts- und Weltanschauung, eines lebendigen Zusammenhangs mit dem politischen und socialen Getriebe der Völker und Staaten; einer reichen Belesenheit in allen Gebieten der exacten Wissenschaft und Literatur." (H. R.) Auch dieses Vermächtniß hat der Sohn sich aus der Gelehrtenstube des Vaters mit in das eigene Leben genommen.

Freudig respectirte der Vater den ursprünglich rein deutschen Instinkt in Heinrichs Natur, der ihn an den deutschen Geistesboden knüpfte und auf solchem in die Wege wies, an denen deutsche Alterthums- und Sprachforschung und deutsche Geschichtswissenschaft ihre Bebauungsfelder darboten. Auf diesem Wege waren ihm die ersten treuen Führer die Professoren Ludwig Döderlein und Fr. Wilh. Böttiger, der zugleich Geschichtslehrer an dem Gymnasium war. Noch später in Jena hat er gegen seinen Freund Ernst von Stockmar, bei welchem er zufällig das kleine, in einer Unzahl von Auflagen durch Deutschland verbreitete Lehrbuch der deutschen Geschichte von Böttiger wieder sah, dessen für seine Geschichtsstudien maßgebenden Einflusses dankbar gedacht: „Dem Manne verdanke ich viel; er hat mich ernstlich zum Studium der Quellen der deutschen Geschichte angehalten, und mich damals arg gequält mit dem Lesen der vier Bände von K. F. Eichhorns deutscher Staats- und Rechtsgeschichte, was mir recht trocken vorkam, aber mir sehr genutzt hat". Neben diesen beiden ausgezeichneten Lehrkräften waren auch die übrigen Unterrichtsfächer von tüchtigen, ihrer Aufgabe sich ernst bewußten Männern besetzt. Eine solche Vereinigung von guten Bildungsmitteln mußte einen so begabten und strebsamen Schüler, wie Heinrich Rückert war, zu einer gesunden und vollendeten Reife für die letzte höchste Bildungsanstalt

erziehen. Daß diesem inneren Erwerb an Kenntnissen auch durch Anschauung und Erfahrung in Natur und Welt ein lebensvoller Hintergrund gegeben werde, dafür trug Vater Rückert Sorge. Im Herbst 1839 schickte er die beiden ältesten Söhne Heinrich und Karl nach der Rheinpfalz, wo sie seine an den Pfarrer Krämer verheirathete Schwester besuchen sollten.

Auf der Hinreise wurden die landschaftlich reizvoll gelegenen und baulich wie geschichtlich interessanten alten Städte Rothenburg an der Tauber, Heilbronn und Heidelberg besucht. Tiefenthal selbst liegt in einem der obst- und weinreichen Thaleinschnitte der von burggekrönten Wald- und Rebenbergen umschlossenen Rheinpfalz. Dort genossen sie in dem idyllisch gelegenen Pfarrhause liebevolle Verpflegung; von dort bestiegen sie den waldigen Höhenrücken, auf dessen Plateau die alten romanischen Klosterruinen der Limburg und die mächtigen Schloßtrümmer von Hartenstein weithin das Land beherrschen, in dessen grünen, fruchtbar angebauten Thalflächen der Rhein seine schimmernden Linien zieht und vom Horizont die blauen Bergzüge sich abheben, die seine Ufergebiete begrenzen. Heimwärts zogen sie die Straße nach Worms. Wie schwoll dort dem jungen Germanen die Brust, als er den Boden betrat, auf welchen Sage und Geschichte der Nibelungen Reich verlegt; auf welchem die alte Pfalz gestanden, wo Luther das gewaltigste Wort gesprochen, welches ein des deutschen Volkes Glauben und Gewissen befreiendes geworden ist. In Frankfurt am Main wurden sie bei des Vaters Freund und Verleger, Buchhändler Sauerländer, herzlich aufgenommen und unter seiner belehrenden Führung die ehrwürdigen Monumente unsrer mittelalterlichen Kaiser- und Reichszeit, die Geburts- und Entwicklungsstätte unsres modernen Geistes- und Culturlebens, das Göthe-Haus besucht. Mit drei rüstigen Tagemärschen durch den Spessart und über Würzburg schloß diese bildungsreiche Reise ab. Ein im angestrengtesten Studium verbrachter Winter folgte darauf.

Ostern 1840 wurde Heinrich Rückert als Abiturient mit dem Zeugniß der ersten Klasse mit Auszeichnung aus dem Gymnasium entlassen. Siebzehn ein halb Jahr alt bezog er die Universität Erlangen. Seine Matrikel lautet vom 21. October 1840 bis zum 26. März 1841 und schließt mit dem Entlassungs-Zeugniß

vom 19. August 1841. Ueber diese zwei Semester geben seine Tagebuch-Aufzeichnungen und die anerkennenden Zeugnisse seiner Lehrer das Bild eines ernst und fleißig den Studien obliegenden Studenten.

Er hörte bei Kopp Aristoteles, griechische und römische Literatur, bei Döderlein die römischen Satiriker Juvenal und Persius, bei Köppen Logik und Metaphysik; bei Heinrich von Raumer Naturgeschichte und Mineralogie, bei Koch Botanik und bei Kastner Experimentalphysik. Keine dieser Vorlesungen hat er versäumt — überall nachgeschrieben.

Im Hause hielt er strenge Eintheilung seiner Arbeitszeit fest. Er stand vom zeitigen Frühjahr bis zum Spätherbst regelmäßig um 4 Uhr auf. Die ersten Morgenstunden verwendete er zum Lesen. Im ersten Semester wurden die griechischen Dichter fleißig excerpirt; erst im zweiten Semester trat er an die Nibelungen und die mittelalterlichen deutschen Dichtungen heran. Frühzeitig hatte der Vater ihn daran gewöhnt, durch kritische Aufzeichnungen über das Gelesene die Denk- und Urtheilskraft zu schärfen. An dieser stetig geübten Gewohnheit bildete sich seine spätere fleißige Handhabung der Kritik heran, welche zu dem besten, wacker geführten Rüstzeug seiner geistigen Werkstätte gehörte.

Aristoteles war einer der ersten damit Gerichteten. „In dem schlechten und verdorbenen Griechisch", schreibt er in seinem Tagebuche, „sei die herrlichste Sprache der Welt gar nicht wieder zu erkennen. Es koste ihm viel Mühe, aus den Schlacken des barbarischen Ausdrucks den Geist des Weisen rein und klar sich herauszustellen". Nicht minder scharf rügt er des Euripides Dichtungen, die ihm „der innern Harmonie, der natürlichen Entwicklung und der philosophischen Tiefe entbehren". Freilich las er sie zuerst gleichzeitig mit Sophokles und da verblaßte ihm das einzelne Schöne und Großartige des Euripides, dem er bei wiederholtem Lesen anerkennend gerecht wird, „in dem Glanz der Hoheit und Würde sophokleischer Sprache und Handlung", die er ohne jede Kritik voll auf sich wirken ließ, als ein schönes vollendetes Kunstwerk. Aeschylos' Heldentragödien, Pindar's Siegeshymnen — sie trafen auf die Saiten des Gemüths, in welchen die Traditionen vibrirten, welche Volks- und Dichtermund aus den jüngsten Heldenkämpfen des deutschen Volks gegen den wälschen Unterdrücker der

jungen Generation überliefert hatte. Waren ja auch die Rückerts mit Leier und Schwert in den deutschen Befreiungskrieg gezogen, hatte der Dichter des Liedes Kraft, sein Bruder des Soldaten tapfere Faust eingesetzt.

Was war als Erbe dieser großen Zeit der Erhebung von 1812 und 1813 dem heranwachsenden Geschlechte geblieben? Die neue Aera deutscher Völkergeschichte — sie versank bald wieder in der nebelschweren Atmosphäre einer ruhm- und thatenlosen Geschichte, die von wortbrüchiger und ränkesüchtiger Politik deutscher Höfe und Diplomatie zu berichten hatte. Von der Höhe des mit dem Blute der Edelsten aus dem Volke errungenen Machtstellung wurde der deutsche Nationalgeist wieder herabgeworfen; das freie Wort, das gute Recht des Bürgers, das ihm durch Fürstenwort Verbürgte blieb ein ungehörtes und ungekanntes in den deutschen Bundesstaaten. Französische Sprache und französische Sitte wurden wieder die herrschenden und schlichen sich von den Höfen und aus den Sälen der vornehmen Welt in den mittleren Schichten der deutschen Gesellschaft ein.

Das empfand Heinrich Rückert mit allem Groll eines deutschen Gemüths. „Eine ergreifende Tragödie“, schreibt er nach Beendigung von Ernst Moritz Arndts Geschichte Schwedens, „ist mir dieses Buch, wie die neuere Geschichte wenige hat. Der Kampf der heldenmüthigen Finnen gegen die slavischen Barbaren im Geiste des Livius geschildert, ein vortreffliches Buch, welches mir unendliche Freude bereitet hat. Schon um des Grundgedankens willen, der sich durch Alles hindurch zieht, des gewaltigen Hasses gegen das Wälsche, sollte es überall gelesen werden. Ein Volksbuch, wie es die Holländer 1608 gehabt, eines von 1812 und 13, das müßte Arndt mit seiner mächtigen Luthersprache schreiben.“

Und als er zum ersten Male mit der Mutter die Straßen Nürnbergs durchwandelt, da ruft er in naivem Unmuth aus: „Wundert mich doch sehr, daß die alten Gebäude solche Menschen wie hier an sich vorübergehen lassen, ohne sie nicht zu erschlagen. Solche Stutzer-Bevölkerung, solches nebelhafte Wesen hatte ich mir nicht vorgestellt in einer Stadt, welche einen Dürer, Beheim, ja nach Grübel hervorgebracht hat. Sie sind eben Alle durch und durch vom Wälschthum verdorben.“

Friedrich Wilhelm IV. bestieg den Thron von Preußen am 7. Juni 1840. Durch ganz Deutschland wurde dieser Moment als der befreiende Lebenswecker des deutschen Volksgeistes begrüßt. Auch in das stille Erlangen drang es wie das Morgenleuchten einer bessern Zukunft. Friedrich Rückert sollte die Schaar der auserwählten Geister vollzählig machen, welche der geniale Fürst um sich in Berlin versammelte, dort mit ihnen ein neues Athen zu gründen. Die Unterhandlungen mit Friedrich Rückert waren bereits eingeleitet und seine Abberufung von Erlangen nur noch eine Frage der Zeit. So ungern man Rückert ziehen sah, der durch funfzehn Jahre in dem freundlichsten Vernehmen zu seinen Collegen gestanden hatte, so fühlte sich doch die ganze gelehrte Körperschaft mit gehoben in der Anerkennung, welche einem ihrer gefeiertsten Mitglieder durch diese Berufung zu Theil wurde.

„Kopp, der dem Dichter unter den Freunden am nächsten stehende, so viel er auch und seine Familie durch den Wegzug der Rückerts verloren, empfand den Orts- und Berufswechsel nicht blos als eine Auszeichnung, viel richtiger noch als eine Nothwendigkeit für den Freund und half Rückert seine einseitigen Bedenken sehr bald überwinden. Die einfache Art süddeutschen Lebens, in der Friedrich Rückert sich gehen lassen konnte, wie er wollte; die Rücksicht und Achtung, mit welcher ihm die Domäne einer ersten Geistesauctorität eingeräumt wurde; die gemüthlichen, auch die Familien verknüpfenden Beziehungen zur Stadt und Universität; selbst das sich Anbequemen der äußeren Staffage an seine Bedürfnisse und Neigungen — endlich die zwingende Macht einer funfzehnjährigen Gewohnheit: — das waren die Zahlen, aus deren Summirung das Gemüth ein behagliches Begnügtsein sich herauszog.

„Zu einer wissenschaftlichen Befriedigung war er in Erlangen nie gelangt. Schon im Jahre 1837 schrieb er an Varnhagen von Ense, als eine schon damals ihm zugedachte Berufung nach Berlin durch eine unglückliche Combination von Mißverständnissen fehlgeschlagen war: „„Ich bitte Sie, in Ihren Kreisen meiner Unschuld das Wort zu reden, damit mir wenigstens eine Aussicht in die Zukunft offen bleibe, ein Luftloch der Hoffnung, in der hier immer dumpfer und unathembarer werdenden Atmosphäre nicht zu ersticken.““

„Sonst hat er in den 15 Jahren eine andere Wandlung seines Berufs nie angestrebt und als von München her durch den König Ludwig eine solche ihm angetragen wurde, abgelehnt.

„Alles in ihm, auch sein dichterisches Schaffen, drängte nach Berlin. Er trug gerade damals sich mit dem Gedanken, eine Reihe historischer Dramen zu schreiben. Diese Aufgabe verlangte einen andern literarischen und künstlerischen Apparat, als Erlangen dazu liefern konnte. Auch reichte hier Kopp mit seinem verständnißwarmen Antheil für Rückerts Bedürfniß nicht mehr aus, welches er stets auf dem höchsten Punkt seiner dichterischen Productivität empfand, den überquellenden Strom derselben in eines Andern Geistes Tiefen abfließen zu lassen, um aus solchen den geläuterten und klaren Fluß der Gedanken und Gefühle zurückzuempfangen.

Einst in der interessantesten Periode seines jugendlichen Schaffens war Christian von Stockmar der poetische Mentor gewesen, dessen kritisches Urtheil er unbedingt anerkannte, was weder von Truchseß, noch Hohenbaum, noch sonst einem Andern galt. Die geharnischten Sonnette, 1813 im October nach Coburg gesandt, hatten eine ganz andere Gestalt als die, in welcher wir sie jetzt kennen. Im November 1813 nach Stockmars Kritik umgeschmolzen, wurde nicht blos die Zahl, damals 56, beschränkt, sondern wirklich die einzelnen verändert, und so gedruckt nach seiner Redaction. Als Stockmars ärztlicher Beruf ihn in das Feld führte, wo Friedrich Rückerts Bruder Heinrich stand, da sandte Rückert an ihn die einzelnen Blätter, wie sie lange nachher in dem Kranz der Zeit erschienen sind. Vieles, ja das Meiste darin ist auf mündlicher oder schriftlicher Erzählung Stockmars beruhend, dem Rückert nur die Form gab. Und so Agnes' Todtenfeier, Amaryllis und unzählige der schönsten Blüthen seiner Lyrik danken ihre reichere Gestalt der geistvollen Mitarbeit des Freundes Stockmar.

„In dem stillen beschaulichen Leben Erlangens, da entstand als Resultat fleißiger philosophischer Speculation, das Lehrgedicht der Weisheit des Brahmanen. Hier war es Kopp's empfängliches Gemüth, sein reines und wahres Naturgefühl, an welches Rückert diese poetischen Früchte einer gereiften Welt und Menschenkenntniß abgab, damit die Redaction des Freundes sie in die Welt einführe. Mit keinem war der Ideenaustausch über die wichtigsten Zeitfragen, die das Gebiet des Religiösen und des Politischen umspannten,

ein so vertraulicher wie mit Kopp. Die Art, wie der aus stockkatholischer Bauernfamilie entstammte, ursprünglich zum Priester bestimmte Mann sich von väterlicher und pfäffischer Knechtschaft unabhängig gemacht, und in jener Periode der Revolution in Baiern, wo die Protestanten in München und Landshut unter Montgelas für ihre Rechte kämpften, seine eigene geistige Befreiung vollzogen hatte; Philologie studirte, Gymnasiallehrer und später Professor in Erlangen wurde — hatte von vornherein die Sympathien Rückerts ihm gewonnen." (H. R.)

Lebhaft wurde nun politisirt. Allabendlich fanden sich die Familien der Gelehrten auf Spaziergängen oder im Hause zusammen. Auch die bürgerlichen Kreise der Bevölkerung, welche eine überwiegend protestantische war und sich zum Liberalismus bekannte, nahmen lebhaften Antheil an dem Umschwung der preußischen Politik, und theilten die Begeisterung der akademischen Jugend. In der Harmonie lagen die Zeitungen auf. Einer der ersten in zeitiger Abendstunde, fand Heinrich Rückert sich ein, um die frisch aufgelegten für sich vorweg zu nehmen.

Das erste Semester war geschlossen. Die Palmsonntagglocken läuteten den ersten Festtag ein. Nach altem Herkommen sah man Friedrich Rückert mit seiner Familie auf dem Kirchwege zur Abendmahlsfeier wandeln. Nachmittag aber, da packte die sorgliche Mutter der beiden Aeltesten Tornister zur Reise nach München, legte Festkuchen und Fleischvorrath — auch noch ein paar ersparte Guldenzettelchen hinein und ermahnte, ja in München reine Wäsche zu tragen und die Kleider fein zu bürsten.

Als am nächsten Morgen noch Alles im Hause schlief, da wanderten die zwei Brüder in der Dämmrung eines recht frischen Aprilmorgens zum Nürnberger Thore hinaus. Hinter Nürnberg dehnte sich die Straße nach München langweilig vor ihnen aus — ein kalter Nebel fiel herab; ein leerer Hauderer fuhr vorüber — aber er forderte viel und erst, als sie bis auf die Haut durchnäßt zu Mittag ihn in Weißenburg wieder trafen, wurden sie Handels einig und für 36 Kreuzer nach Donauwörth spedirt. Der strömende Regen zwang sie, Post bis Augsburg zu nehmen. — Dort bestiegen sie den offenen Wagen vierter Classe, der Himmel klärte sich auf und im Abendsonnenlicht grüßten über München hin die schneebedeckten baierschen Alpen. München war erreicht und die Reisestrapazen

schnell vergessen „beim Glase guten Bockbieres und delikaten Würstchen im Garten ihres Gasthauses zum Stachus". —

Schnorr, Amsler, Schwanthaler, Stiglmeyer, von Thiersch, von Schubert, Schelling, Merk, so lauteten die Adressen der väterlichen Empfehlungsbriefe, bei deren Ueberreichung sie überall herzlich und gastlich willkommen geheißen wurden. In den meisten dieser Künstler- und Gelehrtenhäuser, besonders den Familien Thiersch und Schnorr, versammelten sich fast täglich zur Theestunde die Notabilitäten der Wissenschaft und Kunst, auch sonst hervorragende Persönlichkeiten aus der Stadt, zugereiste, wie am Ort lebende, dahin empfohlene Fremde. Man bewegte sich zwanglos in der Unterhaltung, doch stets innerhalb der gesellschaftlichen Formen, wie sie der Rang des Wirths und der anwesenden Gäste bedingte. Anfänglich empfanden dies die jungen, im Weltleben noch unkundigen Männer als ein ihnen ungewohntes Steifes, doch bald half der natürliche Takt und das wachsende Interesse darüber hinweg, mit welchem beide die Eindrücke auf sich wirken ließen, die sich ihnen in diesen wissenschaftlich wie künstlerisch bedeutenden Kreisen erschlossen. Heinrich wurde oft in das Gespräch gezogen, aber noch lieber versenkte er sich in Anschauung der Kunstwerke, welche die Wände zierten und in geöffneten Mappen sich darboten.

Schwerlich würde den jungen Studenten ohne diese Verbindungen der Zugang zu den Sammlungen Münchens so leicht geworden sein, als dies überall der Fall war. Die meisten derselben eben im Entstehen, durften nur unter Führung Berufener gesehen werden. Thiersch und Gerhard waren ihre Begleiter in der fertig aufgestellten Vasensammlung der Pinakothek. Schwanthaler empfing sie in seinem Atelier. „Von der persönlichen Anmuth und Liebenswürdigkeit des Künstlers war ich fast noch mehr bezaubert wie von seinen Werken", schreibt Heinrich, „aber sein Fleiß erfüllte mich mit Bewunderung." Stiglmeyer, der Begründer der Kunstgießerei in München, öffnete ihnen selbst die Werkstätten, in welchen sie dem Gusse eines Bildwerks zuschauen durften. Schnorr, der gerade mit der Ausführung seines Freskencyklus aus der deutschen Kaisergeschichte beschäftigt war, führte selbst erklärend die jungen Leute in das Verständniß dieser großartigen und tief empfundenen historischen Compositionen ein. Gern erlaubte er Heinrich die Gerüste zu besteigen, wo diesen ebensosehr die feinen Details

der Zeichnung, wie die Technik der Wachsmalerei und ihre frischen, leuchtenden Farben entzückten. Noch beherrscht von dem fesselnden Eindruck dieser Schnorrschen Bilderepopöe trat er in die Hallen der Glyptothek ein, die er „das herrlichste aller Gebäude“ nennt. „Die hehre Schönheit der antiken Götter und Heroengestalten ergriff ihn so mächtig, daß ihm die gleichen von moderner Künstlerhand geformten Gebilde eine Entweihung der hellenischen Kunst dünkten, und er, an Canova's Venus vorübergehend, naiv bemerkte: „sie sei wohl nur des Unterschieds von Praxiteles wegen hierher gestellt“. Eine fast überwältigende Ernte von Anschauungen und Belehrung lag eingesammelt am Schlusse der Münchner Woche vor den beiden Brüdern. Sie durften sich das Zeugniß geben, das väterliche Programm nutzbringend erschöpft zu haben. Heinrichs Reisetagebuch läßt keine Lücke entdecken. Auch die Schleißheimer Bildersammlung und Bibliothek, in welcher die altdeutschen Handschriften und Meßbücher ihn lange beschäftigten, wurde zuletzt noch aufgesucht.

Bis in den späten Abend waren sie auf den Beinen. Dann sprachen sie am liebsten zum gemüthlichen Abendimbiß bei den Freunden Schubert und Amsler ein. Dort durften studentischer Uebermuth und derber Witz seine Zügel schießen lassen; Alt und Jung war darauf zugeschnitten. Wenn so der alte Seelenergründer Schubert aus Himmel und Erde die geheimnißvollen Erscheinungen seiner Laterna magica belehrend an ihnen vorüberführte, da war es feierlich still an der kleinen Tafelrunde, oder wenn er beim Kreisen der schäumenden Methkanne seine ergötzlichen Reiseabenteuer aus Süd und Nord zum Besten gab, da schallte noch in die stille Mitternacht hinaus das Lachen der jugendlichen Zuhörer.

Bei dem biederen Amsler brachten sie noch den letzten Abend zu. Wie manchesmal hatte Heinrich ihm zugeschaut, wenn der Grabstichel und die Radirnadel in der unermüdlich fleißigen Hand schafften; wie manches Doppelblatt war aus des Künstlers Mappe, die er so gern vorzeigte, für den jungen Sammler abgefallen. Wie wußte er so schön zu sprechen von der alten ehrenhaften Zunft der Holzschneider und Kupferstecher, deren einer er noch in die moderne Zeit hinein geblieben war in seiner schlichten Schweizer Außenseite, die aber ein warmes Herz und ein feines Künstlerempfinden deckte. Und ein jedes Glied dieser Familie paßte hinein in den

Rahmen, der den Kern des Hauses umschloß, und wer, ein lauterer anspruchsloser Gast, diese echten Menschen in ihrer Eigenart zu nehmen verstand, der war ein herzlich Willkommener unter ihnen. „Wir haben noch einmal so recht geputscht und geplautscht bei den lieben Amslers. Noch zwei junge Maler waren dort, zwei Brüder Fries aus Heidelberg; am andern Morgen gab es mit ihnen eine lustige Fahrt zu Vieren. Von Nürnberg aber liefen wir zwei hungrige Gesellen eilig weiter und trafen im Elternhause gerade zur Mittagsuppe ein". (H. R.)

Die Launen des Aprils, die unsere Wandrer in München oft mißmuthig empfunden hatten, wichen mit einem Male dem Hereinströmen einer warmen Sonne, wie sie seit Jahren nicht vom tiefblauen Himmel deutsche Lande durchleuchtet hatte. Grünen und Blühen kündigte am ersten Maientage den Einzug des Frühlings an. Kein rauher Nord störte das frische fröhliche Kindesleben der Natur, bis es in dem Sommer hineinrückte, der nicht minder ein schöner und beständiger war, wie die ältesten Leute sich eines gleichen nicht zu erinnern wußten.

Schon vor Sonnenaufgang saß der junge Student an seinem Pult. Fiel nun der erste Strahl auf seine Folianten, und er schaute hinaus in die duftige Morgenlandschaft, da litt es ihn nicht mehr in den vier Wänden. Er packte seine Nibelungen zusammen, und lagerte mit ihnen draußen im Grünen, wo ja die alten Recken auch am liebsten gelagert hatten. Bald sah er auch den Vater dem Walde zuschreiten, wo er so gern sein Zwiegespräch mit den Vögeln hielt; „denn er liebte die Vögel, aber nur in der Freiheit, und er sorgte stets, daß sie in seinem Garten ihre Nester bauten und Futter fanden im Sommer und im Winter". (H. R.) Pünktlich kehrte Heinrich zum Colleg nach der Stadt zurück; fleißig arbeitete er in den heißen Nachmittagsstunden. Legten sich dann die Schatten des Abends in das Thal, da wurde im ganzen Hause das Tagewerk geschlossen. Der Dichter liebte es, mit seiner Familie allabendlich weite Spaziergänge zu thun. Meist schlossen sich die befreundeten Kopp's, Pfaff's und die alte Amtmännin Zerrenner an, auch eine aus dem Erlanger Gemüthsleben ständig treugebliebene Freundin des Rückert-Hauses.

Es war eben ein Sommer, so recht dazu angethan, solche urwüchsige Naturmenschen, wie die beiden Brüder Heinrich und

Karl auf den Beinen zu erhalten. Auch stand mit dem Schlusse von Heinrichs zweitem Semester die Trennung für lange bevor. So wurde an Sonn- und Festtagen schon um drei Uhr Morgens ausgerückt. In der Waldkneipe wurde das Bierseidel geleert — denn der deutsche Gerstensaft war des echten Frankensohnes liebstes Getränk — unter des Waldes Buchen der Mittagschlaf gehalten und erst, wenn nächtlich Dunkel hereingebrochen, der Heimweg angetreten. Da kam es wohl vor, daß ein hereinfallendes Gewitter sie bis auf die Haut durchnäßte; „wir kehrten im nächsten Bauernhause ein; der Ofen wurde geheizt; der Rock aufgehangen, ich aber legte mich auf die Ofenbank und drehte mich auf beide Seiten und ließ die Hosen am Leibe trocknen, was freilich fürchterlich brannte."

Das Fichtelgebirge, dieses von der Cultur der Touristenwelt noch völlig unberührte Stück deutscher Erde, war als letztes gemeinsames Wanderziel der Brüder für die sonnigen Pfingstfesttage in Aussicht genommen. Im jugendlichen Uebermuth meinten sie ihrem eigenen Spürsinn vertrauen zu dürfen und durch die wilden, einsamen Waldschluchten und über die kahlen, unwegsamen Berggipfel den Uebergang nach dem am Ausgang der fränkischen Schweiz gelegenen Dorfe Grunau zu suchen. Dort verlebte die Frau des als Rittmeister im angrenzenden Baireuth garnisonirenden Onkels Carl, eine geb. von Bülow, auf dem vom Vater ererbten Rittergute ihren Sommer. Heinrich bekennt selbst, wie unheimlich es ihm gewesen sei, wenn nach 14—15stündigem Klettern und Herumlaufen, meist im Sonnenbrande, zuletzt die Nacht hereingebrochen — glücklicherweise eine monderleuchtete — und sie in schmutziger Dorfkneipe elende Nahrung und noch elendere Nachtruhe gefunden hätten. „Am Tage da aßen wir uns satt an Kirschen, die wir uns selbst pflückten. Brod und Kuchen, den die gute Mutter in den Ranzen gepackt hatte, waren am vierten Tage zu Ende. Das Bier war überall schlecht, so löschten wir unsern Durst im frischen Bergquell. Mit wunden Füßen landeten wir endlich in den cultivirten Bergthälern der fränkischen Schweiz. Daß die biedern Landleute sich die guten Betten und den frugalen Tisch recht großstädtisch theuer bezahlen ließen, stimmte freilich schlecht zu dem dünnen Klang unsrer schmalen Säckel."

In Grunau wurden sie liebevoll gepflegt, und wanderten täglich herein nach Baireuth. In der Kanzleistraße suchten sie

zuerst das alte Haus auf, das noch die Jahreszahl 1686 trägt, und das Geburtshaus der Mutter war. Die alterthümliche Stadt, die Lustschlösser Phantasie und Eremitage, trotz ihres barocken Styls malerisch wirkend in der parkreichen Umgebung, noch bedeutender in der engen Verknüpfung ihrer Geschichte mit dem Namen des großen Friedrichs, sie paßten recht in des jungen Rückert Stimmung für der Hohenzollern großen Ahnherrn!

Die Mutter schalt sehr bei der Heimkehr der Söhne, denn die ganze Gestalt und was sie umgab, trug die Spuren verwüstender Strapazen. Sie theilte nicht des Vaters Freude an der Bravour seines Aeltesten, in der er wieder einen ihm verwandten Zug seiner eigenen Jugend erblickte. Sie sah tiefer auf die Schäden, welche für spätere Zeiten in Heinrichs zartem Organismus durch solches gewaltsames Anstürmen vorbereitet wurden. Sie konnte es freilich nicht hindern, und hörte mit stiller Sorge wie der Vater den Plan für die große Fußreise nach Italien entwarf, welche nach dem Schlusse des Semesters Heinrich, und zwar in sehr kurz bemessener Zeit ausführen sollte. Heimlich steckte sie in des Sohnes Brieftasche eine paar ersparte Guldennoten — denn sie wußte, daß der Vater das Reisegeld sehr knapp spendiren würde. Es war nicht Geiz, vielmehr das starre Festhalten an der traditionellen Gewohnheit, was Friedrich Rückert bei dem Grundsatz leitete, auf die Söhne dieselbe Bedürfnißlosigkeit überzutragen, die in seiner Jugend ihm nicht blos anerzogen, sondern auch durch die Verhältnisse des Vaters geboten war. Dazu kam sein Riesenkörper, welcher gegen Strapazen und Entbehrungen ein kräftiges Gegengewicht einzusetzen hatte. Auch waren zu seiner Zeit die Transport- und Verkehrsmittel, wie das Leben in den Wirthshäusern nicht entfernt an die in den dreißiger Jahren recht gesteigerten Preise dieses unentbehrlichen Reiseapparats heranreichend. Später hat der für seine Kinder sonst so treu und liebevoll besorgte Vater sich vielmehr genöthigt gesehen, gerade Heinrichs in seltener Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit zu weitgetriebenem Sparsysteme energisch entgegenzutreten.

Gleichzeitig mit dem Beginn der Sommerferien am 19. August 1841 traf die offizielle Berufung des Vaters nach Berlin ein. So wurde der Haushalt in Erlangen aufgelöst, und einstweilen Alles nach

Neuseß geschafft. „Dort war seit 1839 nach Auseinandersetzung mit dem Miterben, dem Bruder seiner Frau, Friedrich Rückert Besitzer des großväterlichen Gutes Neuseß. Die Familie behalf sich vorläufig mit dem kleinen, bis dahin nur den Bedürfnissen der Großeltern entsprechenden Wohnhause. Erst nach Prüfung der Verhältnisse in Berlin sollte ein Um- und Erweiterungsbau vorgenommen werden. Für den Augenblick beschränkte sich Friedrich Rückert darauf, die äußeren Umgebungen des Hauses abzurunden, den Garten anzulegen, die Zäune wegzureißen, Wege zu bahnen und so das heutige Neuseß in seinen ersten Umrissen herzustellen.“ (H. R.)

Heinrich begleitete die Eltern nicht nach Neuseß. Er reiste einige Tage früher mit drei befreundeten Commilitonen Pfaff, Schunk und Fritsch am 23. August 1841 ab.

In drei Tagemärschen erreichten die rüstigen Burschen die Vorhut des bairischen Hochgebirges. So stolz Heinrich auch auf seine Thüringer Wälder war — hier bekannte er doch „an diese gewaltigen Fichtenmassen reichen sie nicht heran“. Mit Land und Leuten fühlte er sich bald im vertrauten Zusammenhang. Bei Mondschein wanderten sie in das von Alpentriften und Felsgebirgen umrahmte Loisachthal ein. „Wie thaten uns dort im ersten Dorfe nach zwölfstündigem Marsch die gute Milchsuppe und die trefflichen Betten wohl. Und was sind das für naturwüchsige, gutmüthige Menschen mit ihrem gesunden Witz. Am nächsten Morgen zahlten wir für Alles, vier zusammen 48 Kreuzer. Dankbar schüttelten wir den braven Leuten die Hände. Und nun im ersten Morgensonnenstrahl fort — und ein paar Schritte hinter unserm gastlichen Dorfe — da lag vor unsern Blicken die Zugspitz bis zu ihren vielzackigen Gipfeln und Hörnern ganz frei da. Der röthliche Glanz der Morgensonne überstrahlte sie und brachte die herrlichsten Farben an den ungeheuren Gebirgsmassen hervor; vom schimmernden Weiß des Schnees bis in das tiefe Blau der Felsschluchten, und wie die von der Sonne beleuchtet wurden, bald ins Purpurrothe, bald ins Violet hineinspielten. Und alle diese Farben von einer unbeschreiblichen Zartheit und wie hingehaucht. Die großartige Aussicht begleitete uns bis Partenkirchen. Von den Alpenmatten herab klangen die Glocken der Heerden, die wie braune und weiße Punkte da oben leuchteten, in das tiefe Thal. Wir ruheten am schattigen Quell, um noch einmal die Aussicht

auf die unvergleichliche Zugspitz zu genießen, der kein Berg in Baiern und wenige in Tirol an großartigem Anblick voranstehen".

Unermüdlich wurde der Vormarsch aus dem bairischen Isarthal in das Tiroler Hochalpenthal des Inn fortgesetzt. Bei einem guten Glase Tiroler Wein und trefflicher billiger Küche im Posthause zu Seefeld, preisen die lustigen Studenten die Humanität der österreichischen Mauth, die freilich in den bescheidenen Tornistern Contrebande nicht suchte. Gleichsam schwebend in einer Luft, die, doch noch eine andere wie die Thüringer, „die Lungen ausdehnt und die Muskeln stählt", wurden die dreißig Poststunden bis Innsbruck in ein und einem halben Tage zurückgelegt; nach kurzer Mittagsrast die Stadt und die umgebenden Höhen besichtigt.

Im Morgengrauen des letzten Augusttages steuerten sie auf den Brennerpaß los. Im Posthause zu Steinach verproviantirten sie sich mit Brot, Tiroler Wein und den ersten Früchten des Südens. Rastlos erklommen sie nun die Höhe des Brenners. An dem öden unwirthlichen Postwirthshause vorüber, das inmitten eines ärmlichen Hüttendorfes steht, lagerten sie an dem einsamen Brenner=See, dort ihren Vorrath leerend; denn es war hoher Mittag. „Mit Erstaunen sah ich hier, wie ringsum die Rieseln und Bäche von den Bergen herab in die schwarzgrüne Fluth des in Lage und Umgebung so merkwürdigen Seebeckens herabstürzten. Auch die Sihl die uns bis hierher begleitet hatte, verlor sich in die dunkle Tiefe, aus der sie neugespeist wieder hervorbricht, als ein kräftiger Gebirgsstrom, die Eisack, dem Süden zuzuströmen. Ein eisiger Luftzug jagte uns durch die wilde Schlucht nach Sterzing herab. Es war schon stockfinster, als wir hier ankamen; das Wirthshaus erbärmlich — so legten wir uns hungrig zu Bett. Wir hatten in den sechs Tagen 96 Poststunden zu Fuß gemacht."

Der Uebergang über den Jauffen von Sterzing aufwärts war damals der kürzeste Weg, der von Nordtirol durch das Passeyer Thal nach Meran führte, und wurde darum vielfach von Touristen benutzt. Heut, wo die Brennerbahn den Verkehr nach Italien vermittelt, rechts und links davon die herrlichsten Hochalpenthäler dem Fußwanderer zugänglich sind, ist der Jauffen verödet, welcher weder landschaftliche Reize, noch weite Fernsichten bietet. Kaum daß noch einer der Handelsleute, die ehemals die Südfrüchte in Körben auf Rücken und Kopf über den Jauffen

nach Tirol und Baiern trugen, diese gefahrvolle Straße zieht; nur einzelne Alpensteiger und Gemsjäger sieht man noch den steilen, steinigen Weg emporklimmen. Leicht und schnell stiegen Heinrich und seine Genossen von Sterzing aufwärts durch schattigen Wald und über Rasen und Weideplätze bis zur Paßhöhe. „Als wir aber hier den steilen engen Pfad vor uns liegen und in grausenhafter Tiefe St. Leonhardt im Passeyer wie ein weißes Pünktchen leuchten sahen, da sank uns der Muth. Noch in der Erinnerung stehen mir diese Stunden als die schrecklichsten meines Lebens gezeichnet. Der Weg ist unbarmherzig mit abschüssigen glatten Granitplatten gepflastert. Mit wehen Füßen, die ich durch sieben Tage wund gelaufen, auf diesem schlüpfrigen Gestein hin und hergleitend, dicht neben mir die Tiefe des Abgrunds, drückende Gewitterschwüle, an der gegenüberliegenden Wand die dunkeln Wetterwolken drohend, so legten ich und die Andern den Weg in der vollkommensten Betäubung zurück. Ich war mehr todt als lebendig und hatte keine Erinnerung, als ich in St. Leonhard anlangte. So erquickend war uns der Wein noch nie gewesen, als in der schattigen Laube des Sandwirths. Denn oben im unsaubern Jauffen-Hause gab es nichts als ein Stück hartes gesalzenes Bockfleisch. Und es war drei Uhr Nachmittag und wir wollten Meran noch erreichen. Aber auf dem Wege brach ein furchtbares Unwetter los. Wir retteten uns aus dem fluthenartigen Regen in ein Dorfwirthshaus, wo zu unsrer Ueberraschung im saubern Gastzimmer herzliche Wirthsleute uns mit guter Milch und Butter regalirten und treffliche Betten die müden Körper erquickten."

Am frühen Morgen eines klaren Septembertages brannte vom azurblauen Himmel eine recht heiße Sonne auf den schattenlosen Weg. Schon nach einer Stunde lag das schöne Thal von Meran vor der Wandrer Blicken. Nur eine kurze Rast in dem Gasthause zum Kreuz unter den Lauben vergönnte Heinrich den Gefährten. Dann stiegen sie hinauf über den steinernen Brückenbogen, zwischen Weinberggärten nach Schloß Tirol. „Begehrlich hafteten unsere Blicke an den köstlichen Gaben des Herbstes, die hier in Traubengeländen und an den fruchtbeladenen Feigenbäumen in üppiger Fülle hingen. Doch wir fürchteten die Weinhüter und begnügten uns mit den bescheidenen Brombeeren, die hier in

Süßigkeit und Größe uns ein ganz anderes Gewächs zu sein schienen, als bei uns. An den Mauern, um die sich eine Fülle von Clematis, Epheu und wilden Rosen schlingt, blieben wir alle paar Schritte stehen, um die zierlichen Bewegungen der hunderte von Eidechsen zu beobachten, die einen Schuh lang und im köstlichsten Goldgrün glänzend, sich des Sonnenscheins auf den heißen Rasenabhängen freuten, oder auf den glatten Mauersteinen zwischen dem dunklen Laube der Schlinggewächse dahin schlüpften. Ich habe nirgends auf der ganzen Reise, die uns doch noch viel weiter südlich führte, eine solche Menge dieser niedlichsten Thierchen gesehen, als auf diesem Spaziergang nach Tirol. Jeder Schritt war angenehm und lehrreich; daher machten wir auch jeden mit Bedacht und langten erst zur Mittagzeit in Dorf Tirol an."

Das alte Schloß Tirol lag damals im Zustand der Verwüstung und beginnenden Restauration, was Heinrich Rückert hinderte, die innern Räumlichkeiten näher zu besichtigen. Um so reicher entschädigte ihn für diese Täuschung die unvergleichliche Aussicht, die er allein „eine hinreichende Belohnung einer Reise nach Meran" nennt und mit warmem Empfinden schildert.

In der weiten Rundschau auf die fruchtgesegneten Thalgelände, die sie umgrenzenden, bis zu den schneeigen Spitzen mit Nußbaumwaldungen bedeckten, mit Weinterrassen und Obstgärten bepflanzten und mit zahllosen Burgen, Häusergruppen und Kirchen bebauten Bergreihen, die nach dem Vintschgau hin das ehrwürdige Haupt des Ortlers abschließt, haftete sein Blick vor Allem dort, „wo rechts von der Stadt Meran, die unbeschreiblich anmuthig sich an eine reizende Bergwand lehnt, ein Thal sich öffnet, wie es deren nicht viele in den Alpen geben mag. Es ist das Etschthal, welches man bis gen Botzen hin überschaut. Breit und weit, ein ungeheurer Garten, von unzähligen blinkenden Ortschaften erfüllt, zieht es zwischen den Gebirgen hin, die, größtentheils aus Kalk bestehend, die edlen Umrisse, welche dieser Form eigen sind, aufs schönste entwickelt zeigen. Den Hintergrund bildet eine prachtvolle Gebirgskette, die schon an die Grenze des Venetianischen streift. Die zartesten, duftigsten Töne lagen über dieser reizenden Ferne ausgebreitet; Töne, von denen man im Norden keine Ahnung hat." —

Dorthin war auch ihr Wanderziel und noch an demselben Abend schritten die vier Gesellen wacker drauflos. Taschen und Tornister wurden mit Pfirsichen und Feigen gefüllt, von denen sie zwölf Stück Pfirsichen mit einem Kreuzer, zwanzig Stück Feigen mit zehn Kreuzer bezahlten; ein Preis, der im heutigen Meran als ein wirthschaftliches Curiosum gelten würde. Die Nacht überraschte sie auf dem Wege nach Botzen, wo sie am nächsten Tage eintrafen und zum ersten Male die Chicanen der Paßpolizei erfuhren. Ohne Aufenthalt setzten sie den Weg nach Branzoll fort und wurden dort bald handelseinig mit dem Floßmeister über Preis und Platz auf dem Floße, welches den Marktverkehr des Etschlands nach Italien besorgt.

Das ungemüthliche Nachtquartier im sogenannten Poststall, die unsanften Weckrufe der Floßknechte um drei Uhr Morgens, der ungenießbare italienische Kaffee in der schmutzigen Botteghа und der Frostschauer, der durch die leichten Sommerröcke bis auf Mark und Bein drang, verdarben etwas den guten Humor der letzten Reisetage. Bald aber überwand die Neuheit der Situation die Mißstimmung und nur als das Floß sich mit allerhand Handelsleuten aus dem niederen Volke füllte, die, in ihre schützenden Mäntel gehüllt, sich platt hinlegten, da regte sich noch ein Gefühl von Neid in den schlecht verwahrten Wandrern.

Schwerlich werden heutzutage Touristen diese eigenartige Wasserstraße befahren, an welcher die Eisenbahn vorüber, sie in wenigen Stunden nach Verona führt. Aber ein Stück echter Reiseromantik und großartigen Naturgenusses geht ihnen damit verloren, deren Schilderung ich mit Heinrich Rückerts eigenen Worten gebe.

„Um 5 Uhr Morgens bestiegen wir das Floß. Eine halbe Stunde wurde es langsam am Ufer hingeschoben; dann stieß es ab. Die Etsch, breit und reißend dahinströmend, führte uns rasch an die Grenze Deutschlands und Italiens. Tramina, an dessen Bergen der köstliche Traminer wächst, lag noch tief im Schatten. Am linken Ufer stiegen die gewaltigen kahlen Felsberge auf, die aus bräunlichem und rothem Porphyr bestehen. Hier und dort Blicke auf große Orte; Burgen herrlich gelegen, wie sie der Rhein nicht schöner und kühner aufzuweisen hat, hängen an der Bergkette rechts und auf der links. Besonders schön ist die von Salurn.

Der grandiose Fels, der sie trägt, ist noch dadurch merkwürdig, daß er die natürliche Grenze zwischen deutscher und italienischer Sprache bildet. Schmal und mühevoll ist der Hauptpaß nach Italien hineingesprengt. Bis dahin war unser Floß im Schatten geblieben. Das Thal erweiterte sich. Die Sonnenstrahlen fielen auf die Etsch und erwärmten uns. Nun war die Fahrt erst recht angenehm, denn in der warmen Sonne allein paßt es, italienische Gegenden zu sehen. An den Ufern hingen einige Dorfschaften in den Fluß hinein: ich gestehe, daß ich selbst in Polen bessere Hütten vermuthete, als diese ersten Vorposten von Italien wenigstens dem Aeußeren nach waren. Ganz von Holz gezimmert, alt und halbverfallen lagen sie in einem solchen ungeordneten Haufen beisammen, daß man sich nicht denken kann, wie Menschen darin zu hausen vermögen. Es war kaum 11 Uhr als wir in Trient anlandeten, das von fern gesehen, großartig am Flusse sich hinstreckt, und herrliche zackige Kalkgebirge zum Hintergrund hat. Mit unsern Ränzchen auf dem Rücken machten wir uns Bahn durch die dichten Schaaren der gaffenden Nichtsthuer und wollten zum Thore hinein. Aber hier wurden wir erst mit einer gehörigen Sicherheitswache versehen, die uns wie Schubert einst, bis zur Polizei geleitete, damit wir unterwegs ja nichts staatsgefährliches unternehmen möchten. Es ging durch enge, finstere Gäßchen am Kastell vorbei, das, wie es in München gemalt zu sehen ist, sich wunderschön ausnimmt, in natura aber durch die italienische Schweinerei, die zu allen Fenstern hinausguckt, keinen so ungetheilt angenehmen Eindruck gewährt. Dann wieder durch Gäßchen zur Polizei. Ein freundlicher deutscher Beamte fertigte uns bald ab; aber gab uns eine Menge weisheitsvoller Ermahnungen mit auf dem Weg, die aufs Haar dieselben waren, wie sie in den Vorschriften der Studirenden auf baierischen Universitäten stehen. Am Ufer war noch Alles still. Die Mittagsonne brannte auf dem Sande; wir lagerten unter dem Schatten einiger Maulbeerbäume. Um ein Uhr füllte sich das Floß mit etwa dreißig Personen, lauter Italiener niederen Standes. Keiner auf dem Floße sprach deutsch; die nicht schwätzten und schrieen, legten sich lang ausgestreckt hin und schliefen. Es waren merkwürdige Figuren, die wahrlich Hogarth keine Schande gemacht hätten; interessant zu beobachten, wie kein Italiener einem Deutschen gleichsieht — natürlich gilt dies nur von

den niederen und mittleren Ständen — denn die Vornehmen sehen überall in der Welt gleich aus!

„Wie am Morgen floß die Etsch noch immer reißend dahin, und führte das Floß schnell durch das Thal bis Roveredo. Auf beiden Ufern Gebirgsriesen; vom Fuß bis zum Gipfel nackte Felsmassen; oben Porphyr, unten thaleinwärts Marmor contrastiren in ihrer starren Oede mit der ungeheuren Fruchtbarkeit der schmalen Thalung: Rebengelände, zwischen welchen die Maisfelder von Maulbeerbäumen eingefaßt sind, hier und da eine Kapelle unter Cypressen: Dorf an Dorf, reich bevölkert. Am Ufer saßen die Burschen unter kühlen, schattigen Lauben, singend und schwätzend, und so gab es ein Gelächter und Gejauchze, als unser Floß vorüberglitt, hinüber und herüber, das gar nicht aufhörte. Um 5 Uhr landeten wir in Roveredo. Die Stadt liegt auf dem Rücken eines der Hügelzüge, welche den Anblick der eigentlichen Gebirgsumschließung verbergen. Wir stiegen zwischen Mauern zum Gasthofe des Cavaletto, labten uns an dem zuckersüßen Wein und trefflichen Abendbrot und eilten dann in die Stadt. Rauschende Musikcorps zogen durch die engen Straßen und brachten, von einer unabsehbaren Volksmenge begleitet, vor einigen Privathäusern Serenaden, mit welchen die bei der Preisaustheilung einer höheren Töchterschule prämiirten Kinder gefeiert wurden. Die herrliche Nacht und das neue Leben, welches sich vor uns entfaltete, ließ uns wenig an Schlaf denken. Unsre Rechnung am Morgen war nicht klein, fünf Papiergulden — dafür aber hatten wir Vier tüchtig gezecht. Es mochte drei Uhr sein, als wir unsre herrlichen italienischem Betten verließen. Um vier Uhr waren wir an Ort und Stelle. Eine unbeschreiblich schöne Vollmondnacht unter italienischem Himmel. Halb fünf Uhr stieß das Floß ab. Die Reisegesellschaft hatte sich verändert, meist Deutsche und unter ihnen ein geistlicher Herr, der sich uns anschloß und Führer nach dem Gardasee zu sein versprach.

„Die Etsch hier je reißender werdend, je weiter oberhalb strömend, führte unser Floß aus der Thalweitung bei Roveredo schnell in die Gegenden, wo sie aus ihrem Mittellauf durch Tirol in die lombardische Ebene eintritt, vorher aber gewaltige Gebirgsmassen zu durchbrechen hat. Die Uferansichten werden immer wilder und rauher; rechts tritt die erste Stufe des mächtigen

Monte Baldo mit ihren ganz kahlen Marmorfelsen unmittelbar an den Fluß; links liegen noch etliche Ortschaften, darunter Ala, recht malerisch dicht an der Etsch. Ungefähr neun Stunden Entfernung von Roveredo, die wir in vier zurückgelegt hatten, wird das Land offener. Die gewaltigen Bergmassen treten auf beiden Seiten zurück; nur der südliche Horizont wird von ganz niedrigen, gegen die bisherigen Kolosse verschwindenden Bergreihen abgeschlossen, auf die der Strom schnurgerade, pfeilschnell losstürzt, um im gemäßigteren Laufe in einem spitzen Winkel links abzubiegen. Am rechten Ufer auf steilem Felsenhügel liegt das stattliche Dorf Rivoli, berühmt durch die Schlacht von 1796. Die Etsch windet sich von hier durch jene niedere Bergreihe und bildet hier die berüchtigte Veroneser Chiusa, wo die Straße in dem Felsen links eingesprengt, mitten im Engpasse durch starke Befestigungen ganz gesperrt werden konnte. Jetzt freilich sind nur noch Trümmer jener einst so gefährlichen Burg vorhanden, die unsern Kaisern bei ihren Römerzügen stets so viel Noth machte. Etwa eine Viertelstunde mag dieser Engpaß dauern, dann beginnt sogleich das lombardische Hügelland, an dessen äußersten Ausläufern Verona liegt. Bald waren wir in Pontone angelangt, wo eine fliegende Brücke über die Etsch führt. Hier verließen wir das Floß, nachdem unsre ganze Fahrt von Branzell bis Pontone, wohl sechzehn Meilen, 48 Kreuzer die Person gekostet und dabei uns der mannigfachen Unannehmlichkeiten und Unsicherheit, mit denen das Reisen im Etschlande verbunden ist, gänzlich überhoben hatte. Von Pontone geleitete uns der geistliche Floßgefährte auf der großen Straße bis Bandolino.

„Wie ein Traum, nicht wie ein wirklich Erlebtes war es mir, als oberhalb Bandolino der See in seiner ganzen Herrlichkeit vor uns lag. Im Schatten eines Oelbaumes unter Wein und Epheuranken lagerten wir ein paar Minuten. Die Klarheit der Luft ließ sieben Stunden weit über den See die Orte des jenseitigen Ufers erkennen. Unten aber lag in einem Walde von Cypressen Bandolino“. Die Wandrer stiegen hinab, theilten mit der Familie des Wirthshauses das landesübliche Mahl der Polenta, welches Rückert trotz Kopfschütteln seiner Gefährten sehr wohlschmeckend fand, ließen sich schwimmend und rudernd von den durchsichtigen Wellen bis Limone tragen, von wo sie weiter durch Orangen-

spaliere und an Feigenhecken vorüber in die Straße nach Verona einlenkten. Verona und Vicenza, diese beiden, von der Natur mit seltenen Reizen gesegneten, von Alterthum, Kunst und Geschichte mit denkwürdigen Monumenten ausgestatteten lombardischen Städte, gefielen Heinrich überaus. In seinen Schilderungen des Amphitheaters und der Kirchen in Verona spricht sich ein feiner Natursinn und gut vorgebildetes Kunstverständniß aus. Auch dem Castell, den Befestigungen, den zahlreichen Brücken, die ihm besonders imponiren, widmet er aufmerksame Betrachtung, an die er geschichtliche Erklärungen knüpft. Im Giardino Giusti aber, wo er auf die Kante der darüber aufsteigenden Felswand klettert und zwischen den Wipfeln der Cypressen auf die Stadt und die Berge des Veltlins herunterschaut, da tritt wieder der überwiegende Zug seines Genießens auf dieser Reise, die Freude der Natur in seine Rechte. Gleich schöne und wechselnde Bilder blieben den Wandrern bis Vicenza zur Seite. Dort wurden die edlen Bauwerke Palladios bewundert. Mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne hatten sie die Höhe der Madonna del Monte erreicht, wo der Ausblick in eines der herrlichsten Panoramen der lombardischen Hochebene den heißen Tagesmarsch reichlich lohnte. Um so schärfer berührte sie der Contrast, welchen gegen diese sonnendurchleuchteten, vornehmen Städte „das schmutzige, enge, finstere Padua mit seiner rohen, zerlumpten und betrügerischen Bevölkerung“ bildete. Doch blieben sie zur Nacht, um die merkwürdigsten Bauwerke und Kunstschätze zu besichtigen, von denen besonders die Universität und die Kirchen Heinrichs Interesse lebhaft erfüllten und er die große stylvolle Kirche von St. Antonio „das vielleicht schönste und besterhaltenste Denkmal des späteren neugriechischen Styls“ nennt.

Am 8. September früh drei Uhr zogen sie die Straße nach Venedig weiter, wo sie bei guter Zeit eintrafen. „Von schreiendem, bettelndem Volke umringt, durch enge, schmutzige Lagunen gerudert, und an den Tre ponte in ein zwar empfohlenes, aber nicht sehr empfehlenswerth aussehendes Gasthaus abgesetzt“, fühlten sie sich sehr enttäuscht. Doch eilten sie ohne viel Besinnen nach dem Marcus-Platze und St. Marco. Rückert detaillirt in seinem Tagebuche das reiche und prächtige Innere, bekennt aber am Schlusse: „Ein drückendes Gefühl bewog mich, die freie Luft bald wieder

aufzusuchen, denn wohl fühlt man sich in dieser Kirche nicht. Die unerhörte Pracht, der auf dem ganzen Erdboden wohl nichts gleichkommt, verwirrt und betäubt, auch fehlt dabei die großartige Erhabenheit der späteren Gotteshäuser ganz und gar. Eng und winklig, niedrig und dunkel, von keinem Fenster erleuchtet — so erweckt sie kein freudiges erhebendes Gefühl. Draußen unter der weitgewölbten Hauptpforte, wo auch so manches geschehen ist, was sobald nicht vergessen werden wird, empfängt Einen dieselbe Säulenwand, die man in der Kirche anstaunt. Wir traten vollends hinaus und schauten hinan an der Façade, die ich schon hundert und abermal hundert Male auf guten und schlechten Bildern gesehen hatte, aber den rechten Eindruck giebt kein Gemälde und kann ihn nicht geben. Ein Traum scheint uns nach Indien geführt zu haben, schauen wir hinan an diese unendlichen phantastischen Zacken, Fenster, Thürmchen und Spitzen; diesen Wald von schwarzen, grünen, rothen und gelblichen Säulen mit den weiten Nischen dazwischen, wo bunte Mosaik auf Goldgrund die Wände ziert. Und das Abenteuerlichste dabei sind die vier Pferde mit ihrer einfachen griechischen Schönheit, mitten zwischen den üppigsten Ausgeburten der orientalischen Phantasie.

„Auch uns, wie wohl jedem Fremden, war es ganz eigen zu Muthe, als wir so recht im Centrum der alten venetianischen Herrlichkeit standen; am Fuße der drei hohen Masten, die einst die Flaggen dreier Königreiche trugen, welche die stolze Republik die ihrigen nannte und noch lange sich wenigstens an der Erinnerung alten Besitzes freute, als sie nichts mehr von alledem, als diese Flaggen vor ihren gewaltigen Feinden, den Türken, zu retten hatte. Die ungeheuren Bauwerke, die Procuratien, sind Zeugen einer anderen Zeit und anderen Sinnes, als S. Marco und der ehrwürdige alte Dogenpalast, wie er von hier, von der Piazetta aus, sich zeigt. Eine Zeit brachte sie hervor, welche in überschwänglichem Reichthum, der sich schon seit tausend Jahren aufgehäuft hatte, nicht mehr wußte, was sie ihrer würdiges hervorbringen sollte, und nun allein zum Prunk zwei Marmorpaläste, jeder 700 Fuß lang, baute, welche an großartiger Schönheit alle Königspaläste in Europa weit übertreffen. Die wenigen Procuratoren hatten wohl schönere Wohnungen, als die Fürsten, aber ihre Macht war geringer als die irgend einer Behörde in Venedig. Im äußeren

Glanze freilich stand ihre Würde nur der des Dogen nach, welcher auch nächst ihnen am wenigsten zu sagen hatte. Die nördliche schmale Fronte der neuen Procuratien begrenzt die längere Seite des kleinen St. Marcus-Platzes oder der Piazetta, während die andere längere Seite der Dogenpalast fast im gleichem Styl mit S. Marco einnimmt. Diese beiden Bauwerke mögen wohl in ihrer Eigenthümlichkeit einzig auf der Erde sein; mit den übrigen Umgebungen aber bilden sie zusammen ein Ganzes, mit dem sich an Großartigkeit und Schönheit wohl nur einzelne Plätze in Rom vergleichen lassen. Und dehnt man den Begriff Umgebung noch etwas weiter aus, wo die dunkelgrüne Fluth des Hafens und dahinter eine Reihe prächtiger Paläste und Kirchen die Begrenzung der Piazetta bilden — dann fragt sich, ob Rom etwas Aehnliches biete."

Drei Tage konnten sie nur verwenden, um die Fülle des in Kirchen, Palästen, Gallerien und Monumenten reich aufgehäuften Details zu besichtigen, und meist arbeiteten sie sich durch das Gewühl der Gäßchen und Brücken durch, theils um zu sparen, theils um die Physiognomie der innern Stadt kennen zu lernen. Rückert verstand es schon damals mit seinem scharfen und reinen Auge „mit der Masse des Details Haus zu halten und das Wahre und Wichtige als ein Bleibendes sich herauszufinden." — Eine Fahrt nach dem Lido, der Besuch der Insel Murano, die Besteigung des Campanile waren des letzten Tages befriedigender Eindruck. — In der Vormitternachtsstunde des 11. Septembers verließen die vier das Kaffeehaus am Marcusplatz, wo sie allabendlich bis zum Verlöschen der Lichter gesessen und ruderten in die laue Nacht hinaus an das Dampfboot.

„An dem herrlichen Wellenspiel, dessen Gemurmel die Stille der Nacht unterbrach, konnte ich mich nicht satt sehen. Ich blieb auf dem Verdeck. Auf der dunkelgrünen Fläche kreuzten sich leuchtende Schiffe, in der Ferne tauchte das Feuer des Leuchtthurms von Istrien auf. Gegen Morgen tobte die Bora heftig. Haushohe Wellen, von dem Kiele des Schiffes zerschellt, schlugen über das Verdeck zusammen und setzten das Schiff unter Wasser. Bald zertheilte die Sonne die düsteren Wolkenmassen, und der Busen von Triest nahm uns in seine schützenden Felsenarme auf, aus denen wir in den Golf mit seiner herrlichen Bergbekränzung ein-

fuhren.“ Das bunte Menschengewühl im Hafen und auf dem Markt gab Heinrich Rückert reichen Stoff zu ergötzlichen Charakterstudien; wie hier Herr und Diener scharf sich unterscheiden in dem stattlichen, vornehmen Deutschen und dem ungelenken, kriechenden Slaven; wie des Italieners Fleiß und Geschicklichkeit aus jedem Quadersteine des trefflichen Straßenpflasters und den glattchaussirten Landwegen herausschaue. Und der istrische Bauer, der in seinem braunen Schafpelz mit den kurzen Hosen, den dicken gerötheten Kopf unter dem breitrandigen Hute wiegend und singend und schnalzend, schweren Trittes neben seinen Büffeln daherschritt, der glich ihm aufs Haar dem lustigen Pfarrer von Neuseß.

War es hier noch ein Stück italienisches Leben, was ihn so lebhaft anzog, so war es am Abend ein Stück italienischer Natur, auf die er noch einmal von dem Höhenweg nach Fiume herabblickte, wohin er dem geistlichen Gefährten ein letztes Geleit gegeben hatte. „Der glänzend dunkle Himmel, die fremde Pflanzenwelt auf dem felsigen Abhange des Berges und weiter unten der unübersehbare Olivenwald, in dem Triest verhüllt liegt; als Staffage die malerischen Gestalten der Landleute, die in dichten Schaaren aus der Stadt in ihre Dörfer zurückkehrten, gab dem Ganzen ein wunderbar südliches Gepräge, südlicher als es die Lombardei im Großen und Ganzen genommen trägt.“

Vor Sonnenaufgang des 10. Septembers trabten die vier Freunde wacker auf der Straße nach Opschina die Höhe hinan und grüßten zum letzten Male „das dunkelblaue Meer, über welches die Schiffe mit vollen, in Purpur getauchten Segeln glitten.“ Heiß brannte die Sonne auf dem weißen Kalkgeröll des öden Bergrückens des Kars. Um 6 Uhr erreichten sie Adelsberg. Heinrich gab nicht Ruhe, bis noch das Tagewerk mit dem Besuche der Höhle erfüllt war. „Es war die erste, die ich in meinen Leben sah. Die gewaltigen Gewölbe, in denen die phantastischen Gebilde des Tropfsteins herabhingen — unten in der Tiefe der brausende Fluß, Alles war von unaussprechlicher Erhabenheit. Ein treffliches Abendbrot und gute Betten lohnten uns in dem guten Gasthause zu Adelsberg für die harten Reisestrapazen.“ —

In achttägigen Eilmärschen von täglich sechzehn Stunden, aber voll frischen Humors und Behagens im köstlichsten Naturgenießen, durchwanderten sie nun die Kärnthner und steierschen

Hochalpenthäler der Sau und der Gail, erklommen von Villach aus die Sennhütten von Malmitz und nächteten im duftigen Heu; stiegen über die gletscherreichen Tauern hinab in das Cascadenthal des Naßfeldes und der Gastein; zogen weiter durch die wilde Klamm und die großartige Hochalpenstraße des Salzburger Landes und sagten in Salzburg auf dem Gipfel des Gaisberges der einzig herrlichen Bergwelt ein Lebewohl. Drei Tage verlebte Heinrich noch in München, überall den Erinnerungen der genußvollen Frühlingstage nachgehend. In Erlangen ließ er sich noch einen gemüthlichen Abend und eine behagliche Nacht im Hause der guten Amtmännin Zerrenner bereiten. Doch schon fühlte er sich tödtlich erschöpft. „Ich wackelte nur noch so die anderthalb Tage nach Hause, schlich mich still durch das Dorf und in das Zimmer der Mutter, die heftig über mein schlechtes Aussehen erschrak. Nun arbeiteten Alle kräftig an meiner Restauration; und nach den sechswöchentlichen Strapazen ließ ich es mir auch tüchtig wohlschmecken; denn sonst fehlte mir nichts".

Der Vater war schon nach Berlin abgereist, wohin die Familie im November folgen sollte. Statt seiner fand Heinrich die Großmutter und den Onkel anwesend zum Besuch. Wie ein paar leuchtende Punkte in dem alten Hause und auf den alten Plätzen durchwärmte dieses Wiederfinden sein Gemüth. Es war ihm wie das letzte Ausstrahlen der glücklichen Periode seiner Kindheit und Knabenzeit. Rückte diese doch immer ferner, um den ernsten Anforderungen Platz zu machen, die das heranreifende Leben an den Menschen stellt; rückte auch der stille Heimathsort immer ferner, als welcher Neuseß und Erlangen ihm gegolten hatten, und eine neue fremde Welt öffnete sich ihm, deren nächste Ziele Bonn und Berlin waren.

Dem strebenden Geiste waren diese Ziele die Verkünder einer, in ernster wissenschaftlicher Arbeit sich reich erfüllenden Zukunft — dem treuen Gemüth blieben die Thüringer Waldberge und das fränkische Heimathsdorf „das einzig Liebste!" —

Drittes Kapitel.

Bonn und Berlin.

1841—1845.

Ein Landsmann und Freund Heinrich Rückerts, Friedrich Spiegel, jetzt Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, studirte damals zu Bonn im letzten Semester. Friedrich Rückert schätzte den strebsamen Gelehrten auch um seines ernsten, tüchtigen Charakters willen und wußte seinen Sohn in dessen Gesellschaft geistig wie gemüthlich wohl aufgehoben. In Würzburg trafen die beiden Freunde zusammen und erreichten Bonn am 29. October 1841. — Heinrich benutzte noch fleißig die letzten sonnigen Herbsttage, um die nächsten Umgebungen der Stadt kennen zu lernen, die in ihrer eigenartigen sanften Schönheit ihn eben so sehr entzückten, als die Stadt selbst sein höchstes Mißfallen erregte.

„Wenn ich zum Thore hinaus bin", schreibt er an die Eltern nach Berlin, „da gefällt es mir wohl, denn die Gegend ist schön und auch in dieser Jahreszeit noch Wälder und Wiesen frisch grün, wie im Frühjahr. Aber die Stadt ist abscheulich, daß man sich vor ihr fürchten mag, hügelig, über alle Begriffe schlecht gepflastert, schmutzig, kurz zum Verzweifeln häßlich. Auch meine Wohnung ist an und für sich höchst trübselig, und trotzdem noch eine der besseren; die Aussicht auf enge Höfe, Dächer und Schlöte sehr traurig. Zum Glück wohnt mir Spiegel ganz nahe, gerade über mir; und dies ist angenehm, da ich außer ihm gar keinen genauen Bekannten hier habe; wie ich dies schon im voraus wissen konnte. Denn es geht Allen so, die sich nicht einer Gesellschaft anschließen (womit er wohl die studentischen Verbindungen meint).

Wie schön es aber bei diesen Gesellschaften hergeht, kann ich an den drei Studenten sehen, die alle Nacht mich aus dem Schlafe wecken, wenn sie betrunken die enge Treppe heraufpoltern."

Auch der Vater theilte die Abneigung gegen das rohe geistlose Treiben der Corpsburschen — meinte aber, darum nicht den Stab über die gesammte Studentenschaft brechen zu dürfen. „Entziehe Dich", ermahnt er umgehend den Sohn (November 1841) „unbeschadet Deiner Studien nicht so sehr dem Umgang mit Deinen Altersgenossen und Deinen Lehrern. Besonders grüße den lieben Spiegel, über dessen nähere Verbindung mit Dir ich Dir und mir nur Glück wünschen kann. Seid fleißig, besonnen, gut und heiter. Schreibe mir über Deine finanziellen Bedürfnisse. Du sollst nicht Noth leiden. Bei künftiger Einrichtung werden wir hier wohl unser Auskommen haben, und auch die hiesigen Zustände werden uns hoffentlich behaglicher werden, als sie es noch zur Zeit sind. — Ich habe den Anfang meiner Vorlesungen auf den 1. December hinausgeschoben; es haben sich noch gar nicht Viele dazu gemeldet. Dagegen hat Schelling die seinigen in dieser Woche eröffnet, mit ungeheurem Zudrang und Eindruck. Es ist ein wahres Ereigniß. Schade, daß Du nicht zugegen bist."

Der Mutter wollte die schlechte Wohnung des Sohnes nicht recht gefallen, sie fürchtet besonders den herannahenden Winter und bittet, nicht unter den leichten Couverts zu schlafen, wie sie dort üblich wären. Er solle ein Federbett verlangen, sie könne keines schicken; die Einrichtung koste unsäglich viel Geld und Zeit in der weitläufigen Stadt, wo sie Alles allein besorgen müsse; denn die Mägde wären ganz abscheulich und wollten nicht arbeiten. „Wärest Du hier, so hätte ich vielleicht schon einige Sammlungen und Museen besucht, so war ich nur einmal im Theater, wo Egmont gegeben wurde und Seidelmann spielte, und war sehr zufrieden. Besonders aber erfreute mich, daß wir Alle Karten zum Königlichen Theater in Potsdam neulich bekommen haben, wo die Antigone von Sophokles gegeben wurde. Ich verspare mir auf mündliche Erzählung den großen und wunderbaren Eindruck dieser Art Schauspiels; — ich wünschte nur, Dich geliebtester Heinrich dabei zu haben. Auch sah ich ganz nahe den König und den ganzen Hof vor mir sitzen und alle Pracht und Herrlichkeit einer so kleinen aber auserwählten Versammlung; da nur 4—500 Menschen

in das kleine Theater eingelassen werden können. Den alten Tieck hörte ich glücklicherweise am Sonntag den Sommernachtstraum lesen, mit wunderbarer Kraft. Uebrigens leben wir stiller, als Du es denken wirst. Vater bekommt zwar öfter Besuche, geht aber nicht viel mehr, wie in Erlangen, aus, wie ich mir dachte, trotz aller Verheißungen. An Winterfelds haben wir recht liebe Freunde gefunden, die nur wünschen, daß wir recht oft kämen; auch die Söhne sind mit Deinen Brüdern gut. Das Gymnasialwesen scheint hier nicht so furchtbar, als es uns geschildert wurde; wie so manches Andere, auch die Gegend. Potsdam ist wirklich hübsch, Sanssouci, schön mit schönen Bäumen und Wiesengrund; wie es noch neulich im Spätherbst mir gefiel. Die Stadt aber ist über alle meine Erwartung schön; auch unser Quartier, zwar etwas entlegen, aber für Berlin hübsch mit Aussicht im Garten. Deine Geschwister sprechen mit großer Sehnsucht von Dir, wie auch ich. Ich rechne darauf, daß Du pünktlich alle Monate schreibest. Lebe wohl geliebter Sohn, Gott erhalte Dich gesund und freudig."

Am 8. November wurde Heinrich immatriculirt und stellte sich an demselben Tage den Professoren persönlich vor. Die freundlichen und gelehrten Beziehungen seines Vaters zu Lassen und Ritschl, die Empfehlung des Ministers von Wangenheim an Fichte erleichterten ihm den Zutritt in das Haus der Gelehrten, der ohne besondere Protection für einen Studenten schwer zu erreichen war. „In wissenschaftlicher Beziehung", berichtet er unterm 12. December dem Vater, „kann ich sehr zufrieden sein. Alle Professoren, bei denen ich höre, sind sehr tüchtige Leute: Lassen, Fichte, Diez und Ritschl. Bei Lassen höre ich Sakuntala zweistündig und vergleichende Grammatik fünfstündig mit großem Nutzen; bei Fichte Geschichte der Philosophie ebenfalls fünfstündig; bei Diez Altdeutsch und über die Entstehung und den Bau der romanischen Sprachen dreistündig. Ritschl endlich liest über Aeschyli Septem adv. Thebas und über die Geschichte der griechischen Tragödie; es ist ein ausgezeichneter Philolog, so klar und doch gelehrt dabei, daß ich es kaum für möglich gehalten hätte. Außerdem gehe ich auch in das philologische Seminar, das unter seiner Leitung steht. Leider ist Welcker nicht anwesend; er bleibt das ganze nächste Jahr in Rom, und dadurch komme ich um sehr

Vieles, denn wenn ich auch privatim Archäologie treiben wollte, so stehen mir die Bücher nicht zu Gebote, da die Bibliothek sehr streng verwaltet wird und es schlechterdings unmöglich ist, ein Kupferwerk, d. h. ein Werk, wo auch nur eine Tafel oder Karte dabei ist, zu erhalten, und ja alle diese Werke in diese Kategorie gehören. Die einzige Bekanntschaft, die ich bis jetzt gemacht habe, ist Dr. Heinrich, ein Sohn des berühmten Philologen. Seine Mutter, die Professorin Heinrich hat Euch in Ems im Jahre 1839 kennen gelernt. Es ist ein tüchtiger verständiger Mensch, aber von seinem Fache, Gehilfe in der Klinik der Universität, so in Anspruch genommen, daß ich ihn höchst selten sehe. Außerdem war ich bei den Professoren Fichte und Ritschl sehr freundlich eingeladen. Dort geht es nicht so norddeutsch vornehm her, wie bei den andern Notabilitäten, von denen freilich einige großes Privatvermögen besitzen. Bruder Karl könnte mir wohl einmal schreiben, wie es mit dem Gymnasium in Berlin steht. Die Leute von dort, mit denen ich hier zu thun habe, sind grade nicht so viel gelehrter, als ich und meist schon mehrere Jahre auf Universität. Nun lebet wohl und behaltet lieb Euren gehorsamen Sohn Heinrich."

Es ist sehr zu beklagen, daß keines der Hefte, welche Rückert mit Fleiß und Treue in den Collegien nachgeschrieben hat, im Nachlasse vorgefunden worden ist. Die darauf hinzielenden flüchtigen Andeutungen in Tagebüchern und Briefen lassen wahrnehmen, wie gerade dieses Bonner Semester den Horizont seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen erweitert und geklärt hat. Neue und ergänzende Anschauungen, wie Chr. Lassens unermüdliches Forschen aus den Tiefen noch unerschlossener Quellen heraushob, befruchteten den von väterlicher Vorbildung gut angebauten Boden des für das deutsche Bildungsleben grundlegenden Sprachgebiets des Indogermanischen. Der Erwerb an gründlichen Kenntnissen und Studien, welchen er Döderleins geistvollem Unterricht verdankte, wurde durch die strenge und gediegene Schulung, mit welcher Fr. Chr. Diez seine sprachwissenschaftlichen Erörterungen auf seinen Hörer übertrug, diesem ein in Inhalt und Form festgegründeter Besitz. An der Hand der historisch-kritischen Deutung des feinsinnigen Philosophen H. J. Fichte durchschritt er die Kreise der hochbedeutenden Denker, welche im raschen Aufeinanderfolgen auch

im Gebiete der philosophischen Wissenschaften Deutschland den ersten Rang erobert haben.

Vor Allem aber ergriff ihn mächtig Ritschls frisches, unmittelbares, geniales Auftreten. „Sein Vortrag, der durchaus originell, nicht glatt und gleichmäßig dahinfloß, die geistige Arbeit verdeckend, sondern die Denkoperation, deren Resultat die Rede war, gleichsam vor dem Hörer vollzog“ (Wachsmuths Nachruf in der Augsb. Allg. Ztg.), „seine Sicherheit und Klarheit, mit welcher er an der Hand selbständiger Forschung und Untersuchung das Leben des classischen Alterthums in geistvoller präciser Zeichnung dem Hörer zur Erscheinung brachte“ (Ribbeck, Fr. Ritschl 1. Band), Beides gehoben durch eine liebenswürdige Persönlichkeit, blieb Heinrich ein Eindruck, der, ein unauslöschlicher, in einem Briefe vom 10. October 1865 an seinen Freund, Professor Schirmer in Königsberg, wieder lebhaft hervorbricht bei Gelegenheit seiner Rückäußerung über die damals, die gelehrte Welt bewegende Conflictsfrage: Ritschl-Jahn, in welcher Rückert sich fest auf Seiten Ritschls stellt und am Schlusse bemerkt: „Vielleicht trägt dazu bei der unauslöschliche Eindruck, den ich von ihm als Lehrer behalten habe. Neben Homeyer ist Ritschl der beste Docent, den ich überhaupt gehört habe, und welche Namen stehen auf meinen Collegienbogen. Auch war er damals so sehr gütig gegen mich achtzehnjähriges Bürschlein“. „Jeden Tag mehr,“ schreibt er an die Großmutter nach Baireuth, „fühle ich mich beglückt und befriedigt in wissenschaftlicher Beziehung. Wenn man Erlangen damit vergleicht, sollte man kaum meinen, daß beide Orte in Deutschland liegen, so groß ist der Abstand. Es ist hier eine wahre Lust zu arbeiten, und gut, das es Winter ist, denn dazu ist der Winter da, wenn er auch hier viel leiser als in Franken auftritt“.

Nach der häuslichen Seite hin gab das verständnißwarme Zusammenhalten der beiden Freunde das nöthige Behagen. In des einen oder andern Stube wurde der abendliche Theetisch bereitet, der übliche Thüringer Imbiß von Brod und Käse fehlte nicht; heiteres Geplauder würzte das Mahl; gemeinsame Interessen in Wissenschaft und Politik boten ausgiebigen Stoff zu gegenseitigem sich Ergänzen und Belehren.

Weihnachten kam heran — das erste, welches Heinrich in der Fremde verlebte. Die Weihnachtskiste traf pünktlich ein, aber der mütterliche Gruß, welchen sie ihm übermittelte, respondirte recht wehmüthig in seinem Herzen. „Der gestrige Weihnachtstag war für mich trotz der Lust und Freude der Kleinen ein schmerzensreicher, eben weil ich Dich so einsam wußte, vielleicht gar unwohl. Keine Seele wird sich Deiner und Spiegels angenommen haben und ich dachte Dich, wie das verlassene Kind am Weihnachtsabend in dem schönen Gedicht. Aber in weiter Ferne dachten liebende Eltern und Geschwister Deiner und wünschten Dir tausend Segen. Wie war's doch sonst so anders und warum konnte es nicht eine Zeit lang so bleiben? — Nun es war nicht mein Wunsch hierher; ich mußte Alles geschehen lassen, und so mußte ich mich auch in Gottes Namen fügen. Denn so schön Berlin ist, zöge ich doch gleich wieder ins stille Erlangen zurück. Der Vater, der lebt so eingezogen hier wie dort. Nur, daß er hier immer viele Besuche hat, erwiedert aber keinen; und so wenig er sich wieder nach Erlangen zurücksehnt, so freut er sich doch auf den Frühling nach Neuseß. Das Museum habe ich nur einmal durchflogen. Wir haben so weit fast wie von Coburg nach Neuseß hin. Eine Wohlthat sind die vielen Droschken; es sind über tausend hier; doch kränken mich manchmal die vier guten Groschen und ich wate lieber durch den Berliner Schmutz, der trotz der schönen Trottoirs viel gräulicher ist, als wo anders. — Sehr liebe Menschen sind die Grimms, die nahe wohnen. Der arme Wilhelm Grimm war todtkrank an Hirnentzündung und ist noch nicht außer Gefahr; obgleich der König Schönlein, seinen Leibarzt, schickt, der außerordentlich sein soll. Cornelius ist auch übel daran, und leidet seit seiner Reise nach England an einer bedenklichen Augenentzündung; die Räume, die er bemalen soll, werden erst gebaut. — Nächst uns wohnt Maler Herrmann, ein lieber treuer Mensch mit herzigen netten Kindern; wir sehen uns oft. — Schelling nimmt's übel, daß wir nicht oft zu ihnen gehen. Seine ersten Collegien waren stürmisch; die Thüre wurde erbrochen, weil der Saal nicht Alle faßte, und mußte geschlossen werden. Viele sind sehr erbaut und erhoben von ihm — andere nicht befriedigt. Es scheint doch, als wolle er nicht hier bleiben. Stahl hat jetzt auch Zuhörer, obgleich ihm Schellings Nichtachtung viel Schaden zugefügt hat.

Sie ist sehr freundlich und hat mir viel Gefälligkeit gethan. Auch Winterfelds sind herrliche Menschen, die nur unzufrieden sind, daß wir nicht wenigstens einmal die Woche kommen, aber Du kennst den Vater. Er hat ein Freibillet ins Theater und Oper bekommen, was wir auch benutzen dürfen; die Jungens thun's mehr wie Vater und ich".

Die wachsende Verstimmung Friedrich Rückerts, die sich auch der sanften und vorurtheilsfreien Frau mittheilte, betrübte Heinrich sehr. Ja, es stieg in ihm eine Art Widerwille gegen Berlin bei dem Gedanken auf, daß er dort seine akademischen Studien fortsetzen und beenden solle. Er wünschte vielmehr, noch ein oder zwei Semester in Leipzig zu studiren, wo er, wie er der Großmutter im Vertrauen schreibt, „in wissenschaftlicher und geselliger Beziehung ein angenehmes Terrain zu finden hoffe". Auf diesen Brief erhielt er eben so wenig Antwort, als auf eine directe Anfrage beim Vater, welcher nach einem zweiten angstvollen Bittbriefe unterm 11. Februar erwiedert: „Ich will nicht darüber schelten, daß Du uns in Unruhe versetzt hast, durch Einlegen Deines Briefes in eine Büchersendung mit Buchhändlergelegenheit, die noch gar nicht an mich gelangt ist. Es ist nur gut, daß Du wohl warest und hoffentlich noch bist; und so hoffe ich Dich nun bald wiederzusehen. Da Du Bonn verlassen willst, so kannst Du für Dich, Deine Brüder und uns selbst, Deine Eltern, nichts besseres thun, als den Sommer hier zuzubringen, Deine Brüder zu beaufsichtigen, während wir in Neuseß seyn wollen, und das Haus zu hüten, worin Du, so eng es für uns Alle seyn mag, Dich breit machen kannst. Schreibe zeitig hierüber und auch, ob Du denn gar kein Geld weiter brauchst. Einen Katalog will ich Dir nicht schicken; doch darfst Du versichert seyn, daß Du Deine Rechnung bei Böckh, Lachmann, Tölken, Grimm, Ritter u. s. w. findest. Der jüngere Grimm, Wilhelm, ist noch immer ordentlich krank und der ältere Bruder als Sympathievogel mit. — Schelling triumphirt in einem Zuge fort, und ist endlich durch die Mythologie (nach ihm der gestörte Proceß der Geburt des ewigen Sohnes) zum Christenthum durchgekommen, mit dem er als der jüngste Gnostiker großartig unsinnig hantiert. Ich selbst habe mich jetzt zurecht gefunden durch die völlige Zurückziehung, ohne doch alle Kenntnißnahme von der Welt, wie in Erlangen, zu entbehren.

Die Mutter hat einen wöchentlichen Gesellschaftsabend eingerichtet, wo Leute kommen, von denen ich das Nöthige von Stadt und Welt erfahre; doch freue ich mich herzlich auf Neuseß und gönne es der Mutter auch, wozu Du denn die Hand bieten sollst".

Dieser kategorischen Weisung fügte sich Heinrich ohne Widerstreben. Die Mutter empfand das Opfer, was er brachte und bemühte sich im Anschluß an den väterlichen Brief Berlin ins beste Licht zu setzen, schickte auch zum Geburtstage „vier kleine Billets zu einem besonderen Pläsir". „Es wird Dir hier sicher gefallen. Berlin ist gar nicht so schlimm — auch die Kenner sagen — im Sommer nicht. Könnte nur der Vater sich eingewöhnen und wäre er nur zugänglicher — so hätten wir fast zu viel Umgang; denn die Leute sind gar artig und freundlich. Auch das Theater wird Dich anziehen; ich gehe jetzt meist einmal die Woche hin; nur macht mir die verlassene Haushaltung dabei Sorge. Aber der Vater wünscht, daß ich gehe, und verträgt gar keinen Widerspruch!"

Es war nichts in den äußeren Beziehungen zu den persönlichen und gelehrten Freunden, nichts in den Verhältnissen der gebildeten Welt Berlins, was seit Friedrich Rückerts Eintreten in diese Sphären sich geändert, oder ihm Anlaß gegeben hätte, sich verletzt zu fühlen. „Man hatte von vornherein ihm die Suprematie zugestanden, die er kraft seiner beherrschenden Persönlichkeit überall zu behaupten gewohnt war. Er ließ sich suchen und besuchen, ohne viel das Entgegenkommen zu erwiedern. Gerade das, was ihm aus einer schlichten, natürlichen Erziehung, wie sie ein Bauernkind genießt, nur ohne die Zuthat harter Arbeit, die Grundlage einer geistigen und körperlichen Individualität von äußerster Schlichtheit im Auftreten war — das gerade wirkte als ein Angestammtes erst recht in Berlin, weil dort ein Neues, Originelles. Ein Jeder, er saß nun neben Rückert bei dem frugalen Mahle in seiner einfachen Stube, oder traf ihn im besternten Kleide auf Sammetfauteuils beim Galladiner — ein Jeder bewunderte und respectirte die schlichte Größe in ihm". (H. R.) Man hatte Freude an seinem Besitz. Männer, wie Grimm, Stahl, Böckh, Humboldt, Ranke, Homeyer und Andere besuchten ihn fleißig, ohne Anspruch an Gegenleistung. Die feine Hausfrau verstand

dies dankbar zu würdigen. Ihre wöchentlichen Gesellschaftsabende versammelten um den Dichter einen auserwählten Kreis von Männern und Frauen. Sie kamen nicht bloß, um im geistreichen Gespräch und wissenschaftlichen Ideenaustausch sich zu bewegen — auch das anmuthige Behagen zu genießen, welches die liebenswürdige Frau Luise um sich verbreitete.

Was war es nun, was Friedrich Rückert trotzdem ein stätig Unbegnügter sein ließ? Es war das Lehramt und was demselben Blut und Nerv ist: die Hörerschaft. „Schon Erlangen hatte ihm einen traurigen Gegensatz seiner ersten Docententhätigkeit in Jena hervorgerufen. Doch rechnete er dort mit der zwingenden Nothwendigkeit einer festen Einnahme für die Familie und wußte auch die inneren Vortheile der Zugehörigkeit zu einer gelehrten Körperschaft zu schätzen, und mochte bei seinem Naturell nicht blos auf die geringe Feder des Literaten sich beschränkt sehen. Er las dort wenig, aber das Wenige mit unbedingter Hingabe. Am liebsten verlegte er die Erklärung von orientalischen Texten vor zwei oder drei in sein Zimmer, die dann am einfachen Tische Platz nahmen, neben ihm um den Bücherhaufen, und denen er eben so viel Zeit widmete, als ob es zehn oder zwölf wären. War der Vortrag zu Ende, so arbeitete er ruhig weiter. Als er nun in Berlin lesen sollte, da überkam ihn wieder etwas von der freien Luft und Begeisterung am Dociren, wie einst den Jüngling in Jena. Er kündigte arabische Poesie an. Aber das erste Mal, als er sie las, war auch das letzte Mal. Schon beim Auftreten auf dem Katheder gleichsam Schrecken erregend. Gehen und Kommen, Scharren mit den Stühlen; fortwährende Störungen bis zum Schluß. — Freilich konnte er sich mit Jacob Grimm trösten, der auch nur immer ein kleines Häuflein hatte, während es doch die Ehre der deutschen Studentenschaft erfordert hätte, bis auf den letzten Mann im Hörsaale zu sein“. (H. R.)

Aber diese Hörerschaft war geblendet von den leuchtenden Meteoren, die noch aus der Schule der Romantik stammend, ihrer Zeit eine hohe und bevorzugte Stellung in Dichtung, Wissenschaft und Leben einnehmend, jetzt nur noch die sinkenden Lebenskräfte in den Sphären der höchsten und vornehmsten Gesellschaft fristeten, und durch deren Vermittlung auch noch in den bürgerlichen und gelehrten Kreisen den Boden unter den Füßen behielten. „Eine

solche einseitige Ueberschwänglichkeit des Phantasielebens", wie H. Hettner (Literatur-Gesch. III, 438) dieses Ausleben der Schule treffend charakterisirt, „weil ihr naturgemäß die überquellende Innerlichkeit und der ahnungsvolle Dämmerschein des mittelalterlichen Denkens und Empfindens unendlich wahlverwandter sein mußte, als die helle und gemessene Plastik der Alten", konnte der reinen und gesunden Phantasie, der gewaltigen Verstandeskraft, dem streng protestantischen Empfinden des Dichters und Gelehrten nicht anders als tief widerstreben. Er zog sich mit seiner Lehrthätigkeit in das stille Heiligthum seiner Studirstube zurück, und da sammelte sich um ihn ein kleines Häuflein, welches den weiten Weg nicht scheute.

„Wer ihn da als Docent gesehen hat, wird entschieden etwas ganz Besonderes, nicht zu Vergleichendes im Gedächtniß behalten haben. In den Collegien konnte er seiner Eigenart nicht so freien Lauf lassen. Es kam hier nur die Sache selbst, nicht die Form zur Geltung, in welcher sie gelehrt wurde, wenn er hebräische Grammatik, die Psalmen, die Propheten u. s. w. erklärte. Desto mehr trat diese Eigenart bei dem Privatissimum in ihre vollen Rechte. Selbstthätigkeit der Hörer war für ihn Hauptsache. Was er dann bei der Correctur daran knüpfte, in ungezwungener Rede, gleichsam wie ein Gespräch dahin fließend; und doch nie abschweifend, immer nur in dem Mittelpunkt der Sache, das war anregend wie Blitze im Dämmerlicht, wahre Weltblicke! Wie er überhaupt ein Mann des gewöhnlichen Lebens nicht war, weder als Dichter, noch in seinem Verhältniß zur Wissenschaft, so erwartete er auch von einem gebildeten Publicum in dieser Sonderstellung begriffen zu werden. Daß es grade in Berlin nicht geschah, kränkte ihn tief." (H. R.)

Er hätte auch hierin mit den Grimms und Anderen sich trösten können, die gleich ihm, unverhohlen ihre Mißstimmung aussprachen, aber dennoch mit den kargen Erfolgen ihres Lehrberufs sich abfindend, in stiller Geistesarbeit gerade das, „was der Wissenschaft fruchtbringende Anregung von der mittelalterlichen Richtung der romantischen Schule geworden, die Erforschung, Urbarmachung und Deutung der mittelalterlichen Quellen, Sprachdenkmäler, Rechtsurkunden", (Hettner) sich zur Aufgabe stellten und so die großen Erfolge vorbereiteten, deren Resultate heutzutage in Sprache, Literatur,

Alterthums- und Geschichtswissenschaft eine Höhe erreicht haben, wie solche kaum einer der übrigen Culturstaaten Europas zu verzeichnen hat.

Konnte nun Fr. Rückert mit diesen Erfahrungen und Täuschungen im wissenschaftlichen Leben sich nicht zurechtsetzen, wie viel weniger noch mit denen, die ihm ganz unerwartet im politischen Leben Berlins entgegentraten. „Der Dichter der geharnischten Sonette, der Freund Christians von Stockmar, der Glaubensstarke in Preußens Mission, an der Spitze Deutschlands die Einheit der Völker und Staaten aufzurichten; der Vertrauensselige in die constitutionellen Doctrinen des genialen Preußenkönigs" (H. R.) — sah sich statt in der gehofften, lichten Klarheit plötzlich von dem Dunste noch völlig unfertiger Zustände eingehüllt, aus denen nur da und dort einige liberale Gedankenblitze und Zukunftsprojecte aufleuchteten. Er war ernüchtert. Nähere persönliche Beziehungen zu dem König knüpften sich nicht an; wurden auch von beiden Seiten nicht gesucht. Rückert war nicht Hofmann, wie Humboldt, der in der liebenswürdigen Persönlichkeit und Freundschaft des Fürsten sich mit den politischen Fehlern aussöhnte, die der freidenkende Kosmopolitiker nicht minder ernst erkannte und bedauerte. Gerade darum aber verstand Humboldt am richtigsten Rückerts Stimmung zu begreifen und diesem wieder war es lieb, in Humboldt den stätigen freundlichen Vermittler zwischen ihm und dem König zu behalten. „So gelang es Humboldt, einem gewaltsamen Bruche vorzubeugen und den Dichter von einem übereilten Ausscheiden aus seiner amtlichen Stellung zurückzuhalten, wie er solches schon wenige Monate nach seinem Eintreffen in Berlin zu thun entschlossen war, aber erst im Jahre 1848 mit dem völligen Rückzug in das Privatleben zur Ausführung brachte." (H. R.)

Heinrich fand bei seinem Eintreffen in Berlin den Vater nicht mehr anwesend. Er selbst war schnell eingerichtet und meldete schon am 11. März 1842 nach Neuseß, daß es ihm wohl gefalle und daß er in wissenschaftlicher Beziehung des Guten fast zu viel, in anderer Hinsicht seine Erwartungen fast übertroffen finde. „Von hiesigen Herrlichkeiten sah ich nur bis jetzt die Antigone, doch hatte ich mir von der Aufführung eine größere Vorstellung gemacht. Es kam mir vor, als hätten Schauspieler und Publicum auch nicht

den entferntesten Begriff davon, daß dies etwas Anderes sei, als unsere modernen Tragödien. Freilich darf man das den Berlinern nicht sagen, denn in diesem Punkte, was die Dinge betrifft, die bei ihnen vorgehen, da sind Alle etwas verrückt".

Am 27. April 1842 wurde er immatriculirt. Er hörte im Sommersemester: römische Antiquitäten bei K. G. Zumpt, Metrik bei Aug. Böckh, römische Geschichte bei A. Schmidt, neue Kunstgeschichte bei Franz Kugler, Aristophanes bei Joh. Franz. Böckh, damals in der Vollkraft seiner Lehrthätigkeit stehend, war recht der Mann, von dem Friedrich Rückert voraussetzen durfte, daß sein Sohn „seine Rechnung bei ihm finden würde". „Er war nicht eine specifisch beredte Natur; er war gewohnt, immer im Einzelnen zu arbeiten, sich in dieses zu versenken, aber aus tiefem Schacht edles Metall zu fördern, und zur gültigen Münze umzuschmelzen" (B. Stark, „deutsche Biographien"). Wer nun diese Münze einzusammeln verstand — und Heinrich ging wacker darin vor — der erwarb sich ein Capital, das ihm reiche Zinsen im gesammten Geistesleben eintrug. — Gern suchte Rückert den persönlichen Verkehr des liebenswürdigen Gelehrten auf. Sein humanes Entgegenkommen zog oft seine Schüler in das gastfreie Haus. Selbst der Anstrich großstädtischer Eleganz, welchen der gesellschaftliche Rang Böckhs bedingte, verdeckte nicht die schlichte anspruchslose Sitte, die er mit seiner trefflichen Gattin aus dem süddeutschen Elternhause und zuletzt aus der schönen Neckarstadt Heidelberg, eine treugepflegte Tradition, mitgebracht hatte. War doch zu ihrer Zeit in den kleinen deutschen Universitätsstädten das Familienhaus des Gelehrten noch dem idealen Bilde entsprechend, wie Göthe und Voß solches von dem deutschen Familienhause in ihren anmuthigen Idyllen uns hinterlassen haben.

Ein recht arbeitsreicher Sommer lag vor Heinrich. Zu den eigenen fleißigen Studien lag ihm die Pflicht ob, seine beiden jüngeren Brüder Leo und August im Unterricht und Leben zu beaufsichtigen. Daß er sich derselben ebenso liebevoll als gewissenhaft unterzog, sogar beiden selbst die wissenschaftlichen Stunden ertheilte, wußten die Eltern dankbar anzuerkennen. „Vater freut sich mit mir", schrieb die Mutter 7. Juli 1843, „über die guten Nachrichten von Eurem Wohlbefinden und der Brüder Betragen und Fleiß. Es hat ihn sichtbar gestärkt. Aber mit Mißfallen haben

wir gelesen, daß Du liebster Sohn Mittag gar nicht essest. Wenn Du um eins oder zwei nicht essen kannst, so gehe um vier in irgend eine Restauration, laß Dir Suppe und Fleisch geben, was zu jeder Minute in Berlin überall zu finden ist. Bier und Brod nur — das verbieten wir Dir ernstlich. Solche Ersparniß ist die allerschlechteste und Dein Unwohlsein wird sicher aus dieser Quelle entsprungen sein. — Ueber den Orden (pour le merite), den Vater erhalten, hatte er schon in der Zeitung gelesen; auch Gratulationen empfangen; und als er nun in eigner Person anlangte, sich auch darüber gefreut, obgleich zu Dir gesagt, einige sonderbare Collegen uns in Verwundrung setzen, sowie, daß gewichtige Namen ganz fehlen, die wir in der Reihe statt mancher anderer gesetzt haben würden. Es ist aber doch dankenswerth und Ihr werdet von des Vaters großer Freude ohne Nebenbemerkung sprechen."

Heinrich fühlte aus dem mütterlichen Briefe heraus, daß sein Verbleiben in Berlin den Eltern lieb sein würde, da die beiden Brüder von den Gymnasialferien dorthin zurückkehren sollten. So gab er seine Reise nach Neuseß auf, wiewohl ihm viel daran gelegen war, mit dem Vater seine wissenschaftlichen Ideeen und die Vorlesungen für das Wintersemester zu besprechen. Denn er sah voraus, daß dieser nicht vor dem December nach Berlin zurückkehren werde. Der seit dem Frühjahr bereits begonnene Neu- und Umbau des Wohnhauses in Neuseß sollte bis zum Spätherbst vollendet werden, und dies abzuwarten war Fr. Rückert von vornherein entschlossen. Doch schickte er Frau und Kinder im September nach Berlin. — „In Deinem Vorsatz, Deinen Brüdern zu Liebe, die der Schutz des Himmels zurückgeleiten möge, in Berlin zu bleiben, kann ich Dich nur beloben und dankend bestärken", schrieb er unterm 2. Juli 1842. „Du kannst dafür Dich an der Ostsee und Rügen umsehen. Nur bleibe hübsch gesund. Zu Fleiß, Ernst und Sittlichkeit brauche ich Dich nicht zu ermahnen, versäume aber auch nicht das Leibliche und Gesellige. — Schreibe mir doch, wie es mit den Unchristen und den Ueberchristen, besonders auch mit Schelling geht und was sonst Wichtiges vorkommt."

Eine vertrauliche Mission an Alexander von Humboldt, welche Fr. Rückert durch die rückkehrenden Söhne Heinrich übertrug, verzögerte dessen Antwort bis zum 5. Juli. Er hatte Humboldt

persönlich das Packet überreicht, und dieser die Weiterbeförderung an hohe Stelle zugesagt. „Wie ich höre, wird Schelling ohnfehlbar in kürzester Zeit abreisen, da ihm, wie mir aus guter Quelle gesagt worden, der fernere Urlaub von baierscher Seite verweigert wurde. Ob dies gegründet ist, vermag ich nicht anzugeben, aber so viel ist gewiß, daß die Zeit seines Triumphs hier vorbei ist. Man spricht wenigstens in den Studentenkreisen gar nicht von seinem Collegium, und wenn man es thut, wie eben von einem andern auch, und die Widerlegung seiner Philosophie, welche Marheinecke las, erregte bei weitem mehr Interesse. Ich selbst war im Anfang regelmäßig bei Schelling, weil mich der Gegenstand (Offenbarung), den er behandelte, sehr anzog — aber als er ungefähr in der Mitte des Semesters auf sein System kam, und nun immer mehr in die eigene Speculation sich verlor, da gestehe ich vermochte ich nicht Alles zu verstehen und blieb daher nach und nach ganz aus. Ich glaube, daß in der Fremde vielmehr Geschrei von den mancherlei religiösen Bewegungen in hiesiger Stadt gemacht wird, als es der Mühe werth ist. Was die Atheisten betrifft, so hört man gar nichts mehr, und auch im Anfang wußten die Meisten gar nichts und wer mehr weiß, kannte die Geschichte nur aus den Zeitungen. Daher sind jetzt Viele geneigt, das Ganze für ein Späßchen eines Zeitungsschreibers zu halten. Ebenso sind die Widertäufer ganz verschwunden."

Wie wenig die damals nach allen Richtungen hin zerfahrene Strömung im kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Berlins dem graden, schlichten Sinne Friedrich Rückerts behagte, das lassen diese seine Briefe durchblicken. Daß er in Schelling einen ganz andern wieder fand, wie er ihn einst als Lehrer in Würzburg gekannt, und ihm als Freund in Schellings Münchener Periode nahe gestanden hatte, das schmerzte ihn tief. „Er hatte als Student in Würzburg zu seinen Füßen gesessen, als damals Schelling und Paulus, beide Vorkämpfer der Religion der Humanität, an der gewaltigen Reform der Universität, im protestantischen Sinne, mitarbeiteten. In München als der Apostel der pantheistischen Naturphilosophie auftretend, von der er später zur positiven und historischen Philosophie überging; — Rückert damals in Erlangen, gleichzeitig die Weisheit des Brahmanen dichtend, die auch auf Pantheismus, aber einen aus innerlichster Vertiefung des Ge-

müths hervorgegangenen, gegründet ist — konnten in dieser wahlverwandten Geistesstimmung beide Männer sich noch den innern Zusammenhang erhalten; obwohl er schon mehr vom allgemeinen, d. h. menschlichen Interesse getragen war, als von dem einstigen Verständniß und Vertrauen." (H. R.)

Von da ab trennten sich die Wege beider Männer. Friedrich Rückert blieb sich treu. Schelling gerieth in Zwiespalt mit Denken und Glauben. Schelling wurde der Philosoph der Offenbarung, als welchen Rückert ihn wieder sah, ein glänzender Komet, die Bildungsatmosphäre Berlins streifend.

„Friedrich Rückert hielt Religion und Philosophie ganz auseinander. Seine philosophischen Studien waren die umfänglichsten und nachdrücklichsten. Von Kant ausgehend, dessen Werke, wie die Spinozas, er eifrig studirte; in Erlangen seiner Zeit zu der von Kopp vertretenen historisch-kritischen Richtung gehörend, die der orthodoxen Theologie Opposition machte; durch die genaue Kenntniß der griechischen und indischen Philosophien ein weites Gesichtsfeld beherrschend, gipfelten zuletzt seine philosophischen Studien in Hegel, den er aufs Höchste schätzte. Schon im Jahre 1834 erklärte er im Gegensatz zu Platen: es lasse sich kein wissenschaftlicher Beleg ohne gründliches Studium der Hegelschen Philosophie denken. Bis in sein spätes Alter hörte er nicht auf, jeder bedeutenden Erscheinung in Wissenschaft und Literatur die regste Theilnahme zuzuwenden; wozu ihm auch Strauß gehörte, dessen Auftreten und wissenschaftliche Werke er mit großer Aufmerksamkeit und Interesse verfolgte, nie aber selbst ein Bekenner des Materialismus war. Ihm war Religion Herzenssache. Neben der reichen Bildung besaß er eine Region des Herzens, in welche die Religion im engsten Sinne gehörte. Er war nicht blos Christ — er war Protestant, ausgegangen von den vielfach aufgeklärten Zuständen der 1820er Jahre in seiner Heimath. Ihre gemischte Bevölkerung war vom Geiste der Toleranz beseelt. Juden und Christen lebten einträchtig zusammen; Katholiken darunter mit. In Mainz hatte zu der Zeit der katholische Franz Ludwig von Erbach, der Goethe und Herder las, das aufklärende Wort gesprochen: Religion ist Bildung! — Das Leben Jesu, als einfachster Gehalt des Christenthums, der Hadumod, die Weisheit des Brahmanen; sie zeigen, welchen Werth Fr. Rückert auf echte Religiosität des Menschen legte, wie

die Form ihm gleichgültig war. Er für sich wohnte in seinen Grenzen und voller Gefühl für die tiefen und heiligen Geheimnisse des Dogmas. Aber er war ein entschiedener Feind alles Pfaffenthums, aller Unterordnung. Er vertheidigte die Gewissensfreiheit innerhalb sehr weiter Schranken; auch die Freiheit des Cultus und der selbständigen Constituirung der Gemeinden. Er glaubte, daß die milde rationelle Richtung zur Herrschaft bestimmt sei. Obgleich er selbst nicht ganz davon befriedigt war, hielt er doch ihre Verbreitung für eine nothwendige Stärkung des Protestantismus und hielt in dieser Anschauung treu und fest zu deren Hauptvertretern: Hohenbaum, Eller, Hendel; in Erlangen zu Ammon.

„Das Christenthum nannte er die Blüthe des Denkens der Menschheit, der er eine unendliche Vertiefung zuerkannte. Er selbst bestätigte in seiner Persönlichkeit, was ihm das Christenthum bedeute. Die Güte, Milde, Reine des Herzens bei den höchsten Talenten und Schöpferkraft, waren so ganz eins mit seinem Wesen, daß sie die Kategorien Natur und Charakter als eine wunderbare Einheit repräsentirten, deren Mittelpunkt der unbeugsame Glaube an die Güte der Menschen und des Menschen im concreten Falle bildete. — Er war in seinem Kreise der gewaltige Beweis alles dessen, was er in der „Weisheit“ als ethische Forderung aufgestellt hat. Dichter und Mensch in der „Weisheit“, so auch durch sein Leben nie eine Kluft zwischen beiden; stets theoretisch und praktisch ein und derselbe. Vieles mußte dazu helfen — aber was eigentlich entschied, war doch das sittliche Pathos seiner Natur, daß er es wollte und sich nicht gehen ließ; oder wenn er ins Gehenlassen gekommen war, rasch und gründlich sich wieder herstellte. Daher auch seine Selbstüberwindung und die Dämpfung der Leidenschaft, was ihm ein Gegenstand des Christenthums war. Darum brannte seine Flamme mit siebenundsiebzig Jahren noch so hell wie mit siebzehn — darum blickte das Auge noch so scharf und rein! So konnte er wohl einer der glücklichsten aller Sterblichen gelten, während sein äußeres Leben nur im bescheidenen Maße das enthalten hat, was man unter Handleistung des Glücks zu verstehen pflegt.“ (H. R.)

Auch auf den Sohn, der mit den Grundsätzen und Ansichten des Vaters im innigsten Einverständniß sich befand, blieben dessen widerstrebende Empfindungen nicht ohne Einfluß. Da und dort in Briefen fallende Aeußerungen lassen dies namentlich in dem ersten Berliner Semester erkennen. Wie aber Heinrich Rückert im Gegensatz zu dem fertig in Leben und Wissenschaft gegründeten Manne, der strebende und lernende Jünger war, so konnte er leichter über diese Empfindungen hinwegkommen; ja selbst was den Vater abstieß, konnte ihn anziehen. Je länger, je mehr wirkte die Fülle von Anregungen und Bildungsmitteln fast berauschend auf ihn ein. Er wurde sogar in Zweifel hineingezogen, was und wo er am gedeihlichsten aus diesen ergiebigen Fonds zu greifen habe.

„Du sollst und willst nun endlich Deine Unschlüssigkeit über die geeigneten Collegien überwunden haben. Ich erinnere Dich nur, Dich nicht zu überladen, dann aber das Ziel, auf das Du losgehst, ins Auge zu fassen. Willst Du Erzieher werden oder wissenschaftlicher Lehrer? Als Letzterer mußt Du Dich der Staatswissenschaften bewältigen und einen Streifzug in die Jurisprudenz thun, römische und deutsche Staatsgeschichte, Rechtsalterthümer u. s. w. hören". Der warnende Rath des Vaters fiel klärend in seine Seele. Das wissenschaftliche Lehramt, die wissenschaftliche Arbeit auf die Culturgebiete der Alterthums-, Geschichts- und Sprachforschung übertragen, wurden nun die festgefaßten Ziele, auf die er lossteuerte; frischen heitren Sinnes, kraftvollen ernsten Willens voll trieb er hinein in die Hochfluth des akademischen Lebens, es voll genießend, aber auch voll verwerthend.

Noch waren Ferien. Auch hier vom väterlichen Rath bestimmt, eilte er mit zwei Studiengenossen, John und Nonne, an die Gestade der Ostsee, Land und Leute des deutschen Nordens kennen zu lernen. „Die lang und weitgestreckten Ebenen vom fruchtbaren Wiesenland durchzogen, von unabsehbaren Buchenwäldern umgürtet, aus deren Lichtungen die wogende See und die das Ufer belebenden Fischerdörfer durchblicken", diese an sich schmucklose Landschaft faßte sein feines Auge doch in dem charakteristischen Reiz, welchen Cultur und Sitte des norddeutschen Volksstammes hineingelegt haben. Er erfreute sich an den saubern und freundlichen Städten, die er passirte. Stralsund „mit seiner eigen-

thümlichen Ziegelarchitektur, den wunderbaren Giebeln, dem ernsten decorativen Schmuck des Rathhauses, an welches eine denkwürdige Geschichte heroischer Thaten sich knüpft"; Anclam „mit seinem lebhaften Getreibe der An- und Ablader von den unzähligen zu- und abfahrenden Segelschiffen; dem großartigen mercantilen Styl des Marktes und seiner stattlichen Gebäude", trugen ihm neue lehrreiche Begriffe vom Kunst- und Verkehrsleben der norddeutschen Küstenlande ein. Eine stille Mondnacht an dem „in dem sanften bleichen Lichte so friedlich träumerisch, sentimental angehauchten" Herthasee; ein sonniger Morgen auf der Höhe des fürstlichen Jagdschlosses von Puttbus, „wo der gebieterische Steinpalast droben aus den alten Eichen und Buchen herausblickt; drunten das saftige Grün in Thal und Wiesen, und drüben das blaue Meer leuchtet; von diesem reichgefärbten Naturleben" schön befriedigt, wanderten die Drei heimwärts durch die kühlen Vollmondnächte, am Tage in den Städten rastend. In Anclam nahmen sie die Post nach Berlin. Knapp reichte das Reisegeld dazu aus; noch sieben Groschen blieben Rest, um bei ihrer Ankunft in einem Beefsteak den Hunger zu stillen.

Mitte September traf die Mutter ein. Das Wetter war schön. Schnell entschlossen sich die beiden Brüder Karl und Heinrich, noch ein paar Tage den Harz fußwandernd zu durchstreifen. Von seinem sonst so naiv und unvermittelt sich in das Naturleben Versenken fühlte Heinrich sich hier plötzlich zu einer ganz neuen Art der Naturbetrachtung gedrängt, die sich gleichsam in eine kritische, vergleichende wandelte und in einem dieser Studentenwanderung gedenkenden Briefe aus dem Juli 1873 treffenden Ausdruck findet. Anknüpfend an meine Klage über einen in Stecklenberg verlebten Regensommer schreibt er: „Wenn ich auch oft in deutschen Waldgebirgen, wo ebenfalls, wie im Harz, Buche und Nadel das Laub bilden, das häßliche Wetter keineswegs als den Tod der Landschaft und ihrer Stimmung, sondern als eine eigenthümliche Belebung empfand, so hatte ich im Harz das bestimmte Gefühl, daß von allen Mittelgebirgen, er vieler Sonne und blauen Himmels bedarf, um landschaftlich zu wirken. Ich weiß dafür kaum plausiblere Begründung, als die, daß der durchgehend idyllische, d. h. etwas ins Kleine, „Auszughafte" neigende Charakter des Harzes nicht die ernsten und schweren Töne verträgt, die das sogenannte

schlechte Wetter über die Landschaft bringt. Wo sie in großen Massen angelegt ist, stehen sie ihr sehr gut, so im Thüringerwald, Spessart, Schwarzwald — in den Alpen wieder nicht, weil hier die Contouren die Hauptsache sind, nicht das rhythmische Verhältniß der Massen, noch weniger der Pflanzendecke. Unter dem „Auszug" meine ich, daß der Harz in ganz eigener Art, auf den kleinsten Raum, die Typen aller deutschen Gebirge gleichsam noch in einem letzten Versuche, vor der absoluten Formlosigkeit der Ebene darstellt: der Oberharz den Böhmer-, Thüringerwald, Erzgebirge — der Unterharz auf dem Plateau den Spessart, Odenwald, nördlichen Schwarzwald; einzelnes Alpines: die Roßtrappe, Ilsethal, Bodethal. Der Vergleich ließe sich zu Tode hetzen. — Aber einzig dem Harze ist der herrliche, ehrwürdige Städtekranz ringsum, wo die beste und solideste Zeit unsrer Geschichte spielte. Wer kann den ernsten Bau der Gernroder Stiftskirche ohne Rührung ansehen, dieses wirklich lebendige Denkmal jenes Gero, gegen den ein Ritter späteren höfischen Schlages, etwa der Stauffischen Zeit, doch nur ein „Fat" ist, oder Suderode, Ilsenberg, Gandersheim, Quedlinburg und hundert andere Städte, Klöster und Burgen. Leider wissen wir von dieser schönen und großen Periode viel zu wenig, obgleich es an den authentischesten und ausführlichsten Quellen nicht fehlt. Aber in das innere Leben der Menschen lassen sie viel weniger sehen, als in das der Karolinger. Karl der Große ist uns deshalb viel deutlicher, als die beiden Größten aller Großen, Heinrich und Otto I., namentlich der letztere, den das ganze Mittelalter mit ganz sinnigem Instinct allein unter allen Kaisern — und welche Reihe von Giganten bis auf Friedrich II. ohne Unterbrechung, höchstens Heinrich II. abgerechnet — Magnus nannte."

Als der Vater Mitte November in Berlin eintraf, fand er Heinrich bereits in vollster Thätigkeit. — Er hörte in drei nun folgenden Semestern vom October 1842 bis Ostern 1844 Böckh griechische Literatur und philologische Encyklopädie, Jacob Grimm deutsche Mythologie, Zumpt römische Literaturgeschichte, Homeyer deutsches Recht, Stahl Staatsrecht, Göschen Kirchenrecht, Rudorff Institutionen, Trendlenburg Ethik, Steffens Anthropologie, Cybulski altslavische Grammatik. Des Vaters zügelnder

Einfluß schützte ihn vor der zu nahe liegenden Versuchung, in der großen Zahl interessanter öffentlicher Vorlesungen, wie Schelling, Ranke, Ritter, Lachmann und Andere sie angekündiget hatten, seine Kraft für die Vertiefung in das Hauptsächlichste, ihm Nothwendigste zu zersplittern. So ging er sparsam mit diesen geistigen Genußmitteln um. Erst im Sommer 1844, während der Examenarbeiten und im Winter 1845 hörte er die öffentlichen Vorlesungen, wie er dem Vater schreibt „mit großem Nutzen; nicht des Examens willen, sondern aus dem Gesichtspunkt seiner weiteren Bedürfnisse."

In der ganzen Zeit seiner akademischen Ausbildung und weiter noch im Verlauf seiner wissenschaftlichen Thätigkeit hat er sich nie zu einer bestimmten Schule oder einem wissenschaftlichen Dogma bekannt. Darin theilte er des Vaters streng gewahrten Unabhängigkeitssinn. Jeder Zwang, und wenn er auch noch so Hohes und Großes in sich schloß, war seiner geistigen Individualität widerstrebend. „Ich bin immer nur meinem Gewissen nachgegegangen und habe eigentlich keinen Begriff, außer den ich mir durch Beobachtung abgezogen habe, was so ein Dogma in der Wissenschaft — was so Coterie und Schulmeinung ist — und wie ein sonst ehrlicher Mann sich davon umstricken lassen kann", so schrieb er im Jahre 1875, wo fünfunddreißig Jahre einer unermüdlichen wissenschaftlichen Arbeit hinter ihm lagen.

Selbst Jacob Grimm, diese von ihm am höchsten respectirte Autorität, wie tief eingreifend und entscheidend auch dessen Einfluß auf Rückerts philologische Bildung gewesen, ja seiner Hinneigung zu dem Fache der deutschen Philologie der treibende Impuls geworden ist, selbst Jacob Grimm war ihm nicht der Meister einer Schule, deren Jünger blindgläubige Nachtreter in seinen Fußtapfen sein müßten, — nein, er faßte ihn, den Unabhängigsten aller Geister, einzig groß, „als das vollendete Urbild dessen, was ein Gelehrter sein soll".

„In dem Wunderbau seiner deutschen Mythologie hat Jacob Grimm gezeigt, wie man durch sorgfältige Sammlung und umsichtige Vergleichung der unscheinbarsten und abgelegensten Trümmer des Volksglaubens und der Volkssitte, durch erschöpfende Ausbeutung auch der scheinbar trübsten und ärmlichsten Quellen schriftlicher Ueberlieferung, durch maßvolle Ausblicke auf verwandte Gestalten außerhalb unsrer deutschen Heimath, da, wo

früher eine dürre Wüste gähnte, ein reiches Fruchtgefilde der Erkenntniß anzulegen vermag. Alle Forschung, die sich auf Gegenstände ähnlichen Inhalts, auf Volkssitte und Volksleben in seinen geschichtlichen Wandlungen richtet, hat seitdem erst Schick und Methode erhalten und so darf auch das Buch über die deutschen Hausmarken zu dem geistigen Nachwuchs jener großen Mutter gerechnet werden — oder auch — es mag als ein Ausschnitt aus dem Hauptwerk gelten, mit welchen der Altmeister Homeyer seine Lebensaufgabe für abgeschlossen halten wollte: aus dem unbeschrieben gebliebenen Buche von deutscher Sitte." — (H. R. Schles. Zeit. 1874). Nächst Grimm war es dieser Mann, dem Rückert nicht nur eine tiefe Verehrung zollte, dem er auch den wichtigsten Antheil an seiner Förderung in den Alterthumsstudien und Forschungen zugesteht. „Wie Grimm, ist Homeyer still und sanft durch das Leben gegangen, hat durch geräuschlosen Fleiß eines halben Jahrhunderts die Geschichte des deutschen Rechts zu einer so bedeutungsvollen und dominirenden Wissenschaft erhoben, daß kein Gebildeter — er sei Staatsmann oder Gelehrter — sich ihrer Anerkennung und Aneignung entziehen kann. Auch er zählte zu den Erscheinungen in der Wissenschaft, deren wissenschaftliche Bedeutung von der Unterlage ihres Charakters nicht losgelöst werden darf, weil ihre persönlichen Charaktereigenschaften eben zugleich ihre schriftstellerischen Merkmale sind." — (Brunner in den Preuß. Jahrbüchern 1874.)

Und diese letzte Thatsache, die, das stille rastlose Schaffen, das hingebende Lehren dieser beiden Männer durchdringende Wahrheit und Kraft echt nationaler Gesinnung — die schlug feste Wurzeln in des jungen Rückerts Geistesboden. Auf dieses Fundament gestützt, trat er nach vollendeter Lehrzeit, in Treue und Fleiß diesen vorbildlichen Meistern nachstrebend, ein ernster redlicher Arbeiter in den Geistesbau ein, dessen schützendes Dach die edelsten Güter des deutschen Volkes bergen und wahren soll.

„Bist Du nun endlich im Zuge des Examens?" fragte Ende Juni 1844 der Vater an. „Die Herren brauchen freilich viel Zeit; aber das hättest Du denken können — doch da Du so nützliche Collegien hörest, so versäumst Du ja nichts."

Am 20. Juli wurde das Examen glücklich bestanden. Am 5. August fand der feierliche Akt der Promotion statt. Die Disser-



tation: De Ebonis Archiepiscopi Remensis vita ist eine, ganz dem herkömmlichen Charakter solcher akademischen Arbeiten entsprechende, auf fleißigste Quellenforschung gegründete, saubere Darstellung, in gutem flüssigem Latein geschrieben und im streng objectiven Sinn gehalten. Die Wahl des Stoffes, der Lebenslauf eines von merkwürdigen Wechselfällen theils verschuldeten, theils unverschuldeten Geschicks getroffenen römischen Kirchenfürsten, dessen Grundzug in Gesinnung und Handeln auf eine vernünftige Entwickelung und Gestaltung der Kirche gerichtet war, dürfte in so fern beachtenswerth sein, als sie, die erste wissenschaftliche Production Rückerts, zufällig den ersten Ausfluß der Studien repräsentirt, die er in seinen vielen größeren und kleineren Arbeiten gern auf das Gebiet verlegte, auf welchem die Kämpfe der Fürsten und Völker mit der römischen Hierarchie sich abspielen. Wunderbar genug ist seine letzte Production, die mir als ein in der Einleitung nur ausgearbeitetes, sonst fragmentarisches Manuscript vorliegt, „das deutsche Volk und die römische Kirche“ überschrieben.

Die vier Thesen, welche er bei seiner Promotion vertheidigte, waren:

1. In Republica omnibus numeris absoluta nullam ecclesiam esse posse.
2. Horat. Od. II 20. εἰρωνικῶς dictam esse.
3. Legem Aureliam etiam ad judicia privata spectare.
4. Aristotelem nusquam immortalitatem animae docere.

Seine Opponenten waren: Dr. phil. Alt, Stud. phil. Maas und Stud. juris Ernst von Stockmar.

Ernst von Stockmar, der älteste Sohn Christians von Stockmar, studirte seit dem Herbst 1842 Jura in Berlin. „Ein gar lieber Junge, an dem Du große Freude haben wirst“, meldet ihn Fr. Rückert seinem Sohne an. Frau Luise Rückert war mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit dem jungen Landsmann und Sohn ihrer vertrauten Freundin Frau Fanny von Stockmar zugethan. Eine liebenswürdige Persönlichkeit mit warmem Herzen, scharfem Verstand und feinem Humor ausgestattet; nach allen Seiten der intellectuellen und idealen Bildung hin ein gründlich Wissender, gewann er schnell die Herzen der beiden Brüder Heinrich und Karl. In Jena fanden E. v. Stockmar und H. Rückert sich wieder, noch einige Jahre gleichzeitig an der Universität docirend. Die

späteren Lebenswege trennten sie, nur dann und wann sahen sie sich flüchtig in Coburg wieder. Ernst von Stockmar trat nach der Verheirathung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzeß-Royal Victoria von England 1858 in die Vertrauensstellung des Privatsecretärs der Frau Kronprinzessin von Preußen ein. Aber treu im Gemüth und ein wahrer Freund blieb er Heinrich Rückert und hat in einer der schwersten Lebensepochen desselben sich ihm als solcher erwiesen.

Noch zwei solche echte Menschen ragen aus den Berliner Studententagen in das weitere Leben H. Rückerts hinein, die beiden Livländer Johannes Brauser und Wilhelm Brachmann. Brauser, ein kerniger stattlicher Germane voll sprudelnder Lebenslust, heiteren Witzes und sinnigen Gemüths, trug in die ernste Wissenschaft den idealen Zug wahrer Humanität hinein. Er stand beiden Brüdern gleich nahe. Er ließ sich als Arzt in Riga nieder, kam aber oft nach Deutschland herüber, die Runde in den Freundeshäusern zu machen. Der Briefwechsel blieb ununterbrochen bis zu Heinrichs Tode. Mit Brachmann verbanden Heinrich die gemeinsamen Geschichtsstudien. Ein liebevolles Verständniß erhielt die Correspondenz aufrecht, bis sie sich in den späteren Mannesjahren in Breslau wiederfanden und nun die alten herzlichen Beziehungen unausgesetzt gepflegt blieben. Noch viele gehören zu der kleinen Tafelrunde, die manche Nacht in übermüthiger Lust und wackerm Zechen verbracht hat. Auch von diesen, dem Coburger Schlegel, dem Hildburghäuser Nonne, dem Berliner John, dem Erlanger Pfaff, bezeugen Briefe ein treues Ueberdauern der jugendlichen Freundschaft.

Gleich nach der Promotion meldete Heinrich seinen Besuch in Neuseß an; worauf die Mutter umgehend schrieb: „In mir kämpft es, lieber guter Heinrich, Hochgeehrter Herr Doctor, ob ich nach dieser Ueberschrift Dich mit Du oder dem respectvollen Sie anzureden habe. Da Du aber doch eher mein Sohn, als Doctor warest, so wähle ich das Erstere und versichere Dich, daß die Nachricht Deines glücklich überstandenen Examens meinen Augen Freudenthränen entlockt hat, die nach dem vielen Schweren, was ich erlebt, ihnen recht wohlgethan haben. Der Vater wollte Dir selbst schreiben; da er aber wieder tief und unausgesetzt in seiner Poesie steckt, so daß wir ihn wenig sehen und er sogar nur selten den geliebten

Garten begeht, zwar sehr heiter ist, aber von der unabläßigen Arbeit mir übel aussiehend vorkommt, läßt er nun Dir durch mich, bis er's mündlich kann, seine große Freude über Dein glücklich bestandenes Werk einstweilen melden. Wie es ihn freute, sah ich, da er's mit leuchtenden Augen seinem alten Wangenheim mittheilte, der sich herzlich freute. Segne Dich Gott, guter Heinrich, zu Deinem ferneren Beruf und gebe Dir Kraft an Seele und Leib — ach der Leib — könnte ich Dir nur einen kräftigeren erbitten! —"

Am 8. August traf Heinrich bei den Eltern ein. Das Dichterhaus fand er fertig, den Vater heiter und glücklich darin schaffend. Er führte gleich den Sohn in dieser seiner eigensten Schöpfung herum, die er nun für den Rest seines Lebens nicht wieder zu verlassen gedachte. „Pietätvoll hatte er die richtige Vermittlung zwischen Neubau und Wahrung des werthvollen Alten gefunden, so daß in dem weitgedehnten Flügelbau mit der stattlichen Reihe von Fenstern der alte Stock leicht zu erkennen war. So war für viele Gäste, die dem Dichterhause nie fehlten, Raum geschaffen. Die Wirthschaftsgebäude waren vergrößert, der Hausgarten arrondirt und über demselben ein zweiter Garten, der Goldbergsgarten, angelegt, welcher von einem jeden Gliede der Familie als das Heiligthum des Dichters respectirt wurde.

„Es war eine Halde des sanft ansteigenden Hügels, der von Neuseß ab anschwillt, nach 2000 Schritten doch nur eine Höhe von 70 Fuß erreicht, zuletzt etwas steil hinanführt. Ein ehemaliger Obstgarten aus der Zeit der Weinberge, nach Süden offen, im Norden durch Berg und Eichwald geschützt. Nur Rasen und Obstbäume, von einer lebendigen Hecke umzogen. In dieses bescheidenste Ideal eines Berggeländes baute sich der Dichter ein Gartenhaus, zweistöckig, mit der Einrichtung nothdürftiger Wohnung, als welche es aber nie benutzt wurde. Oben und unten eine freundliche Stube mit der Aussicht, oben mit bedecktem Altan. Dort saß er auf einer Bank, nun morsch und verfallen, am liebsten allein, in seine Brieftasche die stillen Gedanken des Dichters eintragend. Wer ihn kannte — dort durch zwanzig Jahre wandelnd und sitzend an jedem Nachmittag der leiblichen Jahreszeit — der störte ihn nicht. Da hat er unendlich viel gedacht und ge-

dichtet. In der Ecke neben der Thür ein altmodisches Sopha, der ständige Sitz, daneben ein kleiner Tisch, dessen Schubfach Packete und Bücher, eine wechselnde Bibliothek, enthielt. In der Ecke lehnten die Pfeifen, von denen hie und da eine verschwand. Denn die isolirte Lage brachte oft wunderliche Gäste, die Angst erregten, nur ihm nicht. Von den offenen Fenstern und der offenen Flügelthüre auf dem Altan, vom Sopha aus das lieblichste Bild: die Wipfel der von ihm gepflanzten Bäume, die mächtige Waldrebe, seine Lieblingspflanze mit ihrem lila und prächtig grünen Blatte; darüber eine stille Flur, sanft geneigtes Getreidefeld, nur durchschnitten von der selbst gebauten Straße mit ihren selbstgepflanzten Bäumen; dahinter Neuseß echt dörflich, von seinem spitzen Thurm überragt; im Grünen versteckt Haus und Garten, dahinter die Stadt Coburg, amphitheatralisch gekrönt von dem reichsten Bergkranz mit der Festung; endlich weiterhin die blauen Kuppen und Sattel der Berge an und über dem Main — ein Blick nicht von erster Schönheit, aber von so wohliger, satter Ruhe, wie kein zweiter, und ihm selbst nie satt geworden. Dieser Garten wurde sich selbst überlassen, nicht einmal die Wege verkiest. Hier durfte Alles wachsen wie es wollte. Ihm galt es gleich, wenn die Fremden sich über die bemoosten Wege wunderten. Mit den Jahren wurde der Goldberg das einzige Ziel, während er sonst nur der Schlußpunkt seiner ausgedehnten Spaziergänge in der Neuseßer Gegend war. Noch wenige Monate vor seinem Tode hat er sich mühsam hinaufgeschleppt.

„Als so alle seine Schöpfungen in Neuseß vollendet waren, da konnte man ihn zu fast unverändert beibehaltenen Stunden unter denselben wandeln sehen. Da waren es in den ersten Morgenstunden die kurzen Läufe, wie seinen Blumen die Nacht bekommen, ob Thau oder Reif ihm und ihnen Lust oder Schmerz gebracht; und wieder am Abend, da wandelte er langsam von einer Pflanzung zur andern, und sagte ihr gute Nacht. Aber nie ist er aus seiner Sphäre herausgetreten, nie Landwirth oder Gärtner selbst gewesen. Er ordnete an und wußte sachverständige und werkthätige Hände dafür anzustellen. Seine große Freude waren die Vögel, die unter seinem Schutze eine wahre Vogelweide hatten, deren Stimmen ihn am Morgen weckten — Kukuk und

Nachtigall -- auch das muntere Volk der Sperlinge, die ihm brüderlich nahe waren." (H. R.)

Des jungen Doctors Ferienbesuch hatte eine besondere Feststimmung über das Haus gebreitet. Er selbst empfand sie am dankbarsten in der rührenden Art, wie ihn der Vater nun gleichsam als einen Freund an sich zog, weite Spaziergänge mit ihm unternahm und im vertraulichen Gespräch sein großes und edles Innere so ganz erschloß. Im Hause aber, da brachten wechselnde Besuche ein reges Leben; da kam Immermann von Köln, mit welchem der junge Doctor schon im Hause von Wilhelm Grimm sich herzlich verständiget hatte; die Freunde Brauser von Berlin und Spiegel aus London und der willkommenste von Allen, der tägliche Stammgast, der alte Minister von Wangenheim. „Der sprang oft schon zu Mittag ein, weil sein Frauenzimmer zu Hause ihn zu ängstlich überwachte und die derbste Kost, wie sie der alte Rückert auch am liebsten hatte — so ein saftiger Schinken mit Sauerkohl und Klößen ihm am köstlichsten schmeckte. Auch zum Kaffe stellte er sich ein, den ihm keiner so gut bereitete wie Frau Luise — und da saßen die drei Männer bis tief im Abend zusammen.

„Das gab Gespräche einzig in ihrer Art, wo zwei der gewaltigsten ebenbürtigsten Geister auf einander losplatzten; bei aller Differenz von Empfindlichkeit nichts wußten, sondern darin lebten, daß der Andere er selbst sei, eine Stimme und eine Seele. Da gab es nur Zuhörer, keine Theilnehmer des Gesprächs. Wer hätte da hinein reden wollen. Ihre Berührungspunkte waren unendliche: die Tiefen der Speculation, wie die allgemein menschlichen Verhältnisse; die Kunst nach allen Seiten, namentlich die Poesie, die Natur und die Gesellschaft. Wangenheim war überall zu Hause und belesen, fleißig im Excerpiren, noch fleißiger im Auswendiglernen. Inmitten des Redeflusses stand er plötzlich auf und declamirte. Geist, Humor, Welterfahrung waren gleichmäßig ausgebildet. Er besaß ein drastisches Talent bis ins Burleske, daß er selbst oft Stunden lang nicht aus dem Lachen herauskommen konnte — und wieder einen Ernst, der ihm Stunden tiefer Wehmuth und trübster Stimmung verursachte. Aufrecht in jedem Zuge, rücksichtslos in seinem Auftreten, und doch in seiner unendlichen Güte, seinem Glauben an die Menschheit, seiner festen

Zuversicht auf den Sieg des Guten, voll Feuer und Flamme für jeden Fortschritt, kam er mir oft vor in seiner feierlichen, fast priesterlichen Erregung, wie eine Erscheinung aus der andern Welt.

„Durch ein halbes Jahrhundert waren Fr. Rückert und Wangenheim Freunde geblieben. Der zwanzigjährige Dichter lernte den zweiunddreißigjährigen Mann auf der Bettenburg kennen. Dort war in den Jahren 1807 und 1808, dieser traurigen Periode der Rathlosigkeit und des Niedergangs der deutschen Nation, der Sammelplatz aller besseren Geister, um an des Besten unter ihnen, des Burgherrn starkem Wort sich zu erheben. Eine mächtige Gestalt, das Haupt von weißen Haaren umwallt, saß er auf der uralten Merovinger Bettenburg, der letzte Ritter, der dem sonst versunkenen Stamme die milde Abendglorie gab. Landschaftlich schöne, echt fränkische Thalumgebung, behagliche freundliche Wohnräume, denen nur das Weib fehlte, Gäste aber in bunter Fülle täglich zuströmten. Unter vielen Gästen war dem Alten Fr. Rückert der Liebste. Er behandelte ihn wie einen Sohn und gab ihm in jener dunkelsten Zeit einen wichtigen Halt, verschaffte ihm nützliche Bekanntschaften, die der junge Dichter damals brauchte und suchte. Dieser blieb ihm dankbar ergeben — war einer der Letzten, der treu ausharrte, als Blindheit und Taubheit den Burgherrn von der Welt abschloß, als es still wurde in seinem Hause und er über die Thüre schrieb: „Hier wird nicht logirt.“ — Noch vor seinem Tode segnete er Frau und Kinder des Dichters.

'Dort auf der Bettenburg sah ich Wangenheim zum ersten Male', — so erzählte der Vater. — 'Ich kam 1808 eines Tages gerade herein in den Saal, wo viele Leute um einen Mann herumstanden, der mit den Füßen an die Wand gelehnt, auf dem Kopfe stand. Als er wieder die Beine natürlich gemacht hatte, wurde er mir als der Freiherr von Wangenheim, damals schon als Vorkämpfer des Lichts und der Freiheit vorgestellt. Er hatte eben seine Kämpfe gegen Kretschmann beendet; war heimathlos und arm. Bald darauf erhielt er Unterkommen und Weiterbeförderung bei dem „dicken König“, der ihn kannte und verwendete, aber eine gewaltig aufgeregte Natur ahnte — und vor solcher hatte er Respect; während er alle Anderen mit Füßen trat. War doch Wangenheim der einzige, der sich vor dem dicken König setzen durfte.' „Wangenheims politische Bedeutung ist bekannt

genug. Traurig für Deutschland, daß eine solche Natur ersten Ranges, ein schöpferischer Geist, der, mit der Allseitigkeit des Bildungstriebes, noch aus den Zeiten der Humanität und schönen Idealität hervorgegangen war, dabei ein Charakter von Demant, die Gegenwart nicht begreifen konnte. Die Periode von 1848, die ihn zu einem Jüngling gemacht hatte, 'wenn er nicht ewig jung geblieben wäre' — wie er selbst scherzend sagte — ging anders, als er sich dachte. Er gerieth auf den großdeutschen, süddeutschen Standpunkt. In den letzten Lebensjahren 1849—50 wurde er krank, recht krank und so noch mehr verstimmt."

Im Juni 1850 starb Carl August von Wangenheim. „Mit seinem Tode", schrieb damals Heinrich Rückert, „schwand jede Erinnerung an die kleinen Flecken, welche unser Verhältniß mit ihm eine Zeit lang getrübt, und wir vermißten und betrauerten nur den Freund und Familienpatriarch, als welchen wir Kinder ihn liebten und verehrten." —

Im November 1844 kehrte Heinrich mit dem Vater nach Berlin zurück und meldete sofort der besorgten Mutter, daß er über Weimar und Jena gereist sei; daß er nach dem Gange der dort eingeleiteten Verhandlungen hoffe, zu Ostern in Jena sich habilitiren und seinen bleibenden Wohnsitz dort nehmen zu können. „Des Vaters wegen sei unbesorgt. Er ist viel behaglicher wie im vorigen Winter untergebracht. Auch ist ihm sehr lieb, daß ich und August mit ihm zusammenwohnen. Die Aufwärterin, eine tüchtige und sorgsame Frau, kocht sehr gut für uns drei. Der Vater geht wenig aus, hat aber alle nächsten Bekannten besucht; auch Eichhorn, der sich nicht gerade gemüthlich an seinem Platze fühlt. Wir Brüder leben sehr gesellig. Ich sehe Stahls, Grimms, Steffens, Schellings, Winterfelds, Fortlages oft; besuche die festen Abende häufig, war auch mehrere Male Mittag bei Stahls, Fortlages, Frorieps mit Vater eingeladen. Daß Fortlage auch nach Jena übersiedelt, freut mich sehr".

Die alte Erfahrung, nach welcher wir das, was wir aufgeben und verlieren sollen, erst vor dieser letzten Alternative recht eigentlich lieben und schätzen lernen, bewahrheitete sich an Rückert in diesem letzten Berliner Winter. „Ich hatte", schreibt er in seinen letzten Aufzeichnungen, „im vorangegangenen Sommer 1844 theils

wegen meiner Arbeit, theils wegen meiner Gesundheit in tiefster Einsamkeit gelebt, die von der fröhlichen Geselligkeit des Winters 1843 sehr grell abstach. Nun lag Alles hinter mir und ich stand auf der Höhe der Erfüllung aller meiner damaligen Wünsche. Ich blieb vom November 1844 an, eine kurze Weihnachtsreise nach Weimar, Jena, Neusesß zur Mutter und den Kleinen abgerechnet, während welcher der Vater mit August in Berlin Haus hielt, bis Anfang März in Berlin. Ich hörte noch eine große Anzahl belehrender Vorträge und betrieb dabei die Vorbereitungen zu meiner Habilitation in Jena. Eigentlich aber war es mir darum zu thun, die Glanzseite von Berlin, die ich wohl kannte und schätzte, noch einmal recht in vollen Strahlen auf mich wirken zu lassen. Denn wenn ich auch völlig aus freier Wahl nach Jena ging, so hatte ich doch das Bewußtsein, daß mir dort unendlich viel von dem fehlen würde, was mir als der eigentliche Gehalt meines Lebens damals galt. Niemals hat mir Berlin so überaus gefallen; niemals habe ich mich dort so heimisch gefühlt, wie in diesem Winter 1844—45. In der überaus großen Fülle der verschiedenartigsten Gesellschaften, in welchen die freundliche Gesinnung der Wirthe gegen die Eltern auf den Sohn überging, begegneten sich im stets wechselnden Verkehr bedeutende Menschen aller Stände. — Es war ja noch ein schöner Theil der genialen Potenz aus der besten Zeit unserer großen Heroen in dem Haus- und Familienleben der Grimms, Böckhs, Steffens, Schellings, Winterfelds zu spüren, welche alle diese Zeit noch erzeugt hatte.

„Unter den sogenannten festen Tagen war es der Dienstag, den ich nie versäumte; um dessen Abende damals das ganze Firmament meiner Phantasie rotirte." An diesen Dienstag Abenden fand sich eine meist feste, auserwählte Gesellschaft im Hause des Geheimen Obertribunalsraths von Winterfeld zusammen. Seine hohe Bedeutung als Kenner und Schriftsteller auf dem Gebiete der christlichen Tonkunst und Geschichte der Kirchenmusik ist bekannt. Seinen Studien und erfolgreichen Forschungen in Rom und in den italienischen Klöstern verdankt die deutsche Kirchenmusik ihre werthvollste Bereicherung an Melodien, Chorälen und Compositionen alter bis dahin unbekannter Meister. Um diese Schätze dem Verständniß und der Kenntniß gebildeter Hörer zu erschließen, studirte er selbst mit einem kleinen Kreis tüchtiger

Künstler und Dilettanten Sätze aus den Werken alter classischer Meister ein. Pergolese, Prätorius, Eccard, Händel, Bach u. A. führte Winterfeld an diesen Abenden in würdiger, meist vollendeter Production der Gesellschaft vor. Da war der alte Rückert auch gern unter den Zuhörern. Eigentlich keine musikalische Natur, was man so im alltäglichen Sinne nennt, besaß er doch ein feines Empfinden und Verständniß für die einfache Melodie des Volks- und Kirchenlieds, für den Choral, für diese aus dem natürlichen Gemüthsbedürfniß heraus tongewordene Poesie. Ganz in des Vaters Weise genoß auch Heinrich diese ernsten und ergreifenden Gesänge, die auch ihm die echte und wahre Musik zu sein dünkten.

Aber für ihn gab es noch etwas Anderes in diesen hochgehobenen Sphären, was ihn immer wieder mächtig dorthin zog; es war der Zauber einer edlen und anmuthigen Weiblichkeit, dem er sich mit dem vollen Feuer seines jungen beweglichen Gemüths hingab. Es waren die ersten Blüthen, welche der Liebesfrühling in zwei junge reine Herzen streute. Sie fristeten ein kurzes schönes Dasein darin im beglückenden Wechseltausche dessen, was beider Geist und Gemüth bewegte und erfüllte. Dann welkten sie für immer. Eine tiefe und wahre Liebe begründete wenige Jahre später Heinrich Rückerts häusliches Lebensglück.

Doch dem guten und edlen Menschen stirbt die Erinnerung nie aus. So schließt Heinrich Rückert die Skizze seines Berliner akademischen Lebens mit den Worten: „Der Abschied von Berlin erschien mir damals als der Abschied von Allem, was das Leben schmückt!"

Viertes Kapitel.

Jena und Frankfurt.

1845—1849.

Ein eisiger Nordwind trieb dichte Schneeflocken in den Thalkessel der Saale hinab, als Heinrich Rückert, begleitet von seinem Landsmann und Studiengenossen Ferdinand Schlegel am Spätnachmittage des 5. März 1845 durch die alte Johannispforte in die sächsische Hochburg der Wissenschaften Jena einfuhr.

Es war eine bitter kalte Reise in dem ungemüthlichen Gefährt, und erst im behaglich durchwärmten Stübchen des Gasthauses „zur Sonne" und bei einer warmen Suppe thauten die vom Frost des harten Nachwinters steif gewordenen Glieder und der kaltgesetzte Humor der beiden Freunde wieder auf.

Stadt und Landschaft lagen im tiefen Schnee, die schönen Berge bis zum Gipfel bedeckt. „Ich kümmerte mich wenig um sie und Wetter" (11. März an die Eltern nach Neuseß) „und ließ es meine erste Sorge sein, meine Habilitation zu beschleunigen und die Formalitäten: Disputation und sogenannte Probevorlesung abzumachen. Doch gab mir Professor Bachmann den wohlgemeinten Rath, dies erst nach Ostern und zwar unmittelbar vor dem Beginn meiner Vorlesungen zu thun. Es sei dies das beste Mittel, mit der Studentenschaft bekannt zu werden, also Zuhörer zu bekommen, während am Schlusse des Semesters dergleichen ohne jeden Eindruck vorübergehe. So werde ich die Ferien benutzen, um meine Dissertation drucken zu lassen und vor allen Dingen, was ich noch zur Vorbereitung auf meine Vorlesungen nöthig

habe, zu vollenden. Meine ganze Zeit war bis heute nur Besuchen gewidmet. Ihr erlaßt mir wohl die Namen derer aufzuzählen, denen ich bekannt geworden bin. Ich glaube sicher zu sein, daß die Leute, die ich für die tüchtigsten in hiesiger Stadt halte: Göttling, der Philologe, Schwarz und Hase, die Theologen, und Michelsen, der einzige bedeutende Mann der juristischen Facultät und einer der ausgezeichnetsten Germanisten, mir aufrichtig wohlwollen. Auch Luden, der leider schwer krank ist, hat mich freundlich empfangen; ich besuche ihn öfter und er erkundigt sich stets sehr herzlich nach Dir, lieber Vater. Unter den jüngeren Docenten habe ich manche angenehme Bekanntschaften gemacht und esse mit ihnen im Fürstenkeller.

„Trotz der kurzen Zeit meines Aufenthaltes habe ich schon an mehreren Gesellschaften Theil genommen. Es kann hier nicht umgangen werden, das gesellschaftliche Leben, was rege genug, ja unglaublich rege ist, mitzumachen. Auch kann man sich wohl behaglich darin fühlen, wenn man erst das wirklich großartige des Berliner Lebens sich aus dem Sinne geschlagen hat. Meine Wohnung, die ich seit gestern endlich bezogen habe, ist wunderschön gelegen, auf dem sogenannten Graben mit prachtvoller Aussicht in die Nähe und in die Ferne. Auch sind die Hausleute eine sehr respectable Bürgerfamilie. Sonst ist nicht viel daran zu rühmen; sie ist zwar wohlfeil, sechzehn Thaler das Semester, aber schlecht möblirt und fast gar nicht heizbar, was sie freilich mit den meisten hiesigen Wohnungen überein hat. Denn die hiesigen Oefen, Fenster und Thüren stammen noch alle aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, wo die Universität gestiftet ward. In der letzten Zeit aber gab es Nächte von 16—18 Grad Kälte. Zum Glück ist mein Bett wenigstens warm und gut."

Die Disputation fand unter Zudrang einer großen Zuhörerzahl und in Gegenwart der gelehrten Notabilitäten der Hochschule am 3. Mai statt. Seine Opponenten waren nach von mir eingezogener Information nicht mehr ausfindig zu machen. —

Er vertheidigte die folgenden vier Thesen:

I. Hunos, Avaros, Ungaros unum eundemque populum esse.

II. Ante ann. p. Chr. n. 500 intra fines hodiernae Germaniae, nusquam Sclavorum vestigia ulla exstare.

III. Tempus perfectum latinum corruptionis ejusdem quam tota lingua latina perpessa sit, optimum praebere specimen.

IV. Neminem jure inter philologos numerari posse nisi qui bene gnarus sit linguae Sanskriticae.

Die der Disputation vorangeschickte Habilitationsschrift: De commercio Regum Francorum cum Imperatoribus Orientis usque ad mortem Justiniani ist eine auf der Unterlage gründlichster Quellenforschung stehende historische Erörterung der Beziehungen zwischen den Merovingischen Königen und den byzantinischen Kaisern bis zum Tode Justinians 486—565. Im Hinweis auf die wichtigen und interessanten Urkunden der damaligen Zeit und der Berichte über die geschichtlichen Vorgänge werden die Gegensätze zwischen dem weströmischen und germanischen Kaiserthum der Karolinger und dem oströmischen und griechischen der Byzantiner charakterisirt. Dabei wird der Herstellung der politischen Verkehrswege, wie solche Chlodwig zuerst als formelle Gesandtschaften mit staatlicher Würde, Justinian bei Heranziehung der Franken zu gemeinsamer Bekämpfung der Ostgothen als Kriegs- und Friedensbündnisse schuf, besonders eingehende Betrachtung gewidmet. Den Schluß bildet die Beweisführung, daß Justinian, obgleich sein Bestreben auf die volle Ausdehnung und Macht des römischen Reichs gerichtet war, doch nie daran gedacht habe, die Franken zu unterwerfen. Er habe dabei nicht blos mit dem innern Zusammenhange, welchen die Frankenkönige mit den römischen Bischöfen hatten, gerechnet — vielmehr noch die Widerstandsfähigkeit und nationale Volkskraft respectirt, welche das Frankenreich vor allen andern germanischen Reichen auszeichnete, und es so zuletzt zum Erben des römischen Reichs machte.

„Ich bin froh" (11. Mai an Brauser nach Berlin) daß nun die Schnurrpfeifereien, Disputation und Probevorlesung, hinter mir liegen. Meine Vorlesungen werde ich, wie die meisten jungen Vögel hier, erst nach Pfingsten beginnen, etwa in acht bis zehn Tagen, wenn Se. Gnaden der Herr Studio wiederkommt; denn jetzt treibt er sich, nachdem er zwei oder drei Tage Collegia gehört und das am 1. Mai ausgebraute Lichtenhainer in Augenschein genommen, wieder vierzehn Tage im Thüringerwald herum, wo man jetzt ebensoviel Jenenser als Buchfinken finden kann.

Ich selbst, als ich so am ersten Pfingstfeiertag von meinem Schreibpulte aus mich umsah und einen blühenden Wald von Obstbäumen und dahinter die braunen scharfgeschnittenen Gipfel der Berge erblickte, that es ihm nach und durchstreifte noch ein paar Tage den Thüringerwald. Du weißt, daß ich in Erlangen mit Vorliebe Mineralogie und Krystallographie gehört habe. Da giebt es hier reiche Anregung und Ausbeute, besonders in meinem Lieblingsfache, der Gemmenkunde. Mußte ich auch die schönsten Exemplare an ihrem natürlichen Wachsorte zwischen Tannen und Bergwiesen stehen lassen, wo sie sich freilich besser ausnehmen, als in meiner Studirstube, so habe ich doch den Standort notirt, sie nach Klassen und Werth bezeichnet, an fünfzehn neue Exemplare aufgespürt, die ich bei gelegener Zeit näher zu besprechen gedenke."

Gleich nach seiner Rückkehr, begann er seine Vorlesungen. „Nicht leugnen will ich", bekennt er 15. Juni 1845 dem Vater, „daß ich beim ersten Male so eine Art Kanonenfieber empfand, jetzt aber schon ganz eingerichtet auf dem Katheder bin und mich überhaupt in meiner Stellung heimisch fühle. Du weißt, lieber Vater, daß ich über Geschichte des Mittelalters lese, und du erinnerst Dich wohl auch des Planes, nach welchem ich sie vortragen wollte, wie ich mir ihn im vorigen Winter zurecht gelegt hatte. Natürlich kann ich bei der Kürze des Semesters und der Masse des Stoffs nicht daran denken, mit der ganzen Aufgabe fertig zu werden, wenn ich sie nicht oberflächlich behandeln will. Ich habe dies auch gleich vom Anfang an meinen Zuhörern angekündiget. Im Allgemeinen finde ich den Sinn für Geschichte, namentlich für streng wissenschaftliche, wie sie der Universität ziemt, hier sehr darniederliegend. Die leidige Tagespolitik, d. h. ein albernes Geschwätze der Studenten über Dinge, die ganz über den Horizont der Beurtheiler hinausgehen, hat ihn ganz verdrängt. Im ersten Colleg drückten sich in dem Hörsaal oder richtiger Loch, in welchem kaum vierzig Raum haben, einige neunzig zusammen, natürlich nur aus Neugierde, so daß nach wenigen Tagen kaum ein Dritteltheil übrig blieben, die das Colleg des Mittelalters hörten, und jetzt sind es ungefähr sechs bis zehn, die wirklich tiefes Interesse haben und regelmäßig kommen.

„In den letzten Wochen war es mir endlich möglich, meine finanzielle Einrichtung zu Stande zu bringen, so daß ich jetzt mit Bestimmtheit beurtheilen kann, daß ich mit 200 Rthlr. jährlich bequem leben und noch 30 Rthlr. für Bücheranschaffung übrig behalten werde, die hier um so unumgänglicher nöthig ist, als die Bibliothek so gut wie gar keine Dotirung hat. Nebenbei hoffe ich von dem nächsten Semester wenigstens einige Collegiengelder; auch vielleicht Verbindungen mit literarischen Instituten anzuknüpfen, und so Dir, lieber Vater, der Du für so viele zu sorgen hast, wenigstens einen Theil der Last abnehmen zu können. Nur augenblicklich bin ich in sehr zerrütteten Finanzverhältnissen. Die Habilitation hat mich 80 Rthl. gekostet; Sommergarderobe mußte beschafft werden; so bedarf ich bis August wohl noch 50 Rthl. und könntest Du mir nur einen Theil davon zukommen lassen, so wäre ich aus aller Verlegenheit. Meine Gesundheit ist bei einfachster Lebensweise und bei bestem Humor natürlich gut."

Umgehend schickte der Vater das gewünschte Geld. „Mit großer Freude, lieber Sohn, habe ich Deine letzten Mittheilungen soeben erhalten. Der lieben Mutter sind sie nicht ausführlich genug; doch mir genügend zur Einsicht in die von Dir eingenommene Stellung, mit der ich ganz zufrieden bin und nur wünsche, daß Du Dich darin dauernd befestigst. Bleibe bei Deinem Vorsatz; diene nicht dem Augenblick, sondern fördere das Bleibende. Hier empfängst Du die verlangten 50 Rthl. Es ist schön von Dir, daß Du mir meine Anstrengungen für Eure Unterhaltung zu erleichtern beflissen bist. Doch brich Dir das Nöthige nicht ab; und ich werde es daran nicht fehlen lassen. Du hast die fast sichere Aussicht einer baldigen festen Anstellung, wenn Du den eingenommenen Platz eine Zeit lang ehrenvoll behauptest. Cultivire deshalb die Weimaraner Verbindungen. Ich lege hierbei vier Exemplare des Werkchens (Kaiser Heinrich IV) bei, das vorigen Winter unter Deinen Augen und den Einflüssen Deiner Studien, indem ich von Dir die Quellen beschafft erhielt, in zwei Tagen entstanden ist. Gieb ein Exemplar davon Fortlage mit bestem Gruß und die beiden, wem Du für gut befindest." „Es ist mir gar nicht lieb" — schließt die Mutter den Brief — „daß Du Deine Sommerkleider selbst ausgewählt hast, denn Du hast gar kein Geschick dazu und mußt doch jetzt besonders sauber und anständig auftreten

Diesen Punkt lasse ja nicht aus den Augen. Man vergiebt kaum einem alten Manne Rücksichtslosigkeit in diesem Stück — einem jungen niemals."

Der Hang des Sohnes zu dem väterlichen Sichgehenlassen in Haltung und Kleidung war ihr eine unerfreuliche Wahrnehmung. An ihrem Alten konnte sie nichts mehr ändern; auch war man es an ihm gewöhnt, und die ländliche Existenz stellte nach dieser Seite keine zwingende Anforderung an ihn. Aber bei den Söhnen duldete sie an keiner Stelle eine derartige Nachlässigkeit. Scharf prüfte sie Heinrichs Anzug, wenn er in Neuseß einrückte, und strich ihm scheltend das braune Haar glatt, welches ihm wirr um den feinen Kopf hing, in dessen ausdrucksvolle Züge und leuchtende Augen sie mit so viel Stolz und Freude blickte. „Du brauchst deswegen kein Geck zu sein, wenn Du modisch in Schnitt und Kleidung, sauber und nett in Wäsche Dich hältst. Auch auf dem Katheder gehört es sich so."

Dort aber predigten die mütterlichen Lehren tauben Ohren. Dort ging der ganze Mensch in dem Pflichteifer und der Geistesvertiefung auf. Gegen diesen wissenschaftlichen Eifer und Ernst des jungen Docenten contrastirte scharf die Lauheit und Interesselosigkeit der Studentenwelt. „Was ich mich zu viel überladen habe", schreibt er im Sommer 1845, „wöchentlich zehn Collegien, das leisten meine Zuhörer im Nichtsthun. Es ist eine Aufregung ohne Gleichen in der Studentenwelt. Ein Drittel bis die Hälfte immer anderswo, als im Musensitze. Zu dem haben wir sechs Relegationen, in Folge dessen offenen Aufruhr. Wochenlang standen die Hauptcollegien leer. Ich selbst habe zwar ununterbrochen gelesen, aber vor nur drei Zuhörern. Die ältesten Universitätslehrer wissen sich eines solchen Semesters nicht zu erinnern, wo oft nur dreißig Mann hier anwesend waren." Nicht viel besser stellten sich die Verhältnisse im Winter 1845 und Sommer 1846 heraus. Die Einnahmen waren so gut wie Null.

Dringend bittet er im December 1845 die Mutter, zu Weihnachten anderes nicht als ein paar Groschen Geld zu schicken, um sich doch in den Festtagen eine Güte anthun zu können. Er werde gerade in denselben sehr fleißig sein müssen, um für die angeknüpften literarischen Verbindungen im Zusammenhange zu arbeiten, was bei den Collegien nicht möglich sei.

„In den ersten Wochen des Sommersemesters“ (August 1846 an Bruder Karl) „ging es im guten Zuge. Ich las vor etwa sechzehn Hörern das Colleg der deutschen Mythologie. Im Privatissimum habe ich eine kleine Anzahl aufmerksamer Schüler, denen ich ältere deutsche Dichter und Walther von der Vogelweide erkläre, auch noch Uebungen im historischen Seminar angekündigt habe. Aber mit dem Beginn des Sommers war es nichs, als eine fortlaufende Reihe von Unterbrechungen des wissenschaftlichen Strebens. Dieses confuse Ding „wissenschaftliches Streben“ ist jetzt hier ein Haupt- und Schlagwort des guten Bruders Studio. Er läuft auf allen Vogelschießen herum, macht vierzehn Tage lang Spritztouren nach Leipzig, Göttingen, Halle, und wenn er zurückkommt, erzählt er, daß anderwärts dieses wissenschaftliche Streben noch sehr in den Windeln liege.“ Und noch viel schärfer äußert er sich in einem Briefe, Juni 1847, gegen seinen Vater über den Mangel an wissenschaftlichem Ernst in der Studentenwelt, bei Gelegenheit der Charakteristik des nach Ludens Tode von Göttingen als ordentlicher Professor der Geschichte berufenen Dr. Schaumann. „Schaumann scheint ganz und gar die besten Eigenschaften des niedersächsischen Stammes zu besitzen, das Solide, Ruhige und Gründliche der Anschauungen und seiner wissenschaftlichen Bestrebungen; das Feste und Abgeschlossene des Charakters, sammt einer gewissen, auf angeborener Gutmüthigkeit ruhenden Leutseligkeit und Freundlichkeit. Aber mit allen diesen Eigenschaften, und gerade wegen dieser Eigenschaften, die ihm für seine Wissenschaften vortrefflich zu Statten kämen, macht er bei den Studenten gar kein Glück, nachdem die Neugier der ersten Stunden vorüber war. Wenn Du die schreckliche Verwahrlosung der Geschichte in den letzten paar Jahren bedenkst, wo sie aller Spur von nur einigermaßen wissenschaftlicher Auffassung verlustig ging, wird's Dich nicht Wunder nehmen, so wenig wie mich und jeden Andern, der die Augen aufthun will, wenn Leute wie Schaumann den Studenten nicht behagen.“ „Sie torquiren mich“, schreibt er gleichzeitig an anderer Stelle, „ein Gechichtscolleg zu lesen; ich kündige älteste deutsche politische Zustände an — und ein Einziger kommt.“



Ein reicher Inhalt anregender, belehrender Vorträge füllt den Zeitraum von sieben Jahren aus, in welchem Rückert mit der einzigen Unterbrechung das Sommersemester 1847 unausgesetzt gelesen hat: als Publica deutsche Mythologie, Geschichte der deutschen Literatur, deutsche Historiographie, Geschichte des Mittelalters, neue Geschichte. Die Hörerzahl betrug nur ein Mal sechzehn, fiel dann auf zwölf, meist auf neun herab.

Er sprach frei, ohne Hast, klar und fließend. Nur drang sein wohlklingendes, aber schwaches Organ nicht durch, und beeinträchtigte gleichzeitig mit der Gewohnheit, vor sich hinzusehen, die Deutlichkeit seines sonst so lebendigen und anregenden Vortrags. Diese Mängel fielen im Privatissimum weg, in welchem überhaupt der Schwerpunkt seines Lehrens lag. Da paßte auch auf ihn, was er vom Vater sagt: „er konnte dabei seine Eigenart entfalten, die auf dem Katheder nicht zur Wirkung kam.“

Er las als Privatissima: altdeutsche Grammatik, neuhochdeutsche Grammatik, beide mit Uebungen verbunden; Tristan und Isolt, Walther von der Vogelweide, Parcival, das Nibelungenlied. Die Zahl seiner Hörer blieb hier auf vier bis fünf beschränkt; meist waren es nur zwei oder drei — oft nur einer. Aber diese Wenigen wogen ihm ein ganzes Auditorium auf. Zu den vorzüglichsten derselben gehörten die Studenten Reinhold Rost, jetzt Oberbibliothekar am India Office in London, einer der besten Kenner der indischen Sprachen, Reinhold Köhler, jetzt Bibliothekar in Weimar, Friedrich Sehrwald, als Privatgelehrter in Eisenach lebend, Hermann Kluge, Professor am Gymnasium in Altenburg, und Richard Keil, welcher als Generalkommissionsrath kürzlich in Weimar starb.

Diese jungen Männer verstanden im vollen Umfange Rückerts wissenschaftliche Bedeutung, seinen reinen Charakter, seinen sittlichen Ernst zu würdigen. Die Erträge seines Unterrichts nahmen sie in das eigene Leben mit, in welchem sie heute im Dienste der Wissenschaft und Schule eine weit gekannte und geachtete Stellung einnehmen. Und gleiche Erträge brachte ihnen die aufrichtige Freundschaft des jungen Gelehrten ein. Bis in die letzten Lebensjahre Rückerts weisen die mit den Jenenser Schülern gewechselten Briefe die treue Theilnahme und Rathsbereitschaft auf, die er ihrem Wirken, auch in öffentlicher Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Leistungen entgegenbrachte.

Neue Bahnen hat Heinrich Rückerts akademische Lehrthätigkeit nicht vorgezeichnet. Aber auf der Bahn, auf welcher er durch zweiunddreißig Jahre fest und unentwegt fortgeschritten ist, da hat er reiche Erfolge in der Förderung des ernsten, gründlichen Anfassens der Alterthums- und Sprachstudien erzielt.

Den aus der zweiunddreißigjährigen Vergangenheit treugewahrten Erinnerungen Reinhold Köhlers danke ich die folgenden Mittheilungen über Rückerts Privatvorlesungen: „Ich habe bei Rückert Nibelungen, Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolt, Wolframs von Eschenbach Parcival und Walther von der Vogelweide gehört. Alle diese Vorlesungen hielt Rückert auf seiner Stube, da wir nur zwei oder drei Zuhörer waren, ja eine oder zwei Vorlesungen habe ich ganz allein gehört. Wir saßen auf dem Sopha und einem Stuhle, er selbst vor uns auf einem Stuhl, oder er ging wohl auch in der Stube auf und ab. Er trug ganz frei vor und hatte nichts weiter vor sich, als die betreffende Textausgabe (von den Nibelungen, von Wolfram und Walther die Lachmann'sche, von Tristan die Maßmann'sche). In schlichter, durchaus klarer Weise erklärte er, was wir gerade lasen, sachlich und sprachlich nach allen Seiten hin. Doch trat die textkritische Seite am meisten zurück. Wir Zuhörer konnten, so oft wir wollten, dazwischen sprechen. Mehr aber noch als den immer lehrreichen und anregenden, nie langweiligen Vorlesungen danke ich den ihnen vorangehenden, bald längeren, bald kürzeren Unterhaltungen mit Rückert. Ich pflegte mich sehr pünktlich bei ihm einzufinden und war daher gewöhnlich der erste und somit eine Zeit lang mit ihm allein. Das erste, vielleicht auch das zweite Mal kam es zu keinem Gespräch zwischen uns, da ich — sehr jung und schüchtern — nicht anzufangen wagte und er, wie es schien, auch nicht wußte, was er mit mir sprechen sollte, vielmehr bald in die anstoßende Kammer verschwand. Das nächste Mal aber erlaubte ich mir, sobald ich eingetreten war, eine wissenschaftliche Frage an ihn zu richten, und er beantwortete sie auf das freundlichste. Seitdem hielt ich jedesmal eine oder einige wissenschaftliche Fragen bereit, auf die er stets bereitwillig einging. Diesen Unterhaltungen, die ich durch meine an die ertheilte Antwort sich knüpfenden neuen Fragen oder zuweilen auch durch bescheidene Einwendungen immer mehr zu verlängern suchte, die oft, wenn wir allein waren, einen ziemlichen Theil der Stunde wegnahmen, verdanke ich besonders

mein näheres, sich mit der Zeit zur Freundschaft steigerndes Verhältniß zu Rückert. Natürlich bezogen sich unsere Unterhaltungen meist auf Germanistisches, indessen, da ich Rückerts ausgebreitetes Wissen bald erkannt hatte, richtete ich gelegentlich auch Fragen aus den Gebieten der classischen und orientalischen Studien, der allgemeinen Sprachwissenschaft, der Kunstgeschichte und der Geschichte überhaupt an ihn und erhielt stets reiche Auskunft und Belehrung."

Durch die Güte des Herrn Professor Dr. Kluge in Altenburg wurde mir der Einblick in dessen fleißige Nachschrift der Vorträge gewährt, die Rückert in den Jahren 1850 und 1851 über Tristan und Isolt, Parcival, Walther von der Vogelweide, die Nibelungen, die Geschichte der deutschen Lyrik und deutsche Grammatik gehalten hat. Auch dem Laien geben sie eine anschauliche und interessante Vorstellung von dem Gange dieser streng philologischen Vers- und Worterklärung der alten, mit der Geschichte und Cultur des deutschen Volkslebens so eng verwebten Dichtungen, von dem Bau und der Entwicklung unsrer deutschen Grammatik und Sprache. Die klare methodische Handhabung und sichere Beherrschung des Stoffes lassen nirgends eine dunkle Stelle blicken. Ueberall an der Hand der auf gründlicher Quellenkenntniß fußenden Untersuchung bringt das aufklärende Licht seiner Deutung Verständniß in den Text. Und die Streifzüge, die er in das Gebiet der Cultur- und Sittengeschichte thut, sind weder abschweifende, noch schmückende Zuthat; sie geben überall, als nothwendige Charakterstriche, das beseelende Ferment zu dem Rahmen, der das Bild des Dichters von Zeiten und Menschen einschließt.

Recht anschaulich schildert dies in einem Briefe an mich Herr Pastor Dr. Trebitz in Grunstedt bei Weimar, der damals als Candidat der Theologie in Rückerts Privatcollegien hospitirte. „Es war nichts Blendendes in seinem Vortrag; aber er imponirte dennoch durch Klarheit, Ruhe und Sicherheit. In der Grammatik ging er auf das Althochdeutsche und Verwandte gründlich ein, weniger und vielleicht absichtlich auf das Neuhochdeutsche, als dessen feinen Kenner er sich später documentirte. Auch in Tristan und Isolt concentrirte er sich meist auf das Sprachliche und Philologische, berührte selten den poetischen und

sittlichen Gehalt der Dichtung, gab aber sehr interessante Mittheilungen culturgeschichtlichen Inhalts. Rufe ich mir jetzt nach dreißig Jahren das Bild des Mannes vor die Seele, so erscheint mir sein Wesen noch heut licht und edel und doch gehalten, ja vornehm. Kein Funke von Leidenschaft, keine Spur von Abschweifung, liebenswürdige Bescheidenheit und gemessene Würde."

Rückert arbeitete nie seine Vorträge aus. In knappen Linien zeichnete er sich die Hauptpunkte vor, in welchen der Inhalt dieses Vortrags sich bewegte. Dieser Inhalt lebte sich dann weiter aus in den wissenschaftlichen kleineren und größeren Arbeiten, die er für publicistische Zwecke niederschrieb. So ging beides, Lehren und Schaffen, ein eng Zusammengefaßtes, Hand in Hand.

Ueberblicken wir nun auch die sieben Jahre seines gelehrten Wirkens nach der Seite der materiellen Erfolge, so stellt sich uns ein recht trübes Bild dar. Nirgends erblicken wir darin Zahlen, wie solche heutzutage das meist auskömmliche, vielfach glänzende Einkommen unserer jungen Docenten und Professoren repräsentiren. Was seit 1872 auch von staatlicher Seite in Dotationen fleißiger Privatdocenten und Gehälter der Extraordinarien, besonders auf den preußischen Hochschulen gewährt wird, übersteigt weit das, was Rückert und mit ihm die größte Zahl seiner Zeitgenossen damals kaum als Ordinarien erhielten. Sie konnten sich gemeinschaftlich trösten; aber ein trauriger Trost, durch zwanzig Jahre den Kampf um das Dasein führen zu müssen, wie es gleich ihm das Loos einer Reihe bedeutendster und tüchtigster Gelehrten war — ein Kampf, in welchem vor der Zeit die Lebenskräfte sich verzehrten, und in der Arbeit und Sorge für die Existenz die Geistesgaben sich zersplitterten.

An diese letzte Forderung mußte Rückert schon zeitig heran treten. Sein Vater konnte ihm wenig geben. Er war selbst mittellos, denn was ihm vom Vermögen seiner Frau zugefallen war, der Antheil an Neuseß, das mußte erst aus den Erträgen seines Fleißes zu einem brauch- und wohnbaren Besitz für sich und seine Familie geschaffen werden, und als solcher trug es ihm keine andern Zinsen, als die eines bescheidenen, aber beglückenden Genügens für Leib und Seele. Sechs Kinder, darunter vier Söhne, mußten erzogen und bis zu eigener Lebensstellung unterhalten werden. Neben der Freude an diesem Familienbestand waren

ihm auch recht schwere Sorgen nicht erspart. Heinrich kannte dieselben und theilte sie mit den Eltern, deren einziger Vertrauter er war. Zahllose Briefe derselben bezeugen, wie bis in die feinsten Details des Haus- und Familienlebens ihm jede Falte erschlossen wurde, die nach außen die Würde des Hausherrn, die Gastfreundschaft der Hausfrau deckten. Und so begreift sich wohl seine Betrübniß, dem Vater die Last für seinen Unterhalt noch nicht völlig abnehmen zu können, und damit das Drängen, seinen wissenschaftlichen Studien Ausdruck und Form zu geben, um mit deren Publicirung sich Subsistenzmittel zu beschaffen.

Der erste Verdienst floß Heinrich aus kritischen Besprechungen geschichtlicher und sprachwissenschaftlicher Bücher in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und in der Neuen Jenaer Literaturzeitung in den Jahren 1846 und 1847 zu.

Ernstlicher dachte er neben diesen Arbeiten an die Herausgabe eines größeren selbstständigen Werkes. Auch der Vater hatte den lebhaften Wunsch, seinen Sohn bald in dem gelehrten und gebildeten Publicum als Autor eines seine Stellung zur Wissenschaft kennzeichnenden Werkes eingeführt zu sehen. Der Text dieses Werkes: „Annalen deutscher Geschichte“, war bereits im Jahre 1847 in dem ersten Bande soweit fertiggestellt, daß nun Drucker und Verleger als wichtigste Zuthat beschafft werden mußten. „Endlich gestern erhielt ich einen längst erwarteten Brief von Sauerländer“, schreibt Fr. Rückert unterm 13. Juni 1847 von Neuseß nach Jena, „aus dem ich Dir das betreffende herschreibe: „Ich glaube Ihrem Herrn Sohn am geeignetsten folgendes Anerbieten machen zu können: Die Arbeit wird unter seinen Augen in Jena selbst oder in dessen Nähe gedruckt, damit er in Allem, was Ausstattung anbelangt, au fait ist und die Revision selbst lesen kann. Wir machen die Auflage 500—750 Exemplare stark, und es muß sich sonach gleich herausstellen, bei wie viel Exemplaren Absatz ich auf den Kosten bin. Von jedem darüber abgesetzten Exemplar verspreche ich Ihrem Herrn Sohn ein Drittel des Nettopreises und übernehme dagegen die Versendungskosten.“ Ich rathe nun, Sauerländer schriftlich Deine Geneigtheit zu obigen und etwaigen Nebenbedingungen anzuzeigen mit besonderen Vorbehalt, der sich aber nach dieser Art von Contract von selbst versteht, daß dieser Handel nur für eine erste Auflage gilt. Du könntest vielleicht bei weiterem

Umthun vortheilhafter ankommen, verlörest aber jedenfalls kostbare Zeit. Mach es also schnell ab und sorge dafür, daß Freiexemplare an die rechten Behörden kommen. Zwei können hier durch Wangenheim und Prätorius nach Heidelberg an Gervinus und Schlosser besorgt werden; eines nehme ich auf mich an Ranke in Berlin."

Mittlerweile hatte Professor O. L. B. Wolff, der bekannte Improvisator und Literaturhistoriker in Jena, dessen Wohlwollen für Rückert dieser gegen die Eltern oft gerühmt hatte, ihm die Anknüpfung mit T. O. Weigel in Leipzig vermittelt. Rückert ließ sofort die Sauerländer'schen Vorschläge fallen und trat mit Weigel in Unterhandlung. Er wußte gar wohl den Vortheil zu würdigen, der ihm nicht blos jetzt, auch künftig aus dieser literarischen Verbindung erwuchs; aber auch mit dem Vorzuge zu rechnen, sein Erstlingswerk nicht im Schlepptau der väterlichen Geschäftsbeziehungen, sondern unabhängig, an der Hand einer alten ehrenwerthen Firma in die Welt eintreten zu sehen.

Der wissenschaftlich durchgebildete Chef derselben hatte gerade ein Sammelwerk angekündigt, welches den Titel „das deutsche Volk, dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft" tragen, und in einer Reihe von Einzelwerken die Geschichte, Cultur, Kunst und Wissenschaft, die Entwicklung des religiösen, wissenschaftlichen und staatlichen Lebens darstellen und damit zur Erkenntniß des deutschen Wesens und Landes im Volke beitragen sollte. Rückerts Annalen sollten als erster Band gleichsam den geschichtlichen Hintergrund des Ganzen bilden.

Am 14. Juli 1847 wurden die ersten Briefe gewechselt. Beide Männer verstanden sich schnell. Der von da ab bis zu Rückerts Tode gepflogene briefliche Verkehr, in welchen mir vertrauliche Einsicht gestattet worden ist, trägt nicht bloß den Charakter geschäftlicher, sondern auch freundschaftlicher Mittheilungen; oft wird Rückert auch zu Aeußerung über den und jenen Autor aufgefordert, und bei Ankäufen von Kupferstichen sein Urtheil und Rath herbeigezogen. Der Contract zwischen Autor und Verleger wurde am 8. October abgeschlossen; das Werkchen auf 2 Bände, je zu 15 Bogen, festgesetzt und für den Umfang von 30 Bogen 10 Thaler per Druckbogen Honorar zugesichert; das Erscheinen beider Bände im Juni 1848 bestimmt. Rückert schickte bereits Ende Februar 1848

das Manuscript beider Bände an Weigel und kündigte ihm auf der Durchreise nach Berlin seinen Besuch an. —

Bis hierher haben wir den Gelehrten durch den Zeitraum begleitet, in welchem sein Geistesleben ein durchaus gereiftes und fertiges in die Erscheinung trat. Nicht so still und eben ging die Entwicklung des innern wie äußern Menschen vor sich. Er stand grade damals in der Sturm- und Drangperiode des Gemüths- und Empfindungslebens und ein solcher Prozeß vollzieht sich in tiefen und bedeutenden Naturen nur in der Strahlenbrechung mit dem lebendigen Welt- und Menschenverkehr. Alles in H. Rückerts Wesen war darauf angelegt, Goethe's Spruch: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben und wo Ihr's packt, da ist's interessant" in That umzusetzen. Auch Ort und Menschen forderten dazu auf.

Selten trägt eine Stadt so in ihrer äußern Erscheinung das volle Gepräge dessen, was ihr Culturinhalt ist, wie Jena. In der Mischung der schönen alterthümlichen Baureste mit dem anspruchslosen aber typischen Neuen der heutigen Wohnhäuser, die meist einstöckig, innen und außen räumliches Behagen bergen; ringsum die grünende und blühende Landschaft, die wie ein großer Park, von der Saale durchströmt, bis in die Straßen und Plätze hineinreicht, sich in anmuthigen Spaziergängen weithin erstreckt, deren schönster, im Schmucke uralter Lindenalleen stehender Theil das Paradies genannt wird. Von dort taucht der Blick in die Pforte des reizvollsten unsrer mitteldeutschen Bergthäler, des Schwarzathals. Seine Vorposten, die gezackten und gehörnten Felswände des Rothensteins, Gleisbergs und Hausbergs, von den stattlichen Trümmern und Schlössern der Leuchtenburg, Kunitzburg und Lobeda überragt, schließen in malerischer Decoration das charaktervolle Städtebild ein.

Auch das geistige Leben Jena's hat sich stetig auf einer Höhe erhalten, auf welcher es neben den andern Pflanzstätten des gelehrten Deutschlands heut noch eine bevorzugte Stellung einnimmt. Einen steten Ab- und Zufluß von gebildeten Fremden brachte an sich der gelehrte Charakter der Universitätsstadt mit. Viele derselben blieben seßhafte Bewohner.

Während der Winter 1845 und 1846 waren die Häuser des preußischen Kammerherrn Dr. von Gersdorf, des weimarischen Majors von Knebel und dessen geistreicher Gattin, von welcher Goethe die wesentlichsten Züge in seiner Philine entlehnt hat, der feurigen Patriotin Frau von Paschewitz und Schillers Schwägerin, der Frau Caroline von Wolzogen, die Sammelplätze einer interessanten und buntgefärbten Geselligkeit. Heinrich war in denselben ein stets willkommener Gast, bald ein täglicher Hausfreund. Auch in den Familienhäusern der Professoren Fortlage, Schulze, Michelsen, Wolff, Kieser, Haase, Stoy, Domrich, fehlte er nie, wenn die kleinen gemüthlichen Theeabende einen Kreis langverbundener Freunde vereinigten und Alt und Jung zwanglos bei ernster Unterhaltung wie heiterem Spiel sich vergnügte. Vorzugsweise waren es die Familien des Philosophen C. Fortlage und des Nationalökonomen F. G. Schulze, in deren Hause ihn der feine, durchgeistigte Ton sympathisch berührte, welcher von der anmuthigen Herz- und Verstandesbildung der Frauen ausgehend sich auch der gelehrten Würde des männlichen Elements mittheilte.

In dem Schulze'schen Familienleben hob er sich noch besonders auf dem traditionellen Hintergrund des alten Kirchenrath Griesbach'schen Hauses hervor, in welchem Frau Bertha Schulze geb. Sturm erzogen worden war und noch als heranwachsendes Kind die Freunde der Pflegeeltern, Goethe und Schiller, gekannt hatte.

Mit der ganzen Innigkeit seines feurigen Gemüths schloß Schulze's Sohn Hermann sich an Rückert an. Gleichen Alters, an reicher Bildung und charaktervoller Gesinnung übereinstimmend, blieb das geschlossene Lebensbündniß beider Männer ein treu gewahrtes, auch örtlich fast nie getrenntes. Es war in der That eine reiche Strahlenbrechung, welche Rückert nicht bloß in der Gesellschaft, sondern auch im Verkehr mit den jüngeren Collegen empfing. Da war Oskar Schmidt der Zoologe, dessen heitrer, frischer Realismus in Wissenschaft und Leben in Heinrich auf verwandte Saiten traf; der gelehrte Theologe Adolf Hilgenfeld, mit dem er offen die ernsten Zeitfragen durchsprechen konnte, die auch dort schon Besorgnisse in den protestantischen Gemüthern erweckten, und Bernhard Stark, der gründliche Kunstforscher und Archäolog, unter dessen lehrreicher Führung er sich wieder in die antike Welt der Griechen und Römer versenkte; der als Mensch

ihm so theuer war, daß er noch im Jahre 1871 an seinen Collegen Carl Bartsch nach Heidelberg schrieb: „Wenn durch irgend welche Verhältnisse es einmal darauf ankommt, daß Sie den Rath eines ganz zuverlässigen Menschen bedürfen, so können sie sich mit vollster Zuversicht an Bernhard Stark wenden. Ich habe mit dem mehr als einen Scheffel Salz zusammen gegessen, und weiß, was an ihm ist.“ Noch mancher Name aus diesen Jenenser Freundesleben grüßt aus Briefen in H. Rückerts Nachlaß, unter denen der im Jahre 1869 verstorbene Generalconsul Dr. von Hahn in Syra ein oft genannter ist. Seine albanesischen Studien knüpften den wissenschaftlichen Verkehr an, der bald eine wärmere Berührung gewann, und nur durch die Nöthigung Hahns, in Syra zu leben, persönlich ein seltener, brieflich ein bis in das Jahr 1865 reichender blieb.

So konnte Heinrich Rückert sich mit der Entsagung aussöhnen, welche die harten Winter von 1846 und 1847 ihm in der Unmöglichkeit auferlegten, die Weihnachtsferien in Neuseß zu verleben. Die Eltern empfanden sein Ausbleiben am schmerzlichsten in den Weihnachtsfesttagen von 1846, wo sie am 27. December ihre silberne Hochzeit feierten. „Bis zum heiligen Abend“, schreibt die Mutter in später Nachtstunde des 26. December, „bis zur Stunde der Bescheerung haben wir sehnsuchtsvoll auf Dich gewartet. Ich will Dir nicht weiter auseinandersetzen, wie Du uns überall fehltest, und gerade diesmal, wo die andern Kinder alle da waren und wir das schöne Fest der silbernen Hochzeit feiern. Der Minister von Wangenheim kam schon heut zum Essen, für morgen zu gratuliren. Am Festtage sind Prätorius und der Minister wieder Mittag bei uns. Wangenheim brachte einen schönen Pokal, Fanny von Stockmar einen Myrtenstock und Gedicht und die gute Prätorius hatte trotz ihrer Kränklichkeit recht sinnig zu der Feier gemalt. Die schönen Gedichte, die Vater mir heut in den Liebesfrühling schrieb, waren freilich die größte Freude und das schönste Angebinde für mich. Was den Vater aber am meisten beglückte, war Carls glücklich bestandenes Examen. Das hat ihn ordentlich gesund gemacht und ich freute mich, ihn so viel wohler zu sehen.“

„Wohl sah ich sehnsüchtig die Saale hinauf“, erwiederte Heinrich 6. Januar 1847 „und war im Geiste um Euch und freute mich, daß das schöne Fest, zu dem ich weiter nichts geben

konnte, als meinen Glückwunsch, so freudenreich an Euch vorübergegangen ist. Ich selbst war in diesen Tagen nicht allein, in überaus vergnüglicher, behaglicher Gesellschaft. Dabei bin ich dankbar, daß ich diesen Winter wie ich einen ähnlichen nicht erlebt, so glücklich und gesund durchgemacht habe. Augenblicklich bin ich recht betrübt durch eine Nachricht, welche ungeheure Aufregung hier verursacht. Der Student Pabst, des Kammeramtmanns Sohn aus Coburg, hat sich in Folge religiösen, oder richtiger dogmatischen Scrupels — denn dieses Höllenzeug mit der Religion zu verwechseln, wäre Sünde — vor einigen Stunden hier erschossen. Auch bei uns in Jena regt sich der finstere Kapuzinergeist seit einiger Zeit mehr und mehr. Das ist das erste eclatante Opfer; es werden noch mehrere folgen, so viel ich das Getreibe einiger dieser Leute hier kenne."

Heinrich blieb bis zum Schlusse des Sommersemesters in Jena. Im Rückblick auf diese mit vollster Befriedigung durchlebte Zeit, schreibt er 3. August 1847 an Brauser nach Riga: „Was soll ich aus dem reichen Schatze von Erlebtem, von nach alter Weise glücklich durchträumten, freudig ausgesogenen Stunden herausgreifen; vom Beginne der Osterferien 1846 bis zu diesen Augenblicke? Dankbar muß ich sagen: ich habe in dem ganzen bunten, und freudig glänzenden Leben, das mir bis dahin zu Theil geworden — freilich ist's nur für mich und die mich verstehen, so gefärbt — mich kaum einer so langen und so stetig fortrollenden Zeit ungetrübter Heiterkeit, körperlichen und geistigen Wohlbefindens und Kraftgefühls zu erfreuen gehabt, wie diese fünf Monate sie mir brachten. Von den Frühjahrsferien 1846 in Neuseß brauche ich Dir nicht zu sagen, als daß es das alte, aber immer neue und schöner klingende Lied war, das dort angestimmt wurde, nur wurde es diesmal ohne besondere Triller und Fiorituren, wie in den tollen früheren Jahren, gesungen; klang aber eigentlich noch viel schöner als sonst. Es war alles geblieben, wie ich es gelassen; im Hause die alte Ruhe und Stille und dabei doch die lustige Beweglichkeit der Kleinen, die sich eben auch nicht verändert zu haben scheinen; das sonstige Inventarium von Neuseß: der Pfarrer und der Wirth, die Schönheiten &c., eben noch die alten gegen mich und ich gegen sie. Nur das Wetter war scheußlich und störte mich doch nicht in meiner seligen heitern Ruhe, wohl

aber im öfteren Wandeln nach dem alten Coburg, zu St. und Wg., zu Schaffner und wie sie Alle heißen, die guten gemüthlichen Gesichter, von denen jedes eine ganze Chronik glücklicher Tage mir entgegenblickt; viel öfter von mir aufgeschlagen und mit größerer Inbrunst verschlungen, wie die alten Scharteken des Mittelalters. So lebte ich im vollem Sinne des Worts beinahe acht Wochen, fleißig, aber nicht büffelnd, immer glücklich, aber nicht laut tobend, immer geistig erregt und gehoben, aber niemals in excentrischem Taumel, und kam als ein an Geist und Körper ganz gesunder Mensch wieder hierher zurück. Hierher zurückgekehrt habe ich mich gleich wieder in die hiesigen Zustände, in meine Berufsthätigkeit gefunden; und zum ersten Male nichts von dem gräulichen Katzenjammer, der sentimentalen Sehnsucht empfunden, die mir sonst wenigstens die erste Woche des Hierseins zu vergällen pflegte.

„Es mag die Frühlingsherrlichkeit vor meinen Augen und ringsum im Thale wohl auch etwas dazu beigetragen haben. Ja das war einmal ein Mai, ein Wonnemonat, wie ihn unsre Vorfahren hießen, und was ich bis dahin noch nicht verstanden, weil ich noch keinen solchen Frühling erlebt hatte. So kam Pfingsten rasch heran und führte mich bei einem Wetter, das zu gut für die Menschenbrut war, und einer Herrlichkeit des Grünens und Blühens, die mich geradezu überwältigte, ganz allein in den Thüringerwald. Das waren unvergeßliche Tage, die ich im Glanze der Maiensonne von Jena bis Rudolstadt durch einen einzigen blühenden Wald zog und von dort bis Paulinzelle, meinem nächsten Ziele, die dunkelblauen Tannenwälder zur Linken, und zur Rechten nichts als blühende Obstwälder erblickte. Und da traf ich mit Gustav Wittig in Lauterberg zusammen. Auch auf ihn machte die Herrlichkeit draußen einen solchen Eindruck, daß wir gar nicht eher als bis zum letzten Augenblick daran dachten, daß wir in Lauterberg, der klassischen Stätte so vieler Liebes- und Kneipabenteuer uns befanden, daß es auch dunkle und helle Augen dort gab, in die wir einst lächelnd und liebend geblickt hatten. Es war der Glanzpunkt dieses Lebensjahres und wenn ich noch irgend einen Wunsch übrig hatte, so war es der, daß ich Carl und Dich dabei gehabt hätte.

„Und war der Mai schön gewesen, so war es der Juni und Juli noch vielmehr, wenn das möglich ist — und begreiflicher-

weise war ich viel in unsrer lieblichen Gegend bald allein, bald in lustigster und anmuthigster Gesellschaft. Denn was sonst hier nicht zu geschehen pflegt, das hat dieser einzige Sommer möglich gemacht; es wurden eine ganze Reihe recht heitrer Partien veranstaltet, woran dieses oder jenes gar nette Dämchen — denn über das Epitheton nett bringt es nach meiner bisherigen Erfahrung hier nur eine Einzige — theilnahmen und wobei es immer recht freudig bewegt, und recht von der Leber weg lustig zuging.

„In diesem Augenblick aber strahlt Frohsinn und Behagen von allen Gesichtern; denn die Ernte hat begonnen und giebt einen Ertrag, der auch die allerunverschämtesten Wünsche noch weit übersteigt. Und die Noth war recht arg gewesen, selbst in so gesegneten Gegenden, wie das Frankenland und Thüringen, die sonst die Vorrathskammern für ganz Mitteldeutschland sind. Jetzt Jubel ohne Ende, zumal auch der Wein in nie gesehener Fülle und Ueppigkeit steht, und an Quantität und Qualität das Jahr 1846 noch bei weitem übertreffen wird. Lächerlich ist die Menge und Größe des Obstes; es ist wirklich Gefahr, daß in die Wälder arg hineingehauft wird, so viele Stecken und Stützen sind aller Orten nöthig. Das giebt angenehme Aussicht für Neuseß, wo wir seit 1834 keine recht gesegnete Obsternte mit ihrer gemüthlichen, reizenden Geschäftigkeit gehabt haben. Vielleicht trifft sich's, daß Du neben mir auf einem Wagen voll Aepfel und Birnen den Neusieger oder Goldberg herunterfährst, oder Abends mit der Mutter und den Kleinen Schnitze machen hilfst. Also komme bald — mich findest Du mit dem Schlusse der Acten des Sommersemesters in Neuseß."

Heinrich Rückert blieb bis Mitte October dort. Bald nach seiner Rückkehr befiel ihn eine in Jena epidemisch auftretende Augenentzündung. Er meldete dies dem Vater nach Berlin, mit welchem er ein Zusammentreffen in Weimar auf der Weihnachtsreise nach Neuseß verabredet hatte. Dieser schrieb Anfang December 1847 von Berlin: „Das Wetter ist hier so schlecht, und meine Gesundheit leider noch schlechter, daß ich an Reisen nicht denken kann. Ich dachte auch daran, Du würdest diesmal die Bescherung in Neuseß mitmachen können; aber es wird Deinen Augen besser sein, die Feiertage über auf Deinem Zimmer zu bleiben und wo möglich nicht zu viel Taback zu rauchen. Ich lege zur Entschädigung

Deiner Einsamkeit ein Christgeschenk bei, so viel ich gerade jetzt entbehren kann, wo ich Alles, was nur möglich ist, nach Neuseß schicke, um den Rest der bösen Bauschulden zu tilgen. Es ist schön von Dir, daß Du so weit schon für Dich selbst sorgst; doch wo es nicht ausreicht, soll Dir natürlich die Beihülfe Deiner Eltern nicht fehlen. Wende Dich also im Nothfall nur an die liebe Mutter. Von Deinem neuen Buche erfuhr ich nun zwar brieflich das, oder doch einen Theil dessen, was Du mir mündlich nicht sagen kannst. Am besten schickst Du mir es bald gedruckt. Gestern hat sich der König in Charlottenburg Werders neu aufgestutzten Columbus, ersten Theil (er hat also nun zwei oder mehr?), aufführen lassen. Teichmann, der Leo ein Billet dazu schickte, hat mir unter andern Büchern auch Ludens Rückblicke zugetragen, worunter ich neben manchem Schwachen eine gute Schilderung seiner Unterredung mit Goethe vor Herausgabe der Nemesis gefunden habe, wo man Goethe von einer neuen Seite, der politischen, kennen lernt."

Es kam so wie der Vater es vorher gesagt hatte. Ungefährlich, aber lästig unterbrach die hartnäckige Augenentzündung Studien und gesellschaftliche Verbindungen und nöthigte zum Aufgeben der Reise. „In dieser Zeit", schreibt er in seinen letzten Aufzeichnungen, „verkehrte ich oft in den Abendstunden zwanglos bei Fortlages. Mariens Gestalt war das beste Heilmittel für meine Augen. Wenn ich auch die Unterhaltung meist nur mit der lebhaften Tante führte, so bezog ich doch ein jedes meiner Worte auf sie. Anmuthig war der Weihnachtsabend dort. Ich war so voll innerer Freudigkeit, daß ich in der überaus milden Winternacht noch weit hinaus in die Landschaft spazierte und lange noch auf der jetzt verschwundenen Bank an der Rasenmühle sitzen blieb."

Marie Stein, die Tochter des in Holstein verstorbenen praktischen Arzts, Dr. Stein, lebte seit 1844 im Hause ihres Onkels, des Professors Dr. Fortlage, und war der kränklichen Tante, der sie in Gemüth und Geistesverständniß schon von ihrer Kindheit her sehr nahe stand, eine treue Stütze in der Erziehung des Sohnes Benjamin. Heinrich Rückert hatte Marie zum erstenmale in Berlin gesehen. Die ernste zurückhaltende Art der jungen Holsteinerin wirkte auf sein damals sprühendes Empfinden fast

erkältend. Sie fanden sich in Jena wieder; auch dort längere Zeit nur in den gleichgültigen gesellschaftlichen Formen verkehrend. Doch bekennt Heinrich selbst, wie ihr festes, klares Wesen ihn oft frappirt habe. „Die Erkrankung der Tante Fortlage und bald darnach Mariens eigene „unterbrach den Verkehr, in welchem ich eben eine wärmere Anstrahlung von ihr empfing. Erst im Februar durfte ich wieder das Fortlage'sche Haus aufsuchen.

„Es war an einem der maienhaften Februarnachmittage des Jahres 1848 in der sonnigen Wohnstube der Frau Fortlage, als ich Marie wiedersah. In dem Blick ihrer großen dunklen Augen glaubte ich zum ersten Male etwas zu entdecken, was mir das Herz tief bewegte und doch auch beruhigte. In der damals ungewöhnlich regen und lustigen Geselligkeit sahen wir uns öfter. Im Februar besuchte ich beide Rosenbälle. Der Name Rose stammt nicht von der poetischen Blume, sondern dem Gasthofe her, in welchen die akademische Rosengesellschaft, an welcher außer den Professoren auch sonstige Honoratioren theilnahmen, ihre sonntäglichen Bälle und Concerte und wochentäglichen Vorträge, verlegt hatten. Am letzten Balle, den 26. Februar 1848, waren Alle über die Maßen vergnügt, als der alte Geheime Rath Dr. K. E. Schmidt die Nachricht von der Pariser Februarrevolution gleichsam mitten in die Ballfreuden hineinwarf. Ich war vor innerer Erregung fast ohnmächtig. Ich mußte fort. Da wurde mir noch ein lieblicher Schluß. Fortlage bat mich, Marie nach Hause zu begleiten, wo seine leidende Frau allein zurückgeblieben war. So ging ich denn an ihrer Seite in die herrliche Frühlingsmondnacht hinaus; und indem meine Seele gleichsam in einem Augenblick die ungeheuersten Combinationen der Weltgeschichte in sich gestaltete, fühlte ich — mir selbst verwunderlich — sie bald in das sanfte Gleis gewohnten behaglichen Geplauders mit Marien zurückgelenkt." (H. R.)

Die harmlose Fröhlichkeit der Gemüther, das stille Versunkensein der Geister, ging mit einem Male in dem gewaltigen Schlage unter, der, im Westen sich entladend, wo das zweideutige Regierungssystem Louis Philipps und seines Premiers jahrelangen Zündstoff aufgehäuft hatte, zuerst seine Urheber niederwarf; dann wie eine

elektrische Kette in weiteren blitzartig geführten Schlägen in die deutschen Lande sich fortsetzte; erst dumpfen Schrecken, bald gährende Aufregung erzeugend. Denn auch hier wühlten sich glimmende Funken zur Oberfläche empor, welche verrostete Staatseinrichtungen, feudale und clericale Regierungsmaximen nicht länger mehr verdecken, halbe Maßregeln, die Sünden der übelberathenen und mißverstandenen Politik eines sonst geistreichen und liebenswürdigen Fürsten nicht länger mehr niederhalten konnten.

„Welche Zeiten und welche Dinge," schreibt Heinrich Rückert (12. März nach Neuseß), „sogar hier in unserem gemüthlichen schläfrigen Thüringen nichts als Revolution. Vorgestern haben 20 hiesige Studenten und 6000 Bauern, die sie aufgewiegelt hatten, den Großherzog zur Entlassung seines Ministeriums und zur Ernennung eines radicalen bisherigen Abgeordneten zum Minister des Innern gezwungen und dabei wird die Sache nicht stehen bleiben. Gewinnt der Großherzog, was freilich jetzt nicht sehr wahrscheinlich ist, wieder die Oberhand, so wird ohne Zweifel unsre Universität aufgehoben; denn von ihr ist der ganz einzige Coup ausgegangen, der von einer Masse komischer Scenen begleitet war. Blut ist dabei nicht geflossen, desto mehr aber Bier und Schnaps. Morgen werde ich nach Berlin reisen, wo ich den Vater noch einige Tage treffe. Wie lange ich dort bleibe, weiß ich nicht. Wer kann überhaupt jetzt noch etwas vorher wissen, wo in jeder Stunde Dinge geschehen, die die ganze Weltordnung umkehren. Nehmt Euch nur in Neuseß recht in Acht, ich habe um Euch Angst. Ihr habt gräuliches Proletariervolk, das zu Allem fähig ist. Selbst hier hört man die bedenklichsten Reden fallen; doch wird die Ordnung durch die Bürger noch einigermaßen aufrecht erhalten. Für Deine Geschenke danke ich sehr. Trotz Revolution haben mir die Würste gut geschmeckt, und einige soll auch Leo verspeisen. Was ich von zerrissenen Strümpfen habe, werde ich Dir als Gegengeschenk mitbringen, auch Dir einige meiner Westen, sowie meinen Frack vorstellen, damit Du Dich über meine Eleganz wunderst. Haltet Ihr Euch nur recht ruhig und vorsichtig und ermahnt den Pfarrer, daß er keine Dummheiten schwätzt, die noch mehr allarmiren. Laßt Euch im Hofe wachen, es ist wirklich nöthig, denn alle schlechten Leidenschaften sind jetzt in schreckenerregender Thätigkeit."

Heinrich fand den Vater noch in Berlin; sehr unwohl, verstimmt, aufgeregt. Er setzte seine ganze Beredsamkeit daran, ihn zu schleunigster Abreise nach Neuseß zu bewegen. Fr. Rückert traf am 16. März Abends bei den Seinigen ein. Schon am 20. erhielt er den Brief des Sohnes, der am 18. März um 7 Uhr Abends im Hause des Geheimen Regierungsraths John geschrieben war: „Wir sind hier, Leo und ich, weil die ganze innere Stadt durch einen ganz unglückseligen, namenlos unglückseligen Zufall, ein großes Schlachtfeld ist. Heut um ein Uhr hat der König selbst den Bürgern mehr Concessionen gemacht, als irgend Jemand nur erwartete. Es war ungeheurer Jubel vor dem Schlosse. In demselben Augenblicke folgte eine Charge der Kürassiere und eine Salve der Infanterie, und darauf allgemeiner Sturm auf das Schloß, nicht von Canaille, sondern von Bürgern und Studenten. Wir waren zufällig während dieses Ereignisses im Thiergarten und kamen hinter einem Regimente, das von Charlottenburg her hereingezogen wurde, noch ins Thor herein, müssen aber die Nacht bei Johns bleiben; denn die Wilhelmsstraße ist gesperrt, und die Brücken alle zerstört, so daß wir nicht in unsre Wohnung können."

Und am 19. Mittags meldet er weiter nach Neuseß: „Es ist wieder Friede in der Stadt eingezogen. Der König hat alles Militär abberufen, das fremde sogleich aus der Stadt entfernt und überhaupt Alles gethan, um die Gemüther zu besänftigen. Aber eine Masse scandalsüchtigen Proletariats bearbeitet das Volk fortwährend zur Revolution; ich hoffe, ohne Erfolg, weil doch noch ein Fünkchen gesunden Menschenverstands in den meisten Leuten lebt. Die ganze Nacht bis gegen sieben Uhr Morgens dauerte der Straßenkampf, in welchem das Militär überall die Oberhand behalten hat. In unserm Hause ging es lebhaft zu. Von den Artilleriewerkstätten jenseits der Spree wurden die Schloßbarricaden fortwährend mit Kartätschen bestrichen. Am tollsten war es in der Königs- und Friedrichsstraße, wo noch himmelhohe Barricaden stehen. Blut ist nicht so viel geflossen, als man nach dem achtzehnstündigen Kampfgetöse und dem Kanonen- und Kleingewehrfeuer hätte vermuthen sollen. Die Verluste sind mehr auf Seiten des Militärs, das mit Schüssen von kleinen Ziegelstücken und aus Fenstern übel zugerichtet wurde. Trotzdem hat es sich im Ganzen mit großer Mäßigung benommen. Eben werden mittelst Placat

die Namen der neuen Minister: Arnim, Präsident; Schwerin an Eichhorns Stelle und Auerswald angeschlagen. Auch diese Ministerialveränderung war schon vor der gestrigen Empörung geschehen. Es stellt sich immer mehr heraus, daß die Schuld des Gemetzels auf Seiten des von einigen verruchten Kerls aufgehetzten Volkes ist, welche das Schloß durch einen Handstreich nehmen wollten, in dem Augenblicke, wo die Bürger zu einem Vivat als Dank für die großartigen Zugeständnisse des Königs, auf dem Schloßplatze sich versammelten. Dem folgte kein Angriff, sondern nur ein langsames Anrücken der Cavallerie, welche vom Volke sogleich angefallen und zur Nothwehr gezwungen wurde; und so erging es auch der Infanterie, wobei zufällig zwei Schüsse fielen, von denen aber gewiß ist, daß sie nicht trafen. Darauf die allgemeine Wuth, wie sie unter solchen Verhältnissen und von solchen Leuten, wie die Helden des gestrigen Tages, geübt wird. König und Königin sind im Schlosse. Jetzt 9 Uhr Abends Alles ruhig. Die Leute gehen nach wie vor ihren Geschäften nach; die Droschken fahren wie sonst; gestern waren sie zu Barricaden verwendet. In den Häusern liegen noch Verwundete zerstreut umher."

Sein letzter Brief aus Berlin (21. März) ist nach Jena an Frau Fortlage gerichtet: „Stündlich sind es die ungeheuersten Ereignisse, die mit unmittelbarster Wucht mir die Seele nicht zerschmettern; dazu bin ich zu stark und stolz — aber in ganz neue Formen schmieden, die einstweilen bloß instinctmäßig, nicht durch Reflexion begriffen werden können. Lesen Sie die Vossische Zeitung. Dort finden Sie die vergleichsweise beste Darstellung der Schlacht von dem achtzehnten auf den neunzehnten. Von mir werden Sie jetzt keine fordern. Nur so viel bitte ich Sie, mögen Sie hören, was Sie wollen, auf mein Wort hin fest zu halten, daß es eine d u r c h a u s t r a g i s c h e Katastrophe im vollen Sinne des Wortes war. E s h a n d e l t e s i c h n i c h t u m E r k ä m p f u n g d e r F r e i h e i t o d e r d e r F r e i h e i t e n; A l l e s, v i e l m e h r a l s m a n f o r d e r t e u n d h o f f t e, w a r b e r e i t s g e w ä h r t, e h e d e r K a m p f l o s b r a c h. Ich gedenke in den nächsten Tagen von hier abzureisen. Eines bewegt mich hierzu, die Sorge um meine Eltern, die keinen der Söhne zu Hause haben, und ihrer vielleicht nur zu sehr bedürfen. Dann ist heute früh ganz sichtlich eine große Abspannung in dem Gange der hiesigen Ent-

wicklung eingetreten, die für die nächsten Wochen außer einigen nachträglichen, im Wesentlichen gleichgültigen Zuckungen der Leidenschaften wohl vorhalten und so lange alle wirklich bedeutenden Ereignisse aufhalten wird."

Und schon am 28. März berichtete er von Neuseß nach Jena: „Ich verbrachte in Weimar mit meinem edlen und verständigen Freunde von Gersdorf einige Stunden, um mich von all dem Wahnsinne zu erholen, der in steigenden Verhältnissen seit meinem Eintreten in Thüringen meine unglücklichen Ohren verletzt hat. Hier in Neuseß fand ich die Gefahr noch nicht so groß, wie ich sie mir dachte. Doch konnte ich mir und den Andern nicht verhehlen, daß sie in der That vorhanden ist. Ich fühle mich in dem jetzigen Augenblick freilich in ganz anderer Stimmung, sehe die lieben Berge und Wiesen mit ganz andern Augen an, wie sonst; aber sie selbst wirken, das merke ich von Stunde zu Stunde deutlicher, doch noch eben so beschwichtigend und versöhnend auf mich. Für ein großes Glück halte ich in diesen Zeiten, daß ich mich über die alle Gedanken verzehrenden Fragen im vollkommensten innern Einverständniß mit meinem Vater und seinen und meinen Freunden, die ich mit Stolz meine väterlichen Beschützer und Leiter nenne, befinde."

— — —

Christian von Stockmar war in Coburg anwesend. Dem Vater Rückert war es ein unendlicher Trost, mit dem verständnißvollen Freund den Schmerz theilen zu dürfen, der beide Männer mit den blutigen Ereignissen des 18. März bis in das innerste Mark des Herzens traf. Heinrich war stets mit ihnen zusammen. Der väterliche Freund und Leiter Christian von Stockmar wurde ihm von diesem Tage an der Compaß, in dessen klarer und sicherer Weisung seine politischen Grundsätze sich ausformten, um durch sein ganzes Leben in Rede und Schrift, aus dieser gesunden Gesinnungswurzel heraus, dieselben festgegründeten zu bleiben.

„Dieser seltene Mann, groß wie Keiner als politischer Charakter, war unschätzbar für Fr. Rückert. So lange noch Stockmar die Hoffnung aufrecht erhielt, konnte dieser es ertragen, in Berlin zu bleiben. Fröstelte ihn auch dort fortwährend der Nebel an, der sich über politische und sociale Zustände für sein reines Auge

immer dichter zu legen schien, so ließ er sich doch gern von den lichten Voraussetzungen Stockmars erwärmen, die allein in Preußen den Weg erkannten, auf welchem der Liberalismus bahnbrechend für die Sache der deutschen Einheit und für die Lösung der starren Formen bureaukratischer und byzantinischer Verwaltung vorgehen würde und müsse.“ (H. R.)

Die Generalsynode von 1846, der vereinigte Landtag von 1847, die mehreren dazwischen liegenden Flicken und Flecken, die auf alte Schäden aufgesetzt wurden, sie konnten so lange nicht eine Garantie für die Neugestaltung eines freiheitlichen Lebens in Staat, Kirche und Volk gewähren, als die ausübende Macht in den Händen des absolutistischen Ministeriums Thiele-Eichhorn lag, denen die Wahrung des Altpreußenthums höher stand, als dessen Aufgehen in ein einheitliches Deutschthum. Stockmar zog sich verstimmt und betrübt in das Stillleben von Coburg zurück.

„Merkwürdig genug war es, daß ein solcher Mann, von dem bald nachher Gervinus in Frankfurt sagte: ‘er sei der Einzige, der zum Reichsminister geeignet sei’, der die Fäden der hohen europäischen Politik in Händen hielt, was freilich die Wenigsten in Deutschland so wissen konnten, wie Fr. Rückert, am allerwenigsten die Unzurechnungsfähigen bei uns, die das große Maul führten; daß ein Stockmar diesen Leuten nichts weiter galt, als daß er ein reicher Mann sei, was er nie gewesen und auch nicht war.

„Unter allen den Gestalten, die zu des Dichters wirklichen Freunden gehörten, war er der älteste, gleichsam Anfang und Ende — denn in der Mitte, da trennten sich die Wege, ohne daß die äußere Verbindung je aufgehört hatte. Es war die echte Kameradschaft zweier der freiesten Männer Deutschlands. Schon auf der Universität Würzburg frappirte Rückert die hervorragende geistige Erscheinung, die würdevolle Selbstachtung Stockmars. Sie wurden bald Freunde. Stockmar ließ sich als Arzt in Coburg nieder, Rückert arbeitete in dem benachbarten Ebern. Später als Stockmars Verbindung mit König Leopold von Belgien und der Königin Victoria von England, die Beziehungen zu dem preußischen Königshause ihn zu großen diplomatischen Missionen ins Ausland beriefen und er nur ab und zu in Coburg war, da traf es sich doch meist so glücklich für Rückert, daß er zu gleicher Zeit von Erlangen

und später Berlin die Ferien in Neuseß verlebte. Als im Jahre 1848 die Dinge einen Gang in Deutschland nahmen, der Stockmar nicht gerade der richtige schien; als das Alter und Kränklichkeit ihn mehr und mehr drückten, seine Besuche in Windsor als Gast und Großpapa immer seltener wurden; die englischen und preußischen Herrschaften ihn fleißig in Coburg aufsuchten: da wurde sein Verkehr mit Rückert ein stätiger, und gern und oft sprach er in Neuseß ein.

„Er war kein Mann vielen Worts, aber der That und des Charakters; eine Natur im echtesten Sinne, aus der sich im größten Style des Lebens der Charakter geläutert hatte. Nichts konnte den klaren, festen Grund erschüttern; er kannte die Menschen wie Keiner und doch liebte er sie und glaubte an sie. Obgleich er alle Hoffnungen scheitern sah, stand er fest in diesem Glauben. Mit Rückert verband ihn die vollständigste Uebereinstimmung in den Fonds des Charakters und in der Consequenz angewandt auf die Politik. Die unendliche Sicherheit Stockmars, die rückhaltlose Offenheit, mit der er Rückert in die verborgensten Fäden der Dinge und in das Großleben der Weltereignisse schauen ließ, machten seinen Umgang für Rückert unentbehrlich. Dabei sicherten ihm seine reiche Bildung, seine vielseitigen Interessen, sein Witz, seine Güte und Freundlichkeit, wie einst im Hof- und Gesellschaftsleben, auch im vertrauten Umgange mit Freunden ein Uebergewicht, welchem selbst die autokratische Natur Rückerts sich nicht entziehen konnte. Seine kurzen Briefe in gewaltigen königlichen Zügen tragen durchaus den Charakter des Herrschers, zu dem er geboren war, und der er in seinem vielbewegten und bedeutenden Leben, sich selbst unbewußt, wirklich gewesen ist.“ (H. R.)

—

Während in Frankfurt a. M. der Bundestag endlich aus langem tiefem Schlafe unsanft aufgerüttelt, zur Revision der Bundesverfassung schritt, durch Beschluß vom 30. März die Einberufung einer deutschen Nationalversammlung zum fait accompli erhob und am 31. März bereits das berathende Vorparlament sich versammelte, arbeitete Stockmar still abwartend den großartigen Plan zur Reconstruction Deutschlands als einheitliches Reich unter einem Kaiser aus. Demselben lag der Vorschlag einer Theilung

in mittelbares und unmittelbares Reichsland zu Grunde, wobei die auf angebliche Stammesverschiedenheit der fünfunddreißig kleinen und großen Staaten gestützten Forderungen ihre Befriedigung finden sollten.

Dieser Plan fand zunächst bei Friedrich und Heinrich Rückert begeisterte Aufnahme. Fast gleichzeitig, wo derselbe in der Heidelberger Zeitung abgedruckt wurde, erschien in den Grenzboten 1848 Nr. 49 S. 365 ein Aufsatz „Stämme und Staaten in Deutschland", in welchem Heinrich Rückert scharf und witzig die Gegner des deutschen Einheitsstaats mit ihrer Berufung auf die Stammesverschiedenheiten der einzelnen Völkergruppen als eine politisch ganz unhaltbare, geschichtlich ganz unmotivirte Schilderhebung des Particularismus zurückweist. Ausführlicher noch nimmt er dieses Thema wieder auf in einem auf besondere Veranlassung Stockmars geschriebenen Essay in der Minerva 1850 II S. 428: „Die Stammeseigenthümlichkeiten im deutschen Volke und ihre politische Berechtigung".

Hier wendet er die Waffen hauptsächlich gegen die Presse, geißelt ihr gedankenloses Nachtreten in falsche und mystische Begriffsvorstellungen und ihre Bereitschaft particularistischen Zwecken zu dienen, und warnt sie, mit Heranziehung durchschlagender geschichtlicher Thatsachen, vor den Versuchen, aus der geschichtlichen Existenz der Stammeseigenschaften des deutschen Volkes die politische Berechtigung des großdeutschen Staatenprincips herzuleiten und aufrecht zu erhalten. „Nicht unser deutsches Volk allein", schließt er den damals viel Sensation erregenden Aufsatz, „ist im Besitz solcher Eigenthümlichkeiten des Stammeslebens. Auch bei den andern großen Culturvölkern, Franzosen, Engländern, Italienern, treten sie, und bei letzteren vielleicht noch in höherem Grade auf, als bei den Deutschen; genau in denselben Regionen, in denen wir in unserm deutschen Leben ihnen ihr eigenthümliches Gebiet angewiesen haben: in Dialekt, Sitte, Häuslichem und Wirthschaftlichem, Volkspoesie u. s. w. Aber es fällt keinem Engländer oder Franzosen ein, sie als ein Moment der politischen Entwicklung anzuerkennen. Wo auch die Stammesart bei uns in ihren localen Einflüssen auf das Individuum zum Vorschein kommt; niemals hat sie die Grundrichtung eines Charakters und seiner Thätigkeit in politischer, kirchlicher, künstlerischer oder irgend andrer Beziehung abgegeben. Wir erinnern nur an Luther und Goethe, um es

jedem selbst zu überlassen, an diesen beiden Gestalten die Wahrheit des Gesagten zu prüfen!"

Stockmar wurde vom Herzog von Coburg als Bundestagsgesandter nach Frankfurt a. M. gesandt und reiste dorthin am 12. Mai 1848 ab. Heinrich Rückert verließ schon am 8. Mai Neuseß, um, wie er scherzend sagte, in Jena „seinen Frack zu holen und sofort nach Frankfurt zu gehen und dort unter der Aegide Stockmars an Ort und Stelle die Entwicklung der deutschen Dinge nicht nur zu durchleben, auch handelnd mit einzutreten." Die Abreise verzögerte sich unerwartet um mehrere Tage.

„Es war an einem dieser wunderbaren Frühsommertage des Jahres 1848, Sonntag den 9. Mai, wo ich Fortlages Lebewohl sagte und über Mittag dort blieb. In der späten Nachmittagsstunde wandelte ich mit Marie Stein noch einmal durch den Garten, wo schon die Rosen zu blühen begannen. Die Unterhaltung wurde scherzend geführt, womit ich vergeblich eine mir unerklärliche Bewegung bei dem Gedanken niederkämpfte, daß nun alle die freundlichen und gemüthlichen Momente unsers bisherigen Verkehrs für lange, vielleicht für immer vorüber wären; denn nach meinen damaligen Plänen und Bestrebungen, nach meinen Ansichten von dem Gange der Weltereignisse meinte ich, sei es das letzte Mal, daß ich ihr im Leben begegne. Die Abendschatten mahnten zum Heimweg, da gab ein Wort das andere und das letzte war das entscheidende, was meinem ganzen Leben den Inhalt gab, ja es überhaupt erst zu einem wirklichen Leben gemacht hat. Ohne irgend welche üblichen Formen des Verlöbnisses betrachteten wir uns von dieser Stunde an als Verlobte. Nur Fortlages, die Elternstelle an Marie vertraten, die mir herzliche Liebe und unbegrenztes Vertrauen schenkten, wurden Mitwisser unsers Geheimnisses. Erst nach meiner Rückkunft von Frankfurt, die ich jetzt mit einem Male als ein Selbstverständliches betrachtete, sollten die hergebrachten Formen gesellschaftlicher Ordnung erfüllt werden."

Heinrich Rückert reiste am 16. Mai nach Frankfurt ab, von wo er (19. Mai) an Frau Fortlage schreibt: „Wenn ich denke, wie still und ruhig mir die Stunden noch heute vor acht Tagen hinflossen, und wie ich in diesem Augenblicke mitten in dem gewaltigsten Strome der Welterneuerung oder Weltzerstörung ohne Widerstand dahin getrieben werde, begreife ich gar nicht, daß ein

und derselbe Geist in so einer Spanne Zeit in ganz neue Formen umgegossen werden kann. Es ist nur ein Glück, daß die ursprüngliche Substanz doch immer noch dieselbe bleibt, gerade wie Silber Silber bleibt, mag es nun einen Altarkelch oder einen Trinkbecher vorstellen. — Noch habe ich von den unzähligen Bekannten Niemand außer von ferne gestern bei dem Zuge der Abgeordneten in der Paulskirche gesehen. Ich verschiebe mit Absicht die Besuche vielleicht noch einige Tage, bis ich fühle, daß ich in der ganz fremden Umgebung soweit heimisch geworden bin, um sie gründlich verstehen zu können. Von der gestrigen Sitzung werden Sie ohne Zweifel Kenntniß haben, ehe diese Zeilen in Ihre Hände gelangen. Sie war stürmisch bewegt, hauptsächlich wegen der gänzlichen Unfähigkeit des Alterspräsidenten. Die nächsten Tage werden unter allerlei Formalien, Prüfung der Legitimationen, Bildung von Commissionen u. s. w. vergehen. Mein Aufenthalt wird sich ganz nach den Umständen richten. Für Jena bin ich offiziell auf vierzehn Tage verreist. — Ich wollte, Sie vermöchten sich mit mir der Pracht und Fülle der Natur zu erfreuen, die mich hier umgiebt. Jetzt fühle ich, daß Frühling in der Welt ist und trinke mit gierigen Zügen, was ich bis diesen Augenblick zu genießen versäumt hatte. Wie ich die Sonne gestern von einer hohen Hügelkette aus im Rhein untergehen sah, war es mir so frei und leicht zu Muthe, als wenn mich in meinem ganzen Leben kein Schmerz mehr antasten könne."

Der erste ausführliche Brief ward an seinen Bruder Carl nach Neustadt (21. Mai) gerichtet: „Du siehst nun, lieber Dicker, daß ich wirklich in der guten Wahl-, Reichs- und Krönungsstadt sitze und mich weder durch die Süßigkeiten eines pflichtwidrigen Docententhums, noch durch andere noch süßere, als da sind: Theilnahme an den großen politischen Bewegungen zwischen Hausberg und Landgraf, Interesse für die Volksbewaffnung, in der man es in Jena sogar bis zu einem Pikencorps gebracht hat, vom Durchwischen habe abhalten lassen. Einstweilen gedenke ich bis Pfingsten hier zu bleiben; denn bis dahin dauern die Verhandlungen jedenfalls. Und zu lernen wird es, das fühle ich von Stunde zu Stunde mehr, unendlich viel geben, daß ich es kaum bewältigen kann. Schon diese ersten Tage, in denen es sich im Grunde um ganz unbedeutende Dinge handelte, wie Du aus den Zeitungen

gesehen haben wirst, haben mich in der Beurtheilung der deutschen Zustände unendlich gefördert. Und noch habe ich nur wenige neue Bekanntschaften gemacht, und einstweilen mehr nach den Gelegenheiten mich umgethan; auch in möglichst nützliche Garantien gewährender Weise, mir solche zu verschaffen. Daneben scheint noch ein hinreichendes Quantum Zeit für den frohen Lebensgenuß abzufallen und ich denke, es bestens zu benutzen.

„Ich habe mich gleich häuslich eingerichtet in einer elegant gemüthlichen Stube — elegant-gemüthlich ist überhaupt das Charakteristische des hiesigen Lebens — an einem kleinen, freien Platze, nur hundert Schritte zur Mainbrücke, mit grotesker Aussicht in verschiedene, kaum zwei Schritt breite Gäßchen, auf wunderliche Schieferhäuser und den ganz nahen Domthurm, sowie auf eine andere herrliche Thurmpyramide der Nicolaikirche. Die Hausleute sind sehr anständige Frankfurter Bürger. Mit dem Mittagtisch werde ich wahrscheinlich dauernd auf der Mainlust mich niederlassen, am untern Ende der Stadt, dicht am Strome, mit wunderbaren Lindenschatten und noch wunderbarerer Aussicht über Fluß und Gegend nach Mainz hin. Zudem speisen hier sehr viele Deputirte u. s. w. Es waren an hundert Gedecke. — Gegen Abend bin ich schon ein paar Male auf die Höhen über Sachsenhausen gestiegen, von wo aus die ehrwürdige Stadt in den Taunus sich gleichsam hineinzuschmiegen scheint, und auf der andern Seite des Hügels ein Buchenwald beginnt, wie ich trotz Rügen und Thüringerwald noch keinen gesehen, ja noch von keinem geträumt habe. Wem an dieser Stelle nicht das Herz aufgeht über die Pracht und Herrlichkeit, die sich da oben entfaltet, der hat gar keines!"

Und am 24. Mai schließt er diesen Brief: „Das Parlament hat bis jetzt nur Allotria getrieben; die ganze Haltung der Versammlung ist so, daß ich mir von ihr kein Heil verspreche und von Tag zu Tag meine schon seit vier Wochen gefaßte Ansicht von dem Gange unserer nächsten Zukunft bestätigt finde. Stehe nur jeder, und auch Du mein Bruder, fest auf seinem Platze und in seiner Ueberzeugung und legt vor Allem nicht die Hände in den Schooß. Bildet Clubbs überall, in Neustadt, meinetwegen in Herrenbrücken, und seid so viel wie möglich thätig. Ich lege Dir die Grundzüge solcher Vereinigungen, wie ich sie mir denke, bei. Schlegel kann sie in der Coburger Zeitung mittheilen und öffentlich

zum Beitritt auffordern. Aehnliches organisirt sich überall; es ist auch die höchste Zeit, wenn nicht Deutschland kosakisch oder französisch werden soll; denn beide bezahlen so viel Geld zu unserm Untergang, daß mir ordentlich graust. Hier hantiert ein Viertel oder ein Drittel der sogenannten Nationalvertreter oder Zertreter, als wenn sie täglich zehn Francsstücke oder fünf Rubel bekämen. Einige feste Säulen giebt es noch. Da ist vor allem der Präsident von Gagern, der wie ein Apollo aussieht, welcher die Furien zurückscheucht. Aber sie wollen nicht in ihrer dumpfen Nacht bleiben. Theile nur den Leuten meine Gedanken über das Parlament mit, doch mit Vorsicht. Man muß die Schwachen nicht erschrecken, daß sie nicht im Starrkrampf gerathen und die Hände gar nicht mehr brauchen können."

An demselben Abend des 24. Mai schrieb er noch an den Vater nach Neufeß: „Geliebter Vater. Noch weiß ich gar nichts, wie es Dir und allen Lieben in Neufeß geht; ich denke mir aber, es kann bei dieser wunderbaren Maienzeit nicht anders als gut bei Euch stehen. Oder genießen wir hier am Main und Rhein allein eine solche Herrlichkeit der Sonne, der milden Luft, und eine Pracht der Natur ohne Gleichen? Zwar selten, aber dann mit desto größerem Entzücken, trinke ich diese Herrlichkeit in vollen Zügen, besonders in den ersten Abendstunden, wo ich gewöhnlich die Höhen des Frankfurter Waldes nach Darmstadt zu besteige und hinunter auf Stadt und Fluß und die unbeschreiblich schönen Bergmassen des Taunus schaue.

„Am Tage und in den späten Abendstunden ist es Politik und nur Politik, die mich unter den verschiedensten Formen in Anspruch nimmt. Die ersten Frühstunden studire ich Tagesliteratur, worunter mir in neuester Zeit ein Entwurf zu einer deutschen Bundesverfassung von Bunsen (dem Londoner, der vielleicht bald hierherkommt, da er in Schleswig gewählt ist) bei weitem das Bedeutendeste zu sein scheint. Er schließt sich im wesentlichen an die Siebzehn an; nur darin weicht er ab, daß er ähnlich wie ich mich einst gegen Dich aussprach, neben den zwei Kammern einen Staats- oder Reichsrath aus den Fürsten will. Auch er fühlt wie der Herzog von Coburg, daß die Fürsten nicht neben Banquiers und Professoren sitzen können, ohne ihre Stellung oder die Kammer zu ruiniren.

„Das Parlament macht bis jetzt schlechte Geschäfte. Die Praktik der Linken ist, so viel ich sehen kann, die Geduld des Volks durch Vorschiebung von allerhand Allotrien zu ermüden, die öffentliche Meinung gegen das ganze Institut zu stimmen, in welchem sie offenbar Fiasko machen. Leider hat die conservative Partei zwar herrliche Kräfte, ausgezeichnete Redner — nach meinem Urtheil ist Beckerath besonders in letzter Beziehung eine unvergleichliche Erscheinung, aber keiner, der mit dem Advocatenscheidewasser so geätzt wäre, wie das die edlen Linken sind, um diesen Hallunken die Spitze zu bieten. Was sind das für ehrliche, verständige, gebildete, geistreiche Leute, die unter den Conservativen fast durchgängig sich finden; man möchte fast an der Welt verzweifeln, wenn sie nichts ausrichten, und doch fürchte ich's fast. Von den Mainzer Niederträchtigkeiten wirst Du wohl gelesen haben. Nach bester Ueberzeugung sage ich, daß die preußischen Soldaten so unschuldig an den Vorgängen sind, wie bei dergleichen nur immer ein Theil sein kann. Gestern und heute hat nun das Parlament nichts gethan, als über diesen Scandal berathen und Bericht gehört. Eben komme ich von Stockmar, bei dem ich täglich nach acht Uhr Abends bin. Er läßt Dich schön grüßen und bitten, ihm die politischen Gedichte baldmöglichst zum Druck zu senden. Er ist als Gesandter portofrei. Prätorius (Abgeordneter zur Nationalversammlung, früher Privatsecretär bei König Leopold von Belgien), Briegleb von Coburg und Andere mehr finden sich bei ihm ein. Von Tag zu Tag treffe ich mehr Bekannte unter den Deputirten, oder mache zum Theil neue höchst interessante Bekanntschaften. Durch Michelsen aus Jena, der als Deputirter seiner Heimath Hadersleben, der nördlichsten Stadt in Schleswig, jetzt hier ist, komme ich mit den Norddeutschen in Berührung, mit denen ich mich am besten verstehe. — Soll ich Uhland besuchen, oder weißt Du sonst einen der Süddeutschen, zu dem Du mich gern schicken möchtest? Nun hoffe ich auf baldigste Nachricht von Euch. Für die Zukunft will ich meine Adresse herschreiben: Saalgasse 19 bei Deibeler. Es ist ein schönes heitres Zimmer, ganz nahe am Main; die Wirthsleute sind sehr anständig, außerordentlich gefällig; die Miethe neun Gulden per Monat, nicht hoch."

„Ich danke Dir, mein lieber Heinrich, für Deinen Bericht," antwortet Fr. Rückert, datirt Himmelfahrtstag 1848, „aus dem

ich zur Genüge ersehe, wie wacker und besonnen Du Dich im Mittelpunkt unsrer Angelegenheiten umsiehst und zu unterrichten suchst. Es wird Dir eine Schule fürs Leben und eine große Erinnerung sein, der politischen Entwicklung Deutschlands so aus der Nähe zugesehen zu haben, auch wenn Du keine Gelegenheit findest, mit Hand anzulegen. Stockmar machte mir Hoffnung, in seiner neuen Stellung Dich als Schriftführer verwenden zu wollen; ich schrieb Dir nichts davon, weil seine Stellung mir noch zu unzuverlässig schien. Ich meinestheils lebe der Hoffnung, daß Alles gut oder doch leidlich und ohne Gewaltsamkeit geht; dafür bürgt mir der Ausgang, den Raveaux' Antrag endlich durch Wernher genommen; dafür die große Majorität für Gagern, die Protestationen aus dem Hannoverschen und selbst Bayerschen; die Stuttgarter Adresse, die nur dummer Weise den König von Preußen mit denen von Bayern (der sein Schwager ist) und Hannover zusammenwirft. Doch was hilft dergleichen abgerissenes Reden? Versäume Du keinen Augenblick, bei Deinen Bekannten für das Rechte zu reden. Kein gutes Wort, zumal so nahe der Bühne der Entscheidung ist verloren. Wie lange wirst Du noch dort bleiben? Erfreue uns bald mit neuen Briefen."

Heinrichs zweiter Brief vom 30. Mai kreuzte sich mit dem väterlichen Briefe: „Seit meinem letzten nun sechs Tage alten Briefe haben die Dinge hier sich merklich zum Bessern geändert. Es läßt sich fast die Secunde bestimmen, in der dieser Umschlag erfolgt ist. In der Abendsitzung des vorigen Sonnabends, wo über den äußerst bedenklichen Raveaux'schen Antrag die heftigste und bitterste Debatte, die sich schon am Morgen entsponnen hatte, nicht minder leidenschaftlich fortgesetzt wurde und einen förmlichen Bruch, d. h. einen Austritt der Minorität, ähnlich wie beim Vorparlament herbeiführen zu müssen schien; — es wäre dies nach meiner Ueberzeugung für eine große Fraction der Linken, Wesendonk und Leute ähnlichen Schlages sehr erwünscht gekommen — kam plötzlich wie durch höhere Erleuchtung ein Bewußtsein von der furchtbaren Verantwortlichkeit, deren sie sich, wenn sie auf dem bisherigen Wege beharrten, schuldig machten, über alle Parteien, und so erfolgte die Annahme des Wernher'schen Commissionsgutachtens mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität. Der Eindruck, den das anwesende Publicum davon erhielt, war

großartig erhaben und brachte das bei den Bessergesinnten so ganz tiefgesunkene Vertrauen auf die Versammlung mit einem Schlage wieder in die Höhe. Der weitere Verlauf der Verhandlungen bis heute Nachmittag blieb dem erfreulichen Aufschwung getreu. In kürzester Zeit und mit entschieden guter Gesinnung ist am Montag die Geschäftsordnung angenommen, sind heute die Wahlen des Präsidenten, der Vicepräsidenten und Secretarien vollzogen worden. Morgen als Himmelfahrt und übermorgen bleiben die allgemeinen Sitzungen suspendirt, um den einzelnen Abtheilungen, namentlich dem Verlesungsausschuß Zeit für die speciellen Arbeiten, die ihnen obliegen, zu lassen. Anfang der nächsten Woche wird der Verfassungsentwurf zur Berathung kommen, der sich formell und materiell nicht sehr entfernt von dem XVIIer-Entwurfe halten dürfte. Als Eingang steht eine Art von Erklärung der Volksrechte, wie sie ja auch dort vorangeschickt war. Vermuthlich ist man so klug, die schwierigste Frage über das Reichsoberhaupt ganz ans Ende zu stellen, und einstweilen eine provisorische Centralgewalt zu ernennen, nur daß man sie anders zusammengesetzt wünscht, als sie nach dem Bundesbeschluß vom 5. Mai organisirt werden sollte.

„Was die Stellung des Bundestages angeht, so ist sie der Nationalversammlung gegenüber noch durchaus confus. Es ist in ihr eine große und tüchtige Partei, darunter Welcker, Bassermann, Beckerath, Dahlmann, Gervinus, die im Stillen dahin arbeiten, den Bundestag durch eine leise Modification seiner bisherigen Gestaltung nicht bloß gewissermaßen, sondern in der That zur ersten Kammer zu machen, und so zugleich über einen ebenfalls sehr kitzlichen Punkt des Verfassungsentwurfs hinüber zu kommen. Ob man von der linken Seite eine Ahnung von diesem Plane hat, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Doch vermuthe ich es und schreibe das bisherige Stillschweigen dieser Herren in einer Sache, welche bereits als eine Lebensfrage für sie zu gelten schien, einer höchst raffinirten Taktik zu, die möglicherweise der guten Sache eine empfindliche Niederlage beibringt.

„An eine gewaltsame Störung der Versammlung, von der wohl in manchen Blättern die Rede war, ist, wenn die Dinge hier bleiben, wie sie sind — und ich sehe keine Ursache, warum sie das nicht sollten, weil sie durchaus in der Natur der hiesigen

Verhältnisse begründet sind — keineswegs zu denken. Selbst die kleinen Crawalle, die man noch vor vierzehn Tagen zur Einschüchterung aller ängstlichen Seelen, deren es unter fünf bis sechs hundert ja genug giebt, versucht hat, unterbleiben jetzt, Dank sei es den derben Fäusten der hiesigen Zünfte, vor allem der Metzger, die keinen Spaß verstehen. Die sogenannten Arbeiterversammlungen mit ihren Massenaufzügen und Massenpetitionen, womit man die Nationalversammlung zu behelligen und zu überrumpeln gedachte, haben am vorigen Sonnabend durch eine ganz einfache Maßregel der Bürger ein lächerliches Ende genommen. Die Stimmung ist hier fast durchgängig streng conservativ, man kann sich des Lächelns nicht erwehren, wenn man sieht, wie hier in der freien Stadt jedermann bei dem Namen Republik in so loyales Entsetzen geräth, wie es bei einem Unterthanen Sr. Majestät des Zaren sehr natürlich sein mag. Das Vertrauen aller Einsichtigen und Wohlmeinenden, auch das meinige, beruht aber hauptsächlich auf der Persönlichkeit des definitiven Präsidenten Frh. v. Gagern. Freund und Feind erkennt einstimmig an, daß er der einzige Mann ist, von dem man das Heil erwarten kann, und wenn nicht ein ähnlicher Unstern, wie er so furchtbar über unsrer neuesten Geschichte waltet, auch ihn bedroht, so wird er es sicher bringen.

„Wenn ich nur etwas von Leo wüßte und ob er noch in Berlin oder in Schleswig ist, wo man leider sehnsüchtig nach Soldaten ausschaut. Alle Friedensgerüchte sind, wie ich aus den besten Quellen versichern kann, bloßer blauer Dunst. Es steht dort noch ein furchtbarer Kampf bevor. Eine russische Kriegserklärung und Landung erwartet man täglich in Berlin."

„Du hast mich sehr erfreut", schrieb der Vater 15. Juni 1848, „durch Deinen letzten Brief, der alle die guten Hoffnungen bestätigte, die ich vom Gange unsrer großen Sache in Frankfurt gefaßt habe. Auch in der Ferne geht einem das Herz auf vor den Erscheinungen auf jener Bühne, die Du so nahe vor Dir hast. Ja der gute Geist wird über alle die Bösen siegen; sichtbar erstarkt er im Kampfe mit ihnen. Wir haben ein arges Fieber, das uns noch tüchtig schütteln wird; aber wir werden es abschütteln und eine neue, nie geahnte Genesung erleben. Auch ich denke noch ein Stück davon zu erleben. Die Rede von Waitz, die Du so hervorhebst, hat auch auf mich durch die abgerissenen

Stellen in den Zeitungen (die stenographischen Berichte erwarte ich erst) den freudigsten Eindruck gemacht, besonders durch eine anti-Ruge'sche des Inhalts: 'In jenen Stunden der Verlockung, als die Dänen die freie Verfassung anboten, zogen wir das Vaterland ohne Freiheit der Freiheit ohne Vaterland vor.' Es freut mich zu sehr, wie die abstracten Freiheitsmänner, die Slavenenthusiasten sich in ihrer Blöße zeigen. Venedey thut mir leid, von dem ich besseres gehofft; es freut mich, daß auf Blum der Verleumder sitzen bleibt trotz der großartigen Unverschämtheit seines Schildknappen Schaffrath, trotz dem Beifall der Gallerie und dem Ständchen, das die deutsche Zeitung schicklich eine Beileidsbezeugung nennt. Die Feiertage scheinen glücklich vorübergegangen zu sein; die herbeigelaufenen Stänker fanden das Nest leer und werden nun schon wieder abgezogen sein, da sie keine Weggelder beziehen (oder doch?) und zu ihrer Arbeit zurück müssen, wenn sie anders welche haben. Mögen nun die von dem Ausflug in die herrliche Gegend gestärkten die ganze Vollgewalt des Sommers im Gemüthe mit zurückbringen an die heiße Arbeit, die nun erst bevorsteht. Wer wird vor der Hand unser Herr und Meister sein? Ich hoffte eine Zeit lang drei hohe Häupter zu sehen, den König von Preußen, die Prinzen Johann und Luitpold; damit geht es nun freilich nicht, doch wer immer es sein mag, wenn nur die Mitte nicht mehr leer ist. Wer auch dort steht; die ganze Fülle der Kräfte von allen Seiten zusammenstrebend, wird sich in ihr concentriren. Du hast nun selbst die Ueberzeugung, daß Du für Deinen Theil in Frankfurt genug gesehen und gelernt hast, und heimgehen kannst und sollst an Deine Arbeit, die jetzt auch in Deinem Kreise eine ganz anders erfreuliche sein kann; ich wünschte, daß Du dieses Sinnes bleibest; Du kannst ja in den Herbstferien wieder kommen, denn es wird dann noch nicht aus sein. Wenn Du einen Zuschuß aus meiner Kasse bedarfst, so melde Dich ungenirt; begreiflicherweise wird Deine literarische Einnahme stocken. Von Leo habe ich noch immer nichts gehört, ob er nun endlich nach Holstein noch gelangen wird, was ich ihm gönnen wollte, sei's auch nur, um von Berlin wegzukommen, wo sie's gar zu gemein treiben. Die Wiener erscheinen ordentlich edel dagegen."

Heinrich folgte der Weisung des Vaters. Auch waren seine finanziellen Kräfte erschöpft. Und einen nicht minder bestimmenden Beweggrund zur Abreise gab Stockmars Abwesenheit. Dieser war nach Berlin gereist, um für die Herstellung des deutschen Einheitsstaates persönlich bei dem Könige Friedrich Wilhelm IV. noch einmal alle Hebel einzusetzen. An den romantischen Doctrinen des Fürsten zerschellten alle Hoffnungen — wohl aber bewahrheiteten sich die prophetischen Worte, die der scharfblickende Politiker schon vor dem 18. März, kurz ehe die Schreckenskunde dieses Tages ihn erreichte, in Coburg niederschrieb (Denkwürdigkeiten Chr. v. Stockmars S. 606): „Der Hort, auf den ich seit 1814 in einer nationalen Krise als Führer und Beschützer rechnete, bleibt zaudernd und unentschlossen, halb dem Irrthum zugewandt, zurück, wodurch er die herrliche Stellung, die er gegenüber dem constitutionellen Deutschland hatte, schon verloren hat. Ob er sich nun auch spät, vielleicht zu spät entscheiden wird, so muß er sich doch entscheiden. Fällt diese Entscheidung zum Heil für Preußen und Deutschland aus, so kann Anarchie und gräßliches Elend zum großen Theil noch verhindert werden; andernfalls ist ein großer Riß zwischen dem südlichen und nördlichen Deutschland unvermeidlich.“ —

Am 20. Juni traf Heinrich Rückert wieder in Jena ein; und noch an demselben Tage schrieb er an seinen Bruder Carl: „Brodelnd und dampfend liegt die unverschämteste Hitze über dem Saaleschlund. Wäre ich in diesem Augenblick noch in der lustigen Reichshauptstadt am Main, da wüßte ich, wo ich mir Kühlung holen sollte. Die Parlamentssitzung ist um fünf Uhr Abends vorbei, der Kaffee getrunken, eine schlechte Cigarre geraucht, das einzige schlechte unter allen höheren Bedürfnissen in Frankfurt, und nun säße ich auf der Mainlust unter Platanen und Linden, grade unter mir der gute Main, der wirklich einer der liebenswürdigsten Flüsse der Welt ist; vor mir Gärten und der große Reichswald, der sich anders conservirt hat, wie der Nürnberger. Ach es ist doch ein allzuherrliches Nest — unsere neue Hauptstadt; und keine andere verdient es zu sein und darf sie sein. Und was für ein derber lustiger Schlag von Menschen — Männlein und Fräulein — mit klaren Augen und gesunden Herzen, mitunter etwas mehr als billig geldprotzig; aber doch Kernnaturen, wie sie sich verhältnißmäßig nirgends in Deutschland finden. Du weißt, daß ich in hohem

Grade die Fähigkeit besitze, das gesunde Menschliche in den mich umgebenden Zuständen anzuerkennen und mich daran frisch und kräftig zu erfreuen. Rechnest Du nun noch die großartige geistige Bewegung, in der ich mich befand, und die herrliche Natur hinzu, so wirst Du begreifen, daß ich keine andere Epoche meines Lebens mit diesen letztvergangenen sechs Wochen vergleichen kann. Hier ist mir nun ganz eigenthümlich zu Muthe. Ich höre die Leute alle behaupten, sie seien entsetzlich aufgeregt, ich sollte nur etwas warten, da würde ich bald sehen, was geschähe; daß die Republik proclamirt, Thüringens Gauen und Staaten zu einer panthuringischen Landsmannschaft vereiniget würden, und Gott weiß, was noch. Aber meine Augen müssen blöde geworden sein, ich sehe das alles nicht wie wirklich vorhandene Dinge, wie große Leidenschaften und Bewegungen, von denen die Menschen ganz ergriffen und fortgerissen sind, wie ich es nicht bloß in Frankfurt und früher in Berlin, sondern auch anderwärts gesehen habe. Es kommt mir Alles vor wie ein Schattenspiel an der Wand, so ohne nachhaltige Existenz, Schatten von Leidenschaften, Schatten von Aufregungen, und dahinter guckt mich der breite Vollmond in 'diringischer Gutmidigkeit und Gemidlichkeit' behaglich lächelnd, sowie sonst an, mit der im Inlande, in Apolda gewebten Nachtmütze auf der Glatze.

„Fürs erste freue ich mich, in so ganz stiller Umgebung ausschnaufen und die gewaltigen Eindrücke der letzten Zeit verarbeiten zu können. Aber lange werde ich es nicht aushalten; dann wird eine viel größere Unruhe über mich kommen, als wenn ich mitten in den brandenden Wogen umhergeschleudert würde. Ich habe übrigens mein Augenmerk noch immer auf wirklich politische Thätigkeit gerichtet, nicht bloß auf Zeitungscorrespondenz, oder auf ein Colleg. polit. Doch befolge ich das erste Gesetz praktischer Staatskunst, Zeit und Ort abzuwarten, die bis jetzt noch nicht gelegen gekommen waren. Ich bin übrigens froh, daß ich in keine Beziehung zu dem Bundestag gekommen bin. Dadurch wäre meine ganze weitere Laufbahn in die Quere geschoben worden. Wenn es nur in Berlin so gut stünde, wie in Frankfurt. Aber da ist Alles bis ins innerste Mark zerfressen. Es giebt in der ganzen Geschichte, soweit ich sie überschaue, nichts Niederträchtigeres als diese neuliche Plünderung des Zeughauses und die Prügelei vor der Ständeversammlung. Zeichen einer Reaction des echt

preußischen Geistes lassen sich in Berlin noch kaum verspüren, während sie in den Provinzen immer mehr in den Vordergrund treten, selbst am Rhein. Ohne Zweifel erfolgt in den nächsten Tagen eine Proletarierrevolution in Berlin; die man zwar nicht so leicht als in Paris, aber doch niederkartätschen wird. Denn man hat ein für allemal eingesehen, daß man Ernst brauchen muß. Möchte man nur nach dem Siege nicht bei halben Maßregeln stehen bleiben. Dahin rechne ich, wenn man sich mit der Bändigung dieser Elemente zufrieden giebt, und dann ruhig in Berlin mit diesem Landtag, der im Durchschnitt eben so verwerflich ist, wie die Frankfurter Linke, weiter regieren will. Das Beste, man verlegte die Hauptstadt von Berlin weg, etwa nach Düsseldorf (nicht nach Magdeburg, woran man denkt), um nicht altpreußischen exclusiven Elementen zu viel Boden zu lassen. Dort ist Frankfurt nahe; der Uebergang Preußens in Deutschland dadurch um einen ungeheuren Schritt weiter gebracht und tausend andere kleine Vortheile mit erreicht.

„Das jetzige Ministerium hat einige höchstbedeutende, aus diesen entsetzlichen Zeiten gewachsene Männer: Hansemann, Milde, Schreckenstein, letzterer für die besagte Kartätschencur der rechte Mann. Camphausen wird in besseren Zeiten wieder die erste Rolle spielen; jetzt ist er zu mild. Jedenfalls sind sie so gescheut, um sich möglichst dem Parlamente anzuschließen, resp. unterzuordnen und die kleinen Demüthigungen, die von Süd- und Mitteldeutschland her dem kranken preußischen Adler ungestraft zugefügt werden, vor dem sie sonst zitterten und bebten, ruhig hinunter zu schlucken. Der Adler hat ja einen guten Magen und wie jetzt diese Verhöhnungen, so wird er einst die Leutchen selbst, sammt ihren Ländchen recht hübsch verdauen. Ein tüchtiger Krieg mit Rußland, eher noch mit Frankreich treibt alle guten Germanen über kurz oder lang unter seine Flügel, mag auch Johann immerhin Reichsverweser heißen. Was aus Oesterreich werden soll, wissen die Götter. Jetzt ist dort Alles voll deutscher Einheit und wird noch durch den Reichsverweser voller davon. So lange die Studenten in Wien regieren, hält dies auch Stand; aber die werden sich auch bald abgenutzt haben, und da kommt wieder die Großmachtsidee. Schon daß man so ernst entschlossen ist, Italien zu behaupten, ist ein Beweis dafür. In Ungarn wird man alles

Mögliche thun, um sich fest an Deutschland zu klammern, weil nur dadurch seine Existenz gerettet werden kann. Dagegen streben alle slavischen Bestandtheile im Bunde mit den aristokratischen und hierarchischen Elementen, die man ja nicht als vernichtet ansehen darf, das alte Oesterreichthum aufrecht zu erhalten. In Wien selbst wird es auch bald eine Proletarierrevolution geben, und dann ist es mit der Studentenherrschaft vorbei. Vor den republikanischen Versuchen im Südwesten habe ich im Augenblick gar keine Angst. Paris hat das Alles von vornherein besiegt. Einiges Blut wird es vielleicht noch setzen, bis man dies den Hecker- und Struvepeters begreiflich macht.

„So thut Euch ordentlich zusammen. Gebt Euch alle Mühe, unter die träge und stumpfsinnige Masse einige große politische Gedanken zu werfen; wie z. B. preußische Hegemonie, allgemeine Wehrverfassung, Marine, Heiligkeit des Parlaments u. s. w. Hütet Euch vor Theorien und Doctrinen; prediget den Leuten nicht von den Vorzügen der constitutionellen Monarchie vor der Republik, zieht die socialen Fragen herbei. Vor Allem muß auf eine Belebung und Kräftigung der Gemeindeverfassung gewirkt werden. Für den gegenwärtigen Augenblick müssen die eben in Frankfurt vorliegenden Grundrechte den Leuten nahe gebracht, und sie dadurch an das Parlament gefesselt werden. Zeigt ihnen, daß hierin die höchste Spitze politischer Freiheit, welche bis jetzt irgend ein Volk genossen hat, gegeben ist, aber zeigt ihnen auch, was sie selber thun müssen, um diese Freiheiten sich vollständig anzueignen, und wie sie noch weit davon entfernt sind."

Rückert blieb in Jena. Er wendete nun seine volle Arbeitskraft der schriftstellerischen Thätigkeit im Gebiete der Politik und Geschichte zu. So erscheinen im letzten Halbjahre 1848 und Anfang 1849 in der Minerva eine Reihe von Artikeln (anonym): Rückblicke auf die Thätigkeit der deutschen Nationalversammlung vom September 1848 bis Ostern 1849. Sie erörtern in populärer Sprache und chronologischer Folge die Berathungen über die Grundrechte, kritisiren die einzelnen Paragraphen, skizziren in scharfer, rückhaltloser Beurtheilung die verschiedenen Parteistellungen und in lebensfrischen Charakterbildern die hervorragenden Redner und Parteiführer. Sind auch die Reflexionen aus der Tiefe eines urgermanischen und echt patriotischen Gemüths heraus zuweilen

leidenschaftlich und subjectiv gefärbt, so vermißt man doch nirgends die Wahrheit in der Darstellung der Thatsachen und wird oft von dem Weltblick überrascht, der in der politischen Schule eines Stockmar seine Reife empfangen hat.

In den Grenzboten 1848 und 1849 erschienen flüchtig hingeworfene, aber fein gezeichnete Studien (Reiseeindrücke in Thüringen und Franken, Kleinstaatelei ꝛc.), in denen er mit schneidigem Humor die republikanischen und particularistischen Kundgebungen der demokratischen Vereine, ihre Festaufzüge, Bierconvente carrikirt, aber auch mit schonungsloser Offenheit die faulen Zustände der höheren Gesellschaft geißelt. Weitere drei größere Aufsätze: Politik und Militär in Franken; der bairische Separatismus; die Ultramontanen und Pietisten in Baiern, wozu ihm die damaligen scandalösen Vorfälle unter König Ludwig I. und dem Ministerium Abel ausgiebigen Stoff lieferten, sind auf dem Hintergrund historischer Beweisführung ernster und objectiver gehalten als die vorhergehenden.

Gleichzeitig brachte er den durch die Ereignisse des letzten Halbjahres ins Stocken gerathenen Druck der Annalen der deutschen Geschichte wieder in Fluß und gab dem Wunsche Weigels, noch in einem dritten Bändchen die gewaltigen Ereignisse der neuen Zeit mit in das ganze Werk eingeschlossen zu sehen, sofort bereitwilligen Ausdruck. Anknüpfend an die Thronbesteigung Friedrichs des Großen, mit welcher der zweite Band endiget, arbeitete er während der Weihnachtsferien das dritte Bändchen aus, welches mit der Februarrevolution 1848 abschließt.

Eine kurze beglückende Zeit des Ausruhens vergönnte Heinrich Rückert sich in den Sommerferien August bis Mitte October. Er führte seine Braut Marie Stein in das Elternhaus ein. Die Familie Fortlage, schon von Berlin her den alten Rückerts herzlich befreundet, begleitete das verlobte Paar dorthin.

„Es ist wunderbar schön hier,“ schreibt Marie Stein in den ersten Septembertagen an ihre Freundin Rosa Hanno (Tochter des Professors der orientalischen Sprachen Dr. Hanno in Heidelberg), „sowohl das Leben im Hause, als die Gegend, beides im vollkommensten Einklang von Poesie durchtränkt. Die Eltern sind

lauter Liebe und Zärtlichkeit gegen mich. Wenn der Vater mit seinem prächtigen Gesicht mich so innig ansieht, wird's mir so wohl bis tief ins Herz hinein, und wenn die Mutter mich in ihre Arme schließt, dann fühle ich, daß sie mich wie ihre andern Kinder liebt, und daß sie im Stande ist, meine Liebe zu ihrem Liebling, zu ihrem Erstgeborenen zu begreifen. Am vorigen Sonnabend waren alle Kinder hier versammelt; das ist ein schönes stattliches Geschlecht. — Die Herreise haben wir beide zum Theil zu Fuße gemacht. Ueber den Thüringerwald bin ich mit meinem Heinrich gegangen; den ersten Tag von Rudolstadt bis Schwarzburg drei Stunden; den zweiten Tag sieben Stunden von Schwarzburg bis Steinach. Diese Tage sind mir ganz unvergeßlich. Den ersten Tag wandelten wir in tiefster Dämmerung bei Monden- und Sternenschein durch ein enges, von hohen Waldbergen eingeschlossenes Thal dahin, neben uns die klare reißende Schwarza. Kein Mensch ist uns auf dem Wege begegnet; tiefe Todtenstille um uns — es war, als wären wir allein in der Welt mit diesen hohen Felsen und schwarzen Wäldern. Zuletzt konnten wir kaum den Weg noch erkennen, und mitunter guckte der Mond gar gespenstig durch die dichten Tannen; ich hab' mich aber nicht gefürchtet, an dem Arm meines Heinrichs schritt ich rüstig weiter, bis wir um neun Uhr Steinach erreichten, wo uns die Andern seit einer halben Stunde erwarteten. Den andern Morgen gingen wir um sechs Uhr wieder aus, als noch leiser Nebel in dem Thale wogte und nur die höchsten Spitzen der Berge von der Sonne vergoldet wurden. Ein frischer Gebirgswind strich über uns hin, bis wir immer höher stiegen und so auch die Hitze zunahm. Mittags wurde es streckenweise unerträglich; aber im Walde da fanden wir schöne Kühlung. Wir haben den höchsten Punkt des Thüringer Waldes überschritten: dreitausend Fuß über der Meeresfläche! — Nur ist mir Alles zu schnell vorübergerauscht!"

Und als sie wieder heimgekehrt war in das stille Gleis des gewohnten Alltagsleben, da versenkte sich ihr Denken und Erinnern noch einmal voll in diese zu schnell vorübergerauschten Tage und sie schrieb an dieselbe Freundin: „Acht glückselige Wochen habe ich in dem Dichterhause gewohnt und mich dann mit schwerem Herzen losgerissen, denn ich gehöre so ganz zu ihnen, bin ihr Kind geworden, das sie lieb haben, wie die andern auch. Es ist wunderbar,

mit einem Male einen so reichen Liebesschatz für sich aufgethan zu sehen; es bangte mir auch früher etwas, ich trat beklommen unter die, denen ich jetzt so eng verbunden bin; ohne meinen Heinrich hätte ich das Haus nicht betreten können, aber seine Nähe gab mir solchen Halt, daß ich am Ende ganz ruhig ward und den Eltern getrost entgegenging. Ich werde die letzte Stunde Weges nie vergessen, die wir durch die sternenhelle Nacht dahinfuhren, dem entscheidenden Augenblick entgegen, Heinrich und ich allein in einem Einspänner, er meine Hand fest in der seinigen haltend, und wie das heftige Pochen des Herzens nachließ, und es still in mir ward und mein Heinrich mir sagte: jetzt sind wir in einigen Minuten da, dort liegt das Haus! — Eine Reihe schöner glänzender Erinnerungen liegt hinter mir, an denen sich mein Herz tief labt; Heinrich und ich sprechen oft von jener wunderbaren Zeit; es macht ihn so ganz glücklich, daß ich so viel Liebe da erworben habe. Am letzten Sonntag im October reisten wir ab. Abends zuvor nahm der Vater von uns Abschied. Er küßte mich auf die Stirn und war sehr milde und bewegt. Am letzten Tag schenkte er mir seine Erzählungen des Brahmanen, nach denen ich mich so lange gesehnt wegen der Savitri, die darinnen steht. „Seiner lieben Marie in Jena“ hat er hineingeschrieben. Die Mutter gab mir einen Ring mit Heinrichs Haaren darin.“

Heinrich Rückert zog sich nach seiner Rückkehr von Neuseß ganz in die Stille seiner Arbeitsstube zurück, die er nur mit den täglichen Besuchen seiner Braut in dem Dämmerstündchen unterbrach. Mit ihr wußte er sich im vollen Einklange über seine politischen Ansichten. Sonst fühlte er sich isolirt und vermied die Begegnung mit seinen Collegen, bei welchen es nur zu heftigen Scenen kam, und er nicht minder, wie er selbst sagt: „durch seine exclusiv-aristokratische und ironisch-negative Art“ zu excessiven Schrullen sich hinreißen ließ. Mit dem Collegienlesen stand es durchweg schlecht.

„Je mehr Soldaten — je weniger Studenten“ (11. November nach Neuseß). „Die Universität hat über ein Drittel weniger als sonst; keine dreihundert. Alle Fremden sind fortgeblieben. Die meisten Collegien schlagen sich zwischen Leben und Sterben hin. An Geselligkeit ist nicht mehr zu denken. Früher wurde man fast todt damit gemacht, jetzt stehen alle Gesellschaftszimmer leer,

weil zu den früheren Schattirungen und Cliquen nun noch die politischen Feindseligkeiten gekommen sind, die es, bis sich ganz neue Kreise gebildet haben, unmöglich machen, auch nur einen, wenn auch kleinen Kreis zu bilden, ohne Mord und Todtschlag zu besorgen. — Meine Gesundheit ist trotz des verrückten Wetters, das es dem Könige gleichthun will am unzeitgemäßen Dreinfahren, vortrefflich."

In Neuseß aber, da floß das Herz der Eltern über in Gedanken und Plänen für die Zukunft ihrer Jenenser Kinder. Vater Rückert hielt seinen Sohn dort nicht mehr an seinem Platze. Auch ärgerte er sich, daß die seitens der Weimarischen Regierung gegebenen Versprechungen einer festen Gehaltszulage unerfüllt geblieben waren. So ließ er durch die Mutter und mit Beilegung von Briefen an seine einflußreichen Berliner Freunde, Heinrich auffordern, so schnell als möglich dorthin zu reisen.

„Eben empfange ich, geliebte Mutter, Deinen Brief und beantworte ihn sogleich. (17. December.) Ich hatte allerdings erst für die Osterferien nächsten Jahres an Berlin gedacht. Einmal ist bis dahin ein Buch von mir, welches im Meßkatalog angezeigt steht, gewiß gedruckt, dann bin ich jetzt mitten im Arbeiten und hatte mich auf die vierzehn Tage Ferien gefreut, wo ich ganz ungestört, mit Ausnahme eines Tages in Weimar, hier bei meinen Folianten zu bleiben gedachte. Ferner weiß ich hier, wo man von allem Verkehr mit draußen abgeschnitten ist, nicht, ob Humboldt jetzt in Berlin ist. Ob man in den höheren und höchsten Regionen jetzt, wo man an die Kaiserkrone denkt, Lust hat, sich eines Jenenser Professors anzunehmen, steht auch sehr in Frage. Bis im März werden sich die Wogen wohl besänftigt haben. Vielleicht gelingt es, den König persönlich für mich zu interessiren. Ich hatte mir vorgenommen, ihm ein Exemplar selbst zu überreichen. Das sind die Bedenken, die ich gegen eine Reise nach Berlin nicht zurückhalten will; doch versteht sich von selbst, daß ich, sobald sie der Vater nicht theilt, mit der größten Freude mich auf den Weg mache, wenn ich hoffen darf, etwas damit zu erzielen. Ich würde dann den dritten Feiertag hier abreisen, wo mir bis zum Schlusse der Ferien noch hinreichende Zeit zu Gebote steht. Aber dann muß ich Euch um einen kleinen Zuschuß ersuchen, wenn auch nicht für die Reise selbst, für die ich hinlänglich mit Geld versehen bin,

so doch gleich nachher. Ich habe Geld genug ausstehen, erhalte es aber nicht.

„Deinen Brief habe ich Marien gegeben, und ihr, die jetzt nicht viel Freude hat, damit eine recht große Freude gemacht. Du weißt wohl, wie sie Dich lieb hat; das ist mir selbst mehr werth, als alles Andere, daß sie bei Euch so ganz an Kindesstatt angenommen ist. Noch vor Weihnachten wird sie Dir antworten. Wenn der Vater oder Du bei Thiersch in München Euch meinetwegen bemühen wolltet, würde es mir lieb sein. Ihm gegenüber kann man wohl offen reden, er ist unserm Hause ja so sehr befreundet. Wangenheim kann auch etwas dazu thun, wenigstens guten Rath geben. Ich selbst dachte in den Osterferien an einen Ausflug nach München — aber wenn einstweilen einige Fäden angeknüpft sind, ist es um so besser."

„Aus Deiner Angelegenheit, wozu ich Dich mit Briefen ausrüsten wollte, ist nun eine für mich selbst geworden; weswegen ich die möglichste Beschleunigung Deiner Reise wünsche," antwortet umgehend (21. December) der Vater. „Herr von Ladenberg hat mir unerwartet den erbetenen Urlaub abgeschlagen, und ich rufe nun die Gnade des Königs unter Vermittelung Humboldts an, und zweifle nicht am Erfolge; wenigstens bin ich entschlossen, nicht mehr von hier zu gehen, sondern in Preußen Dich statt meiner eintreten zu lassen. Ich habe dies im Briefe an Humboldt auf unverfängliche Weise angedeutet und darin so viel als nöthig von Dir gesagt, was Du nun mündlich ergänzen magst. Im Briefe an den König habe ich Deiner nicht erwähnt, weil ich es Humboldt anheimstelle, ob er schon jetzt Dich beim König vorstellen will, oder erst Ostern mit Deinem Buche in der Hand. Frage ihn also, wie Du den Brief an den König bestellen sollst. Den an Ladenberg kannst Du mit der Stadtpost bestellen. — John hat noch eine Summe von mir auf Berechnung, wovon er Dir das Nöthige zur Bestreitung der Reisekosten geben wird. Vergiß besonders nicht, mein Quartier vor Neujahr aufzusagen, damit ich es nicht noch länger als Ostern zu bezahlen brauche. Grüße herzlichst Deine liebe Braut, der ich Dich nur ungern in den Ferien entziehe, doch ist es zu Deinem und meinem Besten. Glückliche Reise und gute Verrichtung."

Weihnachten kam heran. „Es ist gut, daß Ihr Lieben bei Fortlages ein Kind im Hause habt, das bringt doch Christfreude hinein, die einem jetzt gar nicht recht ins Herz kommen will", schrieb die Mutter mit der Weihnachtskiste. Aber es freute sich doch noch Eine mit dem kleinen Benjamin, als Heinrich am Christabend den selbst geschmückten Tannenbaum anbrannte und heimlich ein Palixander-Nähkästchen auf Mariens Platz legte. Das hat sie von dem Tage an bis zu der letzten Lebensstunde, auch auf der Reise, von deſ sie nicht mehr wiederkehrte, immer gebraucht.

Die beiden Verlobten sahen sich selten in den Festtagen. Heinrich war überaus fleißig. Am 26. December reiste er nach Berlin ab. Mit diesem Tage schloß für Beide das Jahr 1848 ab; dieses in der Schicksalswage des Weltlebens, wie ihres eigenen Lebens, so schwerwiegenden Jahres. — Noch in später Nachtstunde schrieb Marie an Rosa H. nach Heidelberg: „Was war das für ein Jahr in jeder Beziehung? Wie ist Alles aus dem Schlafe erwacht, und steht gerüstet zum Kampfe da! Mir schwindelt der Kopf, wenn ich an alle diese Ereignisse denke, die geschehen sind. Vorige Weihnacht tiefer Friede — wenn auch keine ganz sorglose Ruhe — denn das Jahr 1847 hat diese Zeiten doch schon recht eigentlich vorbereitet. Es ist merkwürdig, daß unser Liebesfrühling gerade auf so blutgetränkten Boden aufgeblüht ist; aber das giebt ein freies stolzes Gefühl sich zu halten, so sicher und fest, wenn Alles schwankt, sogar der Boden unter den Füßen, und dann zu wissen, daß es Etwas giebt, was in alle Ewigkeit nicht wankt, mag die Welt in Trümmer zerfallen; das ist die Liebe, das rein Göttliche, was vom Himmel stammt!"



Fünftes Kapitel.

Zweite Jenenser Zeit.

1849—1852.

In den ersten Tagen des Januar 1849 kehrte Heinrich nach Jena zurück. Von den Erfolgen seiner Berliner Reise giebt nur ein Brief vom 6. Januar 1849 an den Vater Auskunft. Andere Briefe, auf welche darin Bezug genommen ist, haben sich in Heinrich Rückerts Nachlaß nicht vorgefunden.

„Gestern Nacht bin ich wieder hier eingetroffen. Meine letzten Nachrichten reichten bis zum vorletzten Abend meines Berliner Aufenthalts. Am letzten Tage machte ich unter andern Besuchen auch den bei Geheimerath Dr. Johannes Schulze, dem Direktor der Universitätsangelegenheiten. Ich sprach zunächst mit ihm über Deine Sache, nicht ohne auf eine gewisse Verstimmtheit von seiner Seite zu stoßen. Doch hoffe ich, so viel in meinen Kräften stand, gethan zu haben, um ihm, der doch immer von großem Einfluß ist, die wichtigen Gesichtspunkte zu eröffnen, auf die er auch erst zögernd, dann aber ganz rückhaltlos einging. Er bequemte sich bald einzusehen, daß es bei Deinem Nichtkommen sein Bewenden haben müsse (er war noch nicht von Ladenberg instruirt, daher wohl ein Theil seiner anfänglichen Renitenz). Dann sprach ich mit ihm über das weitere Arrangement Deines ganzen Verhältnisses. Er meinte, die förmliche Pensionirung würde große Schwierigkeiten haben, und Dir viel bedeutendere Opfer auferlegen, als wenn Du Dich nur zur Disposition stellen ließest. Dabei könntest Du genau alle Vortheile des Pensionsstandes genießen und noch andere dazu, die bei jenem wegfallen. Natürlich konnte

ich ihm keine maßgebende Antwort geben, sondern hier nur im Allgemeinen und im voraus für seine freundliche Gesinnung und seine Dir wirklich förderlichen Bemühungen danken, und ihm dieselben so viel als möglich ans Herz legen.

„Außerdem unterhielt ich mich weitläufig mit ihm über Jena und meine Verhältnisse, und deutete ihm meinen Wunsch, so viel es anging an, ohne jedoch einen besondern Antrag zu stellen, wobei ich mich genau an Ladenbergs Instructionen band. Ob ich einen guten Eindruck auf ihn gemacht, kann ich nicht sagen; nur das weiß ich, daß er mich übermäßig lange bei sich aufhielt und mit der größten Freundlichkeit entließ. Ranke, den ich natürlich auch besuchte, war im höchsten Grade, auf eine für mich überraschende Weise freundlich, und ich glaube mir von ihm alle Förderung versprechen zu können. Er trug mir auch viele Grüße an Dich auf. Das Gleiche gilt von Trendelenburg, der mir vielleicht am ersten, wegen seiner vielen Verbindungen und der allgemeinen Anerkennung seiner Zuverlässigkeit, für meine Absichten behülflich sein kann. Er hat mir sogar directe Aussichten eröffnet, die freilich, wie alles dergleichen, besonders jetzt, in einiger Ferne liegen. Doch bürgt mir seine Persönlichkeit wenigstens dafür, daß er Alles thun wird, was in seinen Kräften steht.

„Der lieben Mutter zerstreue ja etwaige Besorgnisse über meine Gesundheit. Es ist wahr — ich machte mich mit Katarrh und auch sonst unwohl auf die Reise, aber vielleicht, weil ich mich selbst bei der furchtbarsten Kälte, die bis zur Stunde meiner Abreise stets mit dem entsetzlichsten Ostwind verbunden war, der Luft aussetzen mußte, überhaupt mich nicht schonen konnte, bin ich jetzt so frisch und wohl wie selten. Leo der Gute sammt ein Paar seiner Freunde, die seiner wirklich werth sind, hat bis zum letzten Augenblick Alles gethan, um mir den Aufenthalt in Berlin angenehm und freundlich zu machen. Trotzdem daß ich weder Zeit noch Neigung hatte, mich zu amüsiren, sehe ich doch kaum auf irgend eine Ferienreise so gern zurück als auf diese letzte. Es that mir so wohl, einmal wieder in große bedeutende Verhältnisse zu kommen; hier ist man besonders in der jetzigen Zeit gar zu eingepfercht und man verkümmert selbst dabei, wenn man sich nicht von Zeit zu Zeit auffrischt. Wahrscheinlich hast Du nun bereits entweder von

Humboldt oder Ladenberg Antwort, die Dich fürs Erste beruhigt. Was macht denn Wangenheim und Stockmar?"

Ausführlicher über die politischen und socialen Verhältnisse läßt er sich in einem an den Bruder Carl gleichzeitig gerichteten Brief aus: „Seit vorgestern bin ich von Berlin zurück. Was ich dort wollte, wirst Du wissen. Der Auftrag des Vaters führte mich zu verschiedenen hohen und einflußreichen Herren, bei denen ich zugleich meine Wünsche, so weit es schicklich war, anbrachte und wenigstens genug Versprechungen und Hoffnungen erhielt. Inwieweit man sich ihrer namentlich jetzt erinnern wird, steht freilich dahin. Jedenfalls ist es wohl nöthig nach allen Seiten hin Verbindungen anzuknüpfen, denn hier war ich doch wohl die längste Zeit. Ueber unserem armseligen Musenwittwensitz hängt das Schwert, d. h. es ist kein Geld mehr da; und die kleinen Fürsten nach Carl Friedrichs Ausdruck, d. h. Gotha, Meiningen, Altenburg wollen nichts geben. Wozu eine Landesuniversität? Der Reformproceß im September hat sie ja selbst für nicht mehr zeitgemäß erklärt. So geht man uns mit unsern eigenen Waffen zu Leibe.

„Sonst fand ich Berlin wieder ganz das alte vormärzliche oder vorsündfluthliche. Neu sind bloß die Constabler, ein interessantes Menschengeschlecht, bewaffnete Eckensteher mit großen blauen Mänteln und Nummern auf den Hüten. Der Bruder Berliner keilt sich allnächtlich mit ihnen. Es gehört schon zum guten Ton und die armen Nachtwächter, die sonst das Object der Keile waren, können jetzt ruhig wandeln. Dafür keilen die Constabler wiederum jeden, den sie arretiren, oder auch nicht arretiren, wenn er nur schwächer ist wie sie. Offenbar ist das ganze Institut die lustigste Parodie der erbweisheitlichen Constabler von Altengland mit ihren weißen Stäbchen und der riesenmäßigen Achtung vor dem Gesetz. Eine zweite Errungenschaft ist das ungestrafte Rauchen in den Straßen und im Thiergarten; doch geschieht es eben, weil es erlaubt ist — wie mich däucht seltener als vorher. Das Altpreußenthum macht sich überall sehr mausig und der ganze Grimm, den diese Herren seit März einfressen mußten, wird jetzt mit Zinsen herausgespien. Frankfurt ist ganz neben draußen und auf die Einheitsbestrebungen sieht man fast überall mit Hohn oder mit Wehmuth. Der König ist wohl noch der Schwarzrothgoldenste von Allen; deswegen aber auch sehr übelan geschrieben. Dann finden sich, auffallend

genug, viele deutsche Sympathien bei den gemeinen Soldaten; auch bei den Offizieren. — Gardelieutenänter nach früherem Styl, das schnarrende, eisfressende, milchgesichtige Geschlecht ist ausgestorben. Die Leute sind durch dieses Jahr Feldzüge und die Herbstbivaks zu Männern geworden. Ueberhaupt ist die Armee in jeder Beziehung obenauf und Wrangel fast so angesehen wie weiland der alte Blücher. Natürlich in so zerfahrener, bodenloser Drecksuppe, wie sie der Radicalismus gerade über Berlin ausgoß, athmet man bei der ersten männlichen Erscheinung wieder auf. Wenn das Ministerium, d. h. Herr Rintelen, der erst kam, als die Gefahr vorbei war, während die Andern, sie mögen sonst sein, wie sie wollen, als Männer ihren Kopf zu Markte trugen, bald aufhört, übermüthige Jungenstreiche zu machen, so werden die Wahlen recht vernünftig conservativ ausfallen. Die reactionäre Partei ist außerordentlich gut organisirt, mit Geld und Talent überreich versehen, Herr Stahl, die Seele davon. Jedermann glaubt an Krieg mit Frankreich. Da werden sich die Regierungen wohl, wenn sie können, an Preußen anklammern. Denn das muß jeder festhalten als A und O des ganzen politischen und historischen Glaubensbekenntnisses, daß Preußen das neue Deutschland oder der einzige deutsche Staat ist, die andern nur Afterbildungen, die sich mit aller Macht sträuben, in den gesunden Organismus des Ganzen wieder einzutreten. Es ist eine heillose Escamotage mit den Worten und Namen, die manchen sonst Wohlgesinnten, der aber nicht gern tiefe Gedankenbretter bohnt, die Sache anders ansehen läßt. Hieße Preußen z. B. Deutschland, so würde mancher über den preußischen Particularismus nicht fluchen, der es jetzt aus voller Lunge thut. Denn das Altpreußenthum ist weiter nichts als eine philiströse, echt deutsche Bornirtheit, die auf die Zukunft verzichtet, weil man sich da geniren und sogar etwas diplomatisiren muß." —

Mit steigender Bekümmerniß sah Heinrich Rückert die Verhandlungen in Frankfurt a. M. immermehr auf die schiefe Ebene doctrinärer und particularistischer Debatten sich verrennen und die Preußische Regierung zaudernd und thatenlos draußenstehen, „der man alles Gute und Noble, nur keine männliche Energie und noch weniger ein geniales Erfassen der großen historischen Momente zutrauen darf." (Minerva 1849.)

„Wie ich früher auch gelebt und recht vom Herzen froh gelebt“ (21. Februar 1849 an Karl) „wo die Welt wenigstens eben so dumm und erbärmlich, wie im Jahre der Gnade 1848 und 1849 war, begreife ich selbst nicht. Jetzt habe ich keine Kraft, mich über diese Albernheiten und die universelle Misère hinwegzusetzen. Es geht mir so ein Tag nach dem andern hin, ohne nur ein Gefühl davon zu haben, daß das auch ein Stück Leben sei, das nicht wiederkehrt, und daß nur die rührende Liebe und sanfte, treue Theilnahme meiner Marie das Einzige ist, was mich auf Augenblicke erinnert, daß ich jetzt lebe, aber recht armselig lebe. Dabei fühle ich mich körperlich so frisch und kräftig wie noch nie.

„Ich habe hier keinen einzigen Menschen, zu dem ich über die Dinge sprechen kann, die jetzt so wichtig sind, wie Luft und Licht. Entweder sind es ganz indifferente, die grunzen, sobald man sagt, daß Etwas darauf ankomme, auch für ihre Haut und Haare darauf ankäme, ob der oder der in Frankfurt so oder so stimme; Leute, welche die Politik für etwas Antiquirtes erklären und mitleidig über die Schwärmerei von deutscher Einheit lächeln, bis sie an der Laterne hängen; zweitens eine unausstehliche Sorte doctrinärer conservativer Rechtsbodenmeister und dergleichen, die Alles schon abgezirkelt und fertig haben und auch noch selbstzufrieden lächeln; drittens, Volksfreunde, Schwärmer und Randalirer, Schwätzer und Malcontente aller Art, die sich durch ihre Schuld aus der besten Gesellschaft verbannt haben und nun den Bürger haranguiren und mit Märzerrungenschaften um sein letztes Granchen Vernunft betrügen; viertens, eigentliche Demokraten, rothe Mützen oder Hüte mit Hahnenfeder, Bärten und Dolche; leider jedoch nicht so consequent hanswurstlich, um im Herzen über sie lachen zu können. Eine besondere Abart ist das Jung-Oesterreich, das hier haust, darunter auch der Frühlingsfalter Hermann Rollet, ‘der stets von Blut und Tyrannen säuselt.’

„Alle die Leute, mögen sie nun Vogt oder Schmerling heißen, mit negativer oder Cabinetspolitik unter einem Banner fechten, — in der Entwicklungsgeschichte Deutschlands werden sie in nicht gar langer Zeit als die legitime Nachkommenschaft der Metterniche und Montgelas einregistrirt werden; denn die scheinbare Verschiedenheit der Principien — daß die Einen die sogenannte Demokratie oder Anarchie und die Andern den Absolutismus und die Bureau-

kratie verfechten, verschwindet im Vergleich mit der viel wesentlicheren Einheit in Beziehung auf jenen eigentlichen Lebenspunkt und Kern der ganzen Entwicklung unsrer deutschen Nation.

„Schade daß ein Vincke, dessen Rede die Coalition mit Oesterreich nicht nur widerlegte, nein zerbröckelte; daß eine solche eminente Kraft an elenden, lähmenden Nichtigkeiten sich nach und nach verbrauchen muß, während sie in voller Integrität und auf einmal zum Heile Deutschlands in den Lauf der Ereignisse einzugreifen, ursprünglich geschaffen ist. Seine Argumente lagen ihm alle fertig da; es ist kaum ein neuer Gedanke, den er auszusprechen nöthig gehabt hätte — aber wenn irgendwo, so hat sich hier der Spruch bewährt: Der Ton macht die Musik!" (Minerva 1849.)

„O dieser radicale Weichsel- und Kleinstaatszopf, diese universelle Jesuiterei der ultramontanen Bavaria, das war zu viel! daran starb der edle Held Arnim!" schließt er seinen Bericht über die viertägigen Debatten und Phillips' und Welckers Reden. Und nach der Abstimmung über die erste Lesung des ganzen Werkes der Reichsverfassung: „So bleibt denn nur noch die zweite Lesung des ganzen Werks. Ob es nach dieser Revision hübsch eingebunden in das Dunkel der geheiligten Behälter verstaubter Documente, neben die Bundesacte von 1815 gestellt werden wird, vermag Niemand vorauszusehen. Ein oder das andere Kapitel könnte vielleicht zu einem kurzen und praktischen Büchlein in Taschenformat zum Handgebrauch der Herren Diplomaten und Staatslenker excerpirt werden. Das Ganze ist für unsere unsystematische Zeit ein zu monströs systematisches Werk. Uns fehlt der Instinct, der im Stadium fortgeschrittener politischer Bildung oder relativer Reife das theoretische Schematisiren überflüssig macht; — aber in diesem Stadium befinden sich jetzt allein noch unsere überseeischen Stammesvettern diesseits und jenseits der Atlantis." (Minerva 1849.)

Vater Rückert theilte im Princip und mit gleich grollendem Empfinden die politischen Ansichten seines Sohnes. Doch billigte er nicht dessen rücksichtsloses, jede Schonung der Person und des Alters hintenansetzendes Vorgehen in der mündlichen Discussion mit den Jenenser Collegen und sah darin seine gegenwärtigen wie künftigen persönlichen Verhältnisse gefährdet. Selbst zu befangen in Urtheil und Stimmung, die ihm täglich durch moralische Nacken-

stöße verdorben wurde, traute er seinem Einfluß auf Heinrich nicht mehr die volle Kraft zu, und trug solchen auf dessen Braut Marie über, deren liebevolle, verständige, feste Art gegenüber seinem Sohne er oft bewundert hatte. „Daß ich Deiner liebevollen Zuschrift, geliebte Tochter (15. Mai 1849), mit der feinen Arbeit Deiner kunstfertigen Hände so lange Dank und Antwort schuldig blieb, daraus wirst Du arglos und verständig wie Du bist, gewiß nichts Arges gefolgert haben. In der That, wenn ich Dich einmal über dem orientalischen Kram, darin ich Winter's über steckte, sollte haben vergessen können, so würde gerade der Brief, den ich Dir schuldig war, mich immer an Dich erinnert haben, denn irgend eine Schuld, auch die leichteste, macht das Herz schwer und läßt nicht ruhn. Die ganze Schuld aber, wenn ich's recht betrachte, hat die Politik. Ich wollte nämlich dem Briefe an Dich einen an Heinrich anschließen, in welchem ich mich einmal recht ausführlich über unsere öffentlichen Zustände und Heinrichs mir nicht ganz angenehme finstere Ansicht derselben auslassen wollte. Dieser Lehr- und Mahnbrief nahm von Woche zu Woche eine andere Gestalt in meinen Gedanken an, und kam darüber zu keiner auf dem Papier, und Du kamst dadurch um den so wohlverdienten Dank. Also die leidige Politik hat auch dieses gethan, von der Du wohl noch anderes zu leiden hast in Deiner jetzigen Stellung zwischen Heinrich und Fortlage. Doch Deine Liebe wird Dich schon in der rechten Mitte halten, wenn Du auch nicht die Vermittlerin machen kannst. Bei Heinrich ist es Dein Amt und im Grunde ein leichtes, die Versöhnerin und Beschwichtigerin zu machen, wenn er in Behauptung seines Standpunkts, dessen Richtigkeit ich unbedingt zugebe, zu leidenschaftlich, ungeduldig, vor lauter Politik unpolitisch ist. Er verlegt sich dadurch den Weg zu politischer Wirksamkeit, die ich ihm so gern gönnte. Jetzt insbesondere thue das Deinige, daß er in Berlin Ernst macht, damit es mit Eurem Brautstand ein gutes Ende nehme. Wir hoffen Dich bald bei uns wiederzusehen."

An Heinrich schloß er einen Brief bei, in welchem er diesen zu schleunigster Abreise nach Berlin auffordert. „Hier ein lange schuldig gebliebenes Briefchen an Deine liebe Marie. Was darin für Dich steht, will ich nicht wiederholen. Also nichts von unsern öffentlichen Angelegenheiten, die jetzt auf der Schwebe der Ent-

scheidung stehen und durch die neueste Bekehrung in Frankfurt meinen Muth, der mir eigentlich gesunken war, von Neuem erhoben haben. Nur Deine eigene Sache geht mich jetzt an. Ich setze voraus, daß Du auf dem Sprunge bist, in Berlin die dort neulich so glücklich und energisch angebahnten Wege nun rüstig und ernst zum Ziele zu verfolgen. Ist Dein Buch in Deiner Hand, um es in die des Königs zu legen, etwa zugleich mit der Kaiserkrone, die man ihm präsentiren wird? Versäume nicht einen Tag. Leo wartet nur auf Deine Ankunft, um auch meine dortigen Sachen zu ordnen. Bücher und Kleider sollst Du mir exportiren. Die Lösung meiner dortigen Verhältnisse liegt bei Humboldt in guten Händen. Vom König kann ich alle Begünstigung erwarten, jedenfalls werde ich nie mehr nach Berlin zurückkehren. Ich kann, was mir noch zu leben bleibt, nur in tiefster Abgeschiedenheit gedeihlich oder auch nur erträglich leben. Es ist eine physische und zugleich psychische Affection eigener Art, daß mir's in jedem, auch dem mäßigsten Weltverkehr dumpf und traumartig wird und wohl nur in völliger Stille. Ich finde es daher selbst unrathsam, auch nur zum Besuch nach Berlin zu kommen, wie mir Humboldt rieth, um meine Angelegenheit persönlich zu betreiben; ich werde das viel besser und wirksamer schriftlich können und übertrage das persönlich auch diesmal Dir, wie Du es schon das Letztemal so gut geleistet hast. Suche Dir durch Nachdenken einen Begriff meiner Gemüths- und Gesundheitszustände zu machen, und diesen dann bei Gelegenheit zu meinem und der Sache Besten geltend zu machen. Angedeutet habe ich alles schon, sowohl Humboldt als auch dem Könige selbst. Nun laß uns bald noch von Jena oder von Berlin aus, Erfreuliches hören. Gott behüte Dich und erhalte Dir Muth und Kräfte für unsere Zukunft, worin Dein Feld ist."

Briefe über diesen letzten Berliner Aufenthalt Heinrich Rückerts sind nicht vorhanden, auch nicht im väterlichen Nachlasse, aus welchem nach von mir eingezogenen Erkundigungen Heinrich alles auf ihn sich Beziehende an sich genommen habe.

Nur mit eines Tages Aufenthalt in Jena wanderte Heinrich am Ostersonntag 1849 zu Fuß nach Neuseß. Die körperlichen Strapazen der Berliner Reise wurden in Neuseß schneller überwunden, als der moralische Katzenjammer, den er von dem „verhängnißvollen Bran[illegible]" mitbrachte, welchen er in den neuesten

Maßnahmen der preußischen Regierung, in der rückweichenden Stellung derselben zu dem Parlamente zu spüren glaubte. Auch den Vater fand er in aschgrauer Stimmung, wie die Mutter (4. April) nach Jena schreibt, „über die Märzverwerfung der Wahl, über Oesterreichs Unverschämtheit und wie es in Schleswig kommen wird und ob da wir Deutsche zusammenhalten werden, das macht ihm ordentlichen Kummer.“ —

Von Stunde zu Stunde verfinsterte sich der politische Horizont. Die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV., der Bruch Preußens mit dem Frankfurter Parlament untergrub jede feste und sichere Basis für das Zusammenfassen Deutschlands in einen einheitlichen Bund, gleichviel in welcher Form. Heinrich Rückert hielt fest an dem Frankfurter Parlament, als der noch einzig möglichen Basis. „Weil nun doch alles Bitten und Flehen den großen deutschen Helden des Simplicissimus oder den Carolus Magnus aus dem Untersberg nicht heraufzubeschwören vermag, so halten wir es noch immer für sehr gerathen, die Blicke auf Frankfurt zu richten. Wie in den Tagen des vorjährigen Frühlingsrausches, behauptet es wieder den ersten Platz; aber die Nation ist mit ihm selbst eine andere, aus dumpfen tollen Knabenstreichen sind ernste Männerthaten geworden.“ (Minerva 1849.)

So lange H. Rückert dort noch die Vollstrecker dieser ernsten Mannesthaten, die ehernen Gestalten der Heinrich von Gagern, Georg von Vincke und Ernst Moritz Arndt an ihrem Platze stehen sah, da war und blieb sein Glaube stark, daß von dort Heil und Rettung kommen werde.

„In der Zerklüftung und Verbitterung der Gegenwart macht das Bild eines Mannes, wie E. M. Arndt, einen doppelt ehrwürdigen Eindruck, der vom Beginn seiner Laufbahn an, als der ernste Lehrer und Mahner der Nation in trüber unbefriedigter Zeit und als begeisterter Prophet einer großen Zukunft allgemein mit Liebe und Verehrung begrüßt wurde, dessen Name überall, so weit die deutsche Zunge klingt, mit freudigem Stolz genannt wird. Nicht bloß auf die großartigste Weise mit den erhabensten Erinnerungen der neuesten deutschen Geschichte unauflöslich verwebt, sondern auch fortan bis zu diesem Tage in lebendigster Thätigkeit und unmittelbarster Theilnahme an der Entwicklung der politischen Seite unsres nationalen Lebens, stäts

an der Spitze der Bewegung geblieben, nie zu dem Parteigetriebe des Augenblicks herabgestiegen, weil ihn immer große und tiefe ethische und historische Anschauungen über den eng begrenzten Horizont desselben hinausführten, so bietet der greise Sänger des deutschen Vaterlandsliedes ein leuchtendes Beispiel für alle die, die noch Manneswürde und echten Patriotismus, der sich weder durch Phrasen verwirren, noch durch gewaltthätige Drohungen einschüchtern läßt, zu erkennen und zu verehren wissen."

Diese Worte schrieb Rückert gerade in diesen trübsten Tagen der Hoffnungslosigkeit für ein biographisches Sammelwerk nieder, welches in Bildnissen deutscher Zeitgenossen bei Weigel erscheinen und in dem das erste Portrait Ernst Moritz Arndt vorstellen sollte. — Heinrich Rückerts Gemüthsanlage, die seine Mutter bezeichnend „einem so fein organisirten und nur zu zart gebauten Instrumente vergleicht, welches grobe Hände und schlechte Zeiten gründlich verstimmen" — trieb ihn immer wieder in die Verbitterung und Leidenschaftlichkeit der Gefühlspolitik hinein und erschwerte ihm das Ringen nach objectiver Resignation, welche damals freilich den besten Gemüthern dasselbe wie Hoffnungslosigkeit war.

„Ich wollte, ich könnte Dir mit leichterem Herzen Glück zu Deinem Geburtstag wünschen, geliebter Vater," schreibt er am 14. Mai, „aber in mir ist wenig Licht und Trost, und ich kann weiter nichts sagen, als, möchten wir uns bald freier und leichter fühlen als jetzt und nicht mehr gezwungen sein, unsere einzige Rettung auf ein Wunder zu setzen, das uns allein noch retten kann. Oder wenn der Sturm doch hereinbrechen soll, so möge er nur um des Himmels willen an Euch gnädig vorüberziehen. Die Tage sind so entsetzlich, daß mir das noch als das höchst Wünschenswerthe erscheint. Was mich selbst anbetrifft, so lebe ich von einer Stunde zur andern so hin, und wenn das ein Glück zu nennen ist, daß ich durch äußere Nöthigung oft die politische Außenwelt vergessen muß, so kann ich sagen, daß ich mich dessen erfreue. Meine Collegia nehmen mich sehr viel in Anspruch, daneben gebe ich mir Mühe, auch noch selbständig zu arbeiten.

„Ich bin im Stande, mir alle unangenehme Gesellschaft vom Halse zu halten, sehe meine Marie, wenn auch nicht viel; und so ließe sich der nächste Augenblick der Gegenwart noch ertragen. Wie lange aber werde ich mich vor dem Hereinbrechen der Trost-

losigkeit schützen können? Ich sehe ganz wie in einem Delirium das Irrsein von Minute zu Minute sich steigern, und der großartige Humor, mit dem man allenfalls diesen pathologischen Proceß innerlich bewältigen könnte, geht mir ganz ab. Doch wozu die Klagen? Möglich auch, daß Du über meine Muthlosigkeit ungehalten bist, aber ich vermag den Jammer nicht zu bewältigen, wenn ich Tag für Tag die Symptome einer jener furchtbaren Krisen deutlich erkenne, welche allerdings in den ewigen Naturgesetzen der Geschichte begründet sind, die aber niemals vollen Ersatz für die Zerstörung, die sie verbreiten, zu geben vermögen. Ja wir sind da, wo Frankreich 1790, und leider zugleich wo wir selbst 1525 waren, und das Resultat kann nur ein doppelt so vernichtendes als das jener beiden Explosionen sein. Wohl dem, der sich und den Theil Cultur, den er in sich trägt, über das Meer gerettet hat! Nach meinem Gewissen kann ich nur für recht finden, wer diese bestialen Probleme, die es jetzt zu lösen giebt, allein den bestialen Kräften, deren im Ueberschuß da sind, überläßt und sich der Sündfluth der Barbarei entzieht. O hätten wir doch voriges Jahr den so gut angelegten Uebersiedlungsplan nicht fallen lassen; ich für meine Person verlange ja gar keine Rettung, aber Euch möchte ich geborgen sehn."

Ein solcher Auswandrungsplan nach Texas in Nordamerika war zuerst in den stürmischen Tagen des Frühjahrs 1848 von seinem Bruder Karl ernster bedacht worden. Ein tüchtiger Kopf, eine praktisch angelegte Natur und kenntnißreicher Arzt, konnte er sich in den engen Verhältnissen des kleinen Neustadt weder menschlich noch beruflich befriedigt fühlen. Sein Bruder Leo und einige Freunde waren rasch entschlossen dabei. Bald gewannen auch Vater Rückert und Heinrich um so lebhaftere Sympathien dafür, als die Sturmfluth der Revolution ihr friedvolles Asyl zu bespülen drohte. In Heinrich haftete die Idee fester, die er mit der Gründlichkeit und dem Ernst des wissenschaftlichen Denkers und Forschers umkleidete, indem er eingehende Studien über Amerika machte, und in einem Briefe an einen Freund, Dr. Ernst Schottky in Genf (1872) taucht sie noch in seinen späteren Lebensjahren wieder auf. „Glauben Sie ja nicht, daß Ihre amerikanischen Reisephantasien mich befremdet haben. Ich verstehe sie so vollkommen, daß ich, wie ich Ihnen im Vertrauen sagen will, es als einen der

wenigen sogenannten Lebenswünsche immerzu mit mir herumtrage, das merkwürdige Land, das, so roh es sich auch geberdet, denn doch die „wahre neue Welt" ist — mit eigenen Augen zu sehen, und zwar das dort zu sehen, worauf es mir ankommt. Wer meine Gebrechlichkeit kennt, wird mich wegen solcher phantastischen Gedanken auslachen. Indessen habe ich gelernt zu warten und besitze keine Spur von Ungeduld. Auf diese Art ist mir doch endlich manches in den Schooß gefallen, was für die gewöhnliche Art, das Leben und seine Gaben zu berechnen, thöricht gewesen wäre, als möglich sofort anzustreben und in That umsetzen zu wollen. Aber nur als Reisender könnte ich mich jetzt dort denken; Sie, der volle zwanzig Jahre weniger zu schleppen hat, auch dauernd. Ein so peinliches Gefühl mir es immer gewesen ist, Sie in der ausgelebten Fremde zu wissen, in der Sie bis jetzt gelebt hatten — in Amerika würden Sie meinem Gemüth so nahe wie auf deutschen Boden selbst sein; eben weil es der einer neuen Welt ist!"

Die Mutter mußte zwischen Vater und Sohn laviren und so warb sie sich in der Jenenser Tochter eine Bundesgenossin. „Lasse Dich nur ja nicht von Heinrichs Aengstlichkeit über die entsetzlichen Weltbegebenheiten anstecken (20. Mai 1849), er verbittert sich und Dir das Leben, wenn er die Dinge so kohlschwarz malt. Es ist wahr, der Himmel hängt voll schwerer Gewitterwolken, aber der Vater meint, und ich glaube es gern, Alles kann sich noch friedlich lösen. Nicht daß ich den Grundsatz der Italiener in Vaters schönem Lied: „was da kommt, ich will es leiden und so lang' im Frieden ruhen" — theile; denn Leichtsinn ist meine Sache gar nicht, aber auf Gottes Schutz verlasse ich mich doch auch noch. Ich hoffe viel von der Proclamation des Königs, die doch einfach und wahr (mir wenigstens) scheint. Heut haben die Coburger die Reichsverfassung beschworen; sie vergöttern jetzt ihren Herzog, der sich freisinniger als andere Fürsten benimmt." —

Die preußische Circularnote vom 23. Mai, in welcher Preußen die deutschen Regierungen zu einer Verständigung mit Frankfurt über Bildung des Bundesstaats aufforderte, die im Allgemeinen guten Eindruck machte, weil doch der gute Wille von Sanssouci her wieder erkennbar wurde, in das Fahrwasser des deutschen Einheitsgedankens zurückzulenken, begleitete Heinrich Rückert mit dem



Wunsche: „Möge das Parlament in der Würde und Selbstbeherrschung dabei vorangehen, dann werden die Regierungen ihrerseits sich wohl in vielen Dingen mit Selbstüberwindung billig finden lassen; und die Zukunft Deutschlands kann sich noch recht leidlich, wenn auch nicht so bunt glänzend wie die Fata Morgana der Märztage gestalten. Und eine leidliche Zukunft ist doch schon etwas besser wenn man dreißig unleidliche Jahre hinter sich hat." (Minerva 1849).

An der traurigen Niederlage bei Friedericia und dem darauf folgenden Waffenstillstand scheiterte nur zu bald die mühsam errungene Fassung der beiden Rückerts. In den Julitagen des 10. und 20. schrieb die Mutter nach Jena: „Der Vater ist außer sich und kann sich nicht beruhigen über die unglückliche Geschichte bei Friedericia. Was wirst Du, liebe Marie, und Fortlages gelitten haben. Ich hatte wirkliches Herzweh, nicht nur figürliches, als wir die Liste der Todten und Verwundeten lasen. Die Thränen brannten mir in den Augen mehr, als sonst Thränen es thun. Endlich hat der Vater nun sein Pensionsgesuch erledigt. Er bekommt freilich nur funfzehnhundert Reichsthaler, doch ohne den im Auslande gebräuchlichen starken Abzug. In mancher Hinsicht ist es gewiß ein Glück, daß er in diesen Zeiten hier in Neuseß ist, wo die Wände nicht lauter Ohren haben, wie in Berlin. Heut z. B. hätten es alle Hausleute hören können, wie er schimpfte bei dem Artikel der Deutschen Zeitung: „wegen der frommen Gesinnung, die den Waffenstillstand unterzeichnete." — Wie verstimmt ihn diese Wirthschaft! Dir aber läßt er ernstlich sagen und auch ich sage es Dir, Du sollst Dich um Gotteswillen mit solchen Aeußerungen, wie in Deinem letzten Briefe, in Acht nehmen. Der Vater raisonnirt zwar auch, ist aber auch schon von verständigen Freunden gewarnt worden; ihm schadet's weniger; Dir aber sicherlich in Deinem Weiterkommen. Spione giebt's jetzt ärger, als wie unter Napoleons goldenen Zeiten. Ein kluger Mann weiß seinen Zorn zu beherrschen. Sogar ich als Frau, die wenig von Politik versteht, bin zornig über Schleswig — nun erst die Männer! — Aber habt Geduld, Gott lebt noch! —

„Stockmars Ernst ist mit seinem Vater hier, die uns täglich besuchen. Schubart (ein Jugendfreund Fr. Rückerts, siehe Grenzboten 1873 I p. 241), der sich angemeldet hatte und gräßlich

schwarz-weiß geworden, Spottlieder auf das Parlament, rührende Lieder auf den König gesandt hatte, mußte ich den Besuch abschreiben. Der Brief verfehlt ihn; er kommt, kommt aber so mit dem Vater hintereinander, daß Schubart gleich wieder fortgeht. Ich war außer mir, weil auch ich über den Bund stichelte, zu dem er gehört, und so mit Schuld trage. Auch mit seinem alten Wangenheim ist Vater aneinander gekommen, so daß er schon lange nicht wieder bei uns war."

Dr. Karl Rückert, der in diesem Chaos widersprechender Meinungen und aufgeregter Discussionen seine Besonnenheit vor Allen bewahrt hatte, rieth seinem Bruder Heinrich sich nicht zu Tode zu ärgern; denn das bringe nur ihm Schaden. „Hätte ich die logische Schärfe Deines Geistes und Deine Productionsfähigkeit, so würde ich lieber an Deiner Stelle in die politische Action redend und handelnd eintreten, als so hinter den Coulissen raisonniren." — Der gute Rath wirkte. „Du irrst, lieber Dicker" (8. August), „im Augenblick bin ich sehr heiter und richtig gestimmt und vornehmlich, weil ich wieder etwaige obliegende Arbeiten aufgenommen habe. Ich lese nämlich eine Unmasse Collegia, zum Theil neue, zum Theil alte, aus meinem Gesichtspunkte. Im Grunde ist es auch bei meiner Art einerlei, ob ich ein Colleg zum ersten, oder sechsten Male lese. Die Stoffe sind alle unpolitisch, mit Fleiß von mir so gewählt. — In den Studio ist in dieser Hinsicht doch keine Vernunft zu bringen. Glaube mir, wenn ich ein allerdings sehr rohes, aber doch gesundheitfühlendes Publikum hätte, wie Ihr in Eurem Neustädter Verein, so würde ich gern auch mit dem Munde im Weinberge des Herrn arbeiten, hacken und raspeln meinetwegen. Aber die hiesige politische Impotenz hat ja Mosen und die Propheten und ich kann mich mit einigen Artikelchen begnügen, die auch ihren Nutzen stiften. Freilich sieht man den nicht so unmittelbar vor Augen. Uebrigens habe ich in diesem Sommer nur zwei geschrieben und diese sind mehr politische Abhandlungen. Jetzt, wo ich mich vom Gallenfieber vollständig curirt fühle, werde ich einiges für die Grenzboten schreiben. Ich weiß einige gute Themata.

„Auch ist jetzt einer der Grenzbotenredacteure, der sich schon früher hier habilitirte, Dr. Constantin Rößler, wieder hier und wohnt Stube an Stube mit mir. Er ist ein ganz gebildeter

Mensch, wie es wenige hier giebt — unter den jüngeren heißt das — denn unter den älteren giebt es einige ganz vortreffliche, aber an die kommt man schwer heran. Er ist mit mir sehr befreundet, außerdem höchst angenehm, ja liebenswürdig, und wir führen ein unvergleichlich anregendes Leben mit einander."

Allmählich legten sich nun in Heinrich Rückerts Seele die politischen Fieberschauer und es gewann wieder die ruhige Reflexion und der objective Blick des Historikers die Oberhand; und aus solcher Stimmung heraus entstanden eine Reihe trefflicher politischer Abhandlungen: Der preußische Verfassungsentwurf vom 24. Mai 1849 im Verhältniß zu der Reichsverfassung (Minerva 1849); der engere Bundesstaat und das Interim (ebd. 1849); die natürlichen und geschichtlichen Vorbedingungen eines selbständigen norddeutschen Bundes oder Einheitsstaates (ebd. 1850); die Mediatisationsplane der Gegenwart (Deutsche Vierteljahrsschrift 1849). Inhalt und Tendenz dieser Abhandlungen gipfeln insgesammt in der Beweisführung, daß die Schaffung eines deutschen Einheitsstaats, und zwar in nächster Zukunft, allein durch Preußen erreicht werden könne und Preußen selbst in der Erfüllung dieser Mission seine eigene Lebens- und Zukunftsfrage zu lösen habe. „Wenn Preußen" — sagt er in dem Interim — „consequent auf dem Wege des engeren Bundesstaates fortschreitet, wenn es durch seine Schöpfung, sowie auch außerdem, die Bedürfnisse der deutschen Nation nach Einigung, Kräftigung und solidem politischen Leben nur einigermaßen befriedigt, so wird es eine solche Anziehungskraft auf die im Bundesstaate nicht einbegriffenen Glieder Deutschlands üben, daß sie trotz aller österreichischen Intriguen, trotz aller Welfen und Wittelsbacher ihre Stammeseigenthümlichkeiten und ihre angestammten uralten Bären und Hirsche und sonstigen heraldischen Ungethümer vergessen und sich unter die Fittiche des preußischen Adlers, des einköpfigen, echten und unentstellten Adlers des deutschen Reichs schaaren."

Mehr aus den Grenzen der politischen Reflexion heraustretend ist der dritte Aufsatz, welcher gleichfalls nicht nur aus dem Geiste, sondern aus der persönlichen Inspiration Chr. v. Stockmars hervorgegangen ist. Auch ist er umfassender wie die andern und steht durchaus auf dem Grund geschichtlicher Quellen-

untersuchungen, die bis in den Anfang des achten Jahrhundert zurückgeführt sind. H. Rückert führt darin aus, daß der einheitliche Gedanke so lange nicht aus der Tiefe der deutschen Volksseele zum Begriffe sich entwickeln konnte, als der Dualismus von Kaiser und Papst in selbstsüchtigen Zwecken sich stets darin begegneten, die kleinen und großen Staatsgebilde Deutschlands auseinander zu halten, und statt lebensstarke Organe daraus zu schaffen, sie zu dienenden Vasallen herabzuziehen.

„Erst mit der Reformation tritt der Begriff der einheitlichen Zusammengehörigkeit in das Bewußtsein des deutschen Volkes; und wenn auch dem Süden zugestanden bleibt, daß die Blüthe der geistigen Bildung zuerst bei ihm aufgegangen ist; — dem Norden fällt das Verdienst zu, diese Blüthen zur reifen Frucht ausgeformt zu haben. Vom alten Fritz datirt Goethe die Wiederbelebung des deutschen Geistes, mit welcher nicht allein der Staat Friedrichs des Großen, sondern auch die übrigen deutschen Staaten auf die Höhe einer politischen Stellung und eines deutschen Nationalgefühls gehoben wurden."

Zuletzt bietet Rückert die Hand der Verständigung denen, welche noch an den deutschen Einheitsgedanken in jener burschenschaftlichen Ausdehnung sich heften, dem auch er einst seinen Tribut gezahlt habe, und fordert sie auf, „das Praktische und Reale der buntfarbigen Chimäre nicht bloß mit blutenden Herzen, sondern mit freudiger sittlicher Ueberzeugung der Berechtigung dessen, was bereits geschehen ist und noch geschehen soll, vorzuziehen." „Stehen doch Nord- und Süddeutschland in den höchsten Interessen des geistigen Lebens, in welchem sie durch eine unendlich reiche und tiefwurzelnde Literatur verbunden sind, als eine Einheit, als das wahre, große und einige Deutschland nach wie vor zusammen. Die Möglichkeit einer künftigen Einigung auch auf andern Gebieten des nationalen Daseins ist dadurch nicht ausgeschlossen. Im Gegentheile wird ihr damit am gründlichsten und fruchtbarsten vorgearbeitet, wenn man sich jetzt den natürlichen und geschichtlichen Nothwendigkeiten fügt, die einstweilen jedem Theile eine selbständige Bahn für seine staatliche Entwicklung angewiesen haben. Ist diese durchlaufen, so treten die Momente der Zusammengehörigkeit, welche von jeher aus unserm Volke trotz seiner tiefen Zerspaltung in allen Gebieten seines Daseins eine Nation, eine Einheit ge-

macht haben, und die stärker sind, als daß sie auch nur durch die schroffste politische Trennung verwischt werden können, mit ihrer vollen Berechtigung in den Vordergrund der Geschichte, und dann ist die Zeit gekommen, wo es mit Fug und Recht von dem deutschen Staate heißen kann: Das ganze Deutschland soll es sein!"

An diesen hoffnungsreichen Spruch schließen sich an anderer Stelle (Minerva, Rückblicke, 1849) die glaubensstarken Worte an: „Wenn einmal ein deutscher Kaiser kommt, dann wird er nicht aus dem Papier und constitutionellen Handbüchern geboren werden, sondern da, wo Lebendiges überhaupt geboren wird." — So wurde der sechsundzwanzigjährige Mann in seiner unzerstörbaren Zuversicht gleichsam der Prophet einer Zukunft, deren glänzender Aufgang noch den trüben Niedergang seines Lebens durchwärmen und durchleuchten sollte!

Ueber Gotha, wo er eine ganze Reihe von Aufträgen für seinen Vater bezüglich dessen Sanskritarbeiten zu besorgen hatte, trat er mit dem Tage des Semesterschlusses seine Ferienreise nach Neuseß an. Dorthin war bereits seit Mai seine Braut den dringenden Einladungen der Eltern Rückerts gefolgt. „Ich fand Marie" — schreibt er in seinen letzten Aufzeichnungen — „schon ganz eingelebt, und es war, als sei ich der von außen gekommene Freund und sie das Kind des Hauses. Ich blieb drei Monate dort."

„Die Sonne von Neuseß stand gerade damals in ihrem Zenith. Wenige Jahre später, ja nur ein Jahr später, nach dem Tode der Großmutter, October 1850, und den fast unmittelbar darauf sich entspinnenden ersten Symptomen des Drüsenleidens der Mutter, das ihr nach sieben Jahren den Tod gebracht hat, neigte sie sich schon nach der Abendseite des Hauses. Damals aber blühte der Vater noch in herrlichster Rüstigkeit, unvergleichlich gesünder, froher und belebter als je vorher. Er war tief befriedigt durch seine endlich mühsam abgerungene Befreiung von Berlin und kannte nichts Besseres als Neuseß. Die Mutter konnte man zart, fast schwächlich nennen, aber Niemand ahnete jenes tückische Leiden, das ihre letzten Jahre zu einem fortlaufenden Martyrium des Leibes, nicht aber der bis zuletzt sonnigen und heitren Seele machte. Die Großmutter war mindestens drei Viertel des Jahres anwesend. Sie stand im neunundsiebzigsten, vielleicht

achtzigsten Jahre, genau wußte es Niemand, vielleicht sie selbst nicht; fast eben so rüstig, wie zwanzig Jahre vorher, wo ich als sechsjähriges Kind ihr übergeben wurde; aber sie hatte ihr rasches Feuer zu einer milden und sanften Gluth gemäßigt, wodurch der Verkehr mit ihr und das Verhältniß zu Allen im Hause das behaglichste wurde. Ein buntes, aber höchst geistvolles, gehaltenes, geselliges Leben wogte damals in Neuseß. Die Mutter stand noch mit ihren alten Freundinnen in Coburg im regsten Verkehr. Darunter waren fast alle originelle oder bedeutende Persönlichkeiten. Stockmars Riekchen, wie sie traditionell im Rückert-Hause genannt wurde, die Schwester Christians von Stockmar, beweglich, lustig, gescheit, immer in Flor und Bändern flatternd, denn sie verkehrte viel beim Herzog und der Herzogin; die alte Frau von Holleben, eine ernste biedere Soldatenfrau, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck; die wackere alte Rottenbacherin, Pfarrfrau Muther, praktische Hausfrau, Mutter trefflicher Söhne, heute noch alle drei lebensfrische Frauengestalten trotz ihrer achtig und neunzig Jahre. Auch die Großmutter hatte noch ihre alten Kreise aus einer fast versunkenen, aber sehr respectablen Vergangenheit. Bedenkt man nun, daß Stockmar und Wangenheim die gewöhnlichen täglichen Gäste in Neuseß waren, so erhält man einen Begriff, was damals in Neuseß aus- und einging.

„Marie nahm den herzlichsten und freudigsten Antheil an der reichen Welt, in der sie lebte. Sie begleitete stets die Mutter und die Großmutter in die Stadt und war überall so gern gesehen, wie diese, aber sie war auch bei allen Separatbelustigungen der Jugend; sie theilte die ganzen Haushaltungssorgen der Mutter und Großmutter, die eigentlich ohne sie gar nicht gedacht werden konnten; sie suchte zu lernen, wo es zu lernen gab, und da sie ihren nur einmal dagewesenen Ordnungs-, Reinlichkeits- und Sparsamkeitssinn, das Product ihres Gewissens und ihres Herzens, an Alles mitbrachte, so lernte sie auch alles, was sie wollte. — In ihrem ganzen bisherigen Leben war dieses Neuseßer Jahr das glücklichste und beste von allen, ja es wäre vielleicht das schönste ihres ganzen herrlichen Lebens geworden, wenn nicht ihr treues Herz in jedem Schlage meiner sehnsüchtig und bange gedacht hätte.

„Ich selbst reiste Ende October nach Jena zurück; ich vollendete bis Ostern 1850 den ganzen wälschen Gast, das Leben des

heiligen Ludwig, und arbeitete die letzte Hälfte der neuen Ausgabe meiner deutschen Geschichte zu dreifacher Stärke um. Außerdem schrieb ich eine Unmasse politischer Deductionen, Memoires und Leitartikel und vieles Andere in Tagesblättern, Minerva, Grenzboten, Vierteljahrsschrift und allen möglichen kritischen Journalen. Ich war mir genau bewußt, daß ich noch recht bequem dreimal so viel produciren könnte, wenn ich nur dreißig statt zehn Finger besäße. Auch las ich mehr Collegia als je, sogar noch extra bei Stoy (Director eines Knabenpädagogiums) für seinen Lehrerkreis ein Privatissimum. Daneben pflog ich der Geselligkeit in ziemlicher Ausdehnung und mit leiblichem Behagen."

Anfang Januar 1850 traf auch Dr. Ernst von Stockmar in Jena ein, anfänglich dort privatim historischen, politischen und diplomatischen Studien obliegend, dann sich in der juristischen Facultät habilitirend. So knüpften sich auch hier wieder die alten Berliner studentischen Beziehungen an, in welche die Gestalten der beiden Väter doppelt erwärmend hineinleuchteten.

Bis Mitte December hielt Heinrich an dem Gedanken fest, die Seinigen in Neuseß am Weihnachtsabend zu überraschen. „Doch scheint" — schreibt er am 21. an den Vater — „die Hoffnung, Dich wiederzusehen, zu Wasser oder Schnee zu werden. Bei meiner nicht gerade angegriffenen, aber doch sensiblen Gesundheit über den Thüringerwald mit fürstlich Thurn und Taxis'scher Post getraue ich mir nicht. Es bleibt gleich, ob ich den Weg über Gotha oder direct nehme; in jenem Falle müßte ich wenigstens sechsunddreißig, in diesem dreiundzwanzig Stunden darauf verwenden. Der einzige vielleicht passablere Weg bliebe über Leipzig nach Lichtenfels, doch ist mir die Sache zu hypothetisch und zu lächerlich, wenn ich, um nach Coburg zu kommen, um halb Deutschland herumfahren soll. Uebrigens würde mir die gezwungene Häuslichkeit dieser Ferien für die Arbeit recht zu Statten kommen. Ich habe drei Collegia und ein viertes mit allerlei Künsten von mir abgeschüttelt, zum Verwundern meiner Facultätscollegen, die in jetziger spärlicher Zeit nach den Studenten angeln, wie der Teufel nach den armen Seelen. Ich lese Fortsetzung der deutschen Grammatik einstündig; Parcival zweistündig und Nibelungen eben so oft. Deutsche Mythologie habe ich fallen lassen. Mit der Zahl und dem Fleiße der Leute bin ich in Anbetracht der Zeit und des

Gegenstandes zufrieden. Auch muß ich nie vergessen, daß ich die wissenschaftliche Behandlung der deutschen Alterthumskunde hier erst eingebürgert habe. Im nächsten Sommer werde ich es mit der deutschen Culturgeschichte versuchen. Neulich habe ich noch ein bischen Zeit durch eine Vorlesung vor gemischtem Publicum abbrechen müssen; ein Institut, welches wir dem Berliner nachgeahmt haben." (Es sind dies die berühmten Rosenvorträge, die in dem Saale des Gasthofs zur Rose von den Mitgliedern der akademischen Rosengesellschaft gehalten wurden.)

„Daß mir Frommann seinen wälschen Gast übergeben hat, weißt Du bereits. Ich habe ununterbrochen seit dem Herbst täglich sechs bis acht Stunden daran gearbeitet. Frommanns ganze Arbeit bis jetzt besteht nur in collationirten Abschriften der Hauptcodices, sammt genügenden Lesarten der untergeordneten. Es bleibt mir also noch Alles zu thun übrig. Die Ausgabe mit kritischen und interpretirenden Noten, die oft sehr nöthig sind, wird zum Termin, Ende Februar fertig sein. Ich bin schon jetzt recht gut mit der Hälfte der Arbeit zu Rande."

Die Unterhandlungen bezüglich der Herausgabe des wälschen Gastes waren im Mai 1849 mit Dr. Karl Frommann angeknüpft worden. „Es ist zwar nicht der geeignete Augenblick" — schrieb damals Rückert — „für ein solches Werk. Indessen in nächster Zeit soll es und kann es ja noch nicht ans Licht treten, und bald wird sich die nöthige Sammlung der jetzt confus gewordenen Geister schon wieder einstellen. — Ich bin jetzt und zwar schon länger ganz auf Ihre Seite der deutschen Alterthumsforschung herübergedrängt. Je politischer die Zeiten geworden sind, desto mehr habe ich von der politischen Seite der Geschichtsforschung abgelenkt und mich in die Literaturhistorie und Philologie hineingeworfen und lese auch über solche Gegenstände mit Befriedigung."

Nachdem Frommann mit dem Verleger Basse in Quedlinburg den Vertrag über Herausgabe des Wälschen Gastes abgeschlossen hatte, stellte Heinrich Rückert die Art der Behandlung und Bearbeitung des Gedichts fest. „Wenn ich so (8. Juni 1849 an Frommann) und auf Ihren freundlichen Beirath rechnend nach eigenem Ermessen die Ausgabe besorgen würde, so erscheint mir ein bloßer Textabdru[illegible] bloß kritischen Noten ungenügend. Ich denke mir den [illegible] den wälschen Gast maßgebend. Nur könnte man sich, [illegible]

der Sache selbst, etwas kürzer fassen als dort und besonders die selbständigen Excurse über Weltanschauung u. s. w. des Poeten weglassen, oder nur auf Andeutungen beschränken. Das Literarhistorische wäre in die Einleitung zu verweisen; das Kritische in besondre Anmerkungen; ebenso das eigentlich Sprachliche und Sachliche. Für das letztere ist durch eine umfassende Benutzung der historischen Quellen, besonders der kirchenhistorischen und hier wieder der italienischen, viel zu leisten, wie ich aus den wenigen gedruckten Stellen des Gedichts, den Auszügen bei Eschenburg, Gervinus und sonst wohl mit Recht vermuthe. So würde das Buch etwa vierundzwanzig bis dreißig Bogen füllen. Was nun die andere Seite der Erwägung betrifft, so versteht sich von selbst, daß Sie für Ihre Mühe und Zeit auch die gebührende Entschädigung in Anspruch nehmen müssen. Ich begnüge mich gern mit einer sehr geringen für meine Arbeit, denn auf glänzende Bedingungen ist doch jetzt nicht zu rechnen. Im ungünstigen Falle verzichte ich ganz darauf.“ —

October 1851 erschien „Der wälsche Gast des Thomasin von Zirclaria. Mit sprachlichen und geschichtlichen Anmerkungen zum ersten Male herausgegeben von Heinr. Rückert“, im 30. Bande der Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur. Schon während der Arbeit zog dieselbe die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich, wie ein Brief des Professor Weigand in Gießen vom 11. October 1851 ergiebt, welcher ihm seine Hülfe zu Herbeischaffung ihm etwa noch wünschenswerther Hülfsmittel anbietet. Nach dem Erscheinen wurde ihm seitens seiner gelehrten Freunde und Fachgenossen lebhafte Anerkennung zu Theil, die in den mir vorliegenden Briefen von Friedrich Böhmer in Frankfurt a. M., Moriz Haupt in Leipzig, J. A. Schmeller in München, Jacob und Wilhelm Grimm in Berlin und Anderen ehrend ausgesprochen ist. Jacob Grimm schreibt unterm 23. December 1851:

„Ihr Brief, hochgeehrter Freund, vom 8. November nebst dem schönen Geschenke, das er geleitete, ist erst gestern in meine Hände gelangt, wodurch es mir zur erfreulichen Weihnachtsgabe wurde. Desto weniger will ich meinen Dank aufschieben; wenn einem ein Buch behagt, durchblättert man es gleich auf der Stelle. Mir ist erwünscht, den wälschen Gast nunmehr in einem reinen

und verständigen Text vor Augen zu haben und gebrauchen zu können; auch die sorgsamsten Abschriften, wie meines Bruders von der Heidelberger Handschrift, behalten ihr unbequemes. Plan und Verstand des merkwürdigen Gedichts, dem Sie ganz die rechte Stelle anweisen, treten einem deutlicher entgegen. Ihre Behandlung wird wenig was daran zu thun wäre übrig lassen. Nur die Inhaltsanzeige pag. 403—415 hätte ich voran gestellt und genauer vorgenommen; mir bleibt kein Zweifel, daß sie vom Dichter selbst abgefaßt wurde. Sie gewährt uns ein anziehendes altes Prosadenkmal und eine Richtschnur für das Verständnis des Werks. Liumet ist nicht sowohl Unterabtheilung der Kapitel als Meinung, Sinn, der aus einer Behauptung gezogen wird, wie schon althochdeutsch hliumunt opinio bedeutete (Graff 4, 1100). Nächstdem hätte ich gern gesehn, daß aus der Erbacher Handschrift, weil sie so alt ist, die an und für sich lehrreichen Erweiterungen und Zusätze in den Anmerkungen mitgetheilt worden wären; vielleicht entschließen Sie sich, dies in Haupts Zeitschrift nachzuholen. Ich habe mich gegenwärtig ganz in das ellenlang verschobne deutsche Wörterbuch eingesenkt und muß alles Andere eine Zeit lang liegen lassen. Der Gewinn scheint mir unter der Ausarbeitung bedeutender zu werden, als ich mir sonst vorstellte. — Möchten Sie bald die Stelle finden, die Ihrer Thätigkeit und dem, was sie mit bedingt, vollkommen angemessen ist. Wo ist die Anzeige erschienen, die Sie vom salischen Gesetz haben drucken lassen? Denn mir entging sie bisher noch. Mein Bruder läßt gleichfalls herzlich danken. Mit wahrer Freundschaft und Ergebenheit Ihr Jacob Grimm." (Die Anzeige Rückerts von Merkels Ausgabe der Lex Salica und J. Grimms Vorrede dazu erschien in der Minerva 1850, IV.)

Der Sommer 1850 führte seine Braut wieder in das Haus der Tante Fortlage zurück. Sie brachte Heinrichs Schwester Marie als Besuch mit. „Ich holte Beide von Saalfeld ab und fuhr in einer lauen Sommernacht mit ihnen nach Jena. Auf den ersten Blick bemerkte ich, wie Marie körperlich und geistig auf der Höhe ihres Daseins stand. Wie sehr sie so ganz die Unsere geworden, machte mir besonders ein kleiner Zug anschaulich. Sprach sie doch — die eine echte Niederdeutsche — jetzt als echtes Franken-

mädchen, und hatte, ohne daß sie es selbst geahnet, die fränkische Modulation sogar vieles von der sogenannten Haussprache in Neuseß angenommen, wie ja jedes charaktervolle Haus eine solche hat; sie lachte und scherzte darüber, wie ja Andere es auch thaten; mir aber wurde das Herz mächtiger als je vorher bewegt, wenn ich sie jetzt sah und hörte. Ja auf einmal ging mir die volle Gewißheit auf, daß ich nicht länger ohne sie existiren könne, leben darf ich nicht sagen, — denn was Leben heißt — wußte ich damals noch nicht, das hat sie mich erst gelehrt. Jetzt trat der Gedanke an die Heirath mit einem Male als ein Muß an mich heran; sie die reine, süße, himmlische Treue, Gläubigkeit und Hingebung fand es natürlich, daß es geschehen, sobald als möglich geschehen müsse. Auch die Eltern, voran der Vater mit seinem gewöhnlichen Feuer, waren einverstanden und übersahen großartig die äußeren Bedenken. Denn wir hatten ja Beide nichts und wollten von „Nichts" leben, um mit dem Philister zu reden. Dieser würde freilich auch nicht begriffen haben, daß wir es wirklich durchsetzten, völlig und ganz auf unsren eignen Füßen vom ersten Tage unsrer Ehe an zu stehen.

„Natürlich ist das, was man wohl ein Wunder nennen konnte, wie es manche Freunde gethan, einzig und allein ihr Verdienst. Ich selbst habe nichts dazu beigetragen, außer der Beschaffung der äußeren Geldmittel, als daß ich meine anerzogenen und angeborenen, relativ einfachen Gewohnheiten beibehielt; weil ich mich allein in ihnen glücklich und behaglich fühlte. — In den Abendstunden des schönen Juli und August waren wir täglich zusammen. Da erst ahnete und begriff ich recht das Glück, was zwei Jahre vorher in diesem Garten mir zugefallen war." (H. N. letzte Aufzeichnungen.)

Die Briefe der Eltern, welche ihre Einwilligung zu des Sohnes Heirath aussprachen, fehlen im Nachlasse. Heinrich schreibt unterm 15. Juni 1850: „Schon wenige Tage nach Eurer zustimmenden Antwort, die uns den letzten Sonntag zu einem wahren Sonntag gemacht hat, ist für uns Beide ein neues Leben aufgegangen. Als wir die schönen Worte des Vaters lasen, haben wir alle nöthigen Vorbereitungen angegriffen. Ein recht hübsches Quartier, meiner bisherigen Wohnung nahe gelegen, haben wir billig, für sechsunddreißig Thaler jährlich gemiethet, auch bereits einige wohlfeile Möbel eingekauft. Zu den weiteren Möbeleinkäufen, wobei wir uns natürlich nur auf das Nothwendigste beschränken, möchte ich

das Geld verwenden, was ich von lange her gespart, wohl noch in der Coburger oder Erlanger Sparkasse habe. Es müssen doch über hundert Gulden sein, also ziemlich ausreichend für unsere beiderseitigen Bedürfnisse bis zur Trauung und bis zur Reise zu Euch; wenn ich die Summe hinzurechne, die ich baar noch in den Händen habe. Ich bitte die liebe Mutter, die ja alle diese Sparkassenscheine in Händen hat, die Aufkündigung baldigst zu besorgen, damit das Geld etwa bis im August in meinen Händen ist. Es wäre mir auch deswegen sehr angenehm, weil ich sonst verschiedene außenstehende Honorarposten, die eigentlich erst im Herbst fällig werden, vor der Zeit eintreiben müßte, was doch nicht ohne unangenehme Weiterungen ginge. — Ich denke, wir bekommen in den nächsten Tagen von der Hand der lieben Mutter zu hören, was wir zu unserm Glücke schon wissen, aber doch oft genug nicht hören können: daß Ihr über unsern Entschluß Euch freut und unbedenklich uns einander anvertraut."

Der Vater Rückert legte den Ersparnissen Heinrichs aus der Coburger Sparkasse noch einen kleinen Zuschuß bei. Am 12. August schreibt Heinrich: „Meinen besten Dank, geliebter Vater, für Dein reiches Geschenk zu unsrer Einrichtung. Es ist gestern sammt der längst erwarteten Nachricht von Schwester Mariens Rückkunft und Eurem Befinden in meine Hände gelangt, und soll bald, so Gott will, zum Heile für uns verwandt werden. — Wie steht es denn bei Euch in Coburg? Wird nobel für Schleswig-Holstein gesammelt? Hier ist trotz der Armseligkeit aller hiesigen ökonomischen Verhältnisse viel geschehen. Doch wohl gegen tausend Thaler Geld außer namhaften Beiträgen in Naturalien sind bereits abgegangen. Dazu ist eine wöchentliche Dreiersammlung im besten Gange und wirft doch jedesmal über zwanzig Thaler ab. Uebrigens sind wir jetzt so unendlich tief im Elend und in der Schande, wie zu keiner Zeit der deutschen Geschichte. Was will der mit dem Säbel in der Faust nach hundert gewonnenen Schlachten von Napoleon dictirte Lüneviller Friede gegen das Londoner Protokoll sagen, wo man mitten im Frieden mit dem ganzen wehrhaften Deutschland wie mit einem Negerstaat umgeht! Ich sehe bis jetzt nur eines klar, daß dieses Tiesste doch noch nicht das Allertiesste ist, und noch etwas was noch trauriger ist. Jene ganze Partei von eigensinnigen Randalierern, wirren und verbrannten Schädeln,

die als sogenannte Demokraten das Parlament (als noch Zeit war das Parlament zu halten) vernichtet haben, ist um kein Haar klüger, aber auch nicht kräftiger geworden. Sobald diese Leute etwas von der dämonischen Naturknolligkeit des französischen Revolutionsgesindels hätten, ließe ich sie mir gefallen; aber dieser Abschaum von Vornirtheit, Impotenz und Schamlosigkeit ist zu erbärmlich, um nur Ekel zu erregen. Und doch — gieb Acht, werden uns dieselben wieder die Sache verderben, wenn eine neue Gelegenheit zum Handeln kommt; gerade wie sie, und nicht die eigentlich Rothen, die bei uns in Deutschland überhaupt als Parteimänner sehr dünn gesäet sind, das Jahr 1848 verdorben haben."

Am 2. September 1850, Vormittag 10 Uhr, wurde der eheliche Bund von Heinrich Rückert mit Marie Stein in der Hauptkirche von Jena durch den Diakonus Schläger eingesegnet. Um 12 Uhr Mittags fuhr das junge Paar von Fortlages Hause am Engel mit einem Einspänner ab. „Ich fühlte mich am meisten gehoben in dem Gefühl, nun Marie glücklich für mich allein zu besitzen. In Rudolstadt gaben wir unser damals unglaublich bescheidenes Gepäck auf die Post und gingen an einem leidlich hübschen Herbstabend zu Fuß bis Schwarza, wo wir mit der Dämmerung etwa nach sechs Uhr eintrafen und in dem großen Wirthshause an der Brücke einkehrten. Ich war dort zuletzt auf der tollen Pfingstfahrt mit Leo und Schlegel eingekehrt. Die an meiner Seite ging, hatte mich doch schon zu einem ganz andern Menschen gemacht. Am folgenden Morgen, einem etwas trüben, beinahe Regen drohenden, wanderten wir bis Mittag nach Schwarzburg. Marie war dieselbe wie immer, vielleicht etwas körperlich müde durch die Arbeiten vor der Hochzeit, wo doch noch die ganze frühere Pflicht auf ihr lag und bis zum letzten Augenblick erfüllt wurde, so wie sie eben ihre Pflichten zu erfüllen pflegte. Mir selbst war es, als seien wir schon seit Jahren nicht blos, sondern von Ewigkeit her einander das, was angeblich erst seit gestern geworden sein sollte: Eins für Immer! So schlenderten wir Nachmittags nach Wallendorf, wo wir wieder mit der Dämmerung in das große, kahle, nicht sehr saubere Postwirthshaus, das einzige praktikable des Ortes, mir von früher her bekannt, eintraten und

blieben. In der Nacht brach ein starkes Unwetter los; es goß am folgenden Morgen und so setzten wir uns Mittags auf die Post und fuhren nach Coburg, wo wir Abends ganz einfach an dem Posthause in der Rosengasse abstiegen und zu Fuße nach Neuseß gingen. Dort hatte man uns heut noch nicht erwartet, und ohne das Regenwetter würden wir auch noch einige Tage im Walde umhergestrichen sein. Aber auch daß es nicht sein durfte, hat uns nicht einen Augenblick aus dem Tempo seliger, gesättigter Zufriedenheit herausgebracht." (H. Rückerts letzte Aufzeichnung.)

So beseliget und befriediget verlebte das junge Paar in Neuseß die Flitterwochen. Meist Beide allein — führte Heinrich sein junges Weib auf alle die Plätze nahe und fern, die ihm die schönsten der Welt zu sein dünkten, weil sie seine Heimath waren, die ja auch ihr schon die eigentliche geworden war. Am liebsten stiegen sie den Goldberg hinan, und holten oben den Vater ab oder saßen noch ein Weilchen mit ihm plaudernd dort oben.

„Wie wird mir sein, wenn hundert Meilen zwischen mir und diesem einzigen Ruheplatze meiner Seele liegen" — schrieb Heinrich Rückert vierundzwanzig Jahre später an demselben September-abend 1874 an mich, als er da oben auf derselben Bank mit seinem mutterlosen Kinde gesessen und vor seinen thränengetrübten Blicken die Bilder verklungener Zeiten und verschwundener Gestalten vorüberzogen. — „Wir machen viele und weite Läufe, aber am liebsten steige ich dort hinauf, wo jedesmal und noch gestern Abend die Verse meines Vaters an diesem selben, seinem liebsten Ruheplatze, an mir in Erfüllung gegangen sind:

Goldenen Frieden
Goldener Stunden,
Goldberg, mir von Dir beschieden,
Hab' ich oft empfunden!

„Waren und sind es bei mir auch keine goldenen Stunden, so ist das eigene Friedensgefühl, das sich da oben und sonst nirgends auf das Herz breitet, wahrlich golden zu nennen. Auch Marie kannte keinen liebern Ort, so lange wir noch zu den Eltern oder zu dem einsamen Vater kamen. Es ist mir also um so wärmer zu Muthe, so oft ich da hinaufsteige oder oben herumschweife und sitze; ich führe sie mit freudestrahlendem Gesicht neben mir. Auch Lieschen, unser Kind, hat eine besondre Passion für diesen hoch-geweihten Fleck Erde, der mir in meiner Jugend auch als Aus-

sichtspunkt bei weitem der „erste“ dünkte. Das hat sich nun in das „liebste“ übersetzt und wahrlich die Uebersetzung ist nicht schlecht. Mein Bruder August, dem der Berg gehört, erhält Alles in altem Stande, und von selbst macht es sich, daß das neu aufstrebende Volk, das keine Geschichte hat, nicht einmal durch seine Gegenwart das stille Flüstern der Vergangenheit stört. Höchstens wenn die Beeren reif sind, ein Birn- oder Apfelbaum lockt, verlieren sie sich einmal dorthin, um bald wieder zu verschwinden; doch vielleicht, weil sie sich vor unsern Geistern fürchten. Denn hier oben ist es unmöglich, nicht an Geister zu glauben, oder nicht vielmehr ihren lebendigen Athem zu fühlen und ihre Stimme zu hören.“

Der spätherbstliche Nordwind entlaubte den Goldberg und Garten von Neuseß. Das Obst wurde eingesammelt, wobei das junge Paar wacker mit Hand anlegte. Mit Vorräthen für den Winter versehen zogen sie nun heimwärts in die selbstgegründete Häuslichkeit nach Jena.

Am Johannisplatze Ecke des Graben liegt das Haus, wo Rückerts im ersten Stock drei geräumige Zimmer bewohnten, von denen zwei auf dem Platze hinausgingen und sie in die Fenster der bescheidenen Stube blicken konnten, die Heinrich im Hause der Frau Dr. Zerbst als Junggeselle bewohnt hatte. Die Einrichtung war einfach, aber geschmackvoll; Beschränktheit nie bemerkbar, da Alles zu einander paßte; die kleine Wirthschaft sauber. In seiner Arbeitsstube, die zugleich ihr Wohnzimmer war, stand das lange Sopha, wie er's vom väterlichen Hause gewohnt war, der lange Tisch, auf welchem seine Kupferstichmappen lagen, und der Blumentritt, auf den immer etwas Blühendes und Grünes gestellt werden mußte.

„Es geht Alles seinen ruhigen regelmäßigen Gang“, — erzählte sie selbst in einem Freundesbriefe an Rosa Hanno — „am Morgen kommt die Aufwärterin, mit der ich Alles in Ordnung bringe; wir frühstücken, dann arbeitet ein Jedes in seiner Stube, ich koche selbst; (verstand sie es doch, wie Heinrich Rückert scherzend schreibt, das Sprichwort 'mit dem Herzen kochen' wahr zu machen). Punkt zwölf Uhr wird gegessen; dann sitze ich mit meiner Näherei in meines Mannes Stube. Kommt der Abend, da gehen wir beide

ins Freie, oder die Freunde besuchen uns zum Thee." In dem freundlichen Studirzimmer aber war der Webstuhl der Wissenschaft unablässig Gedanken spinnend und Stoffe verarbeitend.

Anfang December schreibt der Vater: „Ich freue mich, nun endlich zwei nette Bändchen (Annalen der deutschen Geschichte) von Dir in der Hand zu haben. Eigentlich gelesen habe ich sie noch nicht, doch mich schon mit ihrer Art befreundet, wie Du sie im Vorwort klar und treffend bezeichnet hast. Im zweiten Theile finde ich beim bloßen Blättern schon einen Fortschritt gegen den ersten in Hinsicht des Ausdrucks und Satzbaues, gegen welchen ich im ersten noch hier und da wieder einige Einwendungen zu machen hätte. Daß Du Flitter und Effecte verschmähst, ist freilich recht, aber Färbung und Schwung der Rede ist dadurch nicht ausgeschlossen. Das innere Feuer spüre ich überall durch, möchte es aber stellenweise mehr herausschlagen sehen. Wenn ich es ordentlich gelesen habe, will ich auch ordentlich urtheilen. Ich freue mich Deines stillen häuslichen Glückes, wie es besonders aus Deiner Marie Briefe sich ausspricht." Schon am 21. December schickte Heinrich als Weihnachtsgeschenk den dritten Band der Annalen: „Unser Leben geht gar still und friedlich fort. Ich befinde mich körperlich wohler als je, wozu wohl vorzugsweise mein heiteres, freundliches Arbeitszimmer, was auch unser Wohnzimmer ist, beiträgt. An Ausgehen denken wir nicht viel, aber auch nicht daran, wie Einsiedler zu leben. Wir sehen öfters aller Art Besuche bei uns."

Unter diesen Besuchern war der nun vereinsamte Freund Constantin Rößler der fleißigste. Auch Herrmann Schulze, so oft er von seinen Reisen in Jena anwesend war, sprach häufig zur Theestunde ein. Es war wieder der alte rege Verkehr von ehemals, jede Spur der garstigen politischen Differenzen weggewischt; der Einklang, der aus dem ungeschädigt gebliebenen Kern des Gemüths- und Charakterlebens stammte, wieder Alle durchwärmend.

Die Freunde Oskar Schmidt und Bernhard Stark hatten es Rückert bereits zuvorgethan und ein eigenes Haus sich gegründet. Und so hielten diese jungen Paare in den gemeinsamen Interessen ihres schönen Glückes eng zusammen.

Noch ein drittes Paar fanden Rückerts, als sie im Frühjahr 1851 von den Osterferien in Neuseß zurückkehrten: das Hettner'sche Ehepaar von Heidelberg. Dr. Hermann Hettner, mit Marie von

Stockmar, der einzigen Tochter Christians von Stockmar verheirathet, war als Extraordinarius und Professor der Aesthethik, Literatur und Kunstgeschichte nach Jena berufen worden. — „Ueberall ist die deutsche Volksseele in heimathlicher Zusammengehörigkeit sich findend, wo des Waldes schattige Lauben und der Berge duftige Ferne sie in heimathlichen Erinnerungen grüßt.“ Diese Worte, die H. Rückert einmal zu mir sprach, als ich nach dem Süden abreiste, sie paßten recht gut auf das junge Hettnersche Paar, welches unter Ariccia's Eichen und Platanen sich zuerst gefunden hatte; sie die Tochter des waldreichen und burgengeschmückten Frankenlandes — er der Sohn des sinnigen, kernigen Schlesiervolkes. Eine unverfälschte Natur, aus selbsteigenem Mühen und Ringen mit des Lebens Conflicten ein Charakter erwachsen, mit Herz und Kopf den idealen Aufgaben der Kunst und Literatur hingegeben; hat er durch ein mehr als dreißigjähriges Leben in unermüdlichem Forschen und fleißigem Arbeiten eine Fülle ausgereifter Früchte von Anschauungen und Erfahrungen der gebildeten Welt erschlossen.

„Wie herzlich freue ich mich,“ schreibt Mutter Rückert an Marie, „daß Dir Marie Hettner so gefällt.“ — Sie war stets der ganze Liebling der beiden alten Rückerts gewesen, so sehr, daß die sonst neidlose Mutter Luise, als im Jahre 1847 Hettner sich mit Marie von Stockmar verlobte — im naiven Aerger an ihren Sohn Heinrich nach Jena schrieb: „Hätte ich gewußt, daß Marie Stockmar, die mir durch ihr einfaches, liebenswürdiges Wesen so gefällt, einen Privatdocenten und nicht einen Grafen oder Lord heirathen würde, so hätte ich Dich gewiß nach Italien geschickt“. — Das Zusammenleben der beiden jungen Familien war nur ein zu kurzes, als daß die beiden sich sehr zusagenden Frauennaturen enger aneinander kommen konnten. Auch war damals gerade Elise Stichling zum Besuche im Hause des Dr. Kieser, und Marie Rückert, schon von Weimar her seit einigen Jahren innig mit ihr befreundet, verkehrte fast ausschließlich mit der jungen anmuthigen Weimaranerin. Aus dem Blute der Herder und Wieland in gerader Linie abstammend, hatte sie noch den Schmelz idealer Geistesbildung bewahrt und verband mit feinen Weltformen einen gesunden, frischen Humor. So war sie beiden Rückerts in dieser Art um so lieber, als auch Karl Rückert schon damals eine tiefe Neigung für sie gefaßt hatte. Wenige Jahre später wurde sie

seine Gattin, und gleiche Rechte und gleiche Pflichten einer treuen Schwester und Freundin hat sie mit ihrem Manne in dem verwandtschaftlichen Verhältniß zu Heinrich und seiner Frau getheilt.

Alle äußeren Verhältnisse schienen sich für Rückerts so angenehm zu gestalten, daß ein Verbleiben in Jena zu dem nächst Wünschenswerthen gehören durfte. „Ich lese", schreibt er am 14. Mai 1851 zu seines Vaters Geburtstag — „jetzt fleißig Nibelungen, Parcival, Quellenkunde und Kritik der deutschen Geschichte; etwas viel, aber nicht zu viel für die lange Arbeitszeit des Sommers. Uebrigens hat die Frequenz der Universität sich bedeutend vermehrt. Es scheint eine Zunahme von einem halben Hundert stattgefunden zu haben. Hettner hat auch seine Vorlesungen begonnen. Er liest über Shakespeare und Calderon und hat großen Zulauf. Auch sonst ist während unsrer Abwesenheit hier allerlei für die Universität im guten und bösen Sinne wichtiges geschehen. Da für den Augenblick die großen Weltbegebenheiten entweder ganz in undurchdringliches Dunkel gehüllt oder zu langweilig und nüchtern sind, als daß man sich ausschließend für sie interessiren könnte, so sehe ich voraus, daß wir guten Jenenser für die nächste Zeit wieder einmal etwas Stoff für die Unterhaltung des großen Publikums liefern werden. Das Wichtigste, von dem merkwürdiger Weise vor meiner Abreise von hier zu Euch nur einige vage Gerüchte im Umlauf waren, ist die Ernennung eines Curators der Universität, eine Stelle, die ungefähr seit der Zeit meines hiesigen Aufenthaltes unbesetzt war. Die gewählte Persönlichkeit, Seebeck aus Meiningen, der sich zuletzt als Vorkämpfer und endlich als letzter Ritter der Union einen höchst ehrenvollen Namen gemacht hat, ist allen mit Ausnahme der Demokraten, eben seiner politischen Vergangenheit wegen die genehmste, die nur überhaupt gedacht werden kann. Aber auch bei den Demokraten scheint er durch die entschiedene Weise, mit welcher er eine sehr gediegene Bildung und einen ernsten noblen Charakter zur Geltung bringt, wenigstens etwas zu imponiren; am meisten frappirt sie die kurze und präcise Sicherheit seines äußeren Auftretens, die er eben aus der guten Gesellschaft, aus der er herstammt, sich zu eigen gemacht hat. Ob er positiv viel für die Universität thun kann oder auch nur thun will, weiß eigentlich noch Niemand. Möglich, daß er, als ein Hauptgegenstand des Hasses der gegen-

wärtig herrschenden Partei, hierher wie in eine Art schutzgewährendes Exil geschickt worden ist, mit Vorbehalt anderweitiger Verwendung, wenn die Zeit dazu wiedergekommen sein wird."

Dem wissenschaftlichen Produciren war ebenfalls die Stille und das Behagen des Hauses förderlich. „Das Leben hier", — schreibt er Anfang April 1852, also kurz vor seinem Scheiden von Jena — „hat eben einen Zug, der sich schwer in Worten beschreiben läßt, weil es mehr eine Stimmung der geistigen Atmosphäre, als ein greifbares Ding ist, der aber dem Orte einen ganz eigenthümlichen Vorzug vor andern Universitäten giebt. Wollte man es Freiheit oder Ungenirtheit nennen, so wäre das nur immer eine Seite davon, es liegt auch etwas positiv förderndes darinnen, was namentlich jemanden, der im lebhaften wissenschaftlichen Produciren ist, wie es mir jetzt geht, ganz ungemein zu Statten kommt." —

Es darf unbeschadet seiner späteren wissenschaftlichen Leistungen in Breslau wohl behauptet werden, daß die aus den Jenenser letzten Jahren hervorgegangenen wissenschaftlichen Werke recht eigentlich auf der Höhe seines wissenschaftlichen Schaffens stehen. Und es darf unter diesen Werken die erste Stelle seine Culturgeschichte des deutschen Volkes einnehmen, welcher die nicht minder von der wissenschaftlichen Kritik anerkannten Geschichten des Mittelalters und der Neuzeit folgten. Diese Bücher sind in Jena so recht aus der ungebrochenen vollen Schaffenskraft entstanden und fertiggestellt worden, wie ein Brief H. Rückerts aus Breslau 26. December 1853 an Prof. Constantin Rößler nach Jena bezeugt:

„Der erste Band der Culturgeschichte war, so weit er gedruckt ist und noch weiter fertig, als ich von Jena fortging. Der Druck wurde durch allerlei Zufälligkeiten unterbrochen. Auch der zweite Band war damals in Jena schon in den Vorarbeiten vollendet und zum größten Theil fertig geschrieben. Doch habe ich nöthig gefunden, ihn noch einmal zusammenzudrängen und überhaupt der Arbeit ein früheres Ziel zu stecken, als ich Anfangs gesonnen war. Wenn ich damit zu Stande bin, will ich zunächst auf diesem Gebiete weitergehen: 1. eine kürzere Monographie geben, worin der erste über alle Vorstellung merkwürdige Kampf zwischen dem deutschen Staat und der Kirche — fast noch zwischen dem heidnischen Staate und der im Ganzen noch in ältester und

herbster Art beharrenden Kirche — geschildert wird. Die Sache knüpft sich an die Namen des Major Domus Ebroin und des Bischofs Leodiger von Autun; 2. werde ich dann sehen, ob ich die große längst beabsichtigte und zurechtgelegte Arbeit einer Geschichte der christlichen Cultur im mittelalterlichen Deutschland in Angriff nehmen kann. Das würde freilich ein umfangreiches Werk werden, indessen wäre es schon der Mühe werth es zu machen. Fünf bis sechs Jahre gehören nach meinen jetzigen Vorarbeiten mindestens dazu. Ich sehe schon jetzt allerlei merkwürdige Resultate, die, so wie man die Sache gewöhnlich angreift, nicht gefunden werden können. Sie werden vielleicht lachen, daß ich so weit hinaus Pläne mache, das thue ich selbst auch manchmal; indessen geht es doch nicht anders wenn etwas geschehen soll, als daß man in Gedanken über die Zeit und sich selbst disponirt, als gehörten beide einem ganz unbeschränkt." Im Januar 1851 wurde der Contract mit Weigel abgeschlossen, und für das vollständige Werk in zwei Bänden, welches mindestens fünfzig Druckbogen enthalten müsse, vierhundert Thaler zugesichert.

„Es freut mich im höchsten Grade, daß Sie geneigt sind, die Verbindung mit mir fortzusetzen," schreibt er an Weigel (7. Januar 1851). „Ich hoffe, daß diese neue Arbeit, die ich recht lange allseitig angegriffen, aber stets mit innerlichster Freude betrieben habe, dem Publicum zeigen wird, daß ich seit dem ersten Buche, den Annalen, in jeder Beziehung etwas hinzugelernt habe. Sie können mir glauben, daß ich ungern für die nächste Zeit auf einen Besuch bei Ihnen verzichte. Ihre großen Sammlungen, die ein so außerordentliches Renommée genießen, sind mir ja leider nur durch Renommée bekannt. Uebrigens wäre ich unter uns gesagt nicht bloß gern für kurze Zeit — sondern am liebsten für immer in Leipzig." —

Bei seinem Erscheinen wurde das Buch von der zeitgenössischen Kritik überaus warm und anerkennend begrüßt. Dr. Julian Schmidt, damals mit Gustav Freytag Redacteur der Grenzboten in Leipzig, besprach den ersten Band zugleich mit Jacob Grimms Geschichte der deutschen Sprache unter dem Titel 'Wirklich deutsches Leben' in den Grenzboten von 1853 und dann im folgenden Jahr den zweiten Band. Er hebt hervor, wie Rückerts Buch, als „auf ein ernstes, consequentes und auf die edelsten Höhen der Wissenschaft gerichtetes Streben

fundirt, ein neuer Schritt zur Verbindung der Philosophie mit der Geschichtswissenschaft sei." Wenn Julian Schmidt aus richtigem und warmem Verständniß heraus dem Buche wie seinem Verfasser eine „bedeutende Zukunft" verspricht, so hat sich diese Voraussetzung in den weiteren Kreisen des gebildeten Publicums nicht erfüllt; ja heut ist das damals so epochemachende Werk kaum noch genannt, nur Wenigen bekannt.

„Und doch ist es dasjenige, in welchem Rückerts eigenstes Wesen, seine tiefe, innere poetische Anschauungsweise am meisten zum Ausdruck kommt. Indem es sich nicht bloß auf die Erforschung und Erzählung der geschichtlichen greifbaren Thatsachen beschränkt, sondern überall die psychologischen Beweggründe bloßlegt, welche die Gemüther der Germanen dem eindringenden Christenthum öffnen, erhebt es sich zu einer Philosophie des Christenthums, zu einer Untersuchung und Betrachtung der Entstehung und Bedeutung der wichtigsten christlichen Lehrsatzungen, der frommen Legende von dem Leben und Wirken der Märtyrer und Heiligen, der Einrichtungen und Zustände der alten Kirche und ihrer Gnaden- und Strafmittel, die von Seiten der Kirchenhistoriker weit mehr Beachtung verdient, als ihr bisher zu Theil geworden ist. Der feinen warmen Auffassung entspricht die feine warme Darstellung. Man wird an Chateaubriands „Génie du Christianisme" erinnert, aber was dort oft phantastische Gefühlsüberschwänglichkeit ist, ist hier geniales, geschichtliches Verständniß, gemüthliche pietätvolle Nachempfindung. Das Buch ist unendlich reicher, als dies der streng wissenschaftliche Titel vermuthen läßt; und einzig diese Enge des Titels kann der Grund sein, daß es nicht den wohlverdienten Eingang in die weitesten Kreise gefunden hat."

Aus dieser fein empfundenen Charakteristik des Jenenser Freundes, Dr. Hermann Hettner, erschließen sich ganz neue Blicke in das innere Seelengefüge von Rückerts Culturgeschichte, die den psychologischen Werth und die poetische Schönheit des Inhalts herausheben. Nach einer andern Seite hin, der der cultur- und kirchengeschichtlichen Bedeutung des Werkes, weist die geistvolle Beurtheilung, welche der verehrte Präsident des Preußischen evangelischen Oberkirchenraths in den Jahren 1872 bis 1878 Dr. Emil Herrmann zu unsrer Verfügung zu stellen die Güte gehabt hat. Die Würdigung, welche darin Rückert und seinen

Intentionen zu Theil wird, stellt ein so schön in sich abgeschlossenes Ganze dar, daß wir es als ein solches in dankbarster Anerkennung der werthvollen Gabe unter No. 1 der wissenschaftlichen Beilagen folgen lassen.

Auch die bei Franckh in Stuttgart in der Neuen Encyklopädie der Wissenschaften erschienene Geschichte des Mittelalters fand die günstigste Aufnahme und Beurtheilung in der gelehrten kritischen Tagesliteratur. Sein Freund Rößler, mit welchem er im stetigen Austausch der gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen stand, schrieb ihm über das Buch nach Breslau 19. December 1853: „Wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihre Geschichte des Mittelalters und Ihre Culturgeschichte mit der größten Theilnahme und Befriedigung gelesen, so wissen Sie schon, daß dergleichen in meinem Munde keine bloße Redensart ist. Wenn Sie in Ihren Annalen nach der möglichsten Einfachheit und Unmittelbarkeit der Darstellung strebten, so ist in Ihrer Geschichte des Mittelalters die Sprache philosophisch, der Aufgabe entsprechend, Gesammtvorgänge und durchgreifende Motive in ihrer allgemeinen Natur hinzustellen, was gar nicht etwa Folge der Kürze ist. Ich finde sowohl das Erfassen der wesentlichen Momente, als die Darstellung öfters meisterhaft. Stellenweise ist sie ein wenig unbeholfen, so sehr ich im Allgemeinen die sichere Hand auf diesem Felde, wo ich Sie noch nicht kannte, bewundert habe.“ —

„Wie freut es mich“, antwortet Rückert „daß an Ihnen meine Geschichte des Mittelalters nicht spurlos vorübergegangen ist. Ich selbst, wie ich Ihnen offen sage, lege darauf das meiste Gewicht von allen meinen bisherigen Arbeiten, schon weil sie meine beste gewesen ist. Dann glaube ich auch, wenigstens mit Bewußtsein die geistige Einheit der mittelalterlichen Entwicklung in mich aufgenommen und so gut als möglich dargestellt zu haben. Es ist mir Ihr Urtheil geradezu von doppeltem Werthe, weil es mit dem meines Vaters wörtlich übereinstimmt, der überhaupt der unparteiischeste und organischeste Kritiker meiner Sachen ist, den ich habe, da er, was Ihnen nicht zuzumuthen ist, auch auf meine philologischen Arbeiten Rücksicht nimmt. Wunderlich war es mir zu Muthe, als ich in einer Kritik, die übrigens gewiß sehr wohlmeinend war, las, das Buch sei nicht so recht durchgearbeitet, entbehre des leitenden Gedanken u. s. w. Das heißt, was der gute Recensent nicht

sagen wollte — es tauge gar nichts; denn gerade deshalb ist es geschrieben und mit schwerer Geistesarbeit zu Stande gebracht. Stoff hätte sich freilich noch mehr hineinstopfen lassen, denn ich glaube jedes Wort, was drinnen steht und nicht drinnen steht, aus dem Grundgedanken heraus verantworten zu können. Wenn der Recensent wüßte, daß ich es ganz aus dem Kopfe geschrieben, d. h. vom Anfang bis zum Ende in keinem Buche, keinem Excerpt nachgesehen, sondern nur das gebraucht habe, was mir ganz lebendig vor der Seele stand, sogar bis auf die Jahrzahlen und Monatstage, wenn hie und da welche angegeben sind, was ich im Augenblick nicht weiß, — welches Zetermordio würde er dann erhoben haben. Zuletzt ist es doch nur für ein Paar Leute geschrieben: doch wenn es denen gefällt, ist es schon genug." —

Mit diesen letzten Productionen war Heinrich Rückert wieder recht in das Fahrwasser des geschichtlichen Gebiets hineingerathen. Ja er dachte daran, den Haupttheil seiner docentischen Thätigkeit in dasselbe zu verlegen und wurde in diesem Wunsche umsomehr bestärkt, als es gerade an tüchtigen Lehrkräften in dem Geschichtsfache fehlte. Da vernichtete nicht nur Droysens Berufung nach Jena seine auf diese Professur gestellten Hoffnungen, sondern auch die Aussichtslosigkeit, endlich nach fünfjähriger Dienstzeit als Extraordinarius in einen festen Gehalt einzurücken, stellte sich in dem seitens der Regierung in Weimar ihm ertheilten abschläglichen Bescheide heraus. Auf einem Spaziergange mit seinem Freunde Hettner sprach er seine volle Bitterkeit über diese doppelte Enttäuschung, aber auch den Entschluß aus, nicht länger in Jena bleiben zu wollen.

Gerade damals schwebten die Unterhandlungen der Breslauer philosophischen Facultät mit dem Minister von Raumer über die Besetzung der 1850 bereits durch den Tod des Professor Dr. Jacobi erledigten Professur der deutschen Philologie, bei welcher man in erster Linie Moriz Haupt ins Auge gefaßt hatte, der aber wenig Neigung zeigte, Leipzig mit Breslau zu vertauschen. Hettner mit Professor Ambrosch in Breslau befreundet, und Rückerts peinliche Situation mit dem Herzen nachfühlend, bot ihm an, bei Ambrosch anzufragen, ob seitens der Facultät Geneigtheit vorhanden sein würde, auf eine Bewerbung Rückerts einzugehen und ihn für diese Professur in Vorschlag zu bringen. Rückert acceptirte dankbar

die freundschaftliche Vermittlung. Auf die sofortige Antwort, welche Hettners warmer Empfehlung entsprach, meldete sich Heinrich Rückert bei dem Breslauer Universitätscuratorium.

Der damalige Curator der Universität Breslau, Geheime Regierungsrath Dr. Heinke, nahm sofort die Gelegenheit wahr, die Besetzung der seit zwei Jahren verwaisten Professur der deutschen Philologie und Literatur wieder in Anregung zu bringen und schlug dem Minister von Raumer vor, auf Grund der durch den Decan der Facultät Professor Dr. Adolf Stenzler eingezogenen Informationen, dem Extraordinarius Dr. Heinrich Rückert in Jena diese Professur zu verleihen. Der diese Information betreffende Originalbrief des Professors der orientalischen Sprachen in Jena, Dr. Stickel, vom 14. Januar 1852 ist mir durch die Güte des Herrn Geheimen Regierungsraths Dr. Stenzler in Breslau mitgetheilt worden: „Rückert ist ein Gelehrter, der Alles, was er angreift, mit Ernst und eingehender Gründlichkeit betreibt. Seine Thätigkeit als Schriftsteller, wie als Docent hat sich auf Geschichte, besonders deutsche Geschichte und altdeutsche Sprache gerichtet. Für das Studium der Letzteren hat er an unsrer Universität zuerst den Sinn geweckt, durch eine, meines Wissens in keinem Semester unterbrochene Reihe von Vorlesungen und Uebungen, die je später, desto mehr Theilnahme unter den Studirenden gefunden haben. Die Lectüre alt- und mitteldeutscher Meisterwerke wird jetzt von einem zwar nicht gar zahlreichen, aber doch nie mangelnden Kreise von Studirenden in ähnlicher Weise wie die römischen oder griechischen Classiker hier betrieben. Sein Vortrag ist zwar kein brillanter, nach Effect haschender, aber lehrhaft, klar, wohlgeordnet, anspruchslos, wie er aus einer gründlichen Erfassung des Gegenstandes resultirt. Ich habe darüber ganz jüngst Gelegenheit gehabt, ein Urtheil zu gewinnen, da er bei der Stiftung eines hier zu Stande gekommenen Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde, als Secretär desselben, Zweck und Aufgabe in einem einstündigen freien Vortrag so umsichtig und gediegen ererörterte, daß die sämmtlichen Anwesenden bestens dadurch angesprochen wurden. — Seine Vorlesungen über Geschichte sind in Concurrenz mit den ordentlichen Vertretern des Faches, jetzt neben Droysen, zwar nicht sehr stark besucht, aber doch in wachsender Zahl gehört worden. Der Mann ist noch jung und hat ohne

Zweifel eine akademische Zukunft. Für unsre Universität wäre seine Abberufung ein Verlust, da wir bei der außerordentlichen Beschränktheit der hiesigen Geldmittel kaum daran denken können, einen Lehrer für dieses Fach zu besolden, wie denn Rückert auch noch keinen Gehalt bezieht. In den äußeren Lebensbeziehungen hat er auf mich immer den Eindruck eines wackern, milden und anspruchslosen Mannes gemacht, mit dem sich als College friedlich und gut verkehren läßt." —

Auch der Chef der Unterrichts- und Universitätsangelegenheiten in Berlin, Dr. Johannes Schulze, wendete sich in gleicher Absicht an seinen speciellen Freund, den Professor der classischen Philologie in Jena Dr. Göttling, welcher unterm 17. Februar 1852 sich vertraulich dahin äußerte: „Rückert hat einen angenehmen Vortrag, wird gern gehört, sowohl in seinen historischen, wie in seinen deutschgrammatischen Collegien. Diesen letzteren wissenschaftlichen Theil seiner Wirksamkeit vertritt er jetzt für uns ganz allein und mit gutem Erfolg; — und ist sittlich ein vortrefflicher junger Mann, so wie er denn auch in seinem ganzen Wesen etwas Liebenswürdiges und Ansprechendes hat. Leider hat er bei uns bis jetzt noch gar keine Besoldung, nicht weil man ihn nicht anerkenne, sondern weil es überhaupt mit der Besoldung bei uns etwas Schwieriges ist, weil die Hauptsache, der nervus rerum, schwächlich bestellt ist. So ungern wir ihn daher verlieren würden, so wäre ihm doch eine Berufung nach Preußen um so mehr zu gönnen, als er sich jetzt verheirathet hat."

Und auf diese anerkennenden Empfehlungen der beiden Jenenser Fachcollegen drückte nun Jacob Grimm, von welchem der Minister von Raumer unmittelbaren Bericht erfordert hatte, das letzte autoritative Siegel auf. „Am 22. Februar 1852. Berlin. Ew. Excellenz erfordern über Befähigung und Leistungen des Professor Dr. Heinrich Rückert in Jena in Sachen der deutschen Philologie meinen Bericht. Ich kann einen günstigen abstatten. Er hat neuerlich zweierlei herausgegeben, ein Leben des heiligen Ludwig aus dem vierzehnten und das bedeutende bisher ungedruckte Gedicht, „der wälsche Gast" aus dem Beginn der dreizehnten Jahrhunderts. Bei dem letzten, an funfzehnhundert Verse enthaltenden Werk waren ansehnliche Schwierigkeiten zu überwinden. Beide Ausgaben sind von ausführlichen grammatischen und historischen Anmerkungen

begleitet, die gründliche und feine Bekanntschaft mit der altdeutschen Sprache verrathen und von Belesenheit der Geschichte des Mittelalters zeugen. Die Jenaer Lectionskataloge sind mir nicht bekannt, aus denen ich sehen könnte, ob Rückert dort, wie ich vermuthe, über deutsche Grammatik gelesen hat. Er wird, falls es nicht geschah, es sicher in Breslau vermögen; denn er ist ein aufgeweckter Kopf, dessen historische Vorlesungen, wie ich weiß, lebhaft angeregt haben, und da Breslau, so viel mir bekannt, dermalen außer Stenzel und Röpell keine Docenten in der Geschichte besitzt, würde Rückerts Thätigkeit zugleich auch diesem Fache zu Statten kommen." — (Beide Briefe sind in collationirter Abschrift aus den Acten des Unterrichtsministeriums in Berlin, betreffend die Berufung des Professor Dr. Heinrich Rückert, entnommen.)

Mit dem Vollzug dieser äußeren Formalitäten war die Berufung Rückerts nach Breslau eine ausgesprochene Thatsache in Berlin. Der Minister forderte ihn nun unterm 28. Februar 1852 auf, sich seinerseits über seine Bereitwilligkeit, in die Professur einzutreten, zu erklären, und auch, ob er mit dem Jahrgehalt von vierhundert Thalern und hundert Thalern Umzugs- und Reisekosten sich begnügen wolle. Rückert gab sofort seine Befriedigung damit zu erkennen. Unterm 22. März wurde ihm die Bestallung als außerordentlicher Professor der altdeutschen Sprache und Literaturgeschichte mittelst Cabinetsordre zugefertigt. Sein Gesuch, die Vorlesungen erst Ende April beginnen zu dürfen, um für die Auflösung seines Hausstandes, die Verpackung und Ueberführung seiner Bibliothek die Zeit zu gewinnen, auch noch einige, gerade für den Druck der Vollendung nahe stehende Arbeiten fertig zu stellen, wurde ihm ebenfalls gewährt.

Wenn Heinrich Rückert während dieser Unterhandlungen an seinen Bruder Karl schreibt: „Du glaubst nicht, was man jetzt hier für Minen springen läßt, um mich zu halten, nur keine silbernen, die am ersten halten würden," — so konnte er mit dem letzten Vorwurf nur die, die Universität erhaltenden Regierungen meinen. Denn Dr. Seebeck, der Curator und Vertreter der Universität war Rückert herzlich zugethan und leistete dem in Jena allgemein ausgesprochenen Wunsche, ihn der Universität zu erhalten, kräftigsten Vorschub. Als die Berufung nach Preußen Ernst zu werden drohte, da machte er sich selbst auf den Weg, um in Weimar den

letzten Trumpf auszuspielen. Und es gelang ihm wirklich, die Zusicherung eines Gehaltes von zweihundert Thalern für Rückert zu erwirken. Ueber diesen leutseligen Bemühungen versäumte er den Abgang der Post — und um an rechter Stelle nicht einen Augenblick zu verlieren, legte er die weite Strecke nach Jena zu Fuß zurück und ging direct zu Rückert ins Haus, um ihm die frohe Botschaft zu bringen. Sie kam zu spät — denn wenige Stunden vorher hatte Rückert seine Zusage an das Ministerium in Berlin auf die Post gegeben. — Dem herzlichen Wohlwollen seines gütigen Vorgesetzten hat er durch sein Leben ein treues und dankbares Angedenken bewahrt.

Nun folgten Wochen geistig und körperlich recht anstrengender Arbeit. Der junge Haushalt wurde gänzlich aufgelöst, da Rückerts sich in Breslau neu einzurichten gedachten. Zuletzt wurde auch Herz und Gemüth in Mitleidenschaft gezogen, und das Scheiden durch die vielen Beweise freundlicher und herzlicher Theilnahme recht schwer empfunden. „Heinrichs Berufung nach Breslau" — schreibt Marie vor ihrer Abreise nach Neuseß — „ist ja natürlich als ein großes Glück zu betrachten, und das thue ich auch, obgleich mein Inneres doch schmerzlich bewegt ist, daß ich mich losreißen soll von Allem, was ich hier Geliebtes gefunden, womit mein Herz so eng verwachsen war. Sieben Jahre bin ich hier glücklich gewesen, da ist es wohl begreiflich, daß es mir etwas schwer erscheint, mit einem Male Alles lassen, und ein ganz neues Leben beginnen zu müssen, in einem fremden Lande, unter fremden Menschen. Ich bin aber ruhig, sehe mit festem klaren Blick der Entscheidung entgegen. Wo ich mit meinem Heinrich sein kann, kann ich auch glücklich sein; Du weißt, daß meine Heimath sein Herz ist, und so nehme ich meine Heimath mit in die Fremde, und fürchte mich nicht vor ihr!"

Nach einigen Wochen Ruhens und Erholens in Neuseß, da zogen Beide wohlgemuth und heitrer Zuversicht voll — hinaus — gen Osten in die ihnen ganz unbekannte Welt!

Sechstes Kapitel.

Breslau. Erste Zeit.

1852—1866.

„Breslau, diese echte Bürgerstadt des Mittelalters, in einer gewissen Schlichtheit des Aeußern so ganz den Charakter eines echt deutschen Städtebildes repräsentirend, so wenig es sonst seinen Typus einer äußersten Warte der deutschen Welt verleugnen kann, im Innern reich an interessanten, großartigen und bedingungsweise auch schönen Architekturbildern, ist in ihrer Art würdig, neben Nürnberg, Augsburg, Danzig, den prägnantesten Typen älterer deutscher Städtebilder, zu stehen, ja übertrifft jede einzelne ihrer Schwestern durch eine noch größere Mannigfaltigkeit der Architektur. Nürnberg wirkt noch jetzt als ein Gebilde des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; Augsburg zeigt uns ein Prachtstück des sechzehnten Jahrhunderts, Danzig ist eine Schöpfung des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, soweit das nordische Venedig überhaupt Originalität beanspruchen darf. Breslau vereinigt alle diese Jahrhunderte in sich und ist mit dem sechzehnten nicht abgeschlossen. Auch noch das siebzehnte, sogar das achtzehnte Jahrhundert haben nicht in denselben Formen, aber in demselben Geiste hier weitergebaut. Das vierzehnte Jahrhundert hatte die ganze Anlage der Stadt auf einen Wurf geschaffen: alles Spätere hat sich dem einmal festgestellten Grundplan einfügen müssen. Breslau steht dadurch ganz einzig unter unsern mittelalterlichen Städten da.

„Was man sonst als deren eigentlichstes Wesen anzusehen pflegt, ihre allmähliche und zufällige Entstehung, das famose

„organische Wachsthum“, davon ist hier nichts zu entdecken zum Beweise, daß auch das Mittelalter aus frischem Holze zu schnitzen verstand. Breslau hat darum für den denkenden Culturhistoriker des Mittelalters ein ganz besonderes Interesse, weil er nirgends anders auf deutschem Boden eine in so großem Maßstabe entworfene, und so vollständig erhaltene Städteanlage jener so recht städtefreudigen Zeit findet, bei welcher es darauf ankam, ein mächtiges Emporium des Handels und des bürgerlichen Gewerbes zu schaffen, das auch bei einer gedeihlicheren und reicheren Entwicklung, Platz genug in seinen Straßen und seinen Räumen behielt.

„Daher in der Mitte des Ganzen der in wahrhaft riesigen Dimensionen angelegte Marktplatz, in dessen Raum alle Hauptplätze der vorerwähnten Schwesterstädte eingeschoben werden können. An der südwestlichen Ecke ein zweites großes Viereck, ein Viertel der Fläche des Hauptmarktes und immer noch größer, als irgend ein wirklich schon im Mittelalter angelegter öffentlicher Platz einer Stadt im deutschen Westen oder Süden; im nordöstlichen Theil noch ein drittes großes Quadrat, dessen Dimensionen die Mitte zwischen den beiden Hauptplätzen des Centrums bilden — alles darauf berechnet, ganze Wagenburgen der Karawanen aufzunehmen, welche die Rohprodukte des Ostens dem deutschen Gewerbe zuführten. Von diesen Centralplätzen laufen die Hauptstraßen in gleicher Länge nach den vier Himmelsgegenden, durchweg nach der Schnur angelegt; ein Beispiel den romantischen Freunden der krummen Gassen, daß auch jene Zeit gerade Straßen zu ziehen verstand, weil sie die kürzesten zwischen den Endpunkten, Märkten und Thoren waren. Ohne ängstliche Pedanterie, die jede Hausfront bis auf die Linie in die Straßenflucht hineinzwängt, hat das unmittelbare Bedürfniß des Lokals und der einzelnen Baulichkeit eine lebensvolle Mannigfaltigkeit in der factischen Ausfüllung der idealen graden Linien gestattet, und alle Monotonie entfernt. Die Hauptstraßen überraschen durch ihre Breite. Durch sie passirten jene ungeschlachten Kanz- oder Blahenwagen, die nur noch in einzelnen, neuestens fast verschollenen Fuhrmannskolossen leibhaftig zu sehen sind. In den durchweg schmäler angelegten Nebenstraßen wohnte das bürgerliche Gewerbe; was viel Platz für die Arbeit und den Verkauf brauchte; das Kleingewerbe concentrirte sich in den noch schmäleren Seitengassen. Alle diese Straßen

durchschneiden sich im rechten Winkel, bilden gleichsam ein Netz von Quadraten, die den Hauptplatz einfassen, dessen dem Mittelalter wesentlich eigenthümliche Bezeichnung: Ring, als etwas „beringend, umringend" in Breslau beibehalten ist.

„Der Breslauer Ring übertrifft alle andern unzähligen Genossen der deutsch-slavischen Lande durch die Macht seiner Architektur; durch das Praktische und Imposante in seiner Anlage. Es giebt kaum irgend ein wirksameres Zeugniß für die echte Größe des mittelalterlichen Geistes, als dieses wohlgegliederte, festgefügte, freigestellte und doch so gut geschützte Centrum — gleichsam der wahre Augapfel der Stadt. Auch hier ist das Rathhaus der eigentliche Kern der Centralgruppe. Die bürgerliche Architektur vom Ende des vierzehnten bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein hatte gewetteifert, das Beste, was sie kannte, zum Schmuck dieses Symbols und Mittelpunkts zugleich des freien Bürgerstolzes zusammenzuhäufen, und so ist ein Bau erwachsen, der in seinem Plane und seiner innern Eintheilung, das Muster einer Burg des städtischen Geistes darstellt, wie die Marienburg am Ufer der Weichsel das Muster einer Burg des ritterlich-mönchischen Geistes geworden ist. Vor dem Total-Eindruck des Massigen, Prächtigen, Reichen verschwindet alles Einzelne; das was stilistisch nicht correct ist, trägt nur dazu bei, den Reiz für die Phantasie zu erhöhen. Denn es sind eben jene zügellosen Formen der strebenden mittelalterlichen Kunst, die im Detail wohl zu verwerfen sind; aber da, wo sie sich nur als Decorationen einem an sich großgedachten Ganzen unterordnen müssen, das Auge mindestens ergötzen, wenn nicht bezaubern. Dazu kommt der eigenthümliche Schmuck der Vegetation, eine mächtige, Jahrhunderte alte Wand von wildem Wein, der sich mit seinem tiefen Grün oder brennenden Roth des Herbstes zwischen den grauen Steingebilden, den zackigen Fialen und Thürmchen und dem tausendfach verschlungenen Maßwerk der Fenster und Gesimse emporrankt.

„Die Zeit, welche diesen Bau schuf, hat besser, als durch alle papiernen und pergamentnen Zeugnisse ihrer Thaten, durch ihn sich für die kommenden Jahrhunderte in ihrer ganzen Größe verewigt. Alles Andere, was diesen Kern des Rings umgiebt, stört nicht den Eindruck desselben. Es ist ein Conglomerat von öffent-

lichen und Privatgebäuden, so groß, daß es sogar durch zwei schmale Straßen oder Gänge durchzogen ist. Sie gleichen den Passagen moderner Großstädte, aber ohne den modernen Luxus; einfache, mittelalterlich bescheidene Kaufläden, einer an den andern gereiht, in deren oberen Geschossen schlicht bürgerliche Wohnungen sich befinden.

„Die vier Langseiten des Rings haben sich in ihren Erdgeschossen modernisiren müssen. Sie sind zu Prachtläden im gothischen Stil umgewandelt worden. Ellenbreite Schaufenster nehmen die schmalen Fronts der thurmhoch ansteigenden Giebelhäuser ein; neben ihnen die schmalen Thüren des ursprünglichen Baues; über ihnen die ebenfalls schmalen, tief eingeblendeten Fenster des oberen Stockwerks. Im Ganzen herrscht in diesen Häusern der Stil der scheidenden Gothik und Frührenaissance mit ihren wunderlichen Schnörkeln und Voluten, aber auch ihren soliden Massen, kräftigen Profilen, und effectvollem Ansteigen in schwindelnde Höhe. Dazwischen hat sich die spätere Zeit bis zu dem heutigen Tage nach ihrem Bedürfnisse fortgebaut, und weil das Bedürfniß und die Mittel, es zu befriedigen, immer da waren, schließt sich doch Alles, trotz der widerstreitenden Elemente seiner Zusammensetzung, zu einem lebensvollen und gediegenen Ganzen. Zwei kirchliche Gebäude ragen mit ihren kolossalen Massen über die himmelanstrebenden Giebel der Häuser mit ihren fünf bis acht Fensterreihen hinaus. Sie stehen nicht im Gewühl des Markts, sondern in umfriedeter Zurückgezogenheit; aber doch so nahe und an so günstigem Orte, daß sich daraus auf einen Blick, besser als durch ganze Bände von Deductionen die Selle, welche die Kirche im Herzen unseres mittelalterlichen Bürgerthums einnahm, erkennen läßt. Trotz ihrer Größe sind beide als architektonische Werke von geringerer Bedeutung, doch in den Details vieles Gute enthaltend.

„Nehmen wir nun zu dieser Architektur der Stadt die lebensvolle Staffage eines jeden Tages hinzu; das unendliche Gewühl des Kaufens und Verkaufens aller möglichen Dinge, in den Dimensionen, die das Bedürfniß einer Bevölkerung von 150- bis 200 000 Menschen fordert; dazu die Fluthen des durchziehenden Verkehrs aus den großen Hauptstraßen, die alle in den Ring einmünden, und des sie erfüllenden Gewimmels von Menschen und

Wagen aller Art — so ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß kein deutsches Städtebild großartiger und charaktervoller wirkt, als das der innern Stadt Breslau in ihrem Centrum am Rathhause oder auf dem Ring." —

In dieser, in ihren Hauptzügen wörtlich gegebenen; in dem Umfange gekürzten Schilderung (abgedruckt im Stuttgarter Morgenblatte für gebildete Leser 1865) spiegeln sich am deutlichsten die ersten Eindrücke ab, die Heinrich Rückert von Breslau in sich aufnahm; später mit Vorliebe in eingehenden Studien erweiterte, auch in einzelnen Skizzen in seinem Album festgehalten hat.

Gleich am Tage ihrer Ankunft in Breslau, am 3. Mai 1852, bezogen Rückerts eine in der Nähe des märkischen Bahnhofs, in der Friedrichsstraße belegene möblirte Wohnung von zwei Stuben. „Der Blick in die grünen dichtbelaubten Gärten thut uns wohl", schreibt Marie an Elise Stichling nach Weimar. „Wie mit einem Zauberschlage hat der Mai auch hier Alles hervorgebracht. Gegenüber hat ein hoher Kastanienbaum seine leuchtenden Kerzen angezündet; wie erinnert mich das an Jena. Wenige Schritte, und wir sind mitten in den Feldern und Dörfern drinnen; dort haben wir einen ländlichen einsamen Weg gefunden, den gehen wir täglich, arbeitende Bauern, barfüßige tummelnde Kinder, da und dort eine Mühle am Wege, dies die einfache Staffage. Wir aber erfreuen uns an dem Anblick des in der blauen Ferne auftauchenden Riesengebirges, wohin es mich seit meiner Kindheit mit unwiderstehlicher Sehnsucht zieht." —

Der ersten flüchtigen Meldung nach Neuseß über die glückliche Ankunft läßt Heinrich am 14. Mai einen ausführlichen Brief folgen: „Ehe wir noch Antwort auf unsern letzten Brief haben, geliebter Vater, kommt dieser, um Dir meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem Geburtstage zu bringen, nicht aus dem behaglichen Stillleben heraus, wie seit einer Reihe von Jahren, sondern so recht aus dem Gefühl eines rastlosen Drängens und Treibens, das mich mit noch größerer Innigkeit als sonst an Dich in Deiner friedlichen Abgeschiedenheit denken macht, in die nichts von diesem äußern Lärm dringt. Zunächst um uns herum ist es auch verhältnißmäßig sehr ruhig; doch ist es immerhin eine eigene Art von Ruhe, die fast alle Stunden durch vorüberbrausende Dampfzüge unterbrochen wird. Indessen erträgt sich das noch

viel besser, als das eintönige Rollen der gewöhnlichen Fuhrwerke auf einem schlechten Straßenpflaster, zwischen himmelhohen Häusern, wie sie der größte Theil der Stadt hat. Ueberhaupt finden wir uns, wie ich uns beiden rühmend nachsagen kann, in den in mehrerer Hinsicht sehr unbequemen Anfang mit großer Leichtigkeit. Der beste Beweis davon ist, daß ich in der Zeit, die mir übrig bleibt, recht gedeihlich arbeiten kann. Allerdings bleiben nur wenige Stunden übrig; denn ein Vormittag ist hier so schnell verlaufen, als in Berlin; ja, da ich noch manche vergebliche Wege thun muß, weil ich in allen möglichen Verhältnissen mich so fremd finde, schneller als dort.

„Die Quartiere sind nicht bloß viel theurer, als in Berlin, sondern auch viel seltener, und es hilft gar nichts, daß man wo möglich zwei Augen gegen ihre Mängel zudrückt, es giebt überhaupt keine. Wenn wir uns noch so sehr beschränken und selbst in eine ziemlich weite Entfernung von der Universität, überhaupt von dem eigentlichen Mittelpunkt der Stadt ziehen wollen, so werden wir doch noch ganz enormes Geld dafür ausgeben müssen. Geschäftsleute versichern mich, daß es keine größere Stadt auf dem Continent giebt, wo die Wohnungen so selten und so theuer sind als hier. Die Revolutionsjahre haben noch dazu den vorher vorhandenen Baueifer ganz gelähmt und so wächst das Uebel immermehr. Unter solchen Umständen ist es auch allein erklärlich, daß wir noch gar nicht einmal fest entschlossen sind, ob wir uns schon zu Johanni vollständig einrichten, oder in unsern möblirten Zimmern fortwohnen. Dagegen spricht aber wieder die fatale Abhängigkeit, in welcher man auf solche Weise gegen die eigentlichen Miethsleute steht. Es ist ein merkwürdiger Glücksfall, der uns bei der ersten Wahl begünstigte. Die Leute sind brav und ehrlich.

„Heut ist denn endlich auch der Tag erschienen, an welchem ich meine erste öffentliche Vorlesung eröffnet habe. Es ist die Erklärung von Walther von der Vogelweide. Wenn die heute anwesenden Zweiundzwanzig bleiben, so habe ich hier freilich auf ein ganz anderes Auditorium, als in Jena zu rechnen. Wie ich mit ihrem Geiste zufrieden bin, wird sich vielleicht doch schon bis zu Ende des Semesters herausstellen. Die hiesige Collegenschaft klagt entsetzlich über die Unwissenschaftlichkeit der Studenten. Ich kann mir darüber kein Urtheil anmaßen und finde nur einige

tröstliche Hoffnungen darin, daß ich auch in Jena ganz dieselben Töne gehört und angestimmt habe, während ich mich später aus meiner Praxis an eine lange Reihe ganz musterhafter Schüler erinnere. Die Professoren der hiesigen Universität, die ich bis jetzt habe kennen lernen, haben im Ganzen recht guten Eindruck auf mich gemacht. Es sind meist schlichte und freundliche Leute mit einer wohlthuenden Cordialität der äußeren Formen. Daß ich mich innerlich frei von den echten Jenenser Einflüssen gehalten habe, merke ich besonders daraus, daß ich an der bescheidenen Rolle, die hier die Universität spielt, gar keinen Anstoß nehme. Sie verschwindet gegen das andere Großleben der Stadt fast noch mehr als in Berlin. Doch ist zwischen ihren einzelnen Gliedern mehr Verkehr als in Berlin, und ein lobenswerthes Zusammenhalten, wie es scheint, ohne alle Cliquenwirthschaft. Bloß die katholischen Theologen, deren geistiger Mittelpunkt wo ganz anders liegt, nehmen eine Separatstellung ein, doch wissen auch sie die äußeren Formen der Collegialität bestens zu bewahren.

„Uebrigens ist der Katholicismus hier auf eine Staunen erregende Art überwiegend, obgleich der Zahl nach nur ungefähr ein Drittheil der Bevölkerung ihm gehört. Aber weil hier die Fäden der ostdeutschen Hierarchie und einer ganz großartig organisirten Propaganda zusammenlaufen, so ist es doch, als wenn man sich in einer ganz katholischen Welt befände. Dazu kommt noch die unverhohlene Begünstigung von oben, die sich in großen und kleinen Dingen zeigt. So z. B. als vor einigen Tagen der König hier eintraf, erwarteten ihn der Oberpräsident, die Generäle, die protestantische Geistlichkeit auf dem Bahnhofe. Se. Eminenz aber saß derzeit ruhig im Schlosse und empfing da den König.

„Leider habe ich die hiesigen klimatischen Einflüsse schon übel empfunden; wie es mir freilich überall vorausgesagt worden ist. Es taugt eben nicht, wenn eine große, noch dazu unreinliche Stadt auf einem Sumpfe gebaut, ohne allen Schutz der Berge daliegt. Ich habe in den letzten Tagen an einem sehr widerwärtigen Brustkatarrh gelitten, der jetzt etwas milder auftritt. Zum Glück ist für den Augenblick die Cholera nicht hier, wie es scheint, so daß man nicht allzu ängstlich zu sein nöthig hat.“

Von den Jenenser Freunden Michelsen und Frommann waren sie an die Familien Wilda und Gaupp empfohlen. „Wir waren zuerst bei Wildas eingeladen“, schreibt Marie nach Neuseß. „Wie gewann dort Alles gleich mein Herz; mein lieber Holsteiner Landsmann, seine liebenswürdige Frau, die anspruchslose Häuslichkeit, der ungezwungene Ton bei großer Einfachheit; die frischen lustigen Kinder. — Ja die Menschen kommen uns hier mit aufrichtiger Freundschaft entgegen, daß es nicht fehlen kann, uns unter ihnen heimisch zu fühlen.“ Dort trafen sie auch Professor Röpell und seine Frau. Die gemeinsamen historischen Studien, die politischen Interessen, in welchen von jeher und bis heute die Breslauer gelehrte Welt eine rührige und thatkräftige Stellung zum Liberalismus eingenommen hat, gaben bald beiden Männern wärmere Anfühlung. Zu der frischen, heitren Frau, welche mit gesunder, echter Bildung die reinste Weiblichkeit verband, einer der edelsten Frauen dieses Kreises, fühlte Marie sich schnell hingezogen.

So war es ein guter verheißender Anfang des Breslauer Lebens. Auch ein eigenes Quartier wurde schon Anfang Juni bezogen, drei Parterrestuben in einem in der Vorwerksstraße gelegenen Hause. Marie richtete Heinrichs Arbeitsstube ein, die nach einem stillen Hofe mit Aussicht ins Grüne ging, wie er es von alter Zeit her gewohnt war. Ueber dem Blumenbrete hing der Neuseßer Canarienvogel, dessen muntere Lieder überall sein Denken und Schaffen accompagnirten. In der Küche waltete die fleißige Hausfrau allein. Am Abend aber, da wandelte sich das Arbeitszimmer in das behagliche Wohnstübchen, der Thee wurde dort genommen; sie lasen zusammen Shakespeare, spielten wohl auch eine Partie Schach, wie sie es in Jena gethan hatten. Bald sprach der und jener der neu gewonnenen Freunde zum Abendimbiß ein.

In leicht erreichbarer Nähe wohnte die Familie des Professors Dr. E. Ph. Gaupp, Germanist in der juristischen Facultät. Mit Gaupp, einem gründlich und vielseitig durchgebildeten Gelehrten, wie damals die meisten Breslauer Professoren es waren und neben ihren Specialfächern als kräftige Glieder im staatlichen Organismus, im Volks- und politischen Leben mitwirkten, fand Rückert sich bald in Uebereinstimmung über die wichtigsten Zeit- und Tagesfragen. Mit der Frau des Hauses, der einst ob ihrer Schönheit

und geistigen Anmuth gefeierten Tochter des Pädagogen Gedicke in Leipzig, der vertrautesten Freundin von Alwine Frommann, verknüpften Rückert von selbst die Beziehungen zu dem alten Jenenser Hause Frommann. Der frische natürliche poesiedurchwärmte Ton des Gauppschen Hauses, auf welchen auch die drei Kinder gestimmt waren, zog beide Rückerts oft in den Abendstunden dorthin. Ein herzliches Freundschaftsverhältniß schloß sich zwischen der ältesten Tochter Luise und Frau Marie Rückert. — Noch manche echte Perlen reihten sich nach und nach als feste Glieder in den Rückertschen Freundeskreis ein. Dahin gehörten vor Allem die Familie des Criminalisten Professor Dr. J. G. H. Abegg. Sein Haus war an den Sonntagabenden der Sammelplatz einheimischer und fremder Gelehrten. Die feine Hausfrau, die Tochter des in Heidelberg verstorbenen Kirchenraths Dr. Abegg, beherrschte die Unterhaltung mit der ihr bis heut im achtzigsten Jahre noch eigenen Wärme des Herzens und reichen Geistesbildung. Der materielle Zuschnitt dieser Gesellschaftsabende im Stile der guten alten Zeit; einfache anspruchslose Bewirthung, die auch dem bescheidensten Gaste nicht drückend ward und unserm Rückert sehr wohl gefiel. Dort lernte Rückert den Professor Dr. Th. Schirmer kennen, mit welchem er bis zu seinem Tode eng befreundet blieb.

„Für meine Frau“, schreibt Rückert 24. Juni an Rößler nach Jena, „ist hier trefflich gesorgt. Die Frauen meiner besten Freunde Gaupp, Wilda, Guhrauer, Röpell, Abegg, obwohl sie älter sind, nehmen sich ihrer so treu und wohlwollend an und passen so gut zu ihr, daß es mir fast wunderbar erscheint. Durch die Liebe und außerordentlich gütige Aufnahme in diesen vortrefflichen Familienkreisen ist für mich und meine Frau alles nur Wünschenswerthe gegeben. Es ist nunmehr auch eine hinreichende Zeit vorübergegangen, um mir im Allgemeinen über meine Stellung ein provisorisches Urtheil zu bilden. Ich darf wohl sagen, daß ich namentlich mit der letzteren zufrieden bin. Es scheint, als wenn sich doch eine äußerlich viel umfangreichere und innerlich nicht unsolidere Einwirkung auf die Studenten ermöglichen ließe, als in Jena. Da dies doch nun einmal das Ziel unsrer eigentlichen Thätigkeit ist, so wollen wir uns auch nicht vornehm drehen und wenden und die Nase rümpfen, wenn auch gerade in der

Art dieser Thätigkeit manches anders werden müßte, um sie für beide Theile recht gedeihlich zu machen. Ich finde die hiesige Studentenschaft nicht besser und nicht schlechter als die Jenenser. Im Naturell steht die Masse der hiesigen den Jenensern sehr nahe. Jene stumpfsinnige Befriedigung im bloßen Geschwätz, die Ausgeburt der Berliner Blasirtheit und die eigentliche Todfeindin eines Docenten, der es gut meint, scheint hier so selten zu sein, daß sie nicht als ein eigentliches Element des hiesigen Universitätslebens in Geltung gebracht werden kann. In einzelnen Exemplaren spukt sie auch in Jena; und wo überhaupt nicht? Doch hat es sich Gott sei Dank überall damit gebessert. Schon haben sich die ersten Fäden zu einem intimeren Verkehr mit einzelnen Lernenden geschlungen; doch bin ich begreiflich darin sehr vorsichtig, wozu mir auch mein Naturell vielleicht hilft, und warte sehr ab. Eine solide Basis für das Fach, das ich zunächst hier zu vertreten habe, ist vorhanden, weil es für einen Theil der Philologen Bedürfniß ist. Das mögen immerhin wenige sein; aber ich täusche mich wohl nicht, wenn ich glaube, daß die gesammte Studentenschaft es überhaupt deshalb mit andern Augen, nicht so als bloßes Confect ansieht. Der nächste Winter wird in dieser Beziehung, wie ich denke, meine Vermuthungen zur Gewißheit erheben. Ich lese zum ersten Male ein Hauptcolleg: deutsche historische Grammatik, stelle auch freie Besprechungen an, wie in Jena. Ueber meinen officiellen Kreis will ich mich auch dann noch nicht hinauswagen. Allerdings liegt mir die deutsche Culturgeschichte am Herzen und hiesige Bekannte ermuntern mich auch, sie aufzunehmen; denn sie wird hier nur von einem katholischen Reactionär aus der Münster-Cölner Schule, Cornelius, vertreten, den die hiesige ultramontane Partei mit Hülfe der Regierung eingeschmuggelt hat. Stenzel und Röpell, beide in ihrem Kreise vortreffliche Leute, haben aber doch ihren ganz andern Kreis, und Sie können sich denken, daß die Aussicht für mich lockend ist, mit einem solchen — Geschichtsverdreher den Kampf zu beginnen. Aber es sind sehr viele Abers dabei und jedenfalls muß ich das Terrain noch genauer sondiren. Da ich täglich nur eine Stunde lese, so bin ich von dieser Seite her freier, als seit einer ganzen Reihe von Jahren, was mir zur Abwechselung wohlthut. Aber um keinen Preis möchte ich die concentrirte Aufregung des Docirens ganz missen.

„Jetzt kann ich auch seit Wochen wieder andere Dinge vornehmen; ganz schwere und anspannende freilich nicht, dazu ist die äußere Zerstreuung viel zu groß. Ich habe viele Besuche gemacht, manche noch zu machen; denn wenn irgendwo, so ist's hier mein Grundsatz: „nur stät"! Was ich von der Collegenschaft habe kennen lernen, hat mir sehr gefallen; eine Menge sehr gescheiter und solider Leute. Am schlechtesten steht es mit der evangelischen Theologie. Diese alten Rationalisten und ein paar verkommene Schleiermacherianer sind doch gar zu dürftig. Daher auch nur funfzig Studenten unter neunhundert. In der katholischen Facultät sind zweihundertundfunfzig: Zahlen sprechen hier. In letzterer haben wir einige ganz riesenhaft gelehrte Leute: Movers, Pohl, einer, der zu den klügsten Leuten gehört, die mir in der Welt vorgekommen sind; Domdechant Ritter und junger feuriger Nachwuchs. Die andern laufen so mit. Alle aber sind disciplinirt, was man erwarten kann, und daher ist keiner überflüssig oder gar schädlich. Alles in Allem betrachtet, muß man leider gestehen, daß diese Facultät die beste ist, eben wegen der Disciplin. Unter den andern hiesigen Leuten verkehre ich viel mit Wilda, einem in jeder Beziehung trefflichen und liebenswürdigen Mann, Gaupp, Haase, Stenzler, Röpell, Liebold. Andere werden sich muthmaßlich noch anschließen. Mit den Jüngeren hat sich noch keine rechte Berührung ergeben. Die Masse der Jugend fehlt hier. Unsere Extraordinarien sind meist gereifte Männer, wie Röpell, Guhrauer, Kirchhoff u. s. w. und Privatdocenten sind nur ein paar da. Meine Frau ist sehr glücklich über die Schlichtheit und Einfachheit des Tones in der Collegenwelt. Ich habe immer gewußt, daß es nichts taugt, wenn die Professoren an einem Orte die irdischen Götter sind. Daß sie das hier nicht sind, trägt sehr dazu bei, die hiesige Societät würdig zu machen. Es könnte sogar sein, daß ich in lebhaftere Geselligkeit geriethe, als in Jena. Summa Summarum, es gefällt uns Beiden, auch in der so fruchtbaren, wenn auch einfachen Gegend; die Stadt aber, als architektonische Masse interessirt mich bei jedem Schritt." —

Der Ausbruch der Cholera Mitte Juni 1852, dieser in den funfziger und sechziger Jahren alljährlich Breslau schwer treffen-

den Geißel, hob mit einem Male die harmlose Zufriedenheit und das so behagliche Eingelebtsein in den neuen Verhältnissen aus allen Fugen. Die Stimmung sank unter Null herab; der so günstig vorgehende Acclimatisationsproceß ging in den unreinen Miasmen, in der Wirkung des schlechten Trinkwassers verloren. Eine tödtliche Ruhr warf Rückert auf ein wochenlanges Krankenlager. Völlig entkräftet reiste er mit dem Beginn der Ferien nach Neuseß. Dort erholte er sich schnell körperlich. Das gesunkene Innenleben hob sich in dem stetigen erquicklichen Verkehr mit dem Vater, dem gerade in Coburg anwesenden Chr. von Stockmar, den Brüdern und Genossen seiner Jugend. Er brachte frischen Muth und Freudigkeit zur Arbeit wieder mit zurück und schaffte rüstig bis in den Winter hinein, wo die im November wieder spukenden feindseligen Choleramiasmen von Neuem ein und noch viel heftiger auftretendes Ruhrleiden ihm zuzogen. Eine völlige Erschöpfung zwang ihn, wochenlang Arbeiten und Collegienlesen zu unterbrechen. Dies dauerte bis über das Neujahr 1853, wo er endlich sich aus der traurigen Körper- und Gemüthsstimmung wieder aufrichten, seine wissenschaftlichen Arbeiten aufnehmen, und seine Vorlesungen, wenn auch mit Anstrengung regelmäßig abhalten konnte. Die Glückwünsche der Eltern zu seinem Geburtstage 14. Februar 1854 trafen ihn bei leiblicher Gesundheit.

Als gegen Ende Februar aber mit der wieder auftretenden Cholera auch die dahinzielenden Unterleibsbeschwerden sich empfindlich lästig machten, ließ er es nicht zum Aeußersten kommen, sondern richtete schnell entschlossen an den Minister von Raumer bei Ueberreichung seiner eben erschienenen Ausgabe von Bruder Philipps Marienleben die Bitte, ihn für das kommende Semester der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbinden zu wollen „Es ist", schließt er, „für mich über alle Begriffe traurig gewesen, daß ich, der ich stets an eine lebhafte Thätigkeit gewöhnt war, und in ihr mein Glück gefunden habe, in dem Laufe dieses Winters mit Mühe und Noth die Kraft zusammenzubringen vermochte, um meine Vorlesungen zu halten, und in keiner Weise im Stande war, größere, schon lange aufgenommene Arbeiten fortzusetzen, wie ich auch oft nicht einmal fähig gewesen bin, die Correctur des eben überreichten Buches zu absolviren, wodurch das Erscheinen so lange hinausgeschoben worden ist." —

Unterm 19. März wurde ihm der Urlaub und Dispens vom Sommersemester bewilligt. Bei fußhohem Schnee und zwölf Grad Kälte reiste Rückert mit seiner Frau im Coupé dritter Classe bis Lichtenfels, von da mit Post nach Coburg. Von dort reichte Rückert unterm 15. April das ärztliche Attest dem Minister ein, mit dem bescheidenen Zusatze, „daß die schweren Opfer, die er für Herstellung seiner durch die schädlichen klimatischen Einflüsse zerrütteten Gesundheit zu bringen habe, weit das für ihn mögliche überstiegen, und er so in einen Conflict der Bedenken über seine pecuniäre Einbuße und der Pflichten seiner Erhaltung für den Beruf sich gebracht sehe." Dr. Johannes Schulze, Abtheilungschef und Decernent im Unterrichtsministerium, der ihm herzlich wohlwollte, verschaffte ihm durch sein Fürwort die Belassung des vollen Gehalts für das Semester. In Neuseß leitete nun sein Bruder Karl selbst eine modificirte Wassercur ein. Nach deren Vollendung verlebte er die Monate August und September mit seiner Frau in Blankenburg im Schwarzathale. Ein längerer Besuch seines Bruders Karl und der ihm eben verlobten Braut Elise Stichling verlieh diesem Aufenthalt noch einen besonderen gemüthlichen Reiz. Ueber Jena, wo ein kurzes Wiedersehen mit Fortlages und den alten Freunden das genußvolle Halbjahr abschloß, kehrte Rückert Ende October nach Breslau zurück.

„Scheinbar hieb- und stichfest gegen die Chikanen des Klimas" trat er in das Berufs- und Arbeitsleben wieder ein; sofort mit angestrengtestem Fleiß im ersteren das Versäumte, im letzteren das Liegengebliebene nachholend. „Weihnachten verging uns sehr vergnügt" (9. Januar 1854 an Bruder Karl) — „auch thut mir die klare Luft und Sonne wohl. Nur hat nach Neujahr der plötzliche Tod von Stenzel und Guhrauer mich sehr erschreckt und betrübt. Stenzel, ein hoher Sechziger, ein wahrer alter Hüne, fast schrecklich anzusehen, aber mit seinem gewuchtigen Körperbau auf eine Ewigkeit angelegt, furchtbar leidenschaftlich und zornmüthig, daß man bei jedem Gespräch einen Schlagfluß erwarten konnte. Sein Verlust ist für die constitutionelle Partei sehr beklagenswerth; überhaupt für alle höheren Interessen der Provinz. Unter allen unsern Historikern sind wenige, die sich mit ihm an gründlicher Gediegenheit und Forschung und an freiem, gesundem Blick messen können. Guhrauer, der mir unter den vielen guten und gelehrten Leuten hier am

nächsten stand, ein Gelehrter von der besten Sorte und einer der edelsten Charaktere, denen ich begegnet bin, war immer nicht recht fest, wie das leider auch zum Gelehrten zu gehören scheint."

Selbst in das gesellige Leben wagten sich Rückerts wieder hinaus. Neue Verbindungen wuchsen den alten zu, unter welchen der in das Regierungscollegium berufene Regierungsassessor Julius Greiff, seit 1871 Ministerialdirector im Unterrichtsministerium, mit seiner Frau, aus der in Coburg geschätzten Künstlerfamilie Rochow entstammt, sehr bald Rückerts nahe befreundet wurden. „Wie war ich glücklich, mit ihr von Coburg sprechen zu können; sie liebt es auch so sehr und sehnt sich dahin wie wir", äußert sich Marie brieflich an ihre Schwägerin Elise, jüngst an Dr. Karl Rückert verheirathet, „denn nichts schöneres und glücklicheres denke ich mir, als dort mit meinem Heinrich in dem stillen Frieden mich niederzulassen. 'Sieh', sagte er zu mir beim Nachhausegehen, 'wenn wir alt werden sollten, da wollen wir nach Coburg ziehen und unsere Tage dort beschließen!' Wie erschien mir da mit einem Male es reizend, alt zu sein, und alle die Stürme des Lebens hinter sich zu haben; jetzt, wo man erst recht — so recht hinein soll"!

Durch das ganze Jahr (Winter 1853 bis Herbst 1854) hielt Rückert sich wacker auf dem Platz. Er las vor einer stattlichen Hörerzahl die Publica: ältere deutsche Literaturgeschichte und altsächsische Evangelien-Harmonie; die Privatissima: Parcival und Geschichte der Entwicklung der deutschen Sprache von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Sprachstande. — Der Druck des zweiten Bandes seiner Culturgeschichte ward vollendet. Schon am 11. August, noch vor seiner Ferienreise nach Neuseß, überreichte er beide Bände dem Minister. Im Auftrage desselben sprach Dr. Johannes Schulze, welcher schon privatim Rückert seine verständnißvolle Würdigung dieser wissenschaftlichen Arbeit ausgesprochen hatte, ihm den Dank dafür aus, und bemerkte am Schlusse: „Ich habe von der Culturgeschichte des deutschen Volkes mit dem Wunsche Kenntniß genommen, daß Sie die von Ihnen nicht ohne Erfolg begonnenen Untersuchungen fortsetzen und auf die späteren Entwicklungsphasen der Kirche und der deutschen Nationalität ausdehnen mögen."

In dem in den Acten eingehefteten Concept Johannes Schulze's sind die gesperrt gedruckten Schlußworte von dem Minister von Raumer eigenhändig ausgestrichen worden. Mit dieser Censur, die an einer ganz unverfänglichen, wissenschaftlich begründeten Aeußerung des gelehrten Concipienten geübt wurde, ist der Standpunkt ohne jeden weiteren Commentar gekennzeichnet, welchen der Unterrichtsminister von Raumer gegenüber solchen lehrreichen, im echt nationalen und wahrhaft religiösen Sinne geschriebenen Büchern, überhaupt gegenüber der Wissenschaft und ihren Vertretern einnahm. —

Nach dem Tode des Professor Guhrauer, dessen Stelle bis im December 1854 unbesetzt blieb, trug das Curatorium und die philosophische Facultät der Universität Breslau darauf an, die Besetzung dieser Stelle endlich und schleunigst ins Auge fassen zu wollen und schlug dem Ministerium vor: „für den Fall, daß der als Bewerber aufgetretene Professor Dr. Kahlert unberücksichtigt bleibe, die Vorträge des Guhrauer dem Extraordinarius Rückert zu übertragen, dessen Berufung ohnedies auf deutsche Philologie und Literatur laute.“ Man gedachte mit diesem Vorschlage Rückert eine Verbesserung seiner kümmerlichen Gehaltsstellung zu ermöglichen. Die Collegiengelder liefen mehr als spärlich ein, waren meist gestundete und sind eigentlich erst dem Kinde nach des Vaters Tode zugeflossen. Der Vorschlag blieb seitens des Ministeriums völlig unberücksichtigt.

So mußte Rückert, um nur einigermaßen, wenn auch in bescheidenster, doch anständiger Form, Haushalt und Leben zweier Menschen zu bestreiten, sich Quellen eröffnen, aus denen der dürftig dotirte, oft ganz leere Säckel gefüllt werden konnte. Da zu der Zeit der für seine Gesundheit, Erholung und Kräftigung unerläßliche Luft- und Ortswechsel auf die Reise nach dem väterlichen Landgut Neuseß beschränkt bleiben konnte, so wurden während der Sommerferien die Ausgaben für das alltägliche Leben erspart.

Wenn wir bedenken, daß in dem knappen Zeitraum von 1854—1857 Fertigstellung und Druck seiner Geschichte der Neuzeit, des Lohengrin, des zwei starke Bände umfassenden Lehrbuchs der Weltgeschichte in organischer Darstellung ausgeführt wurde, daß außerdem die Besprechung einer Unzahl gründlich gelesener Bücher durch seine Feder ging, daß er mit Ausnahme eines einzigen

Semesters seinen Pflichten als Docent treu und gewissenhaft oblag, so begreift man wohl, daß er weit über das gewöhnliche Maß menschlicher Arbeitskraft zu leisten hatte, auch daß eine Anzahl theils vorbereiteter, theils im Entwurfe fertiger wissenschaftlicher Aufgaben unterbrochen — ja im Pulte unvollendet liegen bleiben mußten. Denn die Arbeit um Tagelohn, die er selbst in einer, vom Mißmuth durchtränkten Niederschrift so nennt, forderte ihr gebieterisches Recht.

Daß trotzdem bis zu seinem Lebensende der innerste, gesunde Geisteskern in seiner ursprünglichen Reinheit unangetastet blieb von dem aufgezwungenen Gifte des Zerbröckelns seines reichen und herrlichen Materials in tausenderlei Details: das war auch ein Erbtheil seines Vaters, der — aber aus andern innern Gründen — in dem gewaltigen Zersetzen seines überfluthenden Geistesreichthums eine unendliche Fülle kostbarsten Details ausgegossen hat, aus welchem wohl jetzt und künftig viel gelernt — mit dem aber nicht weiter ausgebaut werden kann, wie Friedrich Rückert es wollte und allein konnte, wenn die Dauer des Lebens über ein Doppeltes des ihm zugemessenen Maßes hinaus dem gewaltigen Manne hätte beschieden werden dürfen.

Wir treten nun mit Heinrich in die Kampfesarena ein, auf welcher so mancher seiner geistigen Kampfgenossen vor ihm und neben ihm sein Herzblut im Ringen um das Dasein vergossen hatte; auf welcher er nun, nach einem arbeitüberbürdeten Winter, an Kräften und Gesundheit schwer geschädigt, den Kampf aufnimmt. „Ew. Excellenz wage ich in persönlichen Angelegenheiten, die sich theils auf meine äußere Stellung, theils auf meine wissenschaftlichen Bestrebungen beziehen, um geneigtes Gehör und gütigste Förderung gehorsamst zu bitten", so beginnt der Bericht, welchen Rückert unterm 14. April 1855 mit Darstellung seiner traurigen Lage an den Minister von Raumer einreichte: „Meine äußere Stellung ist, wie ich wohl aussprechen darf, so bedrängt, daß ich die Scheu, Ew. Excellenz durch Klagen zu belästigen, endlich nothgedrungen überwunden habe. Mein Gehalt beträgt vierhundert Thaler. Außerdem sind noch die Collegienhonorare zu berücksichtigen. Doch fließen diese mir so spärlich zu, obgleich ich seit nunmehr drei

Jahren meiner hiesigen Anstellung in jedem Semester mit Ausnahme des Sommersemesters 1853 drei Collegia wirklich gelesen habe, daß daraus im Durchschnitt jährlich höchstens dreißig Thaler erwachsen sind. Da die Natur des von mir vertretenen Faches mit sich bringt, daß der Kreis der Theilnehmenden nur ein relativ beschränkter sein kann, so werde ich von dieser Seite her auch für die Zukunft auf keine größere Einnahme rechnen dürfen. Das hier gebräuchliche System der Stundung entzieht den größten Theil der nominellen Einnahmen dieser Art wenigstens gerade in der Zeit, wo sie mir, wie gewiß auch manchem Andern, am erwünschtesten wäre. Daher habe ich mir auch erlaubt, sogleich die factische und nicht die nominelle Summe bei der von mir angelegten Berechnung dieser Einnahmen anzugeben. Hätte ich nicht im Laufe der letzten Jahre einige Beihülfe durch eingegangenes Honorar für literarische Arbeiten gehabt, so würde ich nicht im Stande gewesen sein, zu existiren. Allein auf diese so prekäre Einnahmsquelle, die an sich gleichfalls nicht sehr ergiebig sein kann, ist nur unter besonders günstigen Conjuncturen zu rechnen, die jetzt weniger als je wahrscheinlich sind. Außerdem bin ich sowohl als meine Frau ohne alles Vermögen, und bloß auf die eigene Kraft angewiesen. Da aber nicht abzusehen ist, wie weit noch die jetzt schon so drückende Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse fortschreiten wird, so können Ew. Excellenz wohl ermessen, mit welchen Bedrängnissen ich zu kämpfen habe und wie gerechtfertigt meine Bitte ist, daß mir durch Hochdero Güte einige Erleichterung zu Theil wird. Ew. Excellenz werden am besten beurtheilen können, ob eine mäßige Verbesserung meines Gehalts thunlich ist oder nicht. Ich kann zur Unterstützung meiner Bitte nichts weiter anführen, als daß ich zur Hebung und Beförderung der mir anvertrauten Fächer, oft unter schweren Bedrängnissen verschiedener Art Alles zu thun versuchte, was ich nur zu thun wüßte, und daß ich glaube, daß meine Bemühungen schon jetzt sich nicht als fruchtlos erwiesen haben.

„Außerdem wage ich es noch Ew. Excellenz Güte zur Förderung einer von mir schon lange vorbereiteten wissenschaftlichen Arbeit in Anspruch zu nehmen; dies ist eine mit dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft harmonirende critische und zugleich erklärende Ausgabe des großen altdeutschen Lehrgedichtes von Hugo von

Trimberg, das unter dem Namen „der Renner“ bekannt ist. Es existirt davon nur ein verstümmelter Druck von 1549, der noch dazu außerordentlich selten ist, und ein von Abschreibefehlern wimmelnder Abdruck, der noch dazu eine der schlechtesten Handschriften ist, die in Deutschland zerstreut sind. Um eine erschöpfende Arbeit zu liefern, wäre es nöthig, eine Anzahl, die ich bis jetzt noch nicht habe erreichen können, zur Vergleichung und theilweisen Abschrift, was hier nach der eigenthümlichen Textesbeschaffenheit oft nöthig ist, zu erhalten. Meine Verhältnisse machen es mir unmöglich, die meisten dieser Handschriften an Ort und Stelle zu benutzen, und daher geht meine allergehorsamste Anfrage und Bitte an Ew. Excellenz dahin, ob es nicht durch Hochgeneigteste Unterstützung auf diplomatischem Wege möglich wäre, eine Anzahl davon, die ich im Falle der Gewährung meiner Bitte noch näher bezeichnen würde, zur Benutzung hierher zu erhalten. Auch würde ich eine Anzahl anderer Handschriften, die vornehmlich im südwestlichen Deutschland zerstreut und oft fast vergraben sind, am vortheilhaftesten durch eigenes Aufsuchen mir zugänglich machen können, wozu sich mir im Laufe der nächsten Herbstferien die nöthige Muße bieten würde, falls mir von Seiten Ew. Excellenz eine verhältnißmäßig unbedeutende pecuniäre Unterstützung dazu verwilligt werden könnte. Da ich zum Theil schon Verbindungen mit den betreffenden Bibliotheken habe, und andere leicht einleiten kann, so würde mir die Dauer der Herbstferien genügen, die ganze Handschriftengruppe in Südwestdeutschland, vornehmlich in Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, in mehreren schwäbischen Bibliotheken, in Wallerstein, Nürnberg u. s. w. auszubeuten. Aber leider würde ich mit meinen eigenen Mitteln eine solche Reise, deren Kosten ich auf etwa hundertfunfzig Thaler veranschlage, nicht decken können, so ergebnißreich sie auch sein würde. Denn es ist fast mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß neben der Erreichung meines Hauptzweckes auch noch andere wissenschaftliche Ausbeute durch zufällige Entdeckung gewonnen werden könnte.“ Die erbetene Reiseunterstützung von hundertfunfzig Thaler wurde ihm durch Rescript vom 10. Juni 1855 gewährt. —

In der letzten Hälfte des Monats August begab sich Rückert mit seiner Frau auf die Reise. In Neuseß ruhten sie ein paar Tage. Dann wurde über Würzburg Mainz erreicht; mit Dampf-

boot die Tour nach Cöln und zurück gemacht, überall in den kleinen Uferorten landend; dann über Frankfurt, Erbach, Darmstadt nach Heidelberg. Dort hatte der Professor der orientalischen Sprachen Dr. Hanno Alles für Rückert vorbereitet, seine Tochter Rosa eine kleine Studentenwohnung für beide gemiethet. Sofort legte sich Rückert mit fortgesetzten Eifer und Spürsinn, der ihm bereits unterwegs zur Hebung reicher Schätze verholfen hatte, auf die Durchforschung der Heidelberger Bibliothek. Es war ihm dabei nicht bloß um die nächstliegenden Aufgaben Renner und Lohengrin zu thun. Er ging dort wie überall auch der Einsammlung von Material für eine Ausgabe der kleineren epischen und episch-lyrischen althochdeutschen Dichtungen nach, die zu seinen Lieblingsprojecten gehörte. In einem Briefe an Prof. Carl Bartsch nach Heidelberg am 21. Juli 1873 ist ersichtlich, daß Rückert seine Vorarbeiten dafür bis zum Abschluß gebracht und nach Beendigung des Heliands die Ausgabe selbst sofort ins Werk zu setzen gedachte.

„Ueber den Heliand hinaus", schreibt er, „schieße ich gleich weiter. Man sollte doch auch ein Bändchen zu einer Sammlung der kleineren, aber sonst bedeutendsten althochdeutschen und etwas späteren epischen und episch-lyrischen Stücke bestimmen: also Hildebrand, Muspilli, Samariterin, Ludwigslied, die Bamberger Fragmente von Reuß, die jetzt Himmel und Hölle getauft sind, Ezzo's Leich, ihr zeitlicher und örtlicher Bruder, Melker Marienlied. Ueber das Mehr oder Minder ließe sich noch discutiren, aber das Princip, das mir dabei maßgebend ist, glaube ich, ist unanfechtbar. Es würde sich darin erstens die Abzweigung der Lyrik aus der Epik deutlich zeigen; zweitens der Fortschritt von den gebundenen einfachen Formen des Gemüthslebens und der Phantasie der ältesten Zeit zu den reicheren der späteren. Die Texte sind so wenig umfangreich, daß für eindringende literatur- und zugleich culturgeschichtliche Vermittelungen genügend Raum bliebe. Die Sachen sind in Aller Mund aus den Literaturhandbüchern her. Wer aber, außer wir Paar Fachleute, können an sie hinan? Ob man etwa des literarischen Renommées wegen auch das poetisch indifferente Wessobrunner Gebet oder die Merseburger Sprüche aufnehmen müßte, das will ich weder mit Ja noch Nein entscheiden. Praktische Erwägungen sprechen dafür, der Organismus des

übrigen dagegen, denn Alles Andere sind wirkliche Spitzen poetischer Leistungsfähigkeit, und jede eine Art neuer Welt für sich."

Rückert arbeitete unausgesetzt in den Vor- und Nachmittagsstunden auf der Bibliothek in Heidelberg. Mittags aßen sie in einem bescheidenen Restaurant, zuweilen bei den Freunden. Unter ihnen fand er Gabriel Rießer wieder, mit dem er in Frankfurt gern und viel verkehrt hatte und den er besonders um seiner patriotischen und nationalen Gesinnung willen hochschätzte. Nach Rießers Tode hat er ihm bei Besprechung von dessen Biographie in den Blättern für literarische Unterhaltung 1872 ein würdiges Angedenken gewidmet. Bald gesellten sich Fortlages aus Jena als Durchreisende dazu. So vereinigten die Abendstunden einen heitern Freundeskreis an den grünen Ufern des Neckars oder oben auf der Schloßterrasse und zur späten Theestunde in dem weinbekränzten Laubengang des Hanno'schen Hauses. Der letzte Abend versammelte sie Alle in Neckarsteinach.

„Das waren berauschende Tage", schreibt Marie von Neuseß am 14. October 1865 an Luise Gaupp nach Breslau, „in dieser Natur, unter lachendem sonnigem Himmel, von theuren Freunden auf Händen getragen, zu denen die Jenenser Verwandten sich gesellten, was noch das Maß der Freude voll machte. Was kann man sich schöneres wünschen? Ach, ich erzähle Ihnen Alles, denn ich weiß, Sie versagen mir ihre innigste Theilnahme nicht, weder in Lust noch Leid. Am meisten entzückte mich natürlich der Rhein, dieser wunderbare unvergleichlichste Strom selber, der einen unwiderstehlichen Zauber auf das Gemüth ausübt; es war mir immer nicht genug, so auf ihm dahinzuschwimmen, ich hätte hineinspringen und tief in diese wunderbaren Fluthen untertauchen mögen. Halten Sie mich für ein Kind, aber mit Thränen habe ich Abschied von ihm genommen und noch lange konnte ich mich einer heftigen Sehnsucht nach ihm nicht wehren. Ein herrlicher glänzender Sonntagmorgen auf dem Rochusberg, im weichen Gras am Abhang hingestreckt, hinausschauend auf den breiten, funkelnden Wasserspiegel, aus dem duftig und märchenhaft die grünen Inseln aufsteigen, das war wohl der Glanzpunkt von der ganzen Reise; diesen Eindruck werde ich nie vergessen."

Auch in Neuseß verlebte Rückert eine überaus anregende Zeit bis zum 26. October. Stockmar war täglich dort; die Holsteiner

Familie Rathgen zum Besuche anwesend. In Weimar trafen sie den Bruder August im Vollgenuß des Glückes, das ihm in dem eben empfangenen Jawort von Alma Froriep zugefallen war, der ältesten schönen Tochter des von alter Zeit her den Rückerts befreundeten Medicinalrath Robert Froriep. — Von Jena kam Rückerts Freund Rößler herüber; in Weimar fand er Hofrath Weber, den Stiefvater seiner Schwägerin Elise, Adolf Schöll, Reinhold Köhler, Oskar Schade und Wilhelm Genast anwesend. So war es ein recht aus dem Vollen genossener Abschluß der so durchweg befriedigenden Reise. „Ich weiß es sehr wohl zu schätzen, schrieb er gleich nach seiner Rückkehr in Breslau nach Jena, daß die Leute hier, so weit ich sie kenne, angenehm und gebildet sind, das Leben leicht und einfach ist, die Stadt höchst interessant und bewegt durch eine Vielseitigkeit von gesellschaftlichen und Culturströmungen, wie sie sich selten an einem Orte zusammenfinden. Aber was hilft das Alles einem siechen Menschen? — Und wenn Jemand so unglücklich ist, dies von Haus aus zu sein, dann muß er sich schicken; ich aber bin, wenn ich nur ein paar Tage dort draußen bei Euch bin, und andere Luft geathmet habe, als diese tödtliche Nordostluft, die vom Lande der Baschkiren und Sarmaten her weht, durch und durch wohl und munter. Mir fehlt die Bewegung — mir fehlen die Berge!" —

Ein böser Winter folgte diesem anmuthigen Herbste. Mühselig schleppte Rückert sich aus demselben in das Jahr 1856. Er mußte unsäglich fleißig arbeiten, um sein an Weigel gegebenes Wort halten zu können, und das Lehrbuch der Weltgeschichte, welches Ende 1856 erscheinen sollte, fertig zu stellen. Es war nicht bloß die Existenzfrage, die dabei auf dem Spiele stand — ihm war ein gegebenes Wort Gewissenssache. Gleich nach dem Erscheinen des Buches erhielt Rückert einen Brief vom Professor Rosenkranz aus Königsberg (12. November 1856 Abends 8 Uhr): „Weder habe ich die Ehre Sie zu kennen, noch bin ich Ihnen irgend bekannt. Auch gestehe ich, Ihre früheren Schriften nicht gelesen zu haben, wenn mich auch der Titel der einen: die Culturgeschichte des deutschen Volkes u. s. w. sehr reizte. Aber mein Amt gestattet mir keine zu ausgebreitete Lectüre. Nun schickt

mir der Buchhändler in diesen Tagen als Novität Ihr Lehrbuch der Weltgeschichte zu. Erst denke ich — es geht mich gar nichts an. Ich will es schon wieder als mir zu fern liegend fortschicken; da sehe ich es noch näher an, bleibe haften, lese und lese und habe heut den ganzen Tag gelesen und kann nun nicht umhin, diesen genußreichen Tag nicht zu beschließen, ohne Ihnen für das Buch zu danken, wenngleich solche Art der Dankbarkeit jetzt außer der Mode ist. Besonders interessant und wichtig ist mir die Stellung, die Sie den Juden geben; die Bedeutung, die Sie dem Paulus zuerkennen, die tiefere Fassung des Islam, die Anerkennung der negativen Verdienste der byzantinischen Cultur und die Durchführung der Geschichte der Philosophie durch die Weltgeschichte. Dabei hat auch Ihre Einleitung und so vieles Besondere mir ungemein zugesagt, zumal auch ihre Sprache still, klar, bestimmt, von weitem Ueberblick und fern von allen elenden Concessionen an schlechte Popularität, der denkenden Wissenschaft würdig ist. In aufrichtigster Hochachtung Ihr ergebenster Karl Rosenkranz." Er schickte diesen Brief nebst dem Buche an den Vater, der am 22. December 1856 ihm antworte: „Dein neues doppelleibiges gewichtiges Buch hat mir einen großen Respect vor Deiner Arbeitskraft eingeflößt. Ich werde mich nicht abschrecken lassen, es ordentlich zu lesen. Jetzt habe ich nur die ersten einleitenden Kapitel durchlaufen, und die mir an Dir schon bekannte Tiefe und Schärfe der Auffassung und geistreiche Entwicklung der höchsten und schwierigsten Probleme, aber auch die alte Blöße des zu abstracten Ausdrucks und die Weitläufigkeit gefunden, die daraus entsteht, daß du überall und immer wieder bei jedem einzelnen Punkte den Grundgedanken ganz vollständig und mit allen Limitationen wiederholst. Du willst es allzugewissenhaft nicht wagen, in einem Satze etwas zu viel, im andern etwas zu wenig zu sagen und dem Zusammenhange die Ausgleichung zu überlassen. Rosenkranzens Beifall zeugt für Dein exactes Denken, hilft dir aber nicht bei den Lesern, die, wie ich selbst, etwas greifbares, wenn auch einseitiges verlangen. Es ist gut, daß ein solches scharfes, haarspaltendes Denken der Darstellung zu Grunde liegt, darf aber und kann nicht selbst dargestellt werden." —

Einer Aufforderung des Dr. Karl Frommann in Nürnberg, als wissenschaftlicher Mitarbeiter in den Vorstand des germanischen Museums einzutreten, welche von einem Diplom begleitet war,

gab er in einem Briefe an Dr. Frommann, 18. Februar 1856, dankbare Antwort: „Zuerst Ihnen in Ihrer Eigenschaft als eines der wichtigsten Glieder des germanischen Museums meinen herzlichsten Dank für die ehrenvolle Auszeichnung, die mir von dorther zu Theil geworden ist. Da Sie eigentlich dabei der nervus und agens rerum waren, so danke ich Ihnen auch zuerst und bitte Sie, dem verehrten Vorstand meinen ergebensten Dank und meine freudige Bereitwilligkeit zum Eintritt in den Gelehrtenbeirath ausdrücken zu wollen. Nach reiflicher Erwägung glaube ich, daß das Specialfach der deutschen Geschichte in der Merovingischen und Karolingischen Periode am besten für mich passen wird, und bitte dies gleichfalls betreffenden Orts anzuzeigen.

„Ich habe hier im Stillen für die schöne und gute Sache, deren Gedeihen mir, seit sie wirklich in Nürnberg Wurzel geschlagen hat, verbürgt scheint — nach meinen bescheidenen Kräften gewirkt, und namentlich in unserer hier sehr einflußreichen, außerhalb Schlesiens ebenso gut wie unbekannten Provincialpresse das Publicum damit bekannt zu machen gesucht. Man wußte hier absolut nichts davon, und es wird noch Zeit haben, bis sich eine regere Theilnahme herausstellt, besonders da wir noch immer so tief in Localcalamitäten stecken und wahrscheinlich, wenn der Weltkrieg, wie zu erwarten steht, bei uns sein Theater aufschlägt, noch tiefer hineinkommen werden. Außerdem wäre gerade hier ein fruchtbarer Boden und Theilnahme für ein solches Unternehmen hervorzulocken.

„In Betreff des zugefügten Beischlusses vom Augusthefte 1855 ab danke ich gleichfalls verbindlichst; doch bitte ich das Museum, sich nicht durch weitere Zusendungen zu bemühen, da ich das Blatt schon regelmäßig seit seinem Erscheinen beziehe. Es ist das der geringste Beweis an Theilnahme, den man der guten Sache schuldet."

Im März 1856 schloß Heinrich Rückert mit Basse in Quedlinburg den Contract bezüglich der Herausgabe des „Lohengrin" und „Renner" ab, freilich mit dem geringen Honorarsatze von Sechs Thaler pro Druckbogen, zu welchem Basse, entmuthigt durch die schlechten Erfahrungen — auch nur mit Widerstreben sich verstand. Der Lohengrin erschien Ende 1858, und war nur durch die Formalitäten, welche die auf diplomatischem Wege vermittelte Beschaffung der Wolfenbütteler und Berliner Handschriften ver-

ursachte, im Erscheinen verzögert worden. Ein ähnliches Schicksal erlitt in den ersten Jahren die Herausgabe des Renner, da gleichzeitig Dr. Jännicke in Königsberg mit ihr beschäftigt war und die benöthigten Handschriften in dessen Händen lagen. Als sie im Jahre 1858 durch Vermittlung des Ministeriums Rückert zugesendet werden, war so viel häusliches und Familienleid über ihn hereingebrochen, daß er zwar seine Vorarbeiten dafür nicht aussetzte, aber später die Herausgabe selbst aufgab. „Was den Renner betrifft", schreibt er unterm 24. Februar 1872 an Dr. Carl Bartsch, „so trete ich den mit Freuden dem Sohne meines lieben Freundes Frommann ab, von dem ich hoffe, daß er unter den Augen des Vaters seine Sache gut machen wird. Für mich, wenn Ihnen etwas daran liegt, findet sich schon etwas Anderes, denn ich hoffe, daß die Leser der Sammlung nicht bloß gewogen bleiben, sondern immer gewogener werden. Das Programm betrachte ich in diesem Sinne als ein unmaßgebliches. Eigentlich viel lieber als den Renner sähe ich für mich darin den allerdings etwas anrüchigen Salman und Morolt. Ich habe für dieses kecke Opus, das auch metrisch so höchst interessant ist, eine sehr große Vorliebe und die anderthalb Dutzend bedenklichen Stellen darin kann ich wenigstens ohne Magenbeschwerde verdauen, und wahrscheinlich dürfte es auch Andern so gehen." —

Seiner akademischen Thätigkeit brach Rückert trotz dieser unermüdlichen Arbeit um das tägliche Brod keine Stunde ab. Gerade in den drei kampfesschweren Jahren 1855—1858 hat er eine Reihe der lehrreichsten Collegien gehalten: System und Quellenkunde der Alterthumswissenschaft, Geschichte der deutschen volksmäßigen Poesie, deutsche Literatur bis zum sechzehnten Jahrhundert, deutsche Epik des Mittelalters und deutsche geistliche Poesie von der ältesten bis in die Neuzeit; privatim: deutsche Alterthümer, Uebungen im Angelsächsischen und Gothischen, Nibelungen, Gedichte Walthers von der Vogelweide, deutsche Mythologie, deutsche Grammatik. Die Hörerzahl war in der Quantität eine schön befriedigende; in der Qualität ihm Fleiß, Aufmerksamkeit und Verständniß eintragend — aber beides mußte ihm die mangelnde Zahlungsfähigkeit seiner Schüler ersetzen. So glaubte er die Aufforderung einer Anzahl gebildeter Damen aus der höheren Gesellschaft nicht ablehnen zu dürfen, welchen er einen Cyklus von Vorträgen über deutsche

Culturgeschichte in seinem Hause gehalten hat. Nach deren Aufhören übernahm er die Geschichtsstunden in den höheren Classen der Fräulein Pluge'schen Töchterschule, die ihm im Material der Schülerinnen wie in der guten Honorirung viele Freude bereiteten.

Das Frühjahr 1856 erzeugte alle die Beschwerden wieder, welche ein so gequältes Leben und Entbehrungen aller Art auch dem Gesündesten nicht ersparen dürften. Recht trübe lag die Zukunft vor ihm — auch seine Frau sah er unter diesen sorgenvollen Verhältnissen leiden. So nahm er, obwohl widerstrebend, die Kampffeder von Neuem auf. Anknüpfend an den Dank für die Unterstützung zu der Heidelberger Studienreise, fuhr er fort: „Wenn ich außerdem noch eine Hindeutung auf meine gerade jetzt vor einem Jahre gehorsamst ausgesprochene Bitte um eine gütige Berücksichtigung und Verbesserung meiner äußeren Stellung wage, so geschieht dies allein nur, weil sich das Gewicht der Gründe, die ich schon damals zur Unterstützung meiner Bitte anführen durfte, noch verstärkt hat. Da ich mir bewußt bin, in keiner Weise unbescheidene Ansprüche zu hegen, so glaube ich diese meine gehorsamste Bitte Ew. Excellenz auch diesmal vertrauensvoll empfehlen zu dürfen."

Auch dieser Nothschrei verhallte an den Ohren des Ministers und ebenso erging es dem unterm 29. Mai 1856 in das Hintertreffen geschickten Bericht des Curators Heinke, in welchem wiederholt hervorgehoben wurde, daß Rückert nicht nur zu den tüchtigsten, wissenschaftlich gebildeten Docenten gehöre, daß er auch außerdem sich um die Studenten, z. B. durch Leitung ihrer Lectüre verdient gemacht habe; „daß seine Vorlesungen nicht nothwendige Facultätsstudien beträfen und daher seine Honorareinnahme eine sehr unbedeutende sei. Ueberdies gehöre er bereits zu den älteren Docenten, die seit lange schon eine Gehaltserhöhung bedürften und seit lange schon darum gebeten hätten. Der Minister müsse daher, wenn andere Fonds nicht vorhanden, für die Befriedigung dieser Forderungen aus Staatsfonds eine Verstärkung herbeiführen. Daß dem Rückert möglichst bald hundert Thaler Zulage gewährt werden möge, müsse er hiermit dringend beantragen." — Diesem Berichte lagen die Listen der von 1852 bis

1856 gehaltenen Vorträge und der Nachweis über die Honorare bei. Auf Rückerts Gesuch, wie auf Heinkes Bericht wurde einfach „reproducatur in 6 Monaten" geschrieben!

Damit war Rückerts Geduld erschöpft, ferner mit dem Minister in unmittelbare Unterhandlung zu treten. Doch durften und konnten die Waffen nicht gestreckt werden, und er wendete sich nun im Jahre 1857 an den Curator der Universität, welchen er nicht genügend von seiner traurigen Nothlage unterrichtet glaubte. Nachdem er in einem ausführlichen Bericht vom 1. Februar 1857 seine persönlichen und häuslichen Verhältnisse dargestellt, und wie solche in der Art und dem beschränkten Umfange seines Lehrberufs und seiner streng wissenschaftlichen Arbeit keinerlei einigermaßen genügende Unterstützung finden, schließt er: „Obgleich sich im Laufe der letzten Jahre die Preise der zum Leben unentbehrlichsten Dinge bedeutend gesteigert haben, so bin ich doch bis jetzt genöthigt gewesen, mit einer beträchtlich geringeren Besoldung mich zu begnügen, als sie mehrere meiner Vorgänger bezogen, die dieselbe Stelle in viel wohlfeileren Zeiten bekleideten. Rechne ich nun vollends hinzu, was doch billigerweise geschehen muß, daß ich schon ehe ich die hiesige Stelle antrat, in gleicher Stelle als Professor extraordinarius in Jena seit 1848, im ganzen bis jetzt neun Jahre thätig gewesen bin, so glaube ich wohl dadurch meine Bitte gerechtfertiget, daß die durch Ew. Excellenz gütigste Fürsprache beim Minister mir zu bewirkende Verbesserung meiner Stellung womöglich zugleich mit der Ertheilung einer ordentlichen Professur verbunden sein möge. Ob ich sonst durch meine Bestrebungen und Leistungen mir einen Anspruch auf solche Berücksichtigung erworben habe, muß ich dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls aber darf ich noch hinzufügen, daß das Fach, welches ich hier vertrete, wie es früher durch einen Ordinarius vertreten worden war, an sich wohl neben den andern Fächern auch jetzt einen nicht unbegründeten Anspruch auf eine solche Vertretung hat." Das Curatorium ließ schon am nächsten Tage den Bericht Rückerts mit kurzer, aber dringlichster Empfehlung an den Minister abgehen.

Auf beide Schriftstücke wurde zunächst „reproducatur nach 5 Monaten" verfügt, und als sie dann dem Minister wieder vorgelegt wurden, von Herrn von Raumer eigenhändig „ad acta" geschrieben!

Ein qualvolles Warten, welches Rückert täglich mehr die Aussicht auf eine günstige Wendung seines kummervollen Geschicks deutlicher machte, das Uebermaß geistiger Arbeiten, die harten Entbehrungen, die beide sich auferlegen mußten, drückten Körper und Gemüth so darnieder, daß die schon chronisch fest gewurzelten Leiden schlimmer als vorher auftraten und das dictatorische Gebot beider Aerzte zur schleunigen Aufhilfe durch Luftwechsel und Molkenkur ermahnte.

Es kam Heinrich Rückert hart genug an, noch einmal ein Bittender an die Pforte zu klopfen, welche der doppelte Riegel des reproducatur und ad acta bis dahin hermetisch für ihn verschlossen hielt. Nur die wohlwollende Zusprache des mittlerweile nach des Geheimen Regierungsraths Heinke Tode als Curator bestellten Oberpräsidenten der Provinz Schlesien Freiherrn von Schleinitz erleichterte ihm diese bittere Nothwendigkeit. Am 13. Mai 1856 reichte er das Gesuch an den Minister ein: „Vor einiger Zeit habe ich es gewagt, den Herrn Curator der Universität Breslau um seine gütige Fürsprache bei Ew. Excellenz in Betreff einer Verbesserung meiner Stellung zu bitten. Bis jetzt weiß ich nicht, welchen Erfolg diese meine Bitte gehabt hat; indessen drängt mich der Zustand, in welchem ich mich gegenwärtig befinde, meine gehorsamste Bitte Ew. Excellenz vorzutragen. Da ich während der letzten Monate unausgesetzt durch ein sehr lästiges Unwohlsein gequält wurde, welches nach ärztlicher Ansicht als Folge zu großer geistiger Anstrengung zu betrachten ist, so sehe ich mit um so größerer Sehnsucht einer Verbesserung meiner Lage entgegen, die mir möglich macht, unbeschadet meiner Pflichterfüllung zunächst meiner Gesundheit einige Schonung angedeihen zu lassen. Fürs Erste hat mir mein Arzt geboten, die kommenden Ferien zu einer Luftveränderung zu benützen, welcher eine Cur in Neuseß vorangehen soll. So wenig mein jetziges Befinden es mir auch erlauben will, an eine Reise zu meinen Eltern nach Coburg zu denken, die nach den Umständen doch ziemlich weit wäre, so glaube ich doch dem entschiedenen Gebote des Arztes, wenn es irgend angeht, nachgeben zu müssen. Für diesen Fall bitte ich Ew. Excellenz um die Gestattung dieser Reise." Der Curator von Schleinitz begleitete das Gesuch Rückerts mit kräftiger Befürwortung. „Nach dem ärztlichen Attest hat sich der Gesundheitszustand des Rückert in so bedenklich hohem Grade verschlimmert,

daß er die Vorlesungen des Sommersemesters nicht halten kann, daher ich auf dessen Entbindung davon und den Urlaub mit Belassung des Gehalts dringend antrage."

Die Bewilligung erfolgte am 12. Juni 1856. Gleichzeitig aber wurde dem Rückert der unmittelbare lakonische Ministerialbescheid zugefertigt, „daß der Minister von Raumer nicht gewillt und nicht in der Lage sei, ihm eine Gehaltszulage zu gewähren." —

Dies ist der tragische Abschluß des unter dem Ministerium von Raumer geführten Kampfes um das Dasein. Rückerts beste Lebenskraft ist daran zu Grunde gegangen. Das schmerzliche Angedenken an diese hoffnungslose und entsagungsvolle Kampfperiode findet noch in einer kurz vor seinem Tode niedergeschriebenen Genesis seines Leidens Ausdruck. „Wohl ist hier meine Seele weidlich zerhämmert worden. Ich habe docirt und producirt, aber unter welchen Qualen und Hemmnissen, das weiß nur Gott und ich allein!" —

Rückerts großes Herz schloß sich nicht im egoistischen Jammer über seine eigenen trostlosen Erfahrungen ab. Er empfand es im Umschauen auf die ihn umgebenden Kreise gerade um so schmerzlicher, daß der Besten und Edelsten viele mit der abschüssig rollenden Staatspolitik Preußens in den trüben Quell der Verdächtigung und Vergessenheit mit hinabgezogen wurden. Warmen und werkthätigen Antheil nahm er an dem Wohl und Wehe seiner Berufsgenossen. Als im Jahre 1854 ein Brief seines Freundes Dr. Kieser in Jena ihn aufforderte, ein kräftiges Wort für den in tiefster Noth hülflos ringenden greisen Nestor der Naturwissenschaften Professor Dr. Nees von Esenbeck an maßgebender Stelle einzulegen, kam er dieser Bitte bereitwillig nach, so wenig er sonst den socialen und politischen Standpunkt des alten Demokraten billigte.

„Viel Neues", schreibt er im März 1855 an Rößler, „habe ich nicht zu berichten, als das eine, daß nun endlich und wirklich Röpell die Stelle Stenzels erhalten hat. Bis zum letzten Augenblick war ein Kreuzzeitungsmann zu befürchten. Indessen ist dies zum Glück der Jude Hirsch, der so gut wie seine Vorfahren Meier Hirsch zu rechnen versteht. Mittelst seiner Rechenkunst hat er herausgebracht, daß er in Berlin sich mehr verdienen kann, als

hier, und hat sich auf die Mission schicken lassen. Desgleichen ist Tellkampf (Professor der Nationalökonomie) zur ersten Kammer berufen, gleichfalls zum größten Aerger der edlen Ritter, obgleich es im Grunde jetzt einerlei ist, ob drei oder vier Liberale unter hundertfünfzig — sitzen." —

Energisch setzte nun Rückert alle Hebel ein, um anderswo sich eine Existenz zu suchen, die ihn vor der Eventualität schütze, in seinen kräftigsten Jahren körperlichem und geistigem Siechthume zu verfallen. Er knüpfte an eine bereits im Jahre 1854 durch Dr. Karl Frommann ihm gestellte Anfrage, ob er geneigt sei, einen Ruf als Ordinarius der deutschen Philologie in Prag anzunehmen, wieder an, und zog bei dem dortigen Professor der classischen Philologie Dr. Vippart, der einst in Jena sein College gewesen war, Erkundigungen über die noch unbesetzte Stellung ein, besonders über die klimatischen, örtlichen und materiellen Verhältnisse der Stadt. Ob die seinen Voraussetzungen nicht entsprechende Antwort des Dr. Vippart oder sein dem czechischen und katholischen Treiben der Hauptstadt Böhmens herzlich widerstrebendes deutsches Gemüth den Ausschlag gab, ist nicht erkennbar — die Unterhandlungen mit Wien aber wurden abgebrochen.

Von anderer Seite her suchte man ihn für Marburg zu gewinnen. Eine verlockendere Aussicht erschien ihm die Stellung des ersten Bibliothekars der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar, deren damaliger Vertreter Hofrath Dr. Ludwig Preller sich um eine Professur in Berlin bewarb. An dem Scheitern dieser Bewerbung ging auch Rückert diese ihm erwünschte Stellung verloren, und war damit Anderes anzustreben versäumt worden.

Nicht ohne Rührung habe ich das Concept eines Gesuchs an den Minister von Raumer gelesen, welches die Mutter Rückert in ihrer tiefen Bekümmerniß um ihres Sohnes hartes Lebensgeschick noch wenige Wochen vor ihrem Tode niedergeschrieben hat. Sie erkrankte, ehe sie es abschreiben und absenden konnte, und stand nicht wieder von ihrem Krankenlager auf.

Ein Brief Elisens rief Heinrich und Marie an das Sterbebett der Mutter. Noch wechselte einige Male der qualvolle Zustand ihres Leidens. Marie pflegte die Kranke treu; Heinrich verließ sie nur, um dem Onkel Karl, dem einzigen Bruder der Mutter, täglich Bericht zu geben. Der letzte vom 27. Juni 1857 meldet diesem

den Tod der Mutter, im sechzigsten Lebensjahre. „Es hat Gott beschlossen, das Schwerste über uns zu verhängen. Obgleich wir wohl sahen, wie der Zustand der lieben Mutter sich mehr und mehr der Auflösung zuneigte, so haben wir doch nicht gefürchtet, daß sie so schnell hereinbrechen würde. Gestern nach einer durch schwachen aber unaufhörlichen Husten schlaflosen Nacht war sie Morgens zwar schwach, aber doch nicht so schwach, daß wir besondere Befürchtungen für diesen Tag gehabt hätten. Aber Nachmittags gegen drei Uhr trat eine so merkliche Abspannung ein, daß kein Aufflammen der Lebenskräfte mehr zu hoffen war. Sie ist dreiviertel elf so sanft entschlafen, nachdem sie vorher etwa zwei Stunden zum ersten Male seit mehreren Tagen tief und wie wir glauben erquicklich geschlafen hatte, daß der letzte Athemzug nicht anders, nicht tiefer oder ängstlicher als alle andern während des Schlafes war.

„Ihr süßer und sanfter, wahrhaft seliger Tod ist das einzige, was uns jetzt einen schwachen Trost giebt. Bis sie einschlief, hat sie ihr ganzes volles Bewußtsein behalten, und wie sonst noch um das Kleinste sich gekümmert. Sie ist so von uns fortgegangen, wie sie immer war, unsere einzige treueste, beste Mutter, und keine Umdüsterung ihres Wesens durch die Krankheit liegt zwischen uns und ihr. Wir waren alle um sie, bis auf Fritz. Der arme in der Ferne so allein! Aber die Welt und das Leben sind hart und wild und jeder muß das erfahren, bis er daran zu Grunde geht; der eine etwas früher, der andere später." Krampfhaft faßte sich Heinrich zusammen, um dem Vater in seinem unsäglichen Schmerze ein tröstlicher Beistand zu sein. Seine Brüder unterstützten ihn treu, auch Leo war gegenwärtig mit seiner Braut Constanze Spangenberg, welche die Mutter noch im Sterben gesegnet hatte.

„Es geht Gottlob in der letzten Zeit mit dem Vater wieder besser", schreibt Marie nach Heidelberg. „Er war ja eigentlich nicht krank, aber der Gram hatte ihn so gebeugt, daß wir in größter Sorge um ihn waren. In der letzten Zeit sah ich ihn oft lange am Bette der Mutter sitzen und weinen wie ein Kind, und was das für einen Eindruck macht, einen Mann wie den Vater so weinen zu sehen, das kann ich Dir gar nicht sagen. Der Mutter muß es eben so gewesen sein, denn sie hat oft zu mir gesagt: „am allerschwersten ist mir's des Vaters wegen, es ängstet mich

ordentlich, wenn ich ihn so außer Fassung sehe: er sagt immer, was er nur anfangen solle, wenn ich nicht mehr da sei; — aber ihr Kinder werdet wohl für ihn sorgen und ihn pflegen. —“

Daß dem Vater gerade in dieser schweren Zeit schmerzlichster Vereinsamung der Zuspruch des einzigen und besten Freundes Christian's von Stockmar fehlte, der selbst in Coburg krank lag, machte Heinrich Rückert das dringend gebotene Scheiden vom Vater noch schwerer. So kam Mitte Juli heran, ehe Rückerts nach dem ihnen verordneten Molkencurorte Berneck in der fränkischen Schweiz abreisten. Von dort, wo die Stille der Natur, die treffliche Molke und gute Luft Heinrich scheinbar kräftigten, kehrten sie Ende October 1857 nach Breslau zurück. Der darauffolgende Winter wurde in tiefster Zurückgezogenheit verlebt.

Ostern 1858 wechselten sie die Wohnung. Die freie gesunde Lage in der noch wenig angebauten Sandvorstadt, in einem einzeln stehenden Hause der Sterngasse, wo Rückert bis zu seinem Tode gewohnt hat, behagliche Zimmer, Garten und schöne in den alten baumreichen Park von Scheutnig ausmündende Spaziergänge gaben Hoffnung auf einen Ersatz für die beiden Rückerts in jeder Beziehung lästigen Sommercurreisen. Doch ließ der Hausarzt Dr. Schneider sich nicht durch das augenblickliche Besserbefinden Rückerts täuschen und verordnete die Wiederholung der Molkencur in Berneck. Sofort half der wohlwollende Curator von Schleinitz die Geldmittel dazu beschaffen und beantragte mit Erfolg am 28. Juni 1858 bei dem Minister von Raumer eine außerordentliche Unterstützung von hundert Thaler, da „außer dem Gehalt von vierhundert Thaler dem Rückert in den zwei Semestern von 1857—1858 nur neun Thaler Honorar laut Quästurbescheinigung zugeflossen wären.“ —

Nach Berneck begleitete das Paar Heinrichs jüngste Schwester Anna, bald darnach an Dr. med. Berger in Coburg verheirathet. Ein paar genußvolle Wochen nach Beendigung der Cur mit dem Vater in Neuseß verlebt, und ein sonniger warmer Herbst unterstützten die heilsame Wirkung von Berneck. Leider hielt sie nur bis zum November vor.

Der naßkalte rauhe Winter, der traurigste, welchen Rückerts bis dahin in Breslau verlebt hatten, führte nicht nur die alten chronischen Leiden herauf, auch gesellte sich ein schmerzhafter

Gelenkrheumatismus hinzu, der ihn zum Arbeiten völlig unfähig machte. Auch im amtlichen Lehrberuf wollten die Kräfte nicht mehr dienstbar sein. Er mußte die kurze Strecke nach der Universität im Wagen zurücklegen und schon Mitte Januar 1859 darauf verzichten, sowohl im Hause wie im Hörsaale zu lesen. Die Aerzte riethen dringend dazu, sofort einen zweijährigen Urlaub nachzusuchen, um seine total zerstörte Gesundheit gründlich herzustellen. Wie konnte der mittellose Mann an so etwas denken?

Kaum streifte sein in Kummer versunkenes Gemüth der Lichtstrahl, der mit dem Regierungsantritt des Prinzregenten Wilhelm von Preußen hereinbrach. Damit trat ein Wechsel des Ministeriums ein. An die Stelle des Herrn von Raumer wurde der Professor Dr. von Bethmann-Hollweg, zu der Zeit Mitglied des Staatsraths, berufen.

Daß es nun wieder an der Zeit sei, die Anträge Rückerts auf Gehaltszulage und Aufrücken zum ordentlichen Professor dem Minister von Bethmann vorzulegen, brachte der wohlwollende Curator von Schleinitz Rückert in Erinnerung und forderte ihn zur Berichterstattung auf. Noch einmal entrollte nun dieser das tragische Bild, dessen Inhalt uns bereits aus den erfolglosen Kämpfen mit dem vorhergegangenen Unterrichtsministerium bekannt ist. „Vielleicht dient es noch zur Unterstützung meiner Bitte um endliche Beförderung zum ordentlichen Professor, wenn ich darauf hinweisen kann, daß die von mir bereits sieben Jahre bekleidete Stelle früher lange Zeit von einem Ordinarius, zuletzt von dem ordentlichen Professor Dr. H. Hoffmann, versehen wurde; dann als sie zunächst nur an einen Extraordinarius abgegeben wurde, dieser, Dr. Jacobi, einen Gehalt von sechshundert Thalern bezog. So glaube ich sowohl der Sache, die ich vertrete, als auch mir selbst, der ich an mancher unverschuldeten Mißgunst der Dinge zu leiden habe, schuldig zu sein, mit aufrichtigem Vertrauen Ew. Excellenz den Sachverhalt darzulegen und eine Abhilfe zu erbitten."

Der am 1. Januar 1859 erstattete, bereits am 13. desselben Monats mit wärmster Befürwortung seitens von Schleinitz dem Minister vorgelegte Bericht wurde von diesem zum Vortrag geschrieben, gelangte jedoch erst zu solchem, als nach dem Tode des

Dr. Johannes Schulze das Decernat für Universitätsangelegenheiten an den Geh. Reg.-Rath Dr. J. Olshausen überging.

Justus Olshausen, bis dahin Professor der orientalischen Sprachen und Oberbibliothekar in Königsberg war mit der von Erlangen her, dem alten Rückerthause nahe befreundeten Familie des Kirchenraths Hermann Olshausen verwandt und stand auch als Fachcollege mit Friedrich Rückert in freundlicher und wissenschaftlicher Verbindung. Mittelst unmittelbarer Citoverfügung vom 9. August 1858 meldete Olshausen dem Rückert die frohe Botschaft einer Gehaltszulage von zweihundert Thaler an, die er vom 1. Juli 1859 ab erheben könne.

Gleichzeitig wurde durch die Vermittlung eines Freundes die Gemahlin des Prinzregenten Wilhelm von Preußen, die Frau Prinzessin Augusta von Preußen, von Rückerts beklagenswerthem Geschick in Kenntniß gesetzt. Wenn dasselbe an sich schon die edle und hochherzige Fürstin, die stets darauf bedacht gewesen, dem Elend und der Noth abzuhelfen, mit aufrichtiger Theilnahme erfüllte, so trat hier noch das feine Verständniß hinzu, welches die hohe Frau dem Gelehrten Rückert entgegenbrachte, dessen wissenschaftlichen Productionen sie stäts warme Anerkennung gezollt hatte.

Der vorgeschriebene officielle Weg mußte beschritten werden. Sein glücklicher nnd befriedigender Ausgang war allein das Werk huldvollster Vermittlung der gütigen Fürstin. Am 7. October 1859 wurde Rückert der Urlaub auf ein Jahr mit Belassung des vollen eben erhöhten Gehalts gewährt.

Der ärztlichen Verordnung gemäß war er schon mit dem Beginn der Sommerferien nach dem schlesischen Bade Chudowa in der Grafschaft Glatz abgereist. Bald preist er in seinen Briefen, „wie die kräftigen kohlensauren Quellen seine schlaffen Glieder neu beleben; wie der balsamische Duft, der ringsum aus den uralten Kiefern dieses prächtigen Bergkessels strömt, ihn wieder athmen lehre, wie er ein andrer Mensch schon sich fühle.“ Von dort ging er mit seiner Frau nach Neuseß und Coburg, wo er in stiller friedlicher Zurückgezogenheit, ärztlich gepflegt von seinem Bruder Karl, den ganzen Winter und das Frühjahr 1860 verlebte. Mit Hilfe seiner Frau, die ja in sein geistiges Denken und Schaffen völlig eingelebt war, und der er dictirte — stellte er dort den Text zu

der zweiten Auflage seiner deutschen Geschichte fertig, welche Mitte des Jahres 1861 erschien. —

Für alle Theile, besonders für den alten Vater, war es ein genußreiches, schön verwerthetes Zusammenleben.

„Wir fanden ihn unverändert, geistig ungebrochen, körperlich kräftig," schreibt Marie an Rosa Hanno. „Wenn er Mittags nach Hause kommt, da leert er die Taschen voll Kastanien aus, weil er die schönen glänzenden Früchte aufzulesen, nicht widerstehen kann; die schönsten und größten sucht er aus, um sie in Neuseß zu stecken. Zu den Kindern ist er immer freundlich und gut." — Nach einer letzten Raststation in Muggendorf und Berneck kehrten sie im October 1860 nach Breslau zurück.

Es folgt nun eine Reihe von Jahren, in welchen bei ungetrübter Gesundheit ihm die ungestörte Hingabe an seinen Beruf und die fleißige Förderung seiner wissenschaftlichen Arbeit vergönnt war. „Wenn auch ein Neugeborener an Leib und Seele", schreibt er an Karl Rückert Februar 1866, „denke doch ja nicht, daß ich das Arbeiten übertreibe. Im Gegentheil — ich halte noch immer vorsätzlich an; auch wenn es mir manchmal schwer wird, mich zu beschränken. Aber innerhalb dieser Beschränkung macht es mich doch sehr glücklich und wäre nicht wieder auf längere Zeit zu entbehren. Daneben suchen uns die guten Breslauer unsre Einsamkeit und Abgeschiedenheit möglichst zu benehmen. Auch ohne daß ich es selbst wett machen könnte oder wollte, erscheint doch fast täglich dieser oder jener, oft mehrere diese oder jene. Wie vom Anfang an sind mir die Leute lieb und werth und lassen wir uns diese rege Gesellschaft gern gefallen. Was Du mir von dem alten lieben Stockmar schreibst, betrübt mich tief. Es ist freilich der Lauf der Welt, daß die Veteranen scheiden, aber es ist ein grausamer Lauf und die Welt wird nach und nach recht kahl. Was habe ich von tüchtigen und ehrwürdigen Gestalten um mich sinken sehen; — und was sich an ihrer Stelle breit macht, verdient nicht einmal, daß man es als Lückenbüßer gut genug hält."

Die in den letzten Jahren versiegte publicistische Thätigkeit fand in der Aufforderung der hervorragendsten Organe der Wissenschaft: Raumers historisches Taschenbuch, Blätter für literarische

Unterhaltung, Grenzboten, Prutz's Deutsches Museum, Cottasches Morgenblatt, literarisches Centralblatt, kräftigste Nahrung. Autoren und Verleger überreichten ihm ihre neuesten literarischen Producte zur kritischen Besprechung. Es durften nun auch die Motive mehr zurücktreten, welche ihn früher zu dieser Art des Producirens gedrängt hatten, als die leichtere und ausgiebigere Erwerbsquelle. Damit gewann auch das Producirte an innerem Gehalt. Ja es entstand jetzt so recht aus dem „individuellen Bedürfen", die Gedanken, Anschauungen und Erfahrungen, — die er im Umblick auf Welt und Leben fortwährend in sich verarbeitete, die oft nur in dem Augenblicke, der sie erzeugte, ihre Gültigkeit hatten, — weiter zu tragen und als befruchtende Keime der Belehrung in die Schalen der Tagespresse niederzulegen, aus welchen die große Masse des Publicums doch am liebsten Wissen und Bildung schöpft. Und da hat Heinrich Rückert Gutes gewirkt, — denn überall finden wir ihn am Platze mit dem kernigen Worte des feinsinnigen Denkers und des überzeugungstreuen Mannes, wo es gilt, für Wahrheit und Recht, für große Geistesthaten im Gesammt- wie im Einzelleben einzutreten.

Aus diesem selben „Bedürfen" heraus erklärt sich auch die eigenthümlich fesselnde Art seiner Unterhaltung. Den einfachsten, alltäglichsten Dingen, den wichtigsten Zeit- und Wissenschaftsfragen wußte er — den Gesprächsstoff gleichsam pathologisch behandelnd — immer neue interessante Seiten abzugewinnen, an den einen Gesprächsfaden unzählige neue anzuknüpfen, die sein Gedächtniß zu einem Gesammtbilde wob, über welches sein feiner Humor, sein liebenswürdiges Gemüth stäts einen warmen Ton breitete.

Und so sei noch diesem „Bedürfen" zugerechnet die weit ausgebreitete Correspondenz, die er durch sein ganzes Leben mit der Familie und Freunden, mit gelehrten Fachgenossen und Schülern geführt hat. „Einem Jeden bleibt wohl so viel Zeit", schreibt er nach Jena, „mir wenigstens aus Erfahrung, um alle zwei bis drei Tage ein paar Briefe zu schreiben. Es braucht ja kein langer zu sein; aber so ein geschriebenes Wort von guter Hand hat so eine ganz magische Gewalt, mit der nichts zu vergleichen ist. Es ist oft verhältnißmäßig mehr werth als die eigentliche Rede, das wirkliche Beisammensein. Man versäumt

in dieser Hinsicht gar zu viel Unersetzliches. Denn das einzig Reale in der Welt ist doch das starke und frische Angedenken an das Gute, was irgend einmal uns bereitet worden ist, und gelingt uns dasselbe festzuhalten, so sind wir stäts im Besitz eines unveräußerlichen Glückes." —

Während der Sommerferien 1861 suchten sich Rückerts einen Sommerfrischplatz in dem schönen schlesischen Berglande und verbrachten vier vergnügte Wochen in Flinsberg am nordwestlichen Abhang des Iserkammes. „Auch ein Bad" — (September 1861 an Schirmer) — „und wo wäre jetzt ein Ort mit erträglicher Lage und einem halbwegs trinkbaren Pumpbrunnen, der nicht ein Bad wäre. Aber hier lebt man dem ohngeachtet ungenirt. Die Umgebungen sind mir recht aus meiner innersten Seele herausgeschaffen. Bergwiesen und Wald und Fels, dazwischen tausende kleiner Bäche, nirgends ein ebener Schritt, alles Gehügel und Berg, aber sanfte Abdachung wie es im Granit immer ist, der nichts Steiles hat. Es erinnert sehr stark an die Ilmenauer Landschaft, nur ist hier Alles milder und feiner und die Luft weicher. Dazu 1800 Fuß über dem Meere — für mich unschätzbar."

Auf der Rückreise rasteten sie in Hermsdorf unter dem Kynast, um das Riesengebirge kennen zu lernen. „Neun volle Tage" — schreibt er nach Coburg — „haben wir hier vortrefflich, ja elegant gewohnt, alle Mahlzeiten in unserm Gasthause genossen, und den zweispännigen Wagen unsers Gastwirths zwei volle Tage — und dann noch neun Meilen nach Breslau gehabt und Alles in Allem neunzehn Thaler bezahlt. Sonst aber ist der Ort in Luft und Lage nicht mit Flinsberg zu vergleichen.

„Uebrigens habe ich den allergrößten Respect vor dem eigentlichen Riesengebirge bekommen, das ich noch nicht kannte, so viel ich auch schon in den weitläufigen schlesischen Gebirgen herumgekommen war. Sein Anblick aus der richtigen Entfernung hat etwas Imposantes, Ueberwältigendes, Drohendes und Erschreckendes, ganz anders als die Alpen, die doch immer schön sind. Hier aber ist bloß die ungeheure Mauer, die so weit das Auge reicht, unförmig aufsteigt, fast ohne Form und ohne Einschnitt und den Himmel einzuengen und zu begraben scheint. Wir sahen es unter

anderm bei einem wunderbaren Sonnenuntergang, wo die oberen Theile wie geschmolzenes Blei, die mittleren dunkelroth, unten alles violett und zuletzt schwarz vor uns in dem lichtblauen Abendhimmel im Südosten aufstiegen. Schön war es durchaus nicht, aber ich habe nie etwas Aehnliches gesehen. Wahrscheinlich sieht man nur in Norwegen derartiges, das vermuthe ich aus Bildern und Beschreibungen; denn durch und durch nordisch ist diese Masse von kahlen Felskolossen mit ihrem schwarzen Knieholz und den spärlichen Grasflecken. Schön sind nur die Vorthäler und Vorgebirge, wo sich viele Partien nach Art des Thüringer Waldes finden, meist mit dem Vorzug, daß sie den kolossalen Hintergrund des Hochgebirges haben, und schön sind auch die Bäche und Wasserfälle. Einen davon, und wie man uns sagte, nicht den bedeutendsten, haben wir besucht, den Kochelfall. Freilich giebt es in den Alpen noch ganz andere, aber es ist doch so, daß man auch in den Alpen eine Partie von einigen Stunden daraus machen würde. Schön sind endlich die Dörfer, äußerst sauber und zierlich, Holzbau mit Schindeln, schöne Gärtchen, ganz anders wie in den reichen Ebenen dieses Landes, oder auch wie auf dem Thüringer Wald. Alles ist hier im Gebirge auf das Aeußerste reinlich, sogar die Kühe, bei denen wir oft an unsre wandelnden Mistbehälter in Franken dachten, alles protestantisch und deutsch, drei Eigenschaften, von denen natürlich die eine die andere bedingt."

Bald nach seiner Rückkehr Ende October 1861 erschien die zweite Auflage seiner deutschen Geschichte, die er sofort dem Vater übersendete, welcher Anfang December (ohne Datum) 1861 schrieb: „Du wirst nun wohl, geliebter Sohn, Dein Buch in zweiter Auflage der Königin von Preußen, die es in der ersten schon so zu schätzen wußte, beigebracht haben. Für dieses Dein Buch danke ich Dir auch nachträglich noch besonders. Ueber Geist, Inhalt und Form im Ganzen sage ich nichts, das konnte nicht besser werden. Besser aber scheint mir die Formung im Einzelnen, der Satzbau und der Styl geworden, woran ich bisher, wie Du weißt, in Deinen Schriften manches auszustellen hatte. — Während wir hier eifrigst zur preußischen deutschen Flotte beisteuern, trifft diese junge Schöpfung ein neuer Schlag; nach dem Frauenlob nun gar auch die Amazone, wenn sich die officielle Nachricht bestätigt, daß ihre preußische Flagge in den Niederlanden an den Strand ge-

trieben sei. Wir wollten uns trösten mit der Hoffnung, ein Wind könne die Flagge entführt haben, ohne daß das Schiff untergegangen. Aber unsere Marie hat durch ihre mit heimgebrachte Seemannskunde auch diesen Trost vernichtet, indem sie uns erklärte, was wir freilich im Grunde wußten, aber ohne es anzuwenden, daß man bei der Fahrt in See die Flagge nicht aufziehe, am allerwenigsten im Sturm. — Es ist doch groß Unrecht von Dir, daß Du Dich auch gar nicht an der politischen Bewegung betheiligen willst; siehe z. B. Deinen Collegen Sybel. Ich habe ihm neulich in meinem immer wachsenden Verskasten, den Ihr einmal zu sichten werdet saure Arbeit haben, dieses Denkmal gesetzt:

> Die Baiern hatten ihren Grund,
> Den Sybel nicht zu lieben;
> Für Deutschland aber war's ein Fund,
> Daß sie ihn dort vertrieben.
> Denn deutsch wie er am Rhein nun spricht,
> Das konnt' er an der Isar nicht!

Du hättest so schöne Gelegenheit, durch Vermittlung Deines Bruders Karl, der Wochenschrift des Nationalvereins durch gute Leitartikel, an denen es ihr so ganz und gar fehlt, zu Hülfe zu kommen. Gott gebe und erhalte die gute Stimmung und das Gefühl der Gesundheit. Aus Euren Briefen ersehe ich wenigstens, daß es Dir leidlich geht." —

„Gewiß, wir können Beide mit unserm bisherigen Winterleben recht zufrieden sein", erwiederte Heinrich 20. December, „wenn man dieses naßkalte, finstere, eigentliche Novemberwetter Winter nennen darf.

„Desto schwerer haben die letzten Wochen mir auf die Seele gedrückt mit ihrer Kette von Unglücksfällen und Hiobsposten. Wie ich über das Traurigste davon denke, über den Tod des Prinzgemahl Albert, bedarf keines Worts. Er ist unter allen lebenden Fürsten der einzige, um den ich aufrichtig traure, einmal wegen unsrer deutschen Sache, die er mehr befördert hat, als die meisten ahnen, auch wenn er gewöhnlich nur Böses verhindern konnte, und dann rein menschlich genommen, weil er ohne jeglichen sittlichen Makel war. Was hätte ein solcher an der rechten Stelle geleistet! Das ist das Betrübteste dabei, daß man wieder

so recht auf den alten Fluch unsrer deutschen Dinge hingewiesen wird, daß wir unsre besten Kräfte an die Fremde abgeben müssen. Diesmal können wir beinahe noch zufrieden sein, daß uns dieser Mann nur einfach verloren gegangen und nicht wie sonst gewöhnlich, sich auf die Seite der Feinde gestellt hat.

„Der Verlust der Amazone ist nunmehr sicher. Wer daran Schuld trägt, wird für immer verborgen bleiben; denn daß jetzt jeder den andern dafür verantwortlich machen will, kann nichts beweisen. Gewiß ist, daß auch in unserm Seewesen die heillose büreaukratische Wirthschaft sich eingenistet hat, die jetzt ein eben so großer Schade für uns ist, wie sie zu ihrer nunmehr abgelaufenen Zeit ein Segen war. — Ja es würde dieser überaus traurige Fall noch zu verschmerzen sein, wenn die Oberleitung der ganzen Angelegenheit in andern Händen wäre, und wenn der öffentliche Geist nicht so weichlich und feig wäre. Es würde bei richtiger Stimmung der Gemüther nur ein Sporn zu erhöhter Thatkraft sein müssen. Das wäre die passende Antwort auf die herbe Prüfung, die das Schicksal vornimmt, um zu sehen, ob wir Männer sind. Endlich noch der drohende englisch-amerikanische Krieg, der jetzt, wo England in dem Prinzen einen seiner größten Staatsmänner verloren hat, gewiß von Statten gehen wird. Jedes Kind sieht, daß es einzig und allein die Bonapartistische Politik ist, die England da hineinsprengt, um es zu verderben; aber trotzdem geht die ganze Nation in die Falle. Ich will die weiteren Gedanken darüber unterdrücken, die alle zusammen sehr unerfreulicher Art sind, und nur noch ein Wort von mir selbst sagen.

„In solcher Zeit fühle ich doppelt die Last der körperlichen Unfähigkeit, die mich an jeder wahren Betheiligung am Handeln hindert. Schreiben könnte ich wohl, aber das ist es nicht, was jetzt Noth thut, im Gegentheil schadet es, selbst bei bester Gesinnung und wirklicher Einsicht des Schreibenden, häufig noch mehr als es nützt, indem es die Confusion der Gemüther noch vermehrt, die sich stets das Verkehrte herauszunehmen pflegen, wo sie einmal confus sind. Darum lege ich auch kein großes Gewicht darauf, daß mich die weite Entfernung meines Wohnorts von einer literarischen Unterstützung der Wochenschrift des Nationalvereins abhält. Ich glaube, dieser soll und wird überhaupt auf andern

Wege mehr wirken als durch diese Blätter, die doch nur als äußerlicher Ausweis seines Daseins und seiner Thätigkeit gelten dürfen."

Rückert verlebte das volle Jahr 1862 in Breslau. Auch in den Ferien wollte er sich nicht von seiner Frau trennen. „Ich bin so froh", schreibt er Ende Juli an Onkel Karl nach Rothenburg a. d. T., „daß es bis jetzt mit dem Zustand meiner lieben hoffnungsreichen Frau, meiner einzigen, über alles Lob erhabenen Pflegerin so gut geht, als es nur immer sein kann.. Alle, besonders der gute Vater freuen sich unseres Glückes. Daß auch sonst ein Tag in seiner äußern Physiognomie und in der Eintheilung und Verwendung der Stunden, in den täglichen kleinen Ereignissen sich in nichts von einander auszeichnet, darf als ein Lob gerechnet werden. Denn was die Tage charakteristisch von einander heraushebt, was sie für die unmittelbaren Empfindungen als lang erscheinen läßt, weil sie inhaltvoll sind, ist sehr häufig nicht gerade etwas Erwünschtes und Gutes. Jener sanfte und rasche Fluß der Zeit weist immer darauf hin, daß es dem Menschen wenigstens nicht übel dabei zu Muthe gewesen ist." Der alte Vater Rückert war so voll Glückseligkeit in Erwartung des Enkelkindes, daß er nichts Dringenderes wünschte, als dasselbe in seinem Hause geboren zu sehen. „Wie hast Du uns Alle überrascht, mein lieber Sohn, mit der frohen Botschaft Deiner Vaterhoffnungen. Ich wünsche von Herzen Glück dazu und hege die Hoffnung, eine solche Krise könne zuträglich für euer beider geistiges und leibliches Wohl werden. Der Himmel gebe seinen Segen dazu! Was ich bedaure, ist nur, daß Ihr nun diesen Sommer wieder nicht hierher kommen sollt. Doch Karl scheint dies eben nicht für unthunlich zu halten und scheint zu meinen, daß eine Reise in kleinen Abschnitten für Deine liebe Frau unbedenklich sei. Dann müßte sie freilich ihre Wochenstube hier aufschlagen, wozu wir ja Platz haben. Doch mach' Du das mit Deinem Bruder selbst aus. Mir wäret Ihr ganz willkommen. Einen herzlichen Gruß an die liebe Sarah, wie sie sich genannt hat, und meine besten Wünsche für Euer beider Wohlbefinden." —

Am 18. August 1862 wurde Heinrich Rückert ein Töchterchen geboren.

„Die Kleine mit den großen dunkeln Augen, dem feinen Mund und den kleinen Ohren", wie Heinrich die Neugeborene in seinem Vaterglücke schildert, brachte eine nie geahnete schöne Neugestaltung in sein Eheleben, in welchem zwölf Jahre unerfüllten Hoffens zuletzt die heiße Sehnsucht in stille Resignation gewandelt hatte.

„Es wird dies freudige über alle Erwartung glückliche Ereigniß Deiner Vaterschaft Deinem ganzen Leben und Wirken einen neuen Schwung geben" — so beglückwünscht ihn der Vater. — „Wie sollte es mich freuen, wenn es mir vergönnt wäre, Euch im nächsten Jahre, nach nun zwei Jahren — noch einmal und zu Dritt bei mir zu sehen. Nun meinen herzlichsten Gruß an Deine liebe Frau und Euer Kleinod, bei dem ich mich hier in aller Form zur Pathenstelle will gemeldet haben; an der Stelle Deiner lieben Mutter, die diese Freude nicht hat erleben sollen. Wie oft denke ich daran, wenn ich ihren einige Jahre älteren rüstigen Bruder ansehe, der jetzt grade bei mir zum Besuche war." —

An Tante Sophie Fortlage in Jena erging Mitte September eine Einladung zur Taufe: „Vater hat sich schon selbst als Pathe angemeldet und die andern sollen Dir und ihm keine Schande machen. Daß wir keinen herzerregenderen Namen für unser kleines Ding haben als den unserer theuern Mutter, wird Dir mein Frauchen schon geschrieben haben. Das ist ein großer Mangel an diesem großen Glücke, daß sie dies nicht mehr erleben konnte, wie dies Alters halber recht wohl hätte sein können!"

Am 1. October 1862 hielten drei Freundinnen des Hauses Luise Gaupp, Luise von Taczelowska und Johanna Abegg die kleine Luise über der Taufe. Sechs Monate später, am dritten Ostertage 1863 geleiteten dieselben Dreie ihre kleine Leiche zur letzten Ruhestätte.

„Sei's zum Tode, sei's zum Leben, nur kein solch' Dazwischenschweben, wo die Hoffnung zweifelnd quält, Wünsche bang am Herzen kleben. Nicht warum Dich traf der Schlag; eh er traf, macht er Dich beben; denn in's nicht zu Aendernde ziemt ein ruhiges Ergeben; und was erst Dich niederschlug, bient zuletzt Dich zu erheben!" —

Mehr und Tröstlicheres vermochte der greise Großvater den unglücklichen Eltern nicht zu sagen.

„Wie hast Du uns gestern“ schreibt Marie am 11. April „mit Deinen lieben, schönen, tröstlichen Worten gesagt, mein geliebter Vater, daß nichts Anderes helfen kann, als ein muthiges Entsagen — das weiß ich und fühle ich auch, ob ich gleich es bis jetzt nicht weiter gebracht habe, als zum Ringen. Aber ich fühl's auch, daß Du Geduld und Nachsicht haben wirst mit den Schwächen einer Mutter, die ihr Liebstes und Einziges hat in den Tod geben müssen. Es kommt dem natürlichen Menschen so sauer an, mit der Erde und allen den Wünschen und Hoffnungen, die an ihr kleben, ganz und gar abzuschließen, während er noch bestimmt ist auf ihr zu leben. Und doch scheint mir das der einzig mögliche Weg zu sein, zum Frieden zu gelangen und zu einem höheren und besseren, als ihn die Welt zu geben vermag. Der liebe Gott hat uns das höchste Glück der Erde zu kosten gegeben, und es uns ein halbes Jahr lang so ganz rein und ungetrübt, wie es vielleicht selten Eltern vergönnt war, genießen lassen, da könnten wir jetzt wohl abschließen. Es ist nicht zu sagen, welche Freuden wir an unserm Kinde gehabt haben, und die sind ja ein ewig unverlierbarer Besitz, wie das Kind selbst. Die tausend süßen Erinnerungen werden frieden- und freudenreichen Schimmer über unser künftiges Leben breiten, wenn wir zwei wieder ganz in und für einander leben werden. Aber einsam wie vordem kann unser Leben nie mehr sein, unser Kind bleibt zwischen uns und über uns. Wenn ich Heinrich ansehe, da sehe ich mein Kind. Es war Dir und ihm so ganz ähnlich und auch sonst durch und durch sein Kind. Wie mich das immer so glücklich gemacht hat, kann ich gar nicht sagen, und wie mir das besonders eine so tröstliche Erinnerung ist. Am Ostermorgen kam ein von Eurer Marie geschriebener Brief und Frühlingsblümchen aus Eurem Garten; die haben wir dem Kinde auf die Brust gelegt. Lebe wohl geliebter Vater! Noch einmal bitte ich Dich um Nachsicht, aber zugleich gebe ich Dir das Versprechen, daß ich mit Ernst mich aufraffen will und des göttlichen Willens eingedenk sein, der mich noch bestimmt hat, zu leben und zu wirken. Gott erhalte Dich nur gesund und schenke uns ein Wiedersehen, wenn wir erst ruhiger geworden sind. Für den Augenblick ist tiefste Stille und Einsamkeit das einzig Richtige für uns.“

Und Heinrich legte dem Briefe den Schattenriß seines Kindes bei. „Er wird unter Deinen Blicken Leben gewinnen. Es ist

für uns ein sehr tröstliches und erquickliches Bild, das uns das Abgeschiedene, wie aus seiner guten Zeit vergegenwärtiget. Heut ist es der achte Tag, seitdem es so still bei uns geworden ist: Früher war es auch nicht anders, aber wie anders ist es jetzt. Schal und öde, dumpf und grau und unendlich langsam sind diese Tage vorbei geschlichen und alle Kraft der Reflexion hilft nichts gegen das unmittelbare Gefühl. Grade durch die eigenthümliche Art der Krankheit war jeder Augenblick Tag und Nacht sowohl bei mir, wie bei meiner Frau bloß der Pflege des Kindes gewidmet, und alles Andere mußte von selbst bei Seite bleiben. — Ich weiß recht wohl, daß ich wieder in meine pflichtmäßige Thätigkeit einlenken muß; aber jetzt ist es mir immer, als wäre ich zu jeder andern, außer zu der einen, die auf immer verschlossen ist, unfähig."

Ende Mai verließen die trauernden Eltern Breslau. — Jena und Neuseß konnten allein die Plätze sein, wo beide sich mit der Härte des Schicksals zurecht zu setzen vermochten, welches nach eines kurzen Jahres lichtem Glanze sie wieder in die trübe Atmosphäre des Entsagens zurückwarf. Auch waren es verwandte Töne, auf die sie des Dichters Gemüth gestimmt fanden. „Ich bin müde, lebensmüde und bedarf der Ruhe, auch wenn ich sonst nicht krank bin" — so schrieb er schon wenige Wochen vorher an seinen Sohn nach Jena. Der einzige lebende Freund und Gefährte seiner Jugend, Christian von Stockmar, war auch ein Müder geworden. Am 9. Juli 1863, zwei Tage vor Heinrichs Ankunft in Neuseß, schloß er die müden Augen für immer. —

Vier Monate friedlichen und tröstlichen Aufenthalts im Vaterhause hoben die so gebeugten Eltern über die erste Herbigkeit des Schmerzes hinweg. Muthig und gefaßt kehrten sie Ende October in das verödete Haus nach Breslau zurück. Was ihnen an Liebe und Theilnahme reichlich entgegengebracht wurde, nahmen sie dankbar hin, wenn auch sie selbst nun mehr die Empfangenden als Gebenden blieben. Zu dem kleinen Kreis fleißiger und willkommener Besucher gehörten auch die neuen Hausgenossen, der Kanzleirath Mallick und seine Frau Elfriede, an die sich Marie mit aller Innigkeit anschloß und die bis zu beider Rückerts Tode, ihnen seltene und wahre Freundschaft und Liebe erwiesen hat.

Mit gewohntem Pflichteifer griff Rückert wieder seine wissenschaftliche Arbeit und seine akademische Thätigkeit an. Er las in den beiden Semestern von 1863—1864 mit besonderer Freude vor einer kleinen Zahl Schüler Erklärung von Walther von der Vogelweide und Beowulf im Privatissimum. Diese Schüler, in deren ernstem Streben und gründlichem Wissen er mit feinem Verständniß die Keime einer tüchtigen und bedeutenden Zukunft erkannte, waren die Studenten Julius Zupitza, Wilhelm Pohla, Ernst Schottky und Alwin Schultz. Zu dieser Gruppe gehört auch der in Mailand verstorbene Schlesier Wilhelm Weingärtner, durch mehrere Arbeiten über den christlichen Kirchenbau rühmlich ausgezeichnet.

Dankbar hat derselbe in der Fremde gegen Professor Hermann Hettner oft der Belehrung und Anregung gedacht, die er von Heinrich Rückert nicht nur in den Vorträgen, sondern in gleichem, ja noch größerem Maße in der Unterhaltung mit ihm empfangen habe. Und dorthinein legt auch Dr. Alwin Schultz, jetzt Professor der Kunstgeschichte in Breslau, welchem ich die nachstehende Charakteristik verdanke, den Schwerpunkt des fesselnden und lehrreichen Eindrucks von Rückerts Unterricht. „Ich kann nicht behaupten, daß sein Vortrag gerade besonders anregend war. Er sprach in der Regel unter den Tisch, ohne einen anzusehen; die grammatischen Fragen trocken berührend. Rührend aber war die Sorgfalt, uns die Materie klar zu machen. Ein Wort, einen wichtigen Buchstaben wiederholte er meist fünfmal; erst laut, dann decrescendo leiser, zuletzt nur flüsternd. Und damit hatte er sich noch nicht genügt. Uns drei bis vier Zuhörern schrieb er das Wort oder den Buchstaben noch mit Kreide auf eine stäts bereit liegende Schiefertafel, die er dann bei uns cursiren ließ.

„Viel anregender war seine Unterhaltung. Er gab — mir wenigstens — nie auf eine Anfrage directe Antwort, nahm vielmehr den Inhalt der Frage zum Thema, das er nun ins Unendliche fortspann und variirte. Er sprach wie in seinen Feuilletons, kam vom Hundertsten aufs Tausendste, brachte dabei die geistreichsten Gedankenfrüchte seiner unglaublichen Belesenheit vor, so daß man selbst, wenn die Anfrage unbeantwortet geblieben war, doch immer Anregung und Belehrung im reichsten Maße von ihm empfing. Die präcise Antwort erhielt ich in der Regel

sofort per Post. Jedem, der mit Rückert verkehrte, ist seine staunenswerthe Kenntniß aller möglichen Materien, die ihm scheinbar ganz fern liegen mußten, im Gedächtniß geblieben. Er hatte so eingehende Studien über Kunstgeschichte gemacht, so originelle Auffassung derselben, daß es mir heut noch wunderbar erscheint, wie er neben seinen sonstigen Interessen auch für diese Zeit gewinnen konnte. In jedem Gespräch wußte er neue Gesichtspunkte zu geben, neue Perspectiven zu eröffnen; und wenn ich ihm auch nicht immer beipflichten konnte; gelernt habe ich doch von ihm sehr viel.

„Was mich am meisten frappirte, war seine Kenntniß des deutschen Landes. Man brauchte von einem Tiroler Dorfe, oder von einer ostpreußischen Stadt zu reden; er war dagewesen und wußte sie genau zu beschreiben. Er erzählte mir einmal, daß er diese Erfahrungen seinem Vater verdanke, der ihn zu den Ferien mit Geld versehen ausgeschickt habe mit der Weisung, vor Schluß derselben nicht heim zu kommen.

„In politischen Fragen konnte sich der sonst harmloseste und gutmüthigste Mann wie ein zweiter Robespierre geriren; er ließ Köpfe fallen mit einer Seelenruhe, die man ihm nicht zugetraut hätte. Vor dem Jahre 1866 hatte er auch einen heftigen Groll gegen einen gewissen großen Staatsmann."

Freilich arbeitete seine Guillotine, eine recht schneidige Feder, mehr im Dienste liberal-conservativer Gesetzlichkeit und Ordnung, als im Sinne negirenden und anarchistischen Fortschritts. Auch gegen die Schwarzen und Schwarzweißen zog er scharf damit los. Sonst hat er einen bestimmten Parteistandpunkt nie eingenommen, sich wie in seiner Wissenschaft auch in seiner Politik durchaus unabhängig gehalten.

Am Schlusse des Jahres, 5. October 1864, schrieb er an Schirmer nach Königsberg: „Wie oft habe ich über die achtzig Meilen hinüber, die uns trennen, mich mit Ihnen nach alter Art über die große und kleine Politik unterhalten. Sie wissen, daß ich unter dem hiesigen Freundeskreise Niemand hatte, mit dem ich darin so durchweg harmonirte, wie mit Ihnen. Ich bin überzeugt, daß es auch den neueren und neuesten Dingen gegenüber noch ebenso sein würde. Soll ich kurz meine jetzige Stimmung zusammenfassen, so bin ich gründlich befriedigt von all den

Hieben, welche die Dänen, Engländer, Schutzzöllner, Oesterreicher, Baiern erhalten haben. Es ist freilich keiner zu viel gewesen, aber es waren doch recht niedliche darunter und ich freue mich, daß unsre Armee so hübsche Kräfte gezeigt haben. Es ist zu hoffen, daß sie am rechten Fleck ein andermal auch nicht versagen werden. Das wäre die eine Seite. Die Kehrseite aber kümmert mich ebensosehr. Welche Situation für Preußen, d. h. für Deutschland, wenn man sie benutzen wollte oder könnte, und wie sicher ist es, daß sie nicht benutzt wird; denn so toll verschwenderisch wird das Glück mit seinen Gaben an Preußen nicht sein, womit es ohnehin uns ja seit einem Jahre fast überschüttet hat, daß es jetzt durch natürliche Beseitigung der hindernden Personen uns das kurze aber harte Stück Weg zu dem Letzten ebnete."

Selbst dem Vater gegenüber hielt er seinen politischen Standpunkt aufrecht, so sehr er sonst dessen Autorität in allen wichtigen Lebens- und Wissenschaftsfragen als ihm maßgebend respectirte. So wurde im Herbst 1864 die damals brennende Angelegenheit der Herzogthümer und ihres Prätendenten, des Herzogs Friedrich von Augustenburg, der Gegenstand einer politischen Differenz mit dem Vater, wie dessen Brief aus dem November 1864 ergiebt: „Lieber Heinrich, Du hast Deinen Brief bei schlechtem Wetter und deswegen bei schlechter Stimmung geschrieben, sonst wärest Du nicht so kreuzzeitungsritterlich über den guten Herzog und seine wackeren Räthe hergefahren. Es ist doch die Leibwerdung des Gedankens, der das deutsche Volk begeisterte und einmüthig erhob zum geistigen Kampfe für die gute Sache, sodaß sie auch in den schlechtesten Händen nicht zu Grunde gehen konnte. Seine That aber ist, daß er sich mit dem neuen Jahre in Kiel so fest setzte, daß nichts ihn herausbringen konnte, noch wird bringen können. Nach Berlin ist er übel instruirt, und nicht politisch genug gefaßt gekommen, um mit Bismarck sich der Lage der Dinge gemäß geschickt verständigen zu können, damit von dem Oldenburger gar keine Rede gewesen wäre. Doch thut er und seine Räthe jetzt alles Mögliche zur Ausgleichung der Differenzen. Das Land soll nur nicht annectirt, im Uebrigen aber der Oberhoheit Preußens in allen Stücken unterordnet werden, um ein erstes Beispiel zu geben von nur nicht namentlicher, aber thatsächlicher Mediatisirung der übrigen deutschen Kleinstaaten.

Wozu denn der glorreiche Sieg des Zollvereins das seinige beitragen wird, da den Preußen ebenso der Muth gewachsen, wie den Königlein gesunken ist.

„Siehst Du, so sehe ich Alles im besten Licht, wohl weil wir jetzt wirklich einen schönen Nachsommer haben, nachdem freilich ein garstiger Vorwinter Alles verwüstet hat. Mein Spalier hängt voll geschrumpfter Traubenleichen, die kein Vogel und keine Wespe anrühren mag. Doch die Zwetschen, nicht bloß die frühzeitigen italienischen, sind ohne Füchse zu werden, reif geworden und in ziemlicher Menge, in größeren, ja größten die Birnen; auch die Reinetten und Borsdorfer im Goldberg haben Körbe gefüllt. Im Hausgarten wird freilich Deine Patrouille vermißt, oder vielmehr deren Abwesenheit von den nimmersatten Rangen aufs Beste benutzt. Nun, dafür hast Du mit Deiner lieben Frau Dich dieses Jahr anderwärts wohl befunden (Rückerts waren während der Sommerferien nach Flinsberg gegangen); möge die gute Nachwirkung auch für den Winter aushalten. Ich selbst habe bisher den, mit dem annahenden Winter andringenden Schnupfen und Husten so weit glücklich durch allabendliche gewaltige Nießexplosionen mir vom Leibe gehalten, und will sehen, wie weit in die böse Zeit hinein es halten wird. Nun gebe Gott, daß wir uns im nächsten Jahre gesund wiedersehen! Außer Dir hat mich auch Spiegel diesen Sommer im Stich gelassen. Anfangs hörte ich mit Freude, daß er an der lebhaften Agitation, wodurch Erlangen sich hervorthat, sich lebhaft mit betheiligte, obgleich nicht als Redner auftrat; seitdem habe ich nichts von ihm gehört noch gesehen, als sehr lange und sehr gründliche Abhandlungen über Alt- und Neupersien im Cottaschen Ausland. — Anna liest mir jetzt Abends Macaulay's englische Geschichte vor, in der neuesten ganz vorzüglichen Uebersetzung des schwäbischen Diakonus, dessen Namen ich nicht behalten habe. Ich bewundere die politische Reife und die durchsichtige Klarheit, finde aber zuletzt, daß es keine Geschichte Englands ist, sondern eine Geschichte der englischen Verfassung, wohl reich an Nutzanwendungen für unsre Zukunft, aber für mich im Detail langweilig." —

Das letzte Drittel des Jahres 1864 bis in das erste Drittel des Jahres 1865 fühlte sich Heinrich Rückert durchweg wohl und befriedigt, trotz dem Mißvergnügen, welches er über die Politik empfand. „Ich erinnere mich (an Schirmer 1. April 1865) keines andern so



ungestörten Zeitraums von gleicher Dauer, wie die letzten fünf oder sechs Monate. Ich habe, nach meinem Zustande angeschlagen, sehr viel gelesen; allerdings noch immer zu Hause, auch sonst recht behaglich gearbeitet; so muß auch hier hinzugesetzt werden, nicht nach dem Maßstabe von sonst; doch so, daß ich als ein bescheidener Mensch leidlich mit jedem Tage zufrieden sein konnte. Wozu das Zurück- und Nebenausblicken? Ich bin alt genug oder sollte alt genug sein, um die kindische Verbitterung, die sich dadurch in das Herz schleichen will, überwunden zu haben. Warum soll ich nicht auch für mich, noch dazu auf die harmloseste Weise von der Welt, Realpolitik treiben, da Jedermann sie treibt, nur leider nicht Viele ebenso harmlos. Und doch wer kann es den Gedanken wehren, rechts und links abzuschweifen, und wenn sie wieder zurückkehren, Verwirrung in dem stillen Hause der Seele anzurichten? Man sollte zufrieden sein, daß überhaupt noch ein „Jetzt“ ist, und nicht immer seufzend rechnen, wie es wohl vor zehn oder zweiundzwanzig Jahren war. Sie können denken, wie ich trotz meiner Einsamkeit mitten in der Politik lebe. Mein Glaubensbekenntniß über das letzte Jahr wissen Sie; es ist noch dasselbe wie vor fünf oder zehn Monaten; mag folgen was da will, an sich bleibt dieses Jahr 1864 das anständigste, resp. das einzig anständige Jahr, das wir erlebt haben, ich so gut wie Sie. Daß man die unvergleichliche Gunst des Geschicks, die sich nach allen Seiten in unüberschwänglichen Gaben in Preußen zu überbieten schien, nicht benutzen würde, wußte ich voraus, ich wußte auch warum es nicht anders sein konnte, aber trotzdem bin ich doch in tiefster Seele über dies Warum ergrimmt. Uebrigens heißt dies Warum bei mir nicht Bismarck; der ist mir nur ein Symptom, aber nicht die Krankheit selbst. Die Krankheit sitzt nach meiner Ueberzeugung nirgends anders als im Volksgeiste. Wäre dieser weniger fortschrittlich, geschwätzig, eitel, faul und weichlich, so möchte es vierzehn Tage lang Bismarcks regnen, und sie würden so wenig schaden wie irgend ein Frosch- oder Stein- oder Blutregen, von denen die Physiklehrer zu erzählen pflegen, jemals wirklich geschadet hat. Der Krieg hat ein bischen, aber ein klein, klein bischen wieder etwas Kraft und Männlichkeit in uns gebracht, aber zwei Jahre Friede und Alles ist wieder vorbei.“ –

Am 23. Juni 1865 verlor Heinrich Rückert durch den Tod seines Onkels des Majors Karl Fischer in Rothenburg a. d. Tauber seinen ältesten Verwandten und Freund nächst dem Vater. Im September folgte diesem der würdige Hofrath Dr. E. Weber in Weimar, der Stiefvater seiner Schwägerin Elise. „Der Tod", schrieb er an Brauser nach Riga, „reißt eine schmerzliche Lücke nach der andern in die schon so sehr gelichteten Reihen meiner nächsten Freunde und Angehörigen der älteren Generation, in deren Schirm und Obhut wir groß geworden und wie es mich bedünken will, selbst alt geworden sind."

Die Sonnenstrahlen des neuen Elternglücks zerstreuten bald die trüben Schatten der Sorge um den Vater. Der 12. Juli 1865 bescherte ihnen wieder ein Töchterchen, welches in der Taufe den Namen Elise von der Tante Rückert in Coburg empfing. Bald folgte der Glückwunsch des Vaters ohne Datum: „Geliebter Sohn! Einen recht ausführlichen Brief wollte ich Dir schreiben, voll von Freude, Lust und Jubel über das glückliche Ereigniß, das Du uns gemeldet hast. Aber die gegenwärtig herrschende afrikanische Hitze drückt mich so darnieder, daß ich kaum diese wenigen Zeilen zu Stande bringe. Nun dem neu ins kalte Leben getretenen Leben wird die warme Atmosphäre zuträglicher sein als eine kalte. Doch die liebe Wöchnerin wird davon zu leiden haben. Möge es mit ihr und der lieben Kleinen ferner den guten Fortgang haben, und Du uns bald ein zweites günstiges Bülletin liefern! Vielleicht ist ein solches schon unterwegs. Möge dieses neue Geschenk des Himmels Euch für das zurückgenommene nun bleibend trösten, und zu neuem Lebensglück aufrichten. Mir geht es ziemlich gut, so gut, ja besser im Grunde, als vor Ausbruch des Uebels. Doch bin ich noch unter den Händen der beiden Aerzte, die das aufs kleinste Maß reducirte Löchelchen doch immer noch nicht ganz stopfen können. Mit den allerbesten Segenswünschen Dein alter Vater mit seinen blöde werdenden Augen, die das, was die Feder schreibt, selbst nicht mehr sehen."

Es war der letzte Brief des Vaters an seinen Sohn Heinrich. Ende October 1865 bereitete sein Bruder Karl ihn auf die gefährliche Wendung vor, „die der Zustand des Vaters nehmen könne, über welchen nur die äußere Krafterscheinung noch täusche. Es hätten sich fistulöse Geschwüre in den Därmen gebildet, und

es komme eben nur darauf an, ob der Körper die Kraft besitze, sie herauszustoßen, oder ob die unwandelbaren Naturgesetze sich schon jetzt erfüllen sollten.“ —

Sie sollten sich nur zu bald erfüllen. Das Jahr 1866, das Jahr der Wiederauferstehung des deutschen Einheitsgedankens, für welchen Friedrich Rückerts großes Herz durch ein Leben von sechsundsiebzig Jahren immer warm geschlagen hatte — sollte er nur anbrechen sehen.

Am 30. Januar Abends berief ein Telegramm Heinrich an das Sterbebett des Vaters. Durch die sternen- und mondhelle Winternacht geleitete Marie ihn schweren Herzens zum Bahnhofe. „Daß ich mit Dir hätte sein können bei dem ersten Eintreten in das Neuseßer Haus,“ — schrieb sie in der nächtlichen Stunde des nächsten Tages, die ihr das schmerzliche Telegramm brachte, daß Heinrich den Vater nicht mehr lebend gefunden hatte, — „aber Dein Gefühl war das Richtige. Du wirst dort von allen Theuersten und Liebsten auf Händen getragen werden, sie thun mehr für Dich als ich könnte, und das arme kleine Hülflose hat nur mich und so lange die Augen einer Mutter offen stehen, so müssen sie über ihr Kind wachen.“

„Es sind schwere Prüfungstage für mich und für Dich“ — so schließt sie den Brief am nächsten Morgen. — „Du allein vermagst es mit mir zu fühlen. Mit zitternder Hand habe ich heut Vormittag den Kranz für unsern, auch meinen theuersten Vater geflochten. Nees, der Inspector des botanischen Gartens, hat mit herzlicher Freude für den Vater die Cypressen aus dem botanischen Garten gegeben. Legt ihm denselben in den Sarg. — Die Freunde alle grüßen bestens und theilnehmend.“ —

Und in derselben Morgenstunde schrieb Heinrich: „Das Telegramm, welches ich eben nach Empfang Deines expedirt habe, wird Dich, geliebtes Weib, mit Gottes Hülfe so weit stärken, als es jetzt möglich ist. Ich habe während der Reise es so leicht und gut gehabt, als möglich, und gar nichts von Anstrengung gespürt, auch in Leipzig die paar Stunden des Wartens geschlafen. Das Wetter war sehr günstig, und so kam ich frischer hierher, als ich ausgefahren war. Hier auf dem Bahnhofe standen Karl, Elise und Hans (ihr Sohn) und auch der gute Fritz (Heinrichs jüngster Bruder) der einen Tag früher gekommen war. Wer hätte mir in der

Welt anders das sagen können, was gesagt werden mußte? — Dann führten sie mich in ihr Haus, wo ich noch bin, nachdem ich während eines erquicklichen Schlafes immer Dein Bild und das Kind süß vor Augen hatte. Das Kleine in seiner Ahnungslosigkeit und seiner bedürftigen Abhängigkeit von Dir ist eine große Gnade Gottes, der mitten in den furchtbarsten Schlägen doch auch ein lindes Heilmittel weiß. — Jetzt werde ich mich nach Neuseß aufmachen. — Tausend Leben hindurch Dein und des süßen Engels Heinrich.

„Uebermorgen denke ich wieder zu schreiben, bis dahin erwarte ich einen tröstlichen Brief von Dir und dem Kinde. Sei mein starkes, gutes, still ergebenes Weib! Gott schlägt uns hart, aber er allein weiß, daß es auch so das Beste und Sanfteste ist. Wenn unsre Augen offen wären, sähen wir es auch, aber wir müssen es glauben. Kannst Du Zeit finden, so lies Paul Gerhards, besonders der guten theuren Mutter Lied: „Gieb Dich zufrieden". — Es tröstet mich, daß, wenn ich auch vierundzwanzig Stunden eher gekommen wäre, der Selige doch schon eigentlich theilnahmlos war. Aber es ist ein sanfter Tod gewesen, das ist, was mich gestern Abend auch sanft gemacht hat. Gott schützt mich, glaub' es mir, aber Du mußt Dich auch von ihm führen und schützen lassen. Sieh unser Kind an, und jeder Kuß, den Du ihm giebst, ist von mir und ich fühle ihn, wie es in jedem Augenblick als mein Schutzengel um mich ist. — Freilich kann ich Dir heute noch nicht sagen, wann ich wieder komme, aber ich will Euch nicht überraschen; schon Deinetwegen muß ich vorsichtig sein, das versichre ich Dir. Gieb Dir nur Friede und bitte Gott darum, wie er in Deinem Kinde ist!" —

5. Februar.

„Mein Heinrich — ich drücke Deinen lieben, theuren, tröstlichen Brief an mein Herz; es ist so voll — ich wollte Dir so viel sagen, aber ich weiß nichts mehr, als daß Du mein bist, und ich Dein — und daß es so ist für alle Ewigkeit, weit, weit über das arme, enge, kurze Leben hinaus. Noch nie habe ich so die Allgewalt und die Heiligkeit unsrer Liebe empfunden, als mitten unter diesen Schicksalsschlägen. Der Friede Deiner Seele strömt in die meine über; laß mich so ruhen still an Deinem Herzen; da ist jedes Wort überflüssig. Morgen will ich wieder zu Dir reden. Schlaf sanft, Geliebter, und trage ein süßer Traum

Dich zu mir und meinem Kinde. Ich will noch das schöne Lied lesen, das Du mir nennst, das ich so oft unsrer theuren Mutter gelesen habe und dann neben unsern Herzenstrost mich zur Ruhe legen!

Neusetz am 6. Februar.

„Noch einmal muß ich Dir schreiben, liebstes Weib, und von hier — wo es stiller und friedlicher ist, wie in der Stadt; daher ich hier geblieben bin. Wenn morgen nur irgend leidliches Wetter ist, reise ich. Ach! Wenn doch die Sonne scheinen wollte, — herwärts hat sie mich aufrecht erhalten! Acht Tage — wer sollte es denken? Vor acht Tagen noch war ein so merklicher Aufschwung, der letzte eingetreten, daß sie mein Kommen beinahe für verfrüht hielten, und doch sollte es in diesem Sinne zu spät sein, aber nicht in jedem, und nicht in dem wahren Sinne des Vaters. Ich denke, er wird mit uns zufrieden sein! — Unser Einziges soll sich nicht nach mir sehnen: wenn es Dich hat, hat es ja mich auch. Oder sollte nur der grobe Körper das Gefühl der Gegenwärtigkeit geben dürfen und der fessellose Geist nicht überall sein können? Freilich ängstigt es mich, wenn ich denke, daß das Kind ernsthaftere Anfälle hat, aber wenn wir jetzt nicht lernen, uns Gott rückhaltlos zu ergeben und unsre Angst auf ihn zu werfen, wenn dann?

„Den Freunden sage meinen Dank, was sie Dir thun, thun sie auch dem Vater.

„Hoffentlich nimmt Niemand in Breslau Anstoß daran, daß ich nicht mit der Stunde, wo ich ihnen vielleicht brauchbar wäre, wieder da bin. Wenn man in einem solchen Falle keine Rücksicht nehmen wollte, wo sonst? — Noch jetzt scheint es mir, als wäre meine fortdauernde Gegenwart hier nicht bloß für uns, sondern auch für die gebildete Welt überhaupt sehr nützlich; aber wie gesagt, ohne Euch kann ich nicht bleiben, weil ich auch nur ein Mensch bin, und Euch holen zu lassen, jetzt oder in einiger Zeit, wäre unverantwortlich gegen unser Einziges, also ist davon keine Rede weiter." —

Am 8. frühzeitig kehrte Heinrich nach Breslau zurück. Er fand seine Frau auf dem Bahnhofe — ein tief bewegtes Wiedersehen — Marie sehr angegriffen; das Kind an Krämpfen erkrankt! „Sie hat es doch am schwersten von uns Allen gehabt", schrieb er noch an demselben Morgen an seinen Bruder Karl — „doch in

dieser ungeheuren Zeit ist die Seele so matt, daß sie Alles mit einer Art Resignation trägt. Bleibt nur Ihr Alle, sowie Ihr waret — und laßt den Geist der Eltern fort walten wie bisher; dann wird Gott uns schützen! Die äußeren Geschäfte lassen sich allmählich abwickeln. Was Ihr Brüder darüber beschließet, billige ich, ohne es im Einzelnen zu wissen. Zu einer sorgsamsten Bewahrung aller aufzufindenden Reliquien und Erinnerungen, auch scheinbar unbedeutender, brauche ich nicht zu ermahnen. Ich selbst werde von hier aus ein Gleiches thun, und alles Weitere, was ich speciell zu thun habe, einleiten. Weist nur alle zudringlichen Frager kurz und höflich ab; — sie wollen nur Geschäfte machen." —

In dem ruhigen Flusse des Lebens und seinen Anforderungen an Pflicht und Beruf faßten sich die darnieder gelegten Kräfte zusammen. Das Hereinschimmern glücklicher und leuchtender Erinnerungen verklärte die Herbigkeit des Schmerzes zu ernster Sammlung der Geister und Gemüther.

In den stillen Abendstunden entstanden die ersten Bilder aus dem Leben des Vaters, die noch im Jahre 1866 in den Grenzboten erschienen und in den „kleinen Schriften" wieder abgedruckt sind. An seiner Seite saß Marie und ihre Feder zeichnete für die fernen Freunde in Heidelberg auf, was Heinrich ihr von den letzten Stunden des Vaters erzählt hatte.

„Der Vater lag mit so erhabenem Angesicht da, daß man schon daran sehen konnte, wie es für den Geist keinen Tod giebt! — Ein wunderbar begnadetes Ende nach solchem Leben. In der vollen Kraft des Geistes, in ungeschwächter Arbeitskraft bis zum letzten Augenblick von hinnen zu gehen, das ist wohl nur wenigen auserwählten Sterblichen beschieden. Am Abend des, seinem Todestage vorangehenden Tages hat er noch wissenschaftliche Notizen dictirt — das Einzige, was er überhaupt im Leben dictirt hat, — um sie dann später auszuarbeiten; den ganzen Tag war er sehr heiter, freute sich an der Sonne, die auf sein Bett schien, und unterhielt sich lebhaft mit Allen, so daß nicht einmal den Aerzten die Ahnung des nahen Endes kam. Erst Abends um elf Uhr trat die plötzliche Abnahme der Kräfte ein, die es ihnen klar machte, daß es da sei. Er schlief fast ohne Unterbrechung, bis am andern Morgen zwischen zehn und elf Uhr sanft und leise der letzte Athemzug aushauchte.

„Nach des Vaters eigenem Wunsch hielt der Generalsuperintendent Meier von Coburg die Grabrede. Dann verließen die Geschwister das Haus, das einst so voll Bewegung und Leben war und nun in seiner Veränderung mit den geschlossenen Läden einen unsäglich traurigen Anblick für Alle gab.

„Wahrscheinlich werden wir im Sommer dieses Jahres doch einmal nach Neuseß reisen, wenn mit dem Kinde und sonst Alles gut steht. Heinrich soll nach des Vaters ausdrücklichem Willen seinen ganzen, unendlich umfassenden Nachlaß ordnen und herausgeben, eine große, schwere und heilige Arbeit für ihn, der er natürlich alle seine Kräfte weihen wird.

„So sehr sich mein Herz dahin sehnt, so sehr bangt mir auch, es ohne den Vater wieder sehen zu müssen. Unendlich viel Schweres giebt es natürlich zu überwinden; das Schwerste, daß seine Augen nicht mehr auf unserem Kinde haben ruhen dürfen — was wäre das für sein ganzes Leben gewesen, wenn es auch jetzt noch keinen Eindruck davon empfunden hätte!

„Und doch — welcher Ort in der ganzen Welt könnte uns theurer und heiliger sein, und wo könnten wir lieber verweilen, als wo sein Fuß gewandelt ist, und wo wir das Wehen und Walten seines Geistes fort und fort spüren müssen!“

Siebentes Kapitel.

Breslau.
Die letzten Lebensjahre.
1866—1875.

Dreißig Jahre von 1836 bis 1866 füllt ein reiches In- und Miteinanderleben von Vater und Sohn aus. Wie es gelebt worden ist in seinen natürlichen Bedingungen und in seinen idealen Erträgen, das gehört zu den lehrreichsten und wohlthuendsten Eindrücken, die wir von dem Rückblick in dasselbe empfangen haben. Der gewaltsame Abbruch gab freilich dem Einzelnen, der zurückblieb, das Gefühl eines Verlustes, der, wie Heinrich Rückert in einem Briefe an Professor Karl Schröer in Wien vom 27. Februar 1866 selbst bekennt, „in diesem speciellen Falle für ihn und Alle von ganz anderer Bedeutung sei, als in der gewöhnlichen Schätzung einer von gleicher Schwere des persönlichen Verlustes. Das theuerste und ehrwürdigste Haupt konnte freilich nicht gegen den Lauf der Natur erhalten bleiben; aber wenn das der Verstand auch zehnmal sagt, das Gemüth kann es nicht fassen." —

Verstand und Gemüth fanden ihre Versöhnung in der Aufgabe, die ihm der Vater übertragen hatte. Sie bildete gleichsam den sanften Uebergang von der unersetzbaren Entbehrung des Persönlichen zu der unzerstörbaren Zusammengehörigkeit des Geistigen. An demselben Platze wo der Vater die Feder für immer niedergelegt hatte, wo seine letzten Gedanken aufgezeichnet wurden, da sollte der Sohn diese Feder wieder aufnehmen, und was der Vater mit ihr geschaffen, einsammeln, und urbar machen für den Dienst der Wissenschaft. Der Schmerz löste sich. Auch die Treue und Wärme allseitiger Theilnahme half dazu.

„Wenn erst die Zeit für mich gekommen sein wird," schreibt er am 8. Februar nach Jena an Frau Fortlage, „sollt Ihr von mir Vieles und Erhebendes aus den letzten Zeiten des Vaters erfahren. Mitten in der Verstörung des augenblicklichen Schmerzes haben doch Alle, selbst meine Schwester Marie, gefühlt und gesagt, daß ein solches Leben nur einen solchen, von Gott besonders begnadeten Schluß haben konnte, und daß es eine egoistische Schwäche ist, zu wünschen, daß es sich noch länger bis in die gewöhnlichen Schrecknisse der Auflösung, wo Leib und Seele gleich bedauernswerth in ihrem Ringen um Befreiung sind, fortziehen solle.

„Niemand ist befähigter als Fortlage, das Andenken unseres Vaters, seines treuen und liebevollen Freundes, auch äußerlich zu fixiren. Doch glaube ich, daß es jetzt und für ihn hauptsächlich auf eine Darstellung des inneren Menschen, des Dichters und Denkers, angelegt sein muß. Für das Aeußere, das er selbst, wenn eine Phase abgeschlossen war, auch ganz als abgeschlossen behandelte, und weil er in sich das Bewußtsein hatte, jede neue noch reicher und tiefer zu gestalten, auch keine Sorge dafür trug, irgendwie äußere Erinnerungen zu fixiren, wird es Mühe kosten, die äußeren Documente zu sammeln. Von hier aus kann jetzt nun vollends nicht daran gedacht werden. Komme ich im Sommer nach Neuseß, so werde ich auch dafür wenigstens einleitende Sorge tragen, wie es meine Pflicht ist."

Heinrich Rückert strebte nun vor Allem die Erreichung der Mittel an, welche es ihm ermöglichten, mindestens ein halbes Jahr auf die Ausführung der schwierigen und umfassenden Arbeiten in Neuseß verwenden zu können. Zunächst berichtet er an den Minister von Mühler am 3. Februar 1866: „Ich bin durch den letzten Willen meines Vaters mit der Ordnung und Herausgabe seines wissenschaftlichen Nachlasses betraut. Es ist dies eine Aufgabe, die ebenso wichtig für die Wissenschaft, wie umfangreich und mühselig ist. Denn der Reichthum der hinterlassenen Arbeiten eines Mannes, dessen geistige Bedeutung nicht erst hervorgehoben zu werden braucht, übersteigt alle Vorstellungen. Zugleich aber kann nur ein natürlich Eingeweihter wie ich, sich in dem Material zurechtfinden. Die Beschaffenheit desselben, seine Massenhaftigkeit und Zerstörbarkeit, machen es nothwendig, daß wenigstens die ersten sichtenden und erhaltenden Arbeiten sobald als möglich vor-

genommen werden, auch ganz abgesehen von dem Interesse für die Sache der Wissenschaft. Eben deswegen aber ist es auch fast selbstverständlich, daß diese vorbereitenden Arbeiten an Ort und Stelle in Neuseß gemacht werden müssen. Demnächst ist nun meine gehorsamste Bitte an Ew. Excellenz, mich für das nächste Sommersemester von meinen Amtsgeschäften zu entbinden, und mir zu gestatten, die Aufgabe, die mir heilig ist, in Neuseß in Angriff zu nehmen, und mit Einrechnung der Herbstferien so weit zu fördern, daß ich sie dann hier weiter neben meinen Amtsgeschäften fortsetzen und allmählich, so Gott will, vollenden kann. Ich bin für diese Aufgabe zu allen in meinen Kräften stehenden Opfern bereit, und bitte nur darum, wenn mir Urlaub gewährt wird, meinen Gehalt für die Zeit desselben auch gütigst zu gewähren, weil meine Subsistenz darauf beruht. Ich muß, da der Haushalt meines Vaters sofort aufgelöst worden ist, von meinen eigenen Mitteln in Neuseß leben." Schon unterm 17. März 1866 zeigte Geheimrath Dr. Olshausen im Auftrage des Ministers von Mühler dem Curator, Oberpräsident von Schleinitz in Breslau an, daß dem pp. Rückert mittelst Cabinetsordre des Königs der Urlaub für das Sommersemester mit Belassung des Gehalts bewilligt worden sei.

Zwei seitens des Curatoriums an den Minister auf Gehaltsverbesserung Rückerts gerichtete Anträge vom 3. April und 17. Mai 1866 blieben bis zum 28. März 1867 vertagt. Doch wurde durch die Ernennung Rückerts zum wissenschaftlichen Prüfungscommissarius und Revisor der deutschen Abiturientenarbeiten für das Jahr 1866 und die damit verbundene Remuneration von 120 Thalern ein bescheidener Ersatz dafür geboten. Bei Aufstellung des Staatshaushaltsetats am 31. März 1867 wurde der Breslauer Universität eine Dotation von 2600 Thalern überwiesen. Aus derselben erhielt Rückert eine Gehaltsverbesserung von zweihundert Thalern.

Gleichzeitig erachtete es die philosophische Fakultät der Universität Breslau als eine persönliche Ehrensache, für die amtliche Beförderung Rückerts zum ordentlichen Professor energisch einzutreten. Anknüpfend an den Wunsch, endlich die Besetzung der bereits 1¼ Jahr erledigten Professur der pharmaceutischen Chemie nicht länger beanstandet zu lassen, fährt sie in ihrem Bericht

vom 17. März 1867 bezüglich Rückerts fort: „Auch der Antrag, den wir jetzt Eurer Excellenz vortragen, begehrt, wie die meisten früheren, nichts Neues; er wünscht nur einen Lehrzweig in sein Recht wieder eingesetzt zu sehen, das ihm auch früher mehrfach bei uns zu Theil geworden ist, das er jetzt auf sämmtlichen preußischen, den alten wie neu erworbenen Hochschulen behauptet, einen Lehrzweig, dem dasselbe auf einer deutschen Hochschule, zumal seit der Entwicklung, welche die Wissenschaft fast seit dem Beginn dieses Jahrhunderts genommen hat, niemals hätte geschmälert werden sollen: die deutsche Philologie.

„Schon lange würden wir uns erlaubt haben, der Abhülfe sicher, auf diesen Uebelstand hinzuweisen; aber der diesen Lehrstuhl vertretende außerordentliche Professor Dr. H. Rückert war längere Zeit hindurch zu kränklich, um ihm eine erweiterte Lehrthätigkeit zuzumuthen, anderseits so tüchtig und uns so werth, daß wir einen Andern nicht vor ihm in die Stelle eines ordentlichen Professors einrücken sehen wollten, ohne vorher sicher zu sein, daß sein Gesundheitszustand ihm nicht einmal erlauben würde, eine solche Stelle auszufüllen. Zu unserer Freude ist unser Hoffen und Warten nicht vergeblich gewesen; Rückert ist jetzt im Stande, auch umfassender Amtspflicht zu genügen. Er hat seine Vorlesungen wieder auf die Universität verlegen können, wodurch seine Lehrthätigkeit sich in erfreulicher Weise erweitert hat, er hat, wie wir anderweitig in Erfahrung gebracht, ohne jede Unterbrechung den ihm seit einiger Zeit auferlegten Pflichten eines Examinators in der königlichen wissenschaftlichen Prüfungscommission zu genügen vermocht.

„Wir enthalten uns, zu seiner Empfehlung weiteres hinzuzufügen, da er dessen weder als Lehrer noch als Schriftsteller bedarf; nur das erlauben wir uns zu bemerken, daß er seit bald neunzehn Jahren, und davon seit fast funfzehn Jahren an unserer Universität, das Amt eines außerordentlichen Professors bekleidet, und daß es unter den vorgetragenen Umständen jetzt uns als eine einfache Forderung der Gerechtigkeit gegen unsere Universität nicht minder, wie gegen ihn erscheinen will, wenn wir an Ew. Excellenz das Gesuch richten, bei Sr. Majestät dem Könige die Verleihung der ordentlichen Professur der germanischen Philologie an der hiesigen königlichen Universität dem &c. Rückert verleihen zu wollen.

Unterzeichnet: Hertz. Elvenich. Löwig. Braniß. Göppert. Grube. Stenzler. Haase. Frankenheim. Junkmann. Roßbach. Schmölders. Schröder. Emil Mayer."

Dieses Gesuch wurde nicht minder kräftig seitens des Curators von Schleinitz befürwortet, und der Umstand, daß seine weitere Empfehlung an allerhöchster Stelle der Feder der beiden, der wissenschaftlichen und gelehrten Welt durch ihre Antecedenzien angehörigen Referenten Dr. Olshausen und Dr. Wiese anvertraut war, brachte die glückliche und erfolgreiche Erledigung dieser lange verschleppten Lebensfrage für Rückert sehr schnell zum Abschluß. Unter dem 4. Mai 1867 erhielt Rückert die mittelst Kabinetsordre ausgefertigte Bestallung zum ordentlichen Professor der deutschen Philologie.

Während des Wintersemesters Januar bis April 1866 las Rückert deutsche Grammatik vom Standpunkt der Sprachgeschichte und hielt Uebungen der Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde. Auch schaffte er eine seiner werthvollsten germanistischen Arbeiten „Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesischen Mundarten" fertig, welche in den Jahrgängen 1866—1868 der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Schlesiens erschienen und im Jahr 1878 von seinem Schüler Dr. Pietsch, jetzt Privatdocent in Kiel, mit noch einigen ungedruckt im Nachlasse vorgefundenen Psalmen-Uebersetzungen bei Schöningh in Paderborn neu herausgegeben worden ist.

Anfang Mai reiste er mit Frau und Kind zunächst nach Jena, wo sie einige Wochen im Fortlageschen Hause verweilten. Von dort schreibt er am 12. Mai 1866 an Professor Schirmer nach Königsberg: „Aus dem Datum meines Briefes sehen Sie, daß ich auf dem Wege nach meiner fränkischen Heimath bin, um die mir zugefallene ernste und schwere Aufgabe, die Regulirung des unendlich reichen geistigen Nachlasses meines Vaters aufzunehmen. Mein Vater hat mich noch zuletzt damit beauftragt und es liegt auch ohnedem die Verpflichtung dazu zunächst auf mir. Wer anders dürfte dieses Heiligthum eher betreten, als bis ich das Thor dazu eröffnet habe. Da er nun in den Jahren von etwa 1845 an sehr wenig, eigentlich nur ein paar Abhandlungen in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen

Gesellschaft publicirt hat, so können Sie sich denken, welche Fülle von Material sich gehäuft hat. Es läßt sich nur mit einem Urwald vergleichen, aber es setzt auch dieselben Hindernisse entgegen.

„Die Zeit scheint nun freilich für eine solche Arbeit so schlecht als möglich angethan. Denn abgesehen von den äußeren Störungen, denen man dort ebenso wie in Breslau, Leipzig oder Weimar ausgesetzt sein wird, ist der Luftdruck in der ganzen Atmosphäre so abnorm, daß auch etwas kräftigere Nerven als meine ein Recht haben, sich angegriffen zu erklären. Es hilft nun leider nichts, man muß doch fortkriechen so gut es geht, und vielleicht ist gerade so eine bestimmt begrenzte Arbeit noch zuerst im Stande, den Geist zusammen zu halten.

„Ich habe hier für meine so sehr ausgedehnte Arbeit Urlaub für das ganze Semester, werde aber auch noch die Herbstferien darauf verwenden und froh sein, wenn ich nur mit den Präliminarien zu Stande komme. Es graut uns Allen vor der trostlosen Oede, die dort jetzt an der Stelle des tiefsten und reichsten Lebens herrscht, denn es kann sich Niemand vollständig die unausfüllbare Lücke denken, die in unser Aller Leben gekommen ist, seitdem mein Vater nicht mehr da ist. Im Laufe der kommenden Woche denken wir von hier abzureisen. Ich für meine Person konnte einige Tage purer Erholung in einem stillen und doch nicht engen Kreise einiger Angehörigen sehr wohl brauchen; ich war durch die verschiedenen Schläge des Winters sehr niedergedrückt.

„Hier zu Lande ist man genau in der Stimmung einer Heerde Schafe beim Gewitter, man steckt die Köpfe zusammen, aber da es noch nicht eingeschlagen hat, frißt man die allerliebsten Gräslein weiter. Von Verständniß der Lage keine Spur, ein melancholisches Grollen, hier und da ein emphatisches Schimpfen auf den „Friedenstörer" — womit immer nur der „Eine" gemeint ist, ist Alles, wozu man sich erhebt. Die Leute thun ihm wirklich eine übergroße Ehre an; sie glauben, wenn der eine Mann nur weg wäre, könnten wir in allen dreiunddreißig Vaterländern das schönste Siebenschläferleben führen. Louis Napoleon, Garibaldi und andere Störenfriede sind ganz vergessen. Dazwischen auch noch einige Phrasen vom Parlament, für das man sich natürlich begeistern und Gut und Blut, Bratwürste ohne Trichinen und Lichtenhainer wie 1848 einsetzen würde, wenn — glücklicher Weise

ist man sicher, daß das Wenn auf den Nimmerlestag, wie man bei uns sagt, verschoben ist.

„Sonst aber ist es hier, wie immer, ganz gemüthlich. Die prächtige und interessante Gegend glänzt im vollen Grün und Blüthen aller Art, die Saale ist so hell und fließt so freundlich hin wie in alten Zeiten, wo ich so oft in ihren Uferwäldern und Wiesen herumstrich. Ich bin wenigstens so weit gesund, daß ich alle diese Herrlichkeiten nach langen Jahren zum erstenmale wieder genießen kann.“ —

Fünf Monate verblieb Heinrich in Neuseß. Schon im Juni war er so weit gediehen, daß er die ersten Resultate seiner mühevollen Studien in einer kurzen übersichtlichen Charakteristik (Fr. Rückert als Gelehrter) niederlegen konnte und sie den Grenzboten anmeldete. „Das war ja ein gütiges Versprechen,“ antwortete Gustav Freytag am 15. Juni, „welches Sie den Grenzboten gemacht haben, und ich halte Sie beim Wort. Oft habe ich in den letzten Monaten viel an Ihre Thätigkeit in Neuseß gedacht. Es liegt so nahe, daran zu denken, wie Ihr lieber Vater diese Krisis unseres deutschen Lebens angesehen hätte. Er war ein tapferer Mann und würde wohl seine feste Stellung genommen haben. Ich habe um Preußen und die deutsche Zukunft nicht schwere Sorge. Ueber dem Hader und persönlicher Gereiztheit steht der unwiderstehliche Zwang der geistigen und materiellen Interessen. Sie werden immer wieder das Zusammengehörige verbinden. Vorläufig freilich wünsche ich sehnlich, daß die Preußen sich tapfer schlagen.

„Durch Alles, was Ihre Güte einsendet, werden Sie die Grenzboten erfreuen. Finden Sie in Ihrem Kreise Nachrichten, oder ein Ihnen nicht widerstrebendes Thema, welches auf die Zeitereignisse Bezug hat, so wäre es sehr gütig, wenn Sie dabei des Blattes gedächten.“ —

Es bedurfte nicht erst der Mahnung des Freundes an das, was draußen Gewaltiges die Geschichte schaffte und vollzog. Es ging ihm keinen Augenblick verloren, er empfand und erlebte es so recht im tiefsten Zusammenhange mit dem, dessen lebendige Nähe ihn stetig umgab. Ja er vernahm gleichsam des Vaters Freudenrufe, als der Kanonendonner von Königgrätz aus dem Schlachtengetümmel in den heiligen Frieden seiner Heimath,

in das stille Nachspüren des mächtigen und reichen Geistesleben drang.

„Die äußeren Verhältnisse der Zeit," schreibt er von Neuseß am 26. October 1866 an Hermann Schulze nach Breslau, „haben mich nicht einen Moment gestört, und während vielleicht jede andere Arbeit unmöglich gewesen wäre, ist mir diese und gerade nur diese eine um so besser von Statten gegangene. Ich habe, so zu sagen, mit dem Geiste, dessen Denkmal ich unter den Händen hatte, diese Zeit ganz correct durchlebt, aber freilich jeden Augenblick mich um so mehr gesehnt, seine Leiblichkeit noch zu besitzen. Gerade dies hätte er noch erleben müssen. Wie hat er darauf gehofft, darnach gesehnt und gebangt, auch daran geglaubt; aber das Schauen ist doch noch etwas Anderes als das Glauben. Mit meinem Befinden geht es durchweg so gut, daß sich gar nichts davon sagen läßt, als das höchste, überhaupt mögliche Lob. Ich kann hier jede Stunde ernstlich brauchen, nicht für meine Erholung im gewöhnlichen Sinne, auf die ich in diesem Halbjahre nicht eine Extrastunde zu verwenden nöthig hatte, obgleich ich so energisch gearbeitet habe, wie seit zwölf Jahren nicht mehr. Daß dies, wenn ich es selbst von mir sage, einigermaßen etwas besagen will, verstehst Du, lieber Freund, wie kein anderer. Es ist aber auch ein unermeßlicher Stoff, und ich müßte eigentlich mich verdreifachen können, oder wenigstens vier bis fünf Jahre in continuo haben — solche, wie dieser Sommer NB., — um fertig zu werden. Ich bin froh so weit zu sein, daß ich von der Ferne her die Fäden leiten kann, freilich gehinderter und langsamer als hier." —

Auch nach seiner Rückkehr in Breslau Ende October 1866 ließ sich Rückert neben seinen speciellen Berufs- und wissenschaftlichen Pflichten unausgesetzt die Weiterführung der in Neuseß eingeleiteten Arbeiten angelegen sein. Ueber die Resultate seines Fleißes berichtet er unter Anderem an Dr. Reinhold Köhler am 4. Januar 1867: „Womit ich fortwährend beschäftigt bin, wissen Sie. Ueber meine Thätigkeit in Neuseß haben Sie ohne Zweifel aus meinem Aufsatze in den Grenzboten vom 18. October das Hauptsächlichste entnommen. Als Ergänzung dazu ist die Notiz in dem Feuilleton der Blätter für literarische Unterhaltung 1866, letzte Nummer, zu betrachten, die ich auf Gottschalls Wunsch verfaßt habe. Das kleine Heft aus dem lyrischen Nachlaß (Lieder und Sprüche) kennen

Sie. Es ist wenigstens hier von vorneherein eine correcte Textesbasis gegeben. Dies, sowie die Auswahl selbst, hat mir mehr Mühe gemacht, als man den wenigen Bogen ansieht. Sie sind einer von den paar Leuten, die so etwas zu würdigen verstehn, Andere, auch sogenannte Gebildete denken, das sei nur so Fingerarbeit. Zunächst folgt eine Reihe von Uebersetzungen, nicht Bearbeitungen oder gar freie Nachdichtungen und zwar 1. zwanzig Idyllen des Theokrit, 2. die Vögel des Aristophanes, 3. Sakuntala.

„Sehr viel Anderes ist von mir vorbereitet; aber von diesen drei ist Nr. 1 beinahe schon ausgedruckt, und alle drei hoffe ich bis Ostern fertig. Bis dahin verspare ich auch alle weitren Bemerkungen darüber, schon weil deren sich so viele auch für Sie interessante aufdrängen, daß ich nicht weiß, wo anfangen, wo enden. Ich werde in einem kurzen Epilog Einiges, was mir hauptsächlich gesagt werden zu müssen scheint, zusammendrängen, und dabei auch unter andrem ein Fragment einer bis zuletzt fortgesponnenen Arbeit über die Theorie des Hexameters benutzen, das, wie ich nach meinem Gefühl Ihnen sage, geradezu blendende Lichtblitze giebt, wo sonst doch ein bischen ägyptische Finsterniß dominirte. Schade, daß die noch umfassenderen Studien über die griechischen lyrischen Maße nicht recht sich zu solcher Mittheilung eignen, doch dürfen auch diese nicht verloren gehen. Es ist auch darin eine Ursprünglichkeit und Sicherheit des Sehens, die in Erstaunen setzt. Man denkt dabei immer an das Ei des Columbus und hält sich selbst für sehr dumm, daß man das Alles selbst nicht auf den ersten Blick entdeckt hat.

„Vorbereitungen zu einer Gesammtausgabe, die, ich möchte sagen, schon anstandshalber nicht zu lange verzögert werden darf, haben mich schon in Neuseß lebhaft beschäftiget. Von meiner Seite, glaube ich, würde ich das zum Beginn eines solchen Unternehmens Nöthigste beisammen haben, aber zur Fortsetzung und Ausführung fehlt, wie ich jetzt schon sehe, Vieles. Gelegentlich werde ich dabei wohl auch auf Ihre und Ihrer Bibliothek Hülfe recurriren müssen. Doch liegt das Alles noch in etwas nebulöser Ferne, da noch nicht einmal die buchhändlerischen Grundlagen, auf denen ein solches Unternehmen ruhen könnte, gelegt sind.

„Ihre Untersuchung über den Herderschen Cid hat mir, wie wohl Jedermann in Deutschland, ein völlig neues Licht aufgesteckt.

Denn jene verschollenen und verborgenen französischen Notizen, auf die Sie selbst sich beziehen, hätten ruhig in Vergessenheit schlummern können und wir Alle würden uns bei den alten herkömmlichen Gemeinplätzen beruhigt haben. Es ist wirklich eine recht interessante Entdeckung und von Ihnen mit gewohnter Sorgfalt und Schärfe so allseitig und erschöpfend ausgebeutet, daß nichts mehr zu sagen übrig bleibt. Aber eine Art von ich will nicht sagen absichtlicher Täuschung, doch von absichtlicher Verschweigung des Thatbestandes wird doch immer auf Herder sitzen bleiben und das thut mir leid. Sein Cid war doch eigentlich das einzige seiner späteren Erzeugnisse, an denen er sich ganz und rein erfreuen konnte, und diese Reinheit hat doch einen gewissen Flecken erhalten.

„Ich bin ziemlich besetzt mit Collegien und Examinationsscherereien; doch — bis jetzt — in jeder Art zufriedener mit mir, als etwa seit einem Decennium. Am meisten hat mich die Politik in die Höhe gebracht: schon seit dem dänischen Kriege war ich auch körperlich ein Anderer; Königgrätz aber ist für mich ein wahrer Königstrank geworden. Ich bin kein Sanguiniker und kenne meine lieben Deutschen, kenne ihre Erbfehler: Eigensinn, Schwerfälligkeit, Faulheit, d. h. moralische; aber trotzdem bleibt das, was geschehen ist, stehen und ist als solches größer und besser als Alles, was seit dem Jahre 1056, dem Tode Heinrichs III. in und für Deutschland geschehen ist. Ich sage damit nicht, daß die jetzigen Leute und Kriege besser und glänzender als die des alten Fritz oder 13 seien, aber die Situation ist um so viel besser. Eigentlich hat ja doch auch der alte Fritz heuer commandirt; wie er überhaupt bis diesen Tag Preußen allein erhalten hat."

Die Herausgabe der griechischen Uebersetzungen und der Sakuntala ließ nicht lange auf sich warten. Schon im August schickte Rückert an die nächst betheiligten Familienglieder diese Ausgaben und ihren Antheil an dem Honorar des Verlegers.

„Ich kann nicht umhin, noch einmal zu bemerken", schreibt er dabei an seine Schwägerin Marie Charlotte, die Frau des Hauptmanns Fritz Rückert, „daß die antike Poesie nicht bloß allgemeines poetisches Interesse, oder das was man höhere Bildung nennt, zu ihrem Verständniß voraussetzt. Sie bedarf, da sie nicht bloß zeitlich, sondern noch mehr in Gemüth und Seele den von uns grund-

verschiedenen Menschen angehört, eine Vorbereitung, die eigentlich nur classisch gebildete Männer besitzen können, nicht Jungen wie sie von unsern Gymnasien kommen oder auf Universitäten herumflaniren. Ich selbst fange jetzt erst allmählich an, mir die ganze Eigenthümlichkeit und Einzigkeit dieser Kunst begreiflich zu machen und ich knuspere doch schon lange an der Schale herum, seit etwa vierzig Jahren. (Denn kaum beginnt man zu lallen, so muß man auch schon lateinisch lernen.) Ueberhaupt hat diese ganze antike Poesie einen durchweg männlichen Charakter, während die ganze moderne einen weiblichen hat. Aeußerlich erklärt es sich schon daraus, daß die Leser und Hörer im Alterthum überwiegend Männer und zwar auch des gereiftesten Alters waren, während bei uns das Interesse für Künste kaum über ein gewisses Stadium der Jugend vorhält und überhaupt bei jungen Männern seltener gefunden wird, als bei Frauen." —

Es liegen mir über die Unterhandlungen Rückerts mit den gelehrten Fachgenossen seines Vaters, dem Professor Dr. Spiegel in Erlangen und dem Oberbibliothekar Geheimen Hofrath Dr. Pertsch in Gotha bezüglich der Herausgabe des gelehrten Nachlasses interessante, mit Heinrich Rückert gewechselte Briefe vor, die mir von den beiden Herrn gütigst zur Verfügung gestellt worden sind (Beilage III). Ebenso danke ich der wohlwollenden Unterstützung des Herrn Staatsministers Dr. Falk, damaligen Ministers des Unterrichts, welcher mir die Einsicht der Rückertschen Personalacten im Archiv des Unterrichtsministeriums im Jahr 1878 gestattete, die genaue Kenntniß der von Heinrich Rückert bis zu seinem Tode mit dem Unterrichtsministerium gepflogenen Verhandlungen betreffend den Ankauf von Friedrich Rückerts wissenschaftlichem Nachlaß für die Königliche Bibliothek in Berlin. Die davon genommenen Abschriften habe ich in der Beilage IV gegeben.

Rückerts Leben in den nun folgenden acht Jahren vertiefte sich immer mehr in die stille Welt des Hauses, aber nicht, um darin als ein stubenhockender Gelehrter sich nach außen abzuschließen; vielmehr blieb er im regsten Verkehr mit den alten, wie ihm stätig zuwachsenden neuen Freunden. Dieser Verkehr war ihm ein Unentbehrliches. In den späten Nachmittagsstunden fanden sich

stäts herzlich willkommen geheißene Gäste in dem an seine Arbeitsstube anstoßenden behaglichen Wohnzimmer ein. Da schritt Rückert auf und ab, lebhaft plaudernd, sein Pfeifchen schmauchend; die Gestalt gebückt, der Kopf mehr und mehr dem Vater gleichend. Auf dem Sopha saß die freundliche Hausfrau, den Kaffee aus dem Bunzlauer Geschirr servirend, welches Rückert als eine schlesische Specialität hoch in Ehren hielt. In dem Eckchen spielte still und schüchtern das Kind und wagte sich nur hervor, wenn der Vater sich niedersetzte, um dann auf seinen Knieen zu schaukeln und die Anwesenden mit den großen dunkeln Augen zu mustern.

Zu den ständigen Hausfreunden gehörten der Jenenser Jugendfreund Hermann Schulze, der wackre Fachgenosse Friedrich Pfeiffer, jetzt Professor in Kiel, der treue Pfleger und Hausarzt Dr. Schneider, der frische zukunftsreiche Dr. Korn, Archivsekretär in Breslau, der Berliner Studiencamerad Dr. Brachmann, der Familienseelsorger Prediger Dr. Meier und der Nestor des Schlesierlandes, der greise Dichter Holtei. An dem Verkehr mit dem letzteren hatte Rückert trotz der differirenden Welt- und Lebensanschauungen herzliche Freude. Er hielt sich an das echt schlesische, unverfälschte Gemüth des originellen Alten, wie er in einem Briefe vom 9. September an Dr. Reinhold Köhler schreibt:

„Ueber Holtei's literarische Bedeutung bin ich jedenfalls so klar wie Sie selbst. Er gehört zu den talentvolleren Leuten zweiten Ranges, die sich wenigstens in einigen Productionen über das Maß der gewöhnlichen Eintagsfliegen erheben. Ich kenne ihn persönlich und schätze ihn trotz Allem, was ein mehr als buntes Leben hier und da angespritzt haben mag, als einen grundbraven und guten Mann."

Auch am Orte wurden länger oder kürzere Briefe gewechselt, wenn Krankheit den persönlichen Verkehr unterbrach. An Festtagen wußten Rückerts stets durch eine sinnige Gabe Holtei zu erfreuen. „Wie lange, theurer Herr", schreibt Holtei am 27. December 1869, „gehe ich im Geiste schon zu Ihnen! Heute hätt' ich's gern mit dem Leibe ausgeführt, um Ihnen wieder einmal beschämten Dank zu sagen. Aber ich fühle mich nach schlafloser Nacht, bei heftigem Kopf- und Rückenschmerze, elender denn je.

„Weihnachtsabend und Feiertage hab' ich völlig vereinsamt in stiller Zelle verlebt — verträumt sollt' ich sagen. Es gab viel

zu sinnen und zu grübeln. Mir sind einstweilen seltsame Dinge geschehen: Hoffnungen, Täuschungen, — was weiß ich. Mündlich mehr! Am ersten Tage des Jahres 1870 will mein dritter Enkel, der musikalische Mediciner (auch ein Heinrich) zum Besuche bei mir eintreffen. Seine jüngst vermählte Schwester war vergangenen Herbst mit dem Ehegatten auch auf ein paar Tage hier. Heinrich wird länger verweilen, und den komme ich, wenn Sie mir's gestatten, Ihnen vorzustellen.

„Bis dahin behalt' ich in mir, was ich von Dankbarkeit, Hochachtung und aufrichtiger Anhänglichkeit Ihnen zu sagen wüßte. Ihre henkelkorbtragende Iris versicherte mich, daß Frau und Kind „munter wohlauf" wären. Das hört' ich mit Freuden.

„Soeben habe ich nach Berlin an Köpke, resp. Raumer geschrieben. Köpke klagt auch über Grippeleiden. Raumerchen dagegen bummelt fuchsmunter in sein neunzigstes hinein. Ich erhielt vorgestern ein Blatt von ihm, welches auf eine an ihn durch Köpke beförderte Anfrage eine sackgrobe Antwort enthielt. Gott sei gepriesen, sagt' ich, es geht ihm gut. Denn wenn der einmal artig wird, dann lebt er nicht mehr lange. Auf Wiedersehn und mehr hören! Ihr treugehorsamster Holtei."

Wenn es manchem aufgefallen ist, daß trotz dieser freundschaftlichen Beziehungen Rückert die schöngeistigen Werke Holtei's nie in das Bereich seiner kritischen Thätigkeit gezogen hat, so erklärt sich dies einfach dahin, daß Rückert überhaupt jede Art moderner Poesie und Romanliteratur von diesem seinem rein wissenschaftlichen kritischen Bereich ausgeschlossen hat. Er fühlte sich dazu weder berufen noch befähigt, was aber nicht hinderte, von allen in dieses Fach schlagenden besten Productionen eingehende Kenntniß zu nehmen und in brieflichen Aeußerungen darüber sich als ein feiner Kenner zu erweisen. Der stätigen Zusendung von Holtei's Gedichten und Romanen folgte sofort ein herzliches anerkennendes Wort: „Eben als ich mich hinsetzte", schreibt Rückert von Gnadenfrei im September 1868 an Holtei, „für Ihre Bücher und Ihren Brief zu danken, bringt mir der Postbote einen neuen freundlichen Gruß von Ihnen nebst der Copie des wirklich fürstlichen Briefes des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha. Unter uns gesagt, ich bin sonst a priori gar nicht eingenommen für die, die mit Rousseau zu reden, das Unglück haben, als Fürsten geboren

zu werden. Hier aber ist eine entschiedene Ausnahme: der Herzog ist, trotz seines Herzogshutes, ein heller und durchaus durchgebildeter Kopf und trotz seines Purpurmantels hat er sich immer mehr auf die natürliche Wärme seines Herzens verlassen, als auf diese künstliche Umhüllung des Menschen.

„Sie können sich denken, daß ich, seit ich Ihre Bändchen vor mir liegen habe, nichts anderes thue, als sie lesen. Zunächst kommen meine alten Erinnerungen daran, also ungefähr zwei drittel des Ganzen, denn auch darin hat der fürstliche Kritiker Recht, Ihre dramatischen Gedichte haben gelebt und leben noch und leisten damit das Erste und Letzte was sie zu leisten haben. So wie ich Sie nicht aus todtem Papier kennen lerne, so geht es tausenden und abertausenden. Und was wollen Sie mehr?

„Unter den mir noch neuen Stücken habe ich zuerst durch alte entschiedene Vorliebe das hervorgesucht, worin mein guter alter Peter Christel lebt. Den konnten doch nur Sie schaffen, und Ihr Lammfell bleibt nicht nur für mich, auch für meine Frau, die nebenbei gesagt, eine unfehlbare Richtigkeit, ich möchte sagen einen Natursinn der Auffassung für alle Art von Kunst hat, den ihr Niemand zutraut, dem ich aber unbedingt vertraue — ein wahrer Herzensfreund, eine lebendige Gestalt, die zu unserm Leben gehört. Auch meiner guten Mutter ging es gerade so und bis zu einem gewissen Grade auch meinem Vater. Als ich im vorigen Sommer in Neuseß war, habe ich tief bewegt das Exemplar des Lammfell, das Sie, wie ich glaube, selbst gesandt hatten, wieder in die Hand genommen, aus welchem meine Frau meiner Mutter in ihren letzten Lebenswochen und Tagen vorgelesen hat. Meine Schwester Marie, die damals noch sehr jung war, kennt es doch auch und ehrt es als Hausheiligthum.

„Auch diesmal kann ich mein ceterum censeo nicht lassen; warum stecken Sie jetzt in Breslau, drei Treppen hoch in einer abscheulichen Gasse? Sie sagen, daß Sie furchtbar fleißig sind, das ist recht schön und wird von mir, der ich jetzt das Gegentheil davon bin, sehr bewundert. Aber muß denn das gerade jetzt sein? Sie müssen doch auch noch an Weiteres denken, als gerade an einen Roman. Sie sollen uns noch viele schreiben oder auch nicht schreiben — wenn Sie es satt haben — aber jedenfalls leben und dazu gehört doch frische Luft. Meine Frau dankt wie immer

herzlichst für Ihre freundlichen Grüße und wünscht mit mir Ihnen wenigstens einen Abglanz der Freude, die uns Ihre Güte macht."

Eine recht ansehnliche Zahl schlesischer Landeskinder bildeten den Kern seiner Schüler, aus welchem die Gymnasien und Realschulen Preußens und vorzugsweise Schlesiens ihren Lehrbestand mit gründlich und wissenschaftlich durchgebildeten Kräften recrutirt haben. Die Namen Reichelt, Pohla, Seidelmann, Gärtner (Breslau), Spalding (Gleiwitz), Jäckel (Grüneberg), Belling (Polnisch Lissa), Reimann (Ratibor) haben unter vielen Andern, deren augenblickliche Stellung mir unbekannt ist, in den Annalen der höheren Pädagogik einen guten Klang. Eine gesunde, praktische wissenschaftliche Schulung des Lehrers für das Gymnasium und die Realschule stellte sich Rückert als eine der wichtigsten Aufgaben seines Lehrberufs. Ueberall, wo er ein ernstes Streben und Angreifen dieses Lehrzweigs gewahrte, war er aufmunternd bei der Hand, unermüdlich Rath ertheilend, fleißig den persönlichen wie brieflichen Verkehr unterhaltend.

„Wie freue ich mich", schreibt er an Dr. Belling nach Lissa am 7. Januar 1874, „des lebendigen Eifers, womit Sie Ihren Beruf nicht bloß treiben, sondern adeln. Daß Sie in dem deutschen Unterricht einen Hauptttheil Ihres Interesses concentriren, begreife ich natürlich eher wie mancher Andere, der sonst wohl dazu geschaffen, doch durch seinen eigenen Bildungsgang zu wenig mit den unerläßlich nöthigen Voraussetzungen vertraut worden ist. Denn sehen Sie die einzelnen Fälle an, so werden sie abschätzige Urtheile über das ganze Fach und seine Stellung im höheren Unterricht immer nur da finden, wo Einer keine Gelegenheit oder keine Lust gehabt hat, sich mit einiger Gründlichkeit in diesen Studienkreis einzuleben. Wer es aber gethan hat, wird, wie es die Natur des Gegenstandes mit sich bringt, die so unmittelbar auf die innersten Saiten des Geistes durch das Gemüth wirkt, eher in die Gefahr kommen, ungerecht gegen andere Lehr- und Lernobjecte zu werden, als diesen gering anzuschlagen. Sie selbst rechne ich nicht zu denen, die aus an sich so ehrenhafter und wohlberechtigter Begeisterung für unsere heimische Sprache und Literatur den rechten Augpunkt und Maßstab für das Gesammtgebiet der Unterrichts-

gegenstände verlieren. Denn daß Sie über die Vernachlässigung jenes auf unsern Gymnasien zürnen, dazu sind Sie vollkommen berechtigt, und es thut noth, daß immer mehrere aus der jüngeren Generation unserer Gymnasiallehrer dieselbe Stimmung in sich hegen, und ihr, wo es gilt, durch Wort und That Ausdruck geben. Auch sind Sie sehr wohl berechtigt, über die knapp zugemessene Zeit Klage zu führen, obgleich ich von der Ferne aus nicht recht beurtheilen kann, ob es gerathen wäre, an dem lateinischen Unterricht zu Gunsten des deutschen etwas abzuknappen. Vielleicht ließe sich's eher an den sogenannten Realien thun, über deren Betrieb an den Gymnasien meine Ansichten ziemlich weit von den jetzt gang und gäben abweichen.

„Sie haben mir noch einige Fragen vorgelegt, die ich Ihnen nach bestem Wissen beantworte. Wenn Sie sich an Chrestomathien halten wollen, so bleibt immer W. Wackernagels deutsches Lehrbuch weitaus das beste und zu jedem Behufe brauchbarste. Aber es ist freilich theuer, auch wenn es nur theilweise angeschafft wird, also Theil I Altdeutsches Lesebuch mit Wörterbuch das unerläßlichste, und den Schülern kann man nicht zumuthen, ein solches Buch zu kaufen, obwohl sie daran einen Schatz für das Leben hätten! Unter den unzähligen andern würde ich Weinholds mittelhochdeutsches Lesebuch 2. Aufl. vorziehen, welches auch sehr wohlfeil ist."

Und an andrer Stelle (28. Juli 1872), als Belling seinen Rath bezüglich eines ihm übertragenen Referats über die Verbesserung der deutschen Orthographie einholte: „Ich bin nun der Ansicht, daß man in der Schule nur sehr allmählich damit vorgehen dürfe; bezeichne aber als das Ziel der bisherigen Verbesserungsversuche bei unserer Orthographie, die sich ja seit Luther in einem beständigen Vereinfachungsprocesse befindet, daß sie mutatis mutandis zu der von Lachmann normirten mittelhochdeutschen Schreibung zurückkehre, denn da ist die einfachste und präciseste Bezeichnung der Vocale, der vernünftigste phonetische Pact in der Schreibung der Doppelconsonanten und, so viel ich weiß, eine richtige Geltendmachung der nationalen Schreibweise gegenüber den Fremdwörtern, wie sie bei den Völkern, z. B. den Polen und Italienern, die dem phonetischen Principe — und dies erscheint mir als das allein richtige — huldigen, mit strenger

Entschiedenheit durchgeführt wird. Freilich wird es wohl noch lange dauern, ehe man zu diesem Ziele kommen wird und ich setze meine Hoffnung hiebei auf die Einwirkung der mittelhochdeutschen Dichter auf unsere gebildete Jugend.“ —

Den Hochschulen Deutschlands hat Rückert nicht minder tüchtig ausgebildete Docenten zugeführt, welche auf ihrem Platze die Bahn streng wissenschaftlicher Behandlung der philologischen Studien innehalten und doch mit den Forderungen des modernen Fortschritts in Wissenschaft und Leben zu vereinbaren bemüht sind, wie Rückert ihnen darin vorangegangen ist. Denn immer stellte er es als Aufgabe für den Lehrer, wie den Gelehrten hin, die deutsche Philologie nicht als einen vornehm und exclusiv sich abschließenden Specialzweig, vielmehr im festesten Zusammenhang mit den kräftig pulsirenden Zweigen der Welt-, Natur- und Culturgeschichte, der Politik und der Philosophie zu cultiviren: ja recht eigentlich der Philologie den Vorrang des alles Wissen und Können befruchtenden Stammbaums in der großen Genealogie der wissenschaftlichen Denker, Forscher und Arbeiter zu erobern.

Zu seinen fleißigsten Schülern, die ihm auch sonst persönlich näher standen, gehörten unter vielen Andern: Julius Zupitza, Professor der englischen Sprache in Berlin; Alexander Reifferscheid, Professor der deutschen Philologie in Greifswald; Richard Pischel, Professor des Sanskrit in Kiel; Hermann Möller, Privatdocent für vergleichende Sprachwissenschaft, und Paul Pietsch, Privatdocent für altdeutsche Literatur, beide in Kiel. Ein sehr eifriger Zuhörer Rückerts war der ihm außerdem sehr befreundete Archivsekretär Dr. Korn in Breslau. „Als eine rarissima avis des heutigen Geschlechts“, schreibt er am 14. Juni 1864 an seinen Freund Stenzler, „besitzt Korn eine große Portion schüchterner Zurückhaltung; so wünscht er sehr irgend einen Anhalt und durch Ihre gütigste Vermittlung eine directe persönliche Empfehlung an Herrn Geheimrath Dr. Homeyer (Stenzlers Schwager) in Berlin zu erhalten. Seine juristische Leistung kann ich nicht beurtheilen, dagegen sehe ich aus seinen allerdings noch nicht sehr umfangreichen Arbeiten, daß er sich recht tief in das Studium der Alterthumskunde hineingearbeitet hat. Ich weiß aus längerem Verkehr, daß er gründliche Sprachstudien, mit gothisch beginnend, gepflogen hat und eifrig fortsetzt, überhaupt, daß er zu den strebsamsten und, wie ich

aus fortwährendem intimstem Verkehr entnehmen zu dürfen glaube, begabtesten jüngeren Arbeitern auf einem Felde gehört, das wahrlich an solchen nicht reich ist." —

Zu den liebenswürdigsten Charakterzügen Rückerts in seiner amtlichen Stellung gehörte sein stets bereites Entgegenkommen, den Candidaten der akademischen Laufbahn bei ihrer Promotion und Habilitation behülflich zu sein. „Er suchte Jedem die Habilitation möglichst zu erleichtern und sah es gern, wenn recht Viele mit ihm zugleich in demselben Fache wirkten. Es ist Thatsache, daß kein Professor der deutschen Sprache so viele Docenten derselben Wissenschaft neben sich gehabt hat wie gerade er und gerade dadurch ist in Breslau dieses Studium mehr gehoben worden, als auf einer andern Universität", schrieb Professor Friedrich Pfeiffer in Kiel nach Rückerts Tode 1876 an befreundete Stelle.

Als im Jahre 1870 Dr. Zupitza Breslau verlassen wollte, schrieb Rückert an Zacher nach Halle: „Was hören Sie von Zupitzas Aussichten in Jena? Ich würde ihn sehr vermissen, da sich kein besserer College denken läßt und wir auch menschlich in den entscheidenden Punkten einander sehr nahe stehen. Wäre es möglich, gegen die Intriguen der ihn tödtlich hassenden Schwarzen anzukämpfen, so mußte man Alles daran setzen, ihn hier zu halten. Aber ich bin überzeugt, daß dagegen nichts zu machen ist. Diese Leute führen Waffen, die Niemand pariren kann."

Die Berufung des Privatdocenten Dr. Mall nach Münster beklagte er eben so sehr gegen Zacher (18. April 1874) als einen Verlust für die Universität wie für seine Person: „Ich kann seinen Abgang nicht verwinden. Zum ersten Male habe ich mich dabei über unsere mir sonst so werthe Facultät geärgert. Ich setze Alles daran, ihn zu halten; aber keineswegs aus irgend einer böswilligen Absicht, sondern grade aus dem Gegentheil davon wurde die Sache so confus behandelt, daß wir ihn verloren. Er ist der Engländer par excellence; ein trefflicher, anregender Docent, ein angenehmer, frischer Rheinländer mit forschem rothem Bart, kurz ein Mann, wie er nicht besser für den Katheder sein kann. Nebenbei ist er ein wackerer Altkatholik, in meinen Augen eine Empfehlung mehr." —

Mit einer fast väterlichen Zuneigung war er dem Dr. Ernst Schottky zugethan. Der ernste sittliche Charakter, die ungewöhnlichen Geistesgaben, die bedeutende Persönlichkeit des jungen

Mannes, auch der scharf ausgeprägte Selbständigkeitssinn imponirten Rückert. Er hätte ihn gern seinem engeren Vaterlande und dem akademischen Berufe erhalten. Als aber des Vaters Tod den Mittellosen in die Fremde trieb, da bahnte Rückert ihm liebevoll den ersten Weg durch eine Empfehlung an Professor Dr. Max Müller in Oxford.

„Ich habe es immer verschoben," schreibt darauf Max Müller am 9. August 1868, „Ihre freundlichen Zeilen zu beantworten, welche mir Dr. S. überschickte, nicht überbrachte. Ich glaubte immer noch einmal das Vergnügen zu haben, Ihren jungen Schützling persönlich kennen zu lernen, will aber nun doch deshalb nicht länger warten, namentlich da ich Ihnen melden kann, was Sie wohl schon von ihm selbst erfahren haben, daß Ihre Empfehlung ihm wirklich von großem Nutzen gewesen ist und ihm, ich muß sagen gegen mein Erwarten, eine für jetzt recht angenehme Anstellung in London verschafft hat. So kann vielleicht der Freundschaftsdienst, den Sie diesem jungen Mann erwiesen haben, für seinen ganzen Lebensberuf bestimmend gewesen sein und als Einer, der selbst in seinem Leben der Humanität und Freundschaft älterer Männer viel zu verdanken gehabt, fühle ich es stets als Pflicht, ohne in das Leben junger Leute zu sehr einzugreifen, denselben wo sich eine Gelegenheit bietet, freundlich und behülflich zu sein. Aber unter allen Verhältnissen kann ich Ihnen versichern, wäre schon Ihr Name ganz hinreichend gewesen, um es mir zu einer Freude zu machen, eine von Ihnen kommende Bitte zu erfüllen. Unsere Väter waren Jugendfreunde und ich bin von Jugend auf ein wahrhafter Verehrer Ihres Vaters gewesen.

„Er ist fast der einzige deutsche Dichter, den ich noch immer zu meinem Genusse lese, und es ist fast kein Zeitpunkt meines Lebens, wo er mir nicht geistig nahe und ein wahrer Führer, Lehrer und Freund gewesen. Ich hatte immer geglaubt, daß nach seinem Tode noch manches Werthvolle, namentlich für orientalische Literatur, aus seinen Papieren erscheinen werde; auch habe ich lange auf eine Lebensbeschreibung Ihres Vaters gewartet, die vielleicht erschienen ist, mir aber nicht zu Händen gekommen. Es fehlt jetzt so an Leuten, die gleich groß als Gelehrte und als Männer sind, und ein gutes Lebensbild Ihres Vaters könnte der deutschen Jugend eines der edelsten Vorbilder werden. Im dank-

baren Andenken an Ihren großen und braven Vater drücke ich Ihnen aus der Ferne die Hand und bleibe in aufrichtiger Ergebenheit und vorzüglicher Hochachtung der Ihrige. Max Müller."

Nach allen Seiten hin sehen wir so Rückert liebevoll und erfolgreich als Lehrer und Berather wirken. Auch die Zahl seiner Zuhörer steigt seit den Jahren 1869 mehr und mehr bis zu seinem Tode 1875. Unter diesen Hörern waren Viele, die zum Theil andern Facultäten, namentlich der juristischen angehörten, zum Theil eine selbständige Stellung bereits einnahmen, auch sonst Hospitanten aus den gebildeten Kreisen der Stadt. Nur die germanistischen Uebungen wurden ausschließlich von Philologen und überwiegend Schlesiern besucht. In diesen Vorlesungen belief sich die Zahl auf zwanzig bis vierzig. In dem Privatissimum hatte er in den drei Jahren von 1869—1873 vierzig bis fünfundfünzig Hörer; in den letzten Jahren fanden sich deren sechzig bis neunzig ein.

Freilich boten diese Vorträge einen reich gemischten, lehrreichen und interessanten Inhalt, der an sich wohl eben so zu fesseln geeignet war, als Rückert in seiner Bescheidenheit die eigentliche Zugkraft der Würde des Prüfungscommissarius zuschreibt. „Daß die Herren Studenten kommen," schreibt er an Frau Fortlage 2. Juni 1872, „dafür ist gesorgt, nicht durch meine Anziehungskraft, darüber mache ich mir keine Illusionen der Eitelkeit, sondern durch den Umstand, daß ich in der Prüfungscommission bin. Auch da, wo die Vorlesung keineswegs direct auf Prüfungsgegenstände geht, wie das z. B. von denen dieses Semesters gilt, steht doch immer das Idealbild des Examinators auf dem Katheder und man verspürt keine Lust, demselben die gebührende Reverenz zu versagen. Auf diese Art begreift es sich, daß man im Sommer um fünf Privatcollegia von siebzig bis achtzig Mann zusammenbringt, die größtentheils anwesend sind."

Rückert las in diesen sechs Jahren, nur mit Unterbrechung eines Semesters, 1868 althochdeutsche Denkmäler, Beowulf, Walther von der Vogelweide; 1869 Geschichte der deutschen poetischen Literatur des Mittelalters, gothische Grammatik, Nibelungen; 1870 den armen Heinrich von Hartmann von Aue, deutsche Grammatik, Wortbildungslehre, Walther von der Vogelweide, Syntax; 1871 Encyklopädie und Methodik der deutschen Alterthumskunde, ausgewählte

Stücke des Otfried; 1872 Gudrun, deutsche Literatur des Mittelalters, althochdeutsche Stücke, deutsche Literaturgeschichte II; 1873 deutsche Literaturgeschichte III, Heliand, Nibelungen; 1874 und 1875 deutsche Grammatik, Walther von der Vogelweide.

Auch hier wie einst in Jena mußte seine selbstlose Freude und seine unermüdliche Pflichttreue sich an den geistigen Erfolgen schadlos halten für den dürftigen materiellen Erwerb, welcher durch dreiundzwanzig Jahre seiner Breslauer Lehrthätigkeit in Summa 5141 Mark, eingerechnet die Stundungen, betragen hat.

Professor Dr. Grünhagen in Breslau hat in seinem Nekrolog Heinrich Rückerts sehr richtig hervorgehoben, „daß Rückert niemals Schlesier Land und Leute für die Ungunst der klimatischen und Gesundheitsverhältnisse der Hauptstadt Breslau, unter welchen er schwer gelitten, verantwortlich gemacht habe." Wie wir aber die Schlesier Leute mehr und mehr in sein warmes Herz einziehen sehen, so gewann er auch das Schlesier Land immer lieber. Ja es wurde ihm in den letzten acht Lebensjahren ganz zur Heimath. „Ich liebe das Schlesier Land auch von der landschaftlichen Seite recht sehr", schrieb er am 16. November 1868 an Professor Weinhold in Kiel, „und fühle mich in vieler Beziehung ganz heimathlich, obgleich die landschaftliche Structur eine von meiner Heimath so sehr verschiedene ist. Aber die Besiedlungen, der Anbau, überhaupt Alles, was Menschen dazu gethan haben, gemahnt doch so auffällig an Mitteldeutschland, namentlich an das nördliche Franken, daß es oft bis zum Verwechseln ähnlich ist. Nur ist dort Alles auch in dieser Hinsicht kleiner und zerstückter, individualisirter als hier, wo die Natur selbst breite Massen, für sich und die Menschen angedeutet hat." —

Im Jahre 1872, wo seine chronischen Beschwerden sich wieder sehr vordrängten, ließ sich der Arzt nicht mit der durch einige Jahre von Rückerts gewählten Sommerfrische in Gnadenfrei bei Reichenbach abfinden. „Es soll nun Langenau oberhalb Glatz sein, was ich noch nicht kenne", schreibt er nach Jena 28. Juni 1872. „Im Uebrigen ist mir die ganze Landschaft bekannnt und gehört zu meinen besonderen Passionen. Es liegt ein wunderbarer heiterer Friede und eine stille Feierlichkeit über dem ganzen riesigen Gebirgskessel, den man Glatzer Land nennt, und von Enge und Dumpfigkeit des Gebirges ist keine Spur, obgleich

ringsum Berge von fast Alpenhöhe aufsteigen. Aber von dem einem Rande bis zum andern liegen immer vier bis fünf Meilen des behaglichsten Hügellandes mit Wiese, Büschen und Wald und mitten drinnen Langenau. Noch mehr, nicht Neigung, aber Neugierde hätte ich auf das benachbarte, mir gleichfalls unbekannte Landeck gehabt, aber Dr. S. erklärte: „Das hilft nur Weibern, aber nicht Männern", — und als ich ihm replicirte, da sei es also gerade das rechte, denn da werde es mir nicht schaden, begriff er mich nicht recht."

Ein Jahr später folgte Rückert diesem Zug der Neugier und begleitete seine Frau dorthin. „Es war herrlich in Landeck," schrieb er August 1873 an Weinhold, „nur Schade, daß wir recht wunderlich an einander vorbeigelaufen sind. Es ist doch die Perle von Schlesien, oder vielmehr nicht von Schlesien, wenn man es genau nimmt, denn das Glatzer Land ist eine Welt für sich in den Dimensionen eines Schmuckkästchens." —

„Die letzten wahrhaft und gründlich glücklichen Tage habe ich mit meiner Frau hier in dem lieben grünen Waldwinkel gelebt", — schreibt er im August 1875 an Holtei von Landeck, wo er zum letzten Male dort mit seinem mutterlosen Kinde, schon ein schwer Kranker, ein paar Sommerwochen verlebte. Dort schrieb er auch den charakteristischen Aufsatz über das Glatzer Land, welcher in den Grenzboten 1875 No. 39 abgedruckt ist.

Das eigentliche Standquartier, welches Rückert für die Sommerferien in den Jahren 1868 bis 1873 sich ausersehen hatte, weil von Breslau leicht erreichbar, war die bei Reichenbach gelegene Herrnhuter Colonie Gnadenfrei. Weite Reisen wurden beiden Rückerts immer lästiger. Auch im Jahre 1869 konnten sie sich nicht entschließen, zur Confirmation des ältesten Kindes von Dr. Karl Rückert, seines Sohnes Hans, nach Coburg zu reisen, obschon sie den Knaben wie einen eigenen liebten. „Mein lieber Hans," schreibt Rückert am 1. April 1869, „an dem ernstesten und wichtigsten Tage Deines bisherigen Lebens begleiten wir Dich im Geiste mit unsern innigsten Wünschen. So wäre denn die erste große Stufe erreicht, und Du trittst nun auf einmal durch die Confirmation und durch das Verlassen des elterlichen Hauses entschiedener aus der Kindheit heraus, als andere Deines Alters. Du hast bisher Deinen Eltern und uns Allen, die wir Dich lieben,

Freude gemacht; Du warst gehorsam, fleißig, wahr und gewissenhaft und wirst es auch weiter fort sein, wo ja das treue Auge Deiner Großmama eben so sorgfältig über Dein leibliches und geistiges Wohl wacht, wie es bisher Deine Eltern allein thun konnten. Deine Confirmation laß Dir im wahren Sinne des Wortes eine solche sein: bleibe fest stehen auf dem Boden des Glaubens und der sittlichen Ueberzeugung, die Dir nicht als Gedächtnißwerk, sondern als lebendigste Kraft Deines Herzens überliefert worden ist. Halte aber immer und in allen Lebenslagen den Gedanken an Deine Eltern und Deine Geschwister als ein Heiligthum fest: frage Dich immer, ob sie zufrieden mit Dir sein und Dich als ihren braven guten Sohn anerkennen werden.

„Ein Kernwort sage Dir oft vor: Wenn Dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht, denn böse Buben giebt's allenthalben; aber ein gesundes Herz und ein reiner Sinn verachtet ihre bösen Rathschläge.

„Ich habe Dir zum Andenken an diesen wichtigsten Tag ein gutes geschichtliches Werk (Beitzke, Freiheitskriege) mitgeschickt, das für Dein ganzes Leben bleibenden Werth hat, auch wenn Dich Dein eigentlicher, noch unentschiedener Beruf nach einer ganz andern Seite der Wissenschaft hinführen sollte. Wenn Du auch schon von dem Gegenstand, den es behandelt, etwas weißt, so erhältst Du doch hier die anerkannt gediegene übersichtliche Darstellung. Es ziemt sich für jeden Heranwachsenden, diese Zeit, die größte der neueren Geschichte Deutschlands, so genau als möglich zu kennen. Denn zu den Pflichten, die jetzt immer deutlicher an Dich herantreten, gehört in gleichem Werthe mit denen gegen Gott und Deine Eltern auch das, was Du Deinem Vaterlande und Deiner Nation schuldest, und als ein überhaupt zu umfassender Ausbildung bestimmter junger Mann hast Du auch die Verpflichtung, nicht bloß im Allgemeinen Patriot zu sein, sondern auch im Einzelnen die Zustände und Geschicke Deines Vaterlandes klar zu erkennen. Ich hoffe, daß Dir dies ernste Geschenk lieber ist, als wenn ich Dir, woran ich auch dachte, bloß etwas zum äußern Schmuck und Putz gegeben hätte.

„So gehe denn mit Gottes reichstem Segen in die neue Lebensbahn, und denke oft an Deinen Onkel und Deine Tante in Breslau, die Dich wie ihr eigenes Kind von jeher geliebt haben."

Und an seinen Bruder Karl schließt er die Wünsche zu dessen mit des Sohnes Festtag zusammenfallendem Geburtstag bei: „Mit bewegtem Herzen, lieber Bruder, bringe ich Dir heute doppelte Glückwünsche, einmal zu Deinem Geburtstage, der zwar noch einige Tage aussteht, der aber so zu sagen, begreiflich oder der Idee nach mit der andern Feier am nächsten Sonntag zusammen fällt. Es ziemt uns wohl an diesem Tage auch einmal einen Moment auszuschnaufen und zurückzublicken bis zu dem Tauftag des jetzigen Confirmanden, und ich denke doch, daß Dir das Herz dabei aufgehen und warm werden muß. Welche unendliche Reihe unbegreiflicher Wunder gehört doch dazu, bis dieser Schritt von dem einen dieser Tage bis zu dem andern gethan werden kann. Blöde Augen sehen freilich nur das ganz Gewöhnliche und Selbstverständliche darin, daß ein Kind, wenn es geboren wird, auch groß wird, aber wer gründlich und mit Nachdenken die menschlichen Dinge zu betrachten sich gewöhnt hat, denkt anders darüber. Möge es Euch ein rechter, von innen erwärmter und erhellter Feiertag sein, dessen Glanz auch noch auf ein Stück Leben weiter hinaus vorhält. Es trifft sich bedeutungsvoll genug, daß unmittelbar an die Confirmation sein Austritt aus dem elterlichen Hause reicht, aber unter so günstigen Verhältnissen, wie sie selten geboten werden.

„Was mich selbst betrifft, so weißt Du, daß ich überhaupt prinzipiell eine solche Verpflanzung eines jungen Stämmchens für nützlich halte, und in dem besondern Falle, wo es sich zwischen Coburg und Weimar handelt, bin ich unbedingt dafür. Denn Ihr dürft nicht übersehen, daß Hans jetzt in ein Alter eintritt, wo ganz naturgemäß die guten Einwirkungen des elterlichen Hauses nicht mehr jene unmittelbare Kraft zur Paralysirung der verderblichen aus der übrigen Umgebung haben können, wie in den eigentlichen Kinderjahren. Auch wenn es gelingen sollte, in Coburg diese letzten Einflüsse von einem in der Krystallisation begriffenen Knaben fern zu halten, so ist es doch immer nur so möglich, daß man ihn gewissermaßen unter eine Glasglocke setzt, und solch ein Verfahren hinterläßt dann immer sehr unschöne Spuren im Charakter. Ein Junge soll und muß im rechten Wortsinn mit dem Strome schwimmen, aber man hat die Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Strom möglichst reines und gefahrloses Wasser führt. —

„Ich habe nach vielem Besinnen endlich ein Geschichtsbuch zum Andenken für diesen Tag gewählt. Schmucksachen, höchstens eine Uhr abgerechnet, falls man die dazuzählen will, mochte ich nicht geben, weil es gegen mein eigenes Wesen geht, und bis zu einem gewissen Grade hat diese Art der Rücksichtnahme auf das eigene Selbst auch da ihr Recht, wo es sich um das Interesse eines andern handelt. Es ist mir aber sehr schwer mit der Auswahl geworden. Etwas Geschichtliches sollte und mußte es aus vielen Gründen sein, aber auch Etwas, das zugleich jetzt völlig genügt und auch für spätere Zeiten bleibt. Solche Bücher giebt es aber in unsrer überaus reichen Literatur fast gar nicht. Anfangs dachte ich an Häussers deutsche Geschichte seit Friedrich dem Großen, aber wenn das auch für später trefflich ist, so würde es doch dem jetzigen Hans noch stellenweise unschmackhaft, ja unfaßlich vorkommen und man verdürbe ihm für die Zukunft eines der wichtigsten und erhabensten Bildungsmittel. Dasselbe ist auch von Freytags Bildern zu sagen, die doch mindestens die Bildung eines Abiturienten voraussetzen. Gewiß ist, daß tausende angeblich entzückte Leser diese Bildung nicht haben, aber Selbsttäuschung oder eitele Verlogenheit lassen sie es nicht wahrnehmen. Doch eine so wahrhafte und gewissenhafte Natur wie Hans würde sich — ich sage Gott sei Dank — nur einfach dabei langweilen."

In der rückgehenden Antwort erhob Dr. Karl Rückert ernstliche Bedenken gegen die Wahl von Gnadenfrei als stätiges Sommerquartier. Er halte den Ort weder in klimatischer noch örtlicher Hinsicht den Bedürfnissen seines Bruders genügend. „Du irrst, lieber Bruder", antwortet Rückert umgehend, „die Herrnhuter haben wie manche andere gute Eigenschaften der alten Menschen auch die eines trefflichen Taktes in der Wahl ihrer Ansiedlungsstätten, und so ist auch Gnadenfrei äußerst gesund, wozu noch die exemplarische Reinlichkeit und das geordnete und regelmäßige Leben der Leute kommt, unter denen es keine Proletarier giebt. Auch das fast anstoßende Weberdorf Peilau, einer der klassischen Orte des schlesischen Weberthums, der aber unendlich besser aussieht, als sein Ruf ist, zeichnet sich bei aller bitteren Armuth durch große Sauberkeit und Nettigkeit aus und macht einen wohlthuenderen Eindruck als die thüringischen und fränkischen Dörfer und als die reichen schlesischen Ortschaften im Tieflande. Ein Fremder

begreift nicht die Vortheile, die man hier für Herz und Gemüth hat, gerade wenn man wie ich ganz frei von der Beschränkung ist, die dem hiesigen Wesen natürlich anhaftet, wenn man geistig hoch genug steht, um diese als Kleinigkeiten oder Kleinlichkeiten zu übersehen, und den Kern ganz auf sich wirken zu lassen. Wir haben hier einige sehr werthvolle Freundschaften geschlossen, die mir Gewinn für alle Zeiten sind. Außerdem ist die Natur hier so freundlich, Wohnung und Kost so trefflich, daß man viel besser als zu Hause aufgehoben ist. Und dabei haben wir in den jetzt neun Wochen gerade so viel Geld gebraucht, als sonst die bloße Hin- und Herreise von Neuseß zusammen kostete."

Sehr scharf weist er in einem Briefe vom 11. December 1871 an seine Schwägerin Elise Rückert die seitens seiner Angehörigen und Freunde in Coburg ausgesprochenen Vorurtheile gegen die Herrnhuter Gemeinden zurück. „Es ist doch seltsam", schreibt er, „wie gerade die Bildungssphäre, die sich am meisten auf ihre Toleranz in religiösen Dingen zu Gute thut, die intoleranteste nach allen Seiten, besonders gegen die sogenannten positiveren Richtungen ist. Warum soll denen das Gemüthsbedürfniß verkümmert werden, den Inhalt des religiösen Bewußtseins in irgend einer historisch fixirten Form anzuschauen, besonders wenn diese Form eine auch vor dem objectivsten Denken relativ gerechtfertigte ist? — Denn daß überhaupt die religiöse Substanz den Kern der höheren Menschlichkeit bildet, das giebt auch diejenige Branche der Aufklärung, die noch denkt, als selbstverständlich zu. Religiöse Substanz ist aber nach der Beschaffenheit des menschlichen Geistes, der sich nicht an den bloßen reinen Denkformen begnügt, sondern einen für das Gemüth und die Phantasie greifbaren Inhalt haben muß, ohne Dogmen undenkbar. Wie man sich nun diese Dogmen fixirt, das ist Sache des Einzelnen, oder meist der zufälligen Bildungssphäre, in der er sich geformt hat. — Für den scharfen und nüchternen Denker gilt also an sich die eine Form so viel als die andere; nur wenn er sie auf seine eigene individuelle Bedürftigkeit bezieht, also subjectiv verfährt, kann er sagen, die eine ist mir mehr passend als die andere, und Niemand wird ihm das Recht verkümmern, d. h. Niemand, der gerade so scharf denkt. Wenn ich als Praktiker die wirklichen Ergebnisse des Handelns der Menschen für sich, für

Haus, Gesellschaft und Staat klar erwäge, kann ich nun nicht umhin, zu sagen, daß jene positiveren Richtungen bessere Ergebnisse liefern, und im Interesse unserer Nation, das mir das Höchste von Allem ist, kann ich nur wünschen, daß möglichst viele deutsche Gemüther von innen heraus damit erfüllt würden; von innen heraus, d. h. also nicht um Carrière zu machen, in geistlichem Hochmuth sich zu weiden, oder gar zu fanatischer Intoleranz des Buchstabendogmas herabzusinken. Aber es giebt nicht bloß ein fanatisches Buchstabendogma der Orthodoxie, sondern ebensosehr des Nihilismus, des Atheismus, des Rationalismus. Mir ist das eine ebenso fremdartig und bedenklich wie das andere und ich weise Alles zurück, was mir meine freie Umschau von dem Standpunkt wissenschaftlicher Erkenntniß und Verständigung beschränken will. Wo ich aber sehe, daß man das ewige Recht dieses Standpunkts anerkennt, auch ohne ihn zu theilen, da fühle ich die Möglichkeit echt menschlichen Verkehrs und so geht es mir z. B. mit meinen guten Gnadenfreiern, die ich mit Freude in ihrem Bibelglauben lasse, der jedenfalls humaner und herzlicher ist, als die gerade jetzt modische Form des Gegentheils davon, wovon Ihr ja auch nichts wissen wollt." —

Das Wiederfinden alter Erlanger Jugendbeziehungen verlieh gleich dem ersten Gnadenfreier Sommer eine anmuthige Belebung. In dem dicht an Gnadenfrei grenzenden Oberpeilau lebte seit 1839 die Kirchenräthin Olshausen, geb. von Prittwitz, die Wittwe des in Erlangen 1839 gestorbenen Professors der Theologie Hermann Olshausen. Deren Pflegesohn und Neffe, Pastor Olshausen in Mertschütz in Schlesien, ein Erlanger Schulkamerad der Brüder Rückert, brachte alljährlich mit seiner Familie bei seiner Tante in Oberpeilau mehrere Sommerwochen zu, die mit Rückerts Ferienzeit zusammenfielen und von Beiden recht aus dem Gemüth heraus genossen wurden. Anfang Juni 1871 starb Frau Olshausen. „Du bist freilich der nächst Betheiligte", schrieb Rückert am 5. Juni 1871 an Olshausen nach Mertschütz, „aber auch uns, besonders mir, ist dadurch ein Stück Leben mit fortgenommen worden. War sie doch die letzte Zeugin der Kinderzeit oder der halbwüchsigen Erlanger Periode, in der sich der eigentliche spätere Mensch formirt hatte. Wie deutlich sind mir noch alle Gestalten und Züge von damals, und welcher Nebel liegt oft über dem Gestern und Vorgestern! Daß wir sie noch am Schlusse

ihres Lebens in Gnadenfrei wieder finden durften, habe ich immer zu dem Besten dieses uns so lieb gewordenen Aufenthalts gerechnet. Ja ich kann sagen, daß ich gerade dadurch dort so heimisch geworden bin; indem sich auf eine wundersame Weise die alten und doch so frischfarbigen Bilder mit den neuen blasseren verbanden. Wenn wir heuer wieder dahin kommen, wie wir vorhaben, wird ihr liebes Haus uns wehmüthig genug ansehen." —

Noch ein Freundschaftsbündniß schloß sich dort, welches über der Eltern Grab hinaus dem Kinde ein segensvolles Erbe blieb. Eine der Lehrschwestern, Pauline Scholze, leitete den Unterricht der Kleinen. Ihre sanfte, verständige Art gewann schnell des Kindes Herz. Auch den Eltern wurde sie lieb und war oft ein willkommener Festbesuch im Rückert-Hause zu Breslau. Als es ganz leer und still darin wurde, da ging Pauline Scholze mit der kleinen Waise nach der fränkischen Heimath und theilte als die mütterliche Freundin mit dem Vormund und Onkel Leo Rückert und dessen Frau Constanze in Meiningen Pflichten, Lieben und Sorgen für Heinrichs und Mariens Kind, wie des Vaters letzter Wille es bestimmt hatte.

Rechnen wir zu allen jenen Vorzügen des ländlichen Aufenthalts in Gnadenfrei noch den der vollständigsten Ruhe und Abgeschiedenheit für die wissenschaftliche Arbeit, die gerade dort Vieles und Treffliches geschaffen hat, so möchte wohl kaum ein anderer Ort die Zwecke erfüllt haben, die in den letzten Lebensjahren Rückerts, wo weite und anstrengende Reisen weder der geschwächten Gesundheit Beider, noch den drohenden Zeitverhältnissen entsprachen, sich darauf richteten, in der engen Umgrenzung der Heimath und des Hauses zurückgezogen zu leben.

Die Jahre 1868—1875 umspannen eine überaus reiche schriftstellerische Thätigkeit Rückerts. Zuerst trat Weigel in Leipzig wieder mit neuen Projecten an ihn heran (6. November 1873). „Wenn ich, trotzdem daß unseren Unternehmungen der Erfolg nicht immer zur Seite gestanden, gegen die alte Verbindung nicht gleichgiltig werden kann, so ist dafür die Erklärung in dem Umstande zu suchen, daß ich nicht bloß der Verleger, sondern auch der Leser und Freund Ihrer Schriften bin. Die Weltgeschichte hat mir viel

Zeit gekostet, aber dafür auch manche genußreiche Zeit bereitet, und die deutsche Geschichte habe ich, was mir selten passirt, in einem Zuge durchgelesen, d. h. ohne ein anderes Buch in der Zwischenzeit in die Hand zu nehmen. Daher denn auch das Interesse, mit dem ich mich nach Ihren Arbeiten in den Zeitschriften, Raumers historischem Taschenbuch 2c. umsehe, und da fällt es mir nun auf, daß, während Sie in meinem Verlagskatalog als eigentlicher Historiker fungiren, Sie überall anderwärts speciell und fast durchgängig nur als Literarhistoriker thätig sind. Schon längst habe ich mich deshalb gefragt, wie es komme, daß Sie niemals an eine größere literarhistorische Arbeit gegangen sind? Als Geschichtsschreiber von Hause aus und als jahrelang thätiger Universitätslehrer der deutschen Sprache und Literatur müssen Sie hierzu doch mehr Beruf fühlen als manche Leute, die in der That als deutsche Literarhistoriker paradiren. Dies bestimmt mich, endlich einmal bei Ihnen anzufragen, ob Sie Zeit und Neigung haben, genau vom Standpunkte und in der edeln populären Form, auch etwa im äußeren Umfange der deutschen Geschichte, eine deutsche Literaturgeschichte für meinen Verlag zur Abfassung zu übernehmen?"

Rückerts Erklärung hierauf fehlt in der mir von Herrn Weigel gütigst mitgetheilten Correspondenz, läßt sich aber aus der umgehenden Antwort Weigels (11. November) als eine ablehnende voraussetzen. „Das Project, welches Sie selbst in Anregung bringen, scheint mehr für das wissenschaftliche Publicum bestimmt. Wie dem auch sein möge — vielleicht benutzen Sie einige Mußestunden, um Ihrem Plan für die literarische Verwerthung die geeignete Gestalt zu geben. Die germanistische Literatur — und dahin dürfte das beabsichtigte Werk zu rechnen sein — ist für den Verlagshandel ein schwieriges Gebiet; wenn aber irgendwo die Möglichkeit sich geboten zeigt, das Risico zu bewältigen, so werde ich mir die Gelegenheit gewiß nicht entgehen lassen, eine alte liebgewordene Geschäftsverbindung wieder zu erneuern."

Bis ins Frühjahr des folgenden Jahres ruhten die weiteren Besprechungen über diesen von Weigel angeregten Plan. Da forderte Letzterer Rückert zu einer Erweiterung der deutschen Geschichte bis in die Neuzeit auf. 25. März 1873: „Ihre deutsche Geschichte hat ein merkwürdiges Schicksal. Schon in der ersten

Auflage als ein vortreffliches Werk anerkannt, ist die zweite nach gerade an einer größeren Anzahl von Universitäten zeitweise als Compendium zur Verwendung gekommen, so gegenwärtig in Christiania. Auch im Publicum hat sie jetzt unverkennbaren Boden gefaßt, wenn sie sich auch langsam verkauft. Ich möchte demnach den Vorschlag einer neuen ergänzten Ausgabe in zweiter Auflage machen; die Art der Ergänzung liegt nahe. Die Darstellung der Neuzeit müßte bis auf die Neugründung des Reichs weiter geführt werden."

Rückert ging sofort an die Arbeit, und schon zur Herbstmesse 1873 erschien das Buch. Gleichzeitig vereinbarten sich Beide über die Herausgabe der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, welche er Weigel für die bei demselben verlegte deutsche Bibliothek anbot. Weigel acceptirte dankbar und der Contract wurde abgeschlossen. Der Gedanke, ein solches Buch zu schreiben, hatte Rückert schon seit Jahren beschäftigt. „Es fehlte mir nur die äußere Nöthigung dazu", schrieb er an Zacher am 16. Februar 1870. „Bei dem Ihnen so gut wie mir bekannten Mangel an Büchern oder einem Buche, das brauchbar wäre, habe ich den Gegenstand schon drei oder viermal erfolgreich in Vorlesungen behandelt. Dabei habe ich ebenso wohl die Geschichte der Sprachformen, und zwar in weitester Ausdehnung, wie die äußere Entwicklung der Sprache, ihre Beziehung zu den Nachbarsprachen, zu den Mundarten, endlich zur Literatur und allgemeinen Volksculturgeschichte nach einem bestimmten Plane berücksichtigt, der wenigstens den Vorzug hat, originell zu sein; denn Niemand und nicht bloß auf unserem deutschen Sprachgebiete, hat diesen Gesichtspunkt einheitlich verwerthet. Da es mir gänzlich widerstrebt, Vorlesungen drucken zu lassen, was mir stets eine contradictio in adjecto zu sein scheint, so hat außer den Studenten Niemand davon Notiz genommen."

Die Ostermesse 1875 brachte bereits den ersten Band seiner Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. „Ich bitte, die Vorrede, die eben deshalb so kurz gehalten ist, genau zu berücksichtigen", schreibt er mir am 24. Juli 1875, „damit der rechte Standpunkt für solche Leser gewonnen werde, denen die Sache fremdartig zu sein scheint, und doch nicht ist, wenn sie nur die Scheu davor überwinden. Da es sich nicht um Geschichte der grammatikalischen Formen, sondern um die Geschichte der Sprache, der großen Geistesmünze, von der

wir Alle leben und unsere Bedürfnisse bestreiten, handelt, so ist der Gegenstand von so allgemeinem Interesse, wie jeder andere Theil der Culturgeschichte, Literatur, Kunst, Sitte u. s. w. Nun, die Hauptsache bleibt, ob es den Leuten gefällt. Daß es Vielen mißfallen wird, darauf ist gerechnet, weil es an unzähligen Stellen Coterie und Schulmeinung ins Gesicht schlägt. Ich bin immer nur meinem Gewissen nachgegangen und habe eigentlich gar keinen Begriff, außer den ich mir durch Beobachtung abgezogen habe, was so ein Dogma in der Wissenschaft ist, und wie ein sonst ehrlicher Mann sich davon umstricken läßt. Aber wie man es an dem, was man Glauben nennt, alle Tage sieht, und weil man es sieht, gedankenlos genug ist, es natürlich zu finden, so auch in der Wissenschaft, besonders dieser Tage, die groß wie irgend welche sind, aber nach anderer Seite doch auch sehr viel nicht haben können, was andere vor ihnen hatten. Die Unabhängigkeit der Geister ist einer Anarchie der Roheit auf der einen Seite, einem Dogmatismus groben Köhlerglaubens auf der andern, meist beides in demselben Individuum gewichen, und ich sage Ihnen offen, daß ich von der genialen Potenz dieser Gegenwart in solchen Dingen verzweifelt gering denke. Ja ich würde selbst, weil ich darin athme, die Feder aus der Hand legen, wenn ich nicht glaubte, doch noch etwas Luft aus einer besseren Zeit, der unserer Heroen des Geistes, die ich zum Theil noch leibhaftig gesehen habe, in meinen Lungen bewahrt zu haben." Der zweite Band erschien wenige Tage nach Rückerts Tode. Der dritte blieb unvollendet.

Noch ein anderes Buch, welches aus einem seiner größeren Feuilletonartikel der Schlesischen Zeitung 1873 (David Strauß, Alter und Neuer Glaube) hervorgehen sollte, und die Zukunft der deutschen protestantischen Kirche als einer allgemeinen deutschen Volkskirche sich zum Thema gesetzt hatte, ist nur in einigen Seiten der Einleitung und des ersten Kapitels fertig gestellt worden. — Der Gedanke dazu kam ihm zuerst, als der Verleger der Schlesischen Zeitung eine von Rückert gewünschte Separatausgabe der zwölf Artikel, nicht aus geschäftlichen, sondern aus principiellen Bedenken ablehnte, denen die Redaction bereits in einer Anmerkung zu dem fünften Artikel Ausdruck gegeben hatte. Sie hatte sich darin gegen die Identificirung ihres Standpunktes mit dem Rückerts verwahrt. „Es handelte sich darum," schreibt Rückert am 11. December 1873 an

mich, „nachdem ich ausgeführt, daß der „Neue Glaube“ ebenso wenig wie das, was Strauß „Alten Glauben“ nennt, auf Fundamenten ruht, die dem Begriffe der strengen Wissenschaft genügen, weiter zu zeigen, wie die Grenzen des religiösen Gebiets abzustecken sind, daß es neben und in seiner Sphäre mit dem wissenschaftlichen Denken seine Stätte in der Totalität des Menschengeistes finde. Um zu dieser Grenzbezeichnung zu gelangen, warf ich resumirend einen Blick auf das bisher Ausgeführte und knüpfte damit zugleich vorbauend an das Künftige, indem ich mehr hinwarf als deducirte, wie alle Versuche, religiöse Sätze, besonders in der Gestalt von Dogmen (ich nannte dabei mit Fleiß das Centraldogma der Trinität), auf dem Wege der wissenschaftlichen Construction a priori zu beweisen, für den heutigen Standpunkt des Denkens als völlig unzureichend, weil in sich selbst einen Widerspruch enthaltend, gelten müßten. Die wenn auch ehrfurchtsvollste Erwähnung eines solchen speciellen Dogmas, oder gerade dieses, scheint den Redacteur, der, wie es oft geht, weder an das Vorhergehende dachte, noch das folgende berücksichtigte, kopfscheu gemacht zu haben. Ich habe mit Fleiß mich ganz kurz gehalten, und z. B. nicht einmal gesagt, daß alle solche angeblichen apriorischen Constructionen und Dogmen, selbst wenn sie von einem Hegel und einem Schleiermacher herrühren, schon im Princip durch Kant widerlegt oder todt gemacht sind: aber doch wäre es vielleicht besser gewesen, Redacteur und Leser durch einen kleinen Rückblick in die Geschichte der Philosophie an das zu erinnern, was er eigentlich so gut weiß wie ich. Mein eigentlichstes Ziel dabei ist der Nachweis, daß die Begriffe: moderne Bildung auch in der schärfsten oder schroffsten Fassung des Wortes und christliches Bewußtsein durchaus nicht einander widersprechen, sondern in der Theorie und Praxis ohne alle Compromisse, die auf Lüge beruhen, neben einander bestehen können, und innerhalb gewisser Voraussetzungen bestehen müssen. Da Strauß seine Galle hauptsächlich auf die sogenannten Vermittlungstheologen, die „Christenthum und Weltcultur mit einander versöhnen wollen“, ergießt und sie entweder als Schwachköpfe oder als Heuchler mißhandelt, so könnte man sagen, daß ich für diese eingetreten wäre. Doch ist das nur insofern richtig, als ich von einem zugleich allgemeineren und einem, wenn man will, subjectiveren Standpunkte

aus für das gute Recht der Sache selbst, und nicht der Leute fechte.“ —

Im Herbst 1873 erschien die neue Ausgabe seiner deutschen Geschichte. In derselben Zeit hatte er einen umfangreichen Aufsatz für den neuen Plutarch druckfertig ausgearbeitet. „Es ist ein Essai“ (23. November 1873), „wenn es nun einmal so heißen soll, über Luther, theilweise aber auch aus dem innersten Bedürfniß hervorgegangen, den eigentlichen Kern dieser deutschen Centralnatur einmal positiv darzulegen. Ich habe es ganz aus vollem Holze gemacht und wünsche, daß auch andere diesen Eindruck davon bekommen. Es ist eigentlich die einzige meiner Arbeiten, mit der ich zufrieden bin. Mein Luther wird als erster biographischer Essai einen ganzen Band solcher eröffnen, die von verschiedenen Verfassern herrühren. Es ist ein Sammelwerk, keine periodische Schrift, obgleich auch eine mögliche Fortsetzung in ferneren Bänden in Aussicht genommen ist. Die Idee dazu ist von Rudolf Gottschall ausgegangen, auf den ich viel halte. Er hat darüber auch viel mit mir hin und her conferirt, und wenn die Sache recht gemacht wird, so kann sie gut sein. Unsere deutsche Literatur ist auffällig arm an dergleichen kürzeren Lebensbildern auf solider Basis und mit dem Bestreben, den Ansprüchen auch der gebildetsten Leser gerecht zu werden. An großen, oft ungeheuerlichen „Leben“, über deren Studium man selbst ein Leben hinbringen muß, fehlt es nicht, aber sie gehören doch eigentlich nur den Fachleuten und wenigen andern besonders muthigen Lesern. Und doch kommt soviel darauf an, daß nicht bloß allgemein geschichtliche Ideen und Thatsachen in unserer gebildeten Welt in Circulation gesetzt werden, sondern auch, daß die concreten Gestalten, worin sie Fleisch geworden sind, gleichsam als lebendes Zubehör der eigenen Geisteswelt Eingang finden. Dafür soll nun dieser Plutarch mit helfen. Was ich von der Fortsetzung gesehen habe, gefällt mir und scheint zu leisten, was er soll.“ —

Und mit voller Berechtigung durfte der Verfasser mit seinem Charakterbilde unsers großen Reformators zufrieden sein. Die Kritik wie die Lesewelt zollte ihm allgemeine Anerkennung. In den tieferen Intentionen aber, die Rückert bei der Anschauung und Reproducirung von Luthers Individualität vorgeschwebt, ist

kein Beurtheiler so feinsinnig eingedrungen, wie dies in einer brieflichen Stelle an mich (17. Februar 1880) Dr. E. Herrmann in Heidelberg gethan hat: „Das Lebensbild, welches Rückert von Luther gegeben hat, gehört weder der gelehrthistorischen noch der Volksschriftenliteratur an. Es wird treffend als ein Portrait in Schriftform bezeichnet, welches durch die Naturwahrheit, das sogenannte Sprechende des Bildes, durch die Schärfe der Charakteristik, durch den Reichthum der individualisirenden Züge, durch die von dem gemüthstiefen Bildner erschlossene ideale Anschauung der Einheit der dargestellten Persönlichkeit auf jeden Betrachter den Eindruck macht, es müsse getroffen sein, wenngleich nur der Kenner den ganzen Werth des Kunstwerks zu würdigen vermag.“ —

In der Sammlung der von Karl Bartsch herausgegebenen Dichtungen des Mittelalters erschienen im Jahre 1872 König Rother und im Jahre 1875 der Heliand, beide von Rückert bearbeitet. Die erste Anregung zu seiner Betheiligung an dieser Sammlung gab ein Besuch des Professor Karl Bartsch bei Rückert in Breslau. Gleich nach dessen Abreise schrieb Rückert am 11. Mai 1870 an Bartsch nach Heidelberg: „Meine Abschiedsgrüße an Sie wird Ihnen der brave Strobl ausgerichtet haben. Seine Bekanntschaft zu machen war mir eine rechte Freude, und trotz der kurzen Zeit, die er mir gönnen konnte, glaube ich doch, daß auch er mir ein freundliches Andenken bewahren wird. Sie selbst sind mir schließlich so rasch verschwunden, daß eine ganze Anzahl von Materien, die ich noch gerne mit Ihnen besprochen hätte, mir in petto blieben.

„Sie erinnern sich vielleicht, daß ich bei Besprechung der Classiker des Mittelalters für die Literatur des zwölften Jahrhunderts plaidirte, die freilich im alleruneigentlichsten Sinne unter diese Rubrik gebracht werden könnte. Aber am Ende, wenn der Gegenstand selbst für sich spricht, darf er deshalb nicht als unpassend bei Seite geschoben werden, weil er unter eine in ihrer Art richtig gegriffene Nomenclatur sich nicht fügt. Meine Vorliebe für diese Literatur, die gewiß kein Vorurtheil ist, habe ich Ihnen bekannt, und ich weiß ja auch zur Genüge, daß Sie im Wesen dieselbe Ansicht darüber haben wie ich. Jemanden, der wie Sie doch entschieden poetischen Sinn zu dem Studium der mittelalterlichen Literatur mitbringt, — was freilich nicht von

vielen gesagt werden kann, braucht man darüber keine Vorlesung zu halten.

„Ich glaube aber auch, daß dasselbe Publicum, welches in so erfreulicher Weise den eigentlichen Classikern des Mittelalters seine Theilnahme geschenkt hat, sich auch für jene älteren, meinetwegen roheren, aber wärmeren und innerlich lebendigeren Producte interessiren würde, falls man sie nur auf die rechte Art zugänglich macht. Selbstverständlich ist dies viel schwerer als bei Hartmann, Gotfrid u. s. w., aber nicht unmöglich und es reizt mich unendlich, selbst einen solchen Versuch zu machen. Nach reiflicher Ueberlegung halte ich den Rother für das passendste Object dafür, wie, ich glaube, ich Ihnen schon erklärte. Er ist seinem sachlichen Gehalte nach unendlich reich und wirklich ein Zeitgemälde der Mitte des zwölften Jahrhunderts, wie wir es in solchem inneren und äußeren Reichthum in der deutschen Poesie aus der Zeit nicht wieder haben. Von dem trefflichen Urgrund der Fabel selbst will ich gar nicht reden, auch nicht von der, von jedem Einsichtigen genügend bemerkten Kraft der Darstellung, soweit — wie immer zugesetzt wird — die arge Verderbniß des Textes zu ihrem Genuß kommen läßt. Meine Beschäftigung mit demselben hat mich überzeugt, daß er an keiner wesentlichen Stelle unwiederherstellbar verdorben ist. Ich habe bis jetzt noch nicht einmal die Handschriften verglichen; bin aber überzeugt, daß sich trotz Maßmann bei sorgfältiger Prüfung noch sehr viel angeblich verdorbene Stellen als einfach schlecht gelesen herausstellen werden.

„Es würde mir große Freude machen, wenn ich bei einer Bearbeitung des Rother nicht bloß unser kleines Häuflein Fachleute, sondern auch einen weiteren Kreis, wie er bisher sich so eng an diesen zugänglichen Ausgaben betheiligt hat, befriedigen könnte und deshalb trage ich Ihnen das Project vor. Am liebsten griffe ich es gleich an, wozu vor Allem die Ocularinspection der Heidelberger Handschrift nöthig ist, die ich in den nächsten Tagen mir, hoffentlich nicht vergebens, hieher erbitten will."

Bald nach dem Erscheinen des Rother schrieb er an Bartsch am 29. März 1872: „Was Sie über die Aufnahme des Rother sagen, ist mir ebenso erfreulich wie Ihnen, der Sie von Anfang an meiner Arbeit Ihre treue, energische und wahrhaft förderliche Unterstützung haben zukommen lassen. Daß wir von Seiten der Herren in

B. und ihrer Schildknappen nicht auf eine gleichgünstige Gesinnung oder auch nur auf ein unparteiliches Urtheil rechnen können, darüber sind wir im Klaren. Den dort ausgeheckten Dogmen gegenüber kann ich nicht umhin, mich als Ketzer zu bekennen; mithin weiß ich, was meiner wartet. Vielleicht ist unterdessen schon ein tüchtiger Blitzstrahl des Jupiter tonans auf mich geschleudert worden. Es ist nur gut, wenn man in sich selbst den richtigen Blitzableiter trägt. Der beste Beweis, daß ich mich nicht fürchte, ist, daß ich Ihrer freundlichen Aufforderung, noch weiter an den deutschen Dichtungen des Mittelalters mit zu arbeiten sehr gern nachzukommen mich bereit erkläre. Unter den noch nicht vergebenen Stücken sind mehrere, die mich wohl reizen könnten. So der Heliand, dessen Ueberschätzung ich zwar nicht theile, der aber gerade deshalb eine Bearbeitung, die ihn der Autopsie eines größeren Kreises einsichtiger oder gebildeter Leser zugänglich macht, besonders würdig ist." —

Ein Jahr später ging er an die Bearbeitung des Heliand und reichte am 28. März 1875 das Manuscript des Heliand bei Brockhaus ein. Nur das Wörterbuch, welches am Ende stehen sollte, hatte er noch nicht definitiv abgefaßt, weil er, wie er am 30. März 1875 an Karl Bartsch schreibt, erst den Druck des Textes und der Anmerkungen abwarten müsse. Er schlägt vor, dasselbe in einem besondern Bande, also einen Doppelband des Heliand zu geben, weil er das Wörterbuch als besonders wichtig halte, „denn es müsse für die ungeübteren Leser ein bequemes Hülfsmittel sein, womöglich über alle Formen Auskunft geben, aus denen sie folgern könnten, d. h. so ziemlich über alle. Die Entwicklung der Wortbedeutung kann summarischer gehalten werden, weil da in den Anmerkungen das Nöthige gegeben ist. Alles in Allem werde ich gegen achtzig Seiten dafür brauchen, von denen ich mir nichts, auch nicht ein Wort abziehen lassen kann, sondern gern überall noch zusetzen möchte; denn ich hoffe, daß auch andere, besonders die Theologen, den Heliand mit vollem Verständniß lesen können, und etwas besser als in der Uebersetzung. Es sind doch eine ganze Anzahl für die Kirche und die kirchliche Culturgeschichte sehr wichtigen Punkte von mir anders als bisher gestellt oder von mir berührt worden. Stellen Sie diese Gesichtspunkte namentlich vom theologischen culturgeschichtlichen Standpunkte Brockhaus ernstlich vor." —

Rückerts im September erfolgter Tod unterbrach die Ausführung des Wörterbuchs. Der Verleger wünschte nicht die Fertigstellung des Heliand dadurch aufgehalten zu sehen. So erhielt Geheimehofrath Dr. Bartsch erst lange nach dem Erscheinen des Buches die Originalentwürfe zum Lexikon aus dem Nachlasse Rückerts.

Mit dem Jahre 1867 trat Rückert wieder in die Arena der politischen Tagesliteratur ein. Seine Leitartikel in der Schlesischen Zeitung; die zahlreichen politischen und gemeinnützigen Feuilletonbeiträge in demselben Tagesblatte und später in der schlesischen Presse; die gegen die pfäffischen Umtriebe in Oberschlesien gerichteten zwei Grenzboten-Artikel (1872) „Von der ostdeutschen Grenzwacht" und ein größerer Aufsatz „Ein katholischer und dennoch deutscher Bischof" (Graf Sedlnitzky), ebenfalls in den Grenzboten 1872 abgedruckt, sind wohl jedem Leser dieser Blätter noch in lebhafter Erinnerung geblieben. Durchweg populär gehalten, nach rechts und links, nach Nord und Süd gerichtet, bald mit beißendem Humor, bald mit warnendem Ernst zum Nachdenken und Handeln auffordernd, mit der Sonde des wissenschaftlichen Denkers überall den Schäden und Bedürfnissen in allen Branchen des deutschen Volkslebens nachspürend, die Fragen der socialen und volkswirthschaftlichen Gegenwart in Beispielen aus dem Leben erörternd — so haben diese Artikel wesentlich für Klärung und Verständniß der Situation im Publicum weithin beigetragen.

Aus dieser Zeit der hochgehenden politischen Bewegungen liegen auch eine große Anzahl interessanter Briefe vor. Man kann wohl sagen, die Virtuosität, mit welcher Rückert seine Gedanken verarbeitete, und der Drang, sie an Andere auszugeben, nahm mit seiner Kränklichkeit zu, die ihm den persönlichen Verkehr verkümmerte und beschränkte. Sie erklärt aber auch die vorkommenden Schwächen und Mängel in der stilistischen Durcharbeitung, die mit Recht und besonders in seinen späteren Productionen den Tadel der Kritik verdienen. Sie sollen keineswegs damit entschuldigt sein, was am wenigsten in seinem Sinne gehandelt wäre. Denn er war sich des innersten guten Kerns seines Denkens und Schaffens wohl bewußt; aber eben so kannte er auch seine Schwächen, die er strenger beurtheilte, wie irgend

ein Anderer. Gesättigte Selbstzufriedenheit kannte er nicht. Wenige Gelehrte haben eine so edle Bescheidenheit mit würdiger Selbstachtung zu verbinden verstanden, wie er, und darin lag seine sittliche, wie seine intellectuelle Größe! —

„Ein erschütterndes Jahr," schreibt Rückert am 1. Januar 1867 an seinen Freund Dr. Schirmer in Königsberg, „ein anderes Prädicat kann ich ihm nicht geben; — menschlich hat es mich durch gewaltig schwere Schläge bis ins Mark getroffen, aber doch bin ich noch oder wieder kräftig genug, um über den engen Kreis der eigensten Angelegenheiten mit vollster Genugthuung hinaus auf das Allgemeine zu blicken. Da sage ich: wohl dem, dem es vergönnt war, mit klarem Blick und reiner Gesinnung dieses 1866 zu erleben! Aber auch da kann ich mir nicht helfen, so viele sehnsüchtig zurückzuwünschen, die es auch verdient hätten, vor Allem mein Vater, der wie kein Andrer mit ganzem Herzen an den Geschicken der Nation gehangen hat, wenn er auch nach seiner Art nicht thätig mit eingreifen konnte. Es hat ihm die letzte Lebenszeit verbittert, daß er in dem trüben Chaos unsrer Zustände nirgends einen vertrauenerweckenden Weg sah, und wenn er auch niemals an der Hoffnung selbst irre geworden ist, so mußte er sich doch sagen, daß er eine gestaltete Form des Bessern nicht mehr erleben würde, was er doch so gern gethan hätte."

Eine Einladung, welche Rückert zu der am 30. Januar 1867 im Polytechnicum zu Wien veranstalteten Gedächtnißfeier des Todestages von Friedrich Rückert seitens der Burschenschaft Olympia empfing, mußte er zwar ablehnen, war aber von der ehrenden und pietätvollen Form der Aufforderung freudig überrascht. Derselben lag eine Abschrift des Sonetts bei, welches sein Vater als Dank für die ihm an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage 1863 dargebrachte Huldigung der Burschenschaft dieser übersendet hatte. Das Sonett ist in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1863 Nr. 170 abgedruckt. — Bei der gütigen Mittheilung des Briefes von Heinrich Rückert durch den Herrn Präses der Burschenschaft sprach mir dieser den Wunsch aus, das schöne Sonett des Vaters im Zusammenhange mit dem Briefe des Sohnes in diesen Blättern abgedruckt zu sehen. Damit rechtfertigt sich von selbst der Wiederabdruck des Gedichts an dieser Stelle. —

In Wien der Jugend Heil! die meinem Alter
Heut den Verjüngungsbecher zugetrunken,
Zum Zeugniß, daß ihr nicht die Lust entsunken,
Zu lauschen ernstem vaterländ'schem Psalter!

Wie auch der ewigen Geschicke Walter
Der Zukunft walt', ich trau' auf solche Funken,
Daß er ob allem, was in Staub gesunken,
Wird bleiben unsres Bruderstamms Erhalter.

Magyaren, Slaven werdet ihr mit nichten,
Ihr werdet Deutsche bleiben, ihr da drinnen,
So wie hier außen wir im alten Reiche;

Das ist nicht mehr als altes aufzurichten,
Doch als ein neues, mit viel höhern Zinnen,
Wie ich hier träum' am Fuß der deutschen Eiche!

Mit herzlichem Gruß und Handschlag
tief gerührt von Ihrer innigen Ansprache.

Neuseß $\frac{22.}{6.}$ 1863.

Friedrich Rückert mp.

„Dank und Antwort," schreibt Heinrich Rückert an den Präses der Burschenschaft 27. Februar 1867, „folgen zugleich mit den herzlichsten Grüßen an Ihre wackere Verbindung, von der ich überzeugt bin, daß sie in ihrem ganzen Thun eine Darstellung des echt vaterländischen, uns allen trotz aller äußeren politischen Trennung ewig gemeinsamen Geistes ist. Denn diese vorübergehende und, wie vielen Wohlmeinenden hüben und drüben scheint, für den Moment vielleicht praktische, wenigstens nicht absolut schädliche politische Vereinzelung, in der sich die verschiedenen großen Theile unsres Gesammtvaterlandes befinden, kann selbstverständlich nicht das letzte Wort sein, welches der Genius unsrer Geschichte und unsres Volkes zu sprechen hat. Und daß bald der Scheidung ein Ende gemacht und eine wirkliche feste Einheit nach allen Seiten hin das ganze deutsche Volk auch in seinem äußern Erscheinen verbinde und als ein Volk erkennen lasse, dazu helfe Gott!" —

Das Jahr 1870 war von dem Genius der Geschichte ausersehen worden, „das gewaltige Wort" zu sprechen, welches von Ems her aus dem friedlichen Thale der Lahn, alle Deutschen, ein einiges Volk in Waffen unter Wilhelms I. Banner sammelte.

„Die Spannung und Ungeduld der Erwartung fühle ich wie eine Art körperlichen Schmerzes,“ schrieb schon im Januar 1870 Rückert. Er konnte sich nicht vom Hause trennen, er freute sich in einer Stadt zu leben, „wo die gesammte Einwohnerschaft so in tüchtiger gereifter politischer Einsicht und gesundem Liberalismus nach allen Richtungen hin sich bewährte.“ Ganz besonders empfand er wohlthuend das Zusammenhalten und Einverständniß der akademischen Collegenschaft. „Ich glaube Ihnen gratuliren zu können“, schreibt er 27. Februar 1870 an Schirmer nach Königsberg, „daß Sie Ihr Rectorat los geworden sind, und noch mehr, daß Sie sich so glücklich durchgerungen haben. Wo die Parteiverhältnisse so gespannt und so herbe sind, wie bei Ihnen, ist es keine kleine Sache. Hier ist es ja wahrhaft idyllisch dagegen, besonders jetzt, wo der einzige zugespitzte Gegensatz, der des katholischen Theils der Universität durch die auch hier so herrlich wirkende Reaction der wissenschaftlich und social sich noch einigermaßen fühlenden Elemente gegen die demagogisch-absolutistische Jesuitenclique das meiste von seiner Gefährlichkeit verloren hat. Elvenich, der Vorkämpfer des Romanismus, jetzt der Verfasser der hiesigen Zustimmungsadresse an Döllinger, und im offenen Federkriege mit den Jesuiten der schlesischen Hausblätter rc. beinahe bis zur wirklichen Injurie! Alle Häupter der katholischen Partei an der Universität, d. h. alle wirklich bedeutenden und einflußreichen Leute haben die Adresse unterschrieben, natürlich Lämmer und andere — nicht. Aber diese hatten sich bis jetzt nicht vorgetraut, sondern immer die andern Unbescholtenen und Anständigeren vorgeschickt, die jetzt alle abgefallen sind. — Ja wenn Gott seinen Segen geben wollte, könnte jetzt etwas Großes und Entscheidendes für ganz Deutschland geschehen.

„Denn wir haben doch nur einen wirklich gefährlichen Feind, das Jesuitenthum, welches unsre Katholiken willenlos fortgeschleppt hat, und das nach alter Praxis, wie sie bekanntlich schon seine Stifter erfanden, zugleich die revolutionären Instincte der Masse systematisch zu verwerthen versteht. Das ist unser Todfeind, denn Louis und die eigentlichen Demokraten, — von den anderen, Welfen, Wettiner rc. rede ich gar nicht — sind nur gefährlich wegen ihrer, wenn auch mit doppelter reservatio mentalis vorgenommenen Verschwörung mit dieser Höllenbande. Nun, wir wollen sehen, was die

nächsten Monate bringen, ob wirklicher Muth und Organisationstalent auf Seiten dieser verständigen Leute zu finden, oder ob, was ich fürchte, sie sich im entscheidenden Augenblick durch den Terrorismus der modernen Jacobiner in der Kutte schrecken lassen." —

Rückert hielt es jetzt für die hauptsächlichste Aufgabe eines jeden Deutschen, eine klare, feste, furchtlose Stellung gegen die von außen und innen andrängenden Feinde zu nehmen. Zu diesen letzteren rechnete er die noch in vielen Gemüthern spukende Furcht vor dem östlichen Nachbar. „Wie dem Engländer vor vierzig Jahren der russische Popanz Sinn und Verstand benahm", schreibt er an Dr. Oswald nach London 21. Februar 1870, „so war bei uns die Russophobie vielen Liberalen eben so Modekrankheit, wie die Russomanie zur Zeit des Czaren Nikolaus bei unsern Junkern und Hofschranzen in Wien, Berlin, Hannover, Dresden &c. Heut denkt man in England, wie ich mit Genugthuung sehe, viel nüchterner darüber. Das bittre Lehrgeld des Krimkriegs, wo England die Kastanien aus dem Feuer holen mußte, scheint denn doch selbst diesen starrsten Fanatikern aller Vorurtheile die Augen geöffnet zu haben. Daß die alten Phrasen immer noch nachsurren, ist begreiflich und auch bei uns nicht anders. Das Jahr 1866 hat uns wie von andern absurden Marotten auch davon erlöst. Wir Liberalen wissen, daß Rußland für die nächsten dreißig Jahre froh sein muß, wenn wir in Deutschland eine leidliche Stellung zu ihm einnehmen. Das kindische Gerede, was von bezahlten Brandschriften und Blättern laut wird, daß Bismarck sich in entente cordiale mit Rußland befinde, daß er an der Wiederherstellung der heiligen Allianz arbeite, glauben natürlich diese Schreier und Schreiber selbst nicht, und wir andern noch weniger. Wir wissen, daß Bismarck den Russen viel mehr imponirt als diese ihm und daß er für die geringste Concession, die er ihnen in der Donaufrage machte, alles mögliche von ihnen haben könnte, z. B. ein Stück von Polen, die Anwartschaft auf alle slavischen und deutschen Länder Oesterreichs und natürlich festeste Allianz. Weil er es aber nicht thut, so ist man in Rußland eigentlich im tiefsten Innern wüthend über ihn — aber so ganz hat sich die frühere Situation umgedreht — man wagt doch nicht, ihn zu verletzen, wie sich das so eclatant an dem famosen

Abblitzen der französischen Werbungen bei dem weißen Czaren im vorigen Herbst durch General Fleury gezeigt hat.

„Diese Seite der Bismarckschen Politik ist jedenfalls die großartigste, und wenn wir Liberalen auch den Wunsch haben, daß der Mann im Stande sein möchte, seinen und unsern, d. h. der deutschen Nation Vortheil in der innern Politik besser zu begreifen und zu wahren, so vergessen wir, die wir in Deutschland selbst leben, und vor Allem Deutsche sein wollen, niemals, was wir ihm verdanken, so viel wie keinem andern Manne seit dem alten Fritz, dessen Erbe er ist. Der Erfolg steht freilich in einer andern Hand, aber ich halte es für den Hauptgewinn meines Lebens, daß ich, nachdem ich in den ehrlosen Zuständen der Zersplitterung und Infamie Deutschlands meine aufstrebenden Jahre verleben mußte — ich bin in verschiedenen sogenannten kleinen und Mittel-Staaten groß geworden — nachdem ich schon fast verzweifelt hatte an der Nation und ihrem Geschicke, das herrliche Gottesgericht von 1866 erlebt habe. Ich denke nun, das Weitere wird sich finden, wahrscheinlich nicht ohne alberne Streiche unsrer guten Landsleute, die einzeln trefflich, als Volk gerade noch so sind, wie sie Goethe bezeichnet hat; aber da das Schicksal ihnen einmal einen solchen Retter geschickt hat, mag es vielleicht gesonnen sein, auch ohne ihr Verdienst, noch weiteres für sie zu thun. — Daß Jesuiten, Welfen und Particularisten, denen jede Zumuthung eines wirklich großen Staates gräßlich ist, brüllen, besagt nicht viel.

„Wirklich gefährlich dagegen ist die sociale Revolution, die durch die Schuld der letzten Generation einstweilen zwar bei uns nicht eclatiren wird, aber durch Ansteckung sich mittheilen kann. Der einzige, der sie hätte bei uns beschwören können, Lasalle, lebt nicht mehr. So wenig ich an sein Evangelium im Einzelnen glaube, so sehr imponirt mir doch das ganze Gefüge dieses Geistes und Charakters, und der Umstand, daß er wie alle andern Menschen in Deutschland, die ich von dieser Seite her verehre, vor Allem die stricte Staatseinheit — gleichviel wie geheißen — sans phrase wollte, gab Bürgschaft, daß der Weg, den er auch allenfalls als Revolutionär eingeschlagen hätte, die Existenz der Nation nicht gefährdet haben würde.“ —

Ueber den Rhein hin zogen die deutschen Heerschaaren. Der Krieg war erklärt. Rückert begrüßte ihn als „die reifgewordene Erfüllung der besten Hoffnungen, der tiefsten Sehnsucht des deutschen Volks." „Sie müssen," schrieb er Ende Juli an Dr. E. Schottky nach London, „in England als Freiwilliger mit Mund und Feder in der Presse, in Flugschriften, durch Sammlungen, kurz auf tausend Arten, die der Moment und der Geist giebt, für die höchste Sache der Menschheit, nicht bloß Deutschlands arbeiten. Denn das sehen Sie, daß es ein Krieg zwischen zwei großen Weltprincipien: Nacht, Lüge und Knechtschaft auf der einen, Licht, Wahrheit und Freiheit auf der andern Seite ist. Ob die Werkzeuge, die dabei verwendet werden, das selbst wissen, ist einerlei; ebenso ob sie in allen Stücken gerade nach unserm Schnabel sind." —

In der letzten Augustwoche 1870 zog Rückert sich mit Frau und Kind in die stille Umfriedung von Gnadenfrei zurück. Von dort schrieb er am 13. September an Frau Fortlage nach Jena: „Hier lagert sich eine wahrhaft bleierne Dürre über die ganze Landschaft, wie sie der Bauer um diese Zeit gern hat, aber nicht der Spaziergänger. Selbstverständlich denkt aber ein Jeder bei diesem Wetter nicht an sich, sondern an unsere Soldaten. Von hier aus bis Paris sind freilich 250 Meilen, rechne ich, und so könnte es dort wohl ganz anders aussehen. Aus den gelegentlichen Andeutungen der militärischen Berichte, die diesen so überaus wichtigen Punkt auffällig vernachlässigen, geht aber doch hervor, daß im Wesentlichen dieselben Erscheinungen auch dort herrschen. Nur scheint dort Wärme und schönes Wetter auf der einen Seite, Sturm und Regen auf der andern, in schärferen Contrasten als hier aufzutreten, während das Umgekehrte wünschenswerther wäre. Jedenfalls können unsere Soldaten an warmen Bekleidungsgegenständen von Wolle nicht zu viel bekommen und das was ihnen bisher nachgeschickt wurde, reicht nicht entfernt aus. Doch sollte ich meinen, wenn jeder Haushalt, der den Namen eines deutschen verdient, aus seinem Ueberfluß von Vorräthen und meist auch von Zeit für eine wahrhaft nützliche Beschäftigung so viel opfert, wie es Ehre und Gewissen verlangen, so müßte bis etwa zu Herbstanfang dem Mangel abgeholfen werden können. Strümpfe oder wollene Fußlappen sind die Hauptsache, wenigstens insofern, als

andere an sich sehr nützliche Stücke, wie Leibbinden und Socken, wenn sie nicht nach dem Commißmodell gefertigt sind, von den Leuten in ihrer kurzen Uniform nicht getragen werden können. 1866 sind ganze Centner solcher wohlgemeinter Gaben rein verkommen. Darum empfiehlt es sich, ein solches officielles Modell, wie es von dem Berliner Centralverein allen Zweigvereinen mitgetheilt ist, ganz genau zu copiren, oder bloß Rohmaterial an einen solchen Verein, der mit dem Hauptverein in directer Verbindung ist, zu liefern, oder was das praktischeste ist, die Summe, die man für die eigene Anfertigung solcher Gegenstände zu verwenden gesonnen ist, lieber an einen solchen Verein zu eigener Verwendung, allerdings mit der ausdrücklichen Bezeichnung, daß es gerade zu dem Zwecke der Bekleidung der Combattanten und nicht der Verwundeten bestimmt ist, zu übergeben. In Breslau existirt dafür ein ganz geordnetes Ressort innerhalb des Lokalvereins. Natürlich soll auch den Verwundeten nichts entzogen werden, und wenn wir unsere Kräfte nur zusammen nehmen, und unsere Schuldigkeit nur in etwas thun wollen, bleibt auch für diese noch genug übrig oder sollte übrig bleiben; denn zu allererst müßte doch, meine ich, für die gesunden Kämpfer gesorgt werden.

„Im Laufe der letzten Woche hatte man bei dem scheinbaren Stillleben auf dem Kriegsschauplatze genügend Zeit, sich über den weiteren Gang der Dinge kannegießernd Gedanken zu machen. Ich selbst halte mich von dieser überflüssigen Gewohnheit möglichst ferne; mir genügt das, was schon geschehen ist, immer wieder von Neuem zu betrachten, und ich werde damit nicht fertig. Meine Betrachtungen fangen jedesmal mit dem sehr alltäglichen Satze an, mit welchem einer der Timescorrespondenten seine Schilderung der ersten Septembertage beginnt: 'Wer ein Augenzeuge dieser Begebenheiten gewesen ist, kann sicher behaupten, daß er das Größte gesehen hat, was in diesem neunzehnten Jahrhundert überhaupt geschehen ist.' Ueber diesen Text lassen sich doch ganz merkwürdig gedankenanregende Predigten machen und ich bin sehr zufrieden, daß es mir vergönnt ist, sie, wenn auch nur vor der kleinsten denkbaren Gemeinde, vor mir selbst zu halten. Ich wünsche nur, daß jedes andere Glied der deutschen Nation auch dergleichen Privatandachten anstellen möchte, die jedenfalls mehr fruchten würden, als das gewöhnliche Politisiren, und auch als die meist

doch nur in dem alten Phrasengleise einher wackelnden Deductionen unserer Kanzelhelden. Selbst hier habe ich in dieser ungeheuren Zeit der Welterdbeben nur ein einziges mal wirkliche Brusttöne in der Kirche gehört; alles andere, obwohl gut gemeint, ging nicht über die allsonntägliche Salbung hinaus, angewandt auf einen besondern Text."

Schon am 17. September kehrte Rückert von Gnadenfrei nach Breslau zurück. Er ertrug es nicht, fern von dem Centrum zu sein, in welchem die Fäden der für die im Felde stehenden Soldaten, Verwundeten und Hinterbliebenen gebildeten Comités in einem vortrefflichen, von Frauen geleiteten Hauptcomité zusammenliefen. Beide Rückerts waren geschäftig, auch ihre Scherflein beizutragen, und in ihren Freundeskreisen dafür zu werben. Fleißig sprach er bei der Frau seines Collegen Stenzler, geb. von Liebenroth ein, die mit zu dem Vorstande des Hauptcomités gehörte, seine freundliche Beratherin war und seine reichen Spenden in Empfang nahm.

Mit seinen, vor Paris stehenden Schülern Reichelt, Völckel, Döring, Jurisch unterhielt er den lebhaftesten brieflichen Verkehr, und stets wurde seinen rückgehenden Briefen von Frau Marie ein Päckchen beigefügt, dessen Inhalt die wackern Soldaten wärmen und erquicken sollte.

„Mein lieber Herr Reichelt!" schreibt Rückert am 13. Februar 1871 nach Paris. „Ihre beiden Briefe vom Ende v. J. sind glücklich eingelaufen, nur in umgekehrter Ordnung, je einer einen Tag nach dem andern. Ohne Zweifel würde ich nicht bis heute mit dem Dank gewartet haben, wenn nicht die fortdauernde Spannung, in der man seit Eröffnung des Bombardements von einem Tage zum andern lebte, mir wenigstens es unmöglich gemacht hätte, mich so weit in meinen Gedanken und Wünschen Ihnen gegenüber abzuschließen, als es zu einem Briefe nöthig ist. Jetzt sind Sie hoffentlich unter Dach und Fach, hübsch ausgeruht, in befriedigter Stimmung über das glücklich erreichte Ziel und sicher, daß, was noch fehlt, entweder durch Vernunft oder durch Ihre Kanonen und schnell als Siegel auf die außerdem vollständige Urkunde des Sieges gedrückt werde. Hier zu Lande hofft man natürlich, daß die Vernunft allein hinreichen möge, doch kann ich für meine Person mich der Ansicht nicht entschlagen, daß doch

noch einige Schüsse nothwendig sein werden. Sie haben nun auch Gelegenheit gehabt, das Franzosenthum aus authentischen Documenten zu studiren, und ich fürchte beinahe, daß Sie auf deren Grund meiner immerhin pessimistischen Anschauung recht geben. Pessimistisch ist sie übrigens nur, in so fern sie gegen die trotz aller Erfahrungen noch immer nicht ganz verschwundene optimistische Vorstellung unsrer Landsleute von dem Wesen der grande nation Opposition macht. Wir Deutsche wollen uns eben noch immer nicht an den ersten Grundsatz alles vernünftigen Handelns gegen Andere, Einzelne oder ganze Völker gewöhnen, nämlich sie nicht nach unsrer eigenen Seelenconstruction zu beurtheilen. Wir nehmen unwillkürlich an, jeder, der die Nase, Augen, Ohren und Mund ungefähr auf demselben Fleck hat, wie wir, denke und fühle wie wir, sei mit einem Worte trotz einiger Schrullen, ein eben so grundguter Dämelsack oder gemüthlicher Michel, wie bei uns mit einziger Ausnahme der, durch die Beize des Jesuitismus gegangenen Seelen alle sind, auch die, die sich aus irgend einer Marotte mit ihrer absonderlichen Bösartigkeit und Gefährlichkeit gewaltig spreizen, wie z. B. unsere Socialen und andere Rothe. Es ist auch einer der großen Gewinne dieses Krieges, daß 5—600000 deutsche Männer von diesem recht ehrenwerthen, aber sehr gefährlichen Wahne gründlich geheilt worden sind; denn wer nicht bloß mit Franctireurs, sondern überhaupt mit Franzosen im Ernste zu thun gehabt hat, der ist curirt oder, wenn nicht, fürs Narrenhaus reif.

„Ich höre von Ihrer verehrten Frau Mutter, deren persönliche Bekanntschaft ich zu meiner großen Freude in diesen Tagen gemacht habe, daß Sie fortfahren, sich körperlich wohl, wohler als hier zu befinden. Danken Sie Gott, daß Sie diesem Bärenwinter entgehen. Ihr Hals würde nicht so leichten Kaufs davon gekommen sein. Eine solche Beharrlichkeit des strengsten Winterklimas — wenn auch nicht gerade mit extremer Temperatur, da wir es in der Stadt noch nicht tiefer als 20 Grad gebracht haben — ist mir in meiner langen und für solche Dinge ziemlich sichern Erinnerung nicht vorgekommen. Und es hat den Anschein, als sollte gerade jetzt bei munterem Ostwind und fabelhaftem Schnee erst der Hauptstoß kommen, Mitte Februar, wo man sonst Pulsatillen und Anemonen pflückte, d. h. ich in Jena auf den Bergen. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und wünscht Ihnen für den

Rest der Campagne fortdauerndes Wohlergehen. Auch mein Kleines, das neben dem Pulte steht, muß noch eine Erinnerung an Sie bewahrt haben, wahrscheinlich weil es öfter vor Ihnen aus meiner Stube geflüchtet ist. Gestern bekam ich eine Correspondenzkarte von Herrn Jurisch, er steht im Fort d'Aubervilliers, also etwa 2½ Meile von Ihnen, so daß Sie ihn schwerlich zu Gesicht bekommen werden. Ihre Blumen fahren fort zu gedeihen trotz der Kälte und der dazu nöthigen Ueberheizung der Zimmer. Hier in meinem nächsten Kreise geht Alles seinen stillen Gang fort, obwohl man die Lücken in unsern Auditorien recht wohl bemerkt. Doch sind, so viel ich weiß, alle Vorlesungen zu Stande gekommen. Ich selbst lese deutsche Syntax, zwar vor einer geringeren Zahl als sonst — aber doch geht es. Von Ihren Bekannten hat sich dieser und jener freundlich nach Ihnen erkundigt. In der mir so wohlthuenden Ueberzeugung, daß Sie mir auch im Soldatenrocke Ihre alte treue Freundschaft und Anhänglichkeit bewahrt haben und daß ich demgemäß auch in Verbindung mit Ihnen sei, in treuer Gesinnung Ihr H. Rückert."

Freilich blieb ihm auch aus diesem Kreise der Schüler und jungen Gelehrten, die in Reserve und Landwehr ein großes und heldenmüthiges Contingent gestellt hatten, der Schmerz persönlichen Verlustes nicht erspart. „Der Ihnen ja auch bekannte Dr. Korn", schrieb er am 24. März 1871 an Johanna Abegg, „hat mit seinem Blute das große Werk bezahlt. Er war ein wissenschaftlich sehr begabter, auch mit allen zu einem schönen und erfreulichen Leben erforderlichen Eigenschaften reichlichst ausgerüsteter Mann, dessen herrlicher Tod mich allein über den Verlust des liebenswürdigsten und regsten Verkehrs trösten muß. Er ist am Nachmittag des 18. August bei Gravelotte durch eine Kugel in den Kopf augenblicklich getödtet worden."

Die blutige Arbeit war siegreich vollzogen, das neue deutsche Reich gegründet, sein Schöpfer Wilhelm I. als Kaiser der Deutschen in Versailles proclamirt. Das Schlachtfeld wandelte sich in ein unblutiges. Andere Kämpfer traten auf. Es wurden auch heiße Schlachten geschlagen. Sie galten dem Rechte und der Wahrung freiheitlicher Entwicklung in Staat und Kirche. An die Stelle Moltkes trat Bismarck.

„Sie können sich denken", schrieb Rückert an Schirmer am 19. Februar 1872, „mit welcher Gemüthserregung ich den ersten Plänkelein des großen Weltkampfes folge, der jetzt entbrannt ist. Wunder über Wunder, was diese so als nüchtern verschrieene Zeit in sich oder aus sich entfaltet, und in welcher überstürzenden Fülle von Evolutionen, sodaß weder der innere noch der äußere Sinn zu folgen im Stande ist. Haben wir doch vor unseren Augen geschichtliche Processe vollzogen gesehen, die an Extensität und Intensität — wenn man einmal Zahlenverhältnisse hier anwenden will, gerade für den Stoff von zwei bis drei Jahrhunderten ausreichten, und was das Wunderbarste ist, jede neue Evolution ist so viel gewaltiger als die letzt vorangegangene, daß diese, die aber erst das non plus ultra von Großartigkeit und Gehalt schien, ganz davor verschwindet. Wer hätte gedacht, daß die Schatten der Heinriche und Friedriche, namentlich dessen, an den Sie erinnern, der die Pfaffen stören soll, wenn er aus seinem Berge heraussieht, wieder erstehen sollten, und daß wir dazu begnadigt sind. Denn ich sehe es als eine überschwengliche Gunst des Geschickes an, so etwas mit unsern eignen Augen zu schauen, was einem sonst im Schleier des geschriebenen Worts als eine Art Mythe dünkt. Besonders merkwürdig ist mir dabei noch, daß der gigantische Mann, in dem jene alten Recken wieder auferstanden sind, zu dem Kampfe geradezu gezwungen worden ist. Er hat sich geradezu so dagegen gesträubt, wie einst Luther von der theologischen Seite aus, so er von der staatsmännischen. Aber daß er gemußt hat, giebt mir auch die Bürgschaft des Sieges. Das wüste Geheul von Hohenstaufen und Hohenzollern, Fels Petri 2c. darf ein ehrliches deutsches Gemüth nicht schrecken.

„Wir werden mit ihnen fertig werden, nicht heut und nicht morgen. Aber wir werden es, so gewiß als die Welt auf Vernunft und Recht gegründet ist. Wer sollte es denn auch thun, wenn wir Deutsche es nicht thäten? — Alles Wahrhafte, Positive und Große in der Geschichte ist allein von unserm Volksgeiste aus gethan worden. So muß es auch jetzt sein. Es ist zugleich auch eine Reinigung von dem angefluthеten Koth fremden Ursprungs." —

Das Wogen und Brausen des Culturkampfes störte nicht die Werkleute, welche in der deutschen Capitale die Gesetze auf-

bauten, die dem Rechte des Staates gegen römische und jesuitische Uebergriffe ein unantastbares Fundament geben sollten. Ueber die Marken des deutschen Reichs hinaus tönten die gewaltigen Lutherworte, die aus des deutschen Reichskanzlers Munde am 14. Mai 1872 von der Tribüne des Reichstags herab gesprochen wurden: 'Nach Canossa gehen wir nicht', denen die Rede im Abgeordnetenhause am 30. Januar über die Aufhebung der katholischen Abtheilung im Unterrichtsministerium und die am 10. Februar über das Schulaufsichtsgesetz bahnbrechend vorangegangen waren. „Diese drei Reden Bismarcks", schrieb mir Rückert im Juni 1872, „haben mir bis jetzt das Höchste gedünkt, was ein Menschenmund gesprochen hat. Ich denke, die Geschichte wird auch so urtheilen. Ich übersehe so ziemlich die größten Leistungen der politischen Redekunst von Perikles an bis auf unsre neuen Engländer und Franzosen und weiß daher, was ich sage. Die römische Kirche, die schon viele harte Worte seit mehr als einem Jahrtausend hat hören müssen, hat doch niemals so vernichtende zu hören bekommen. Diese drei Reden fassen die eigentlichen Kernpunkte des ganzen Kampfes der Menschheit gegen die Kirche in noch nie erreichter Energie zusammen. No. 1) die Kirche als Zerstörerin der Geistesbildung; 2) die Kirche als Mutter des Assassinenthums oder fanatischen Meuchelmords; 3) die Kirche identisch mit der Revolution. — Mehr und Stärkeres giebt es nicht, was in den Kampf geführt werden konnte; ich meine, noch nach Jahrtausenden wird jedes Wort davon eben so lebendig klingen, wie es uns heute die Worte eines Demosthenes noch thun. Denn mit dessen vom innerlichsten Mark der Mannhaftigkeit und Ehrlichkeit genährter Beredsamkeit läßt sich allein dieser letzte und gewaltigste Ausbruch des Gewissens und des Verstandes der Menschheit, concentrirt in dem leitenden Genius der Zeit, vergleichen!" — Im Mai 1873 schreibt er nach Gnadenfrei an E. v. K.: „Der jetzige Kampf, den ein Bismarck führt, an dessen tiefer Herzensfrömmigkeit nur ein Verblendeter zweifelt, gilt freilich nicht diesem katholischen Heidenthum; dazu ist selbst ein Bismarck nicht angethan und nicht sein Amt, sondern der Staat, den Luther zuerst als eine ebenso göttliche Institution wie die Kirche — wie es ihr Paulus und der Heiland selbst gelehrt — erkannte, will sein Recht gegen die tückischste Vergewaltigung endlich wahren, leider erst jetzt, ja es hätte vor

dreißig — ja funfzig Jahren schon geschehen müssen. Statt dessen hat 1848 die Hirnlosigkeit unserer radicalen Schreier und die weibische Charakterlosigkeit der damaligen Staatslenker Preußen den Jesuiten, die heute allein das lebendige oder bewegende Element der römischen Kirche sind, mit gebundenen Händen überliefert. Heut sucht sich der Staat gegen die entsetzlichen Folgen jener damaligen Verkehrtheit und dessen, was bis zu Mühlers Abgang dann noch geschehen ist, etwas zu schützen, indem er das Recht, was ihm gesetzlich noch immer zustand, wiewohl er es in sträflicher Schwäche nicht übte, noch einmal in den bekannten, sogenannten Kirchengesetzen ausspricht — die also gar nichts neues enthalten — und was die Hauptsache ist, sie auch ausführt. Es giebt keinen katholischen Staat in der Welt, worin die katholische Kirche so frei gestellt wäre, als auch jetzt noch in Preußen, und die eben in Wien zur Verhandlung im Reichstage gelangenden österreichischen Kirchengesetze gehen zum Vortheil des Staates viel weiter, als man es bei uns mit der strengen Gewissenhaftigkeit, die den Kaiser wie Bismarck beseelt, verträglich finden würde. Und doch wissen beide so gut wie ich, daß die römische Kirche, wie sie ist und bleiben wird, nicht bloß eine Feindin Preußens sein muß, sondern nicht eher ihre Arbeit gethan glauben kann, bis Preußen vertilgt ist. In diesem Kampf auf Leben und Tod muß, denke ich, jeder ehrliche Deutsche und jeder ehrliche Christ nicht einen Augenblick schwanken, wo er zu stehen hat, und ich wundre mich doch, daß Sie es können, selbst wenn ich die vom Gemüth befürworteten Einflüsse in Rechnung stelle. — Was nun die angeblichen Beeinträchtigungen unserer evangelischen Kirche betrifft, so deducirt man die hauptsächlich aus der eben schwebenden Umänderung in der Form der Eheschließung und aus der Abschaffung des Taufzwangs. Daß der Staat ein Recht hat, die Ehe als bürgerliche Einrichtung in seine Hand zu nehmen, hat Niemand energischer als Luther bekannt: daß die kirchliche Weihe von denen, die ihrer begehren und denen sie allein nützt, und setze ich hinzu, bei denen sie allein nicht entwürdiget wird, nach wie vor gesucht und erlangt werden kann, versteht sich von selbst. Ob es ehrenvoll für die Kirche, ob es im Sinne Christi sei, wenn die Polizei oder der Staat alle Leute zur kirchlichen Trauung zwingt? Ich glaube kaum, daß die Religion davon viel Vortheil gehabt hat.

Und mit der Taufe ist es ebenso: allerdings kann der jetzt seltene Fall eintreten, daß nach Christi Gebot erst die Lehre und dann die Taufe kommt, d. h. daß manche, bei denen gewissenlose Eltern sie versäumt haben, später selbst aus eigenem Antrieb kommen, und ich denke, daß das Christenthum von solchen Fällen so wenig Schaden haben wird, wie davon, daß viele getaufte, im Herzen aber echte Heiden, die jetzt zwangsweise sich zu den Christen rechnen lassen müssen, dieses künftig nicht mehr thun. Jedenfalls darf die Kirche, wenn sie weiß, was ihre Würde und Pflicht ist, nicht dulden, daß der Staat die Peitsche vorstellt, womit die widerspenstige Heerde in ihren Stall getrieben wird, und so glaube ich, daß seit lange dem wahren Vortheil der Kirche nichts so sehr zu Statten gekommen ist, wie diese vielgeschmäheten neuen 'heidnischen' Gesetze." —

Heinrich Rückert hatte auch, wie er dies vom Vater sagt, seine 'Region des Herzens', in welcher ein Unantastbares, eine wahrhafte Religiosität und tiefe Gläubigkeit wohnten. Aber gerade darum und weil er, wie wenige, fest in seinen Begriffen von Christenthum und Kirche stand, erhielt er sich den Blick frei und klar für die gewaltigen Bewegungen, welche in dem kirchlichen Leben Deutschlands mit dem Jahre 1869 beginnend, zuerst in der evangelischen Kirche als Proteste gegen hierarchische Willkür und Buchstabenzwang die Protestantenvereine hervorriefen, im Jahre 1873 in der katholischen Kirche aus dem Ringen der deutschen katholischen Volksseele nach der naturgemäßen Befreiung von den Fesseln der römischen Knechtschaft und nach reiner von heidnischem Flitter entkleideter Gottesverehrung den Altkatholicismus erzeugten. — Rückert anerkannte die große innere Bedeutung dieser geschichtlichen Wandlungen und ihre Berechtigung als geschichtliche Thatsachen, wie dies unter vielen andern Briefen, zwei Briefe an seinen Freund Dr. Schirmer in Königsberg ernst und kraftvoll aussprechen. Der eine datirt aus dem Jahre 1869, wo der erste Protestantenverein in Breslau gegründet wurde, und der zweite aus dem Jahre 1873, wo sein früherer akademischer College Professor Dr. Reinkens in Bonn als Bischof an die Spitze der deutschen altkatholischen Gemeinden trat.

„Breslau am 23. März 1869. Unser Gesangsbuchstreit hat den Anstoß zur Bildung eines Protestantenvereins gegeben, der auf derselben Basis, wie der große deutsche Protestantenverein mit

Bluntschli, Schenkel, aber auch Baumgarten steht und sich treu an ihn lehnt. Wenn die Sache einigermaßen energisch und vernünftig durchgeführt wird, kann sie sehr segensreich sein, denn so wie bis jetzt geht es in der protestantischen Kirche nicht weiter, daß die gebildete Majorität sich ganz indifferent gegen das alberne und anmaßliche Gebahren einer Minorität verhält, die mit dem Ministerialwind segelt. Ich erkenne auch das Recht und die Nothwendigkeit des sogenannten positiven und bekenntnißtreuen Standpunktes innerhalb des protestantischen Gesammtkreises an; aber es ist eine Schande für unsere Indolenz, daß er sich mit der protestantischen Kirche identificiren darf und das gewissermaßen bona fide thun kann. Dem soll der protestantische Verein hauptsächlich entgegenwirken und das Recht der andern, die auf einem freieren Standpunkt, aber doch noch in der Kirche stehen, vertreten. Es ist aber auch die höchste Zeit dazu, denn sonst ist die Selbstauflösung des Protestantismus nur eine Frage der Zeit. Zunächst würden immer größere Massen dem absoluten Indifferentismus oder dem Materialismus je nach dem Bildungsstand anheimfallen, also das ganze religiöse Moment systematisch negiren; der Rest bleibt dann der sogenannten positiven Richtung, aber es ist ein Rest, mit dem nicht viel Ehre einzulegen ist. Das Ende des Ganzen wäre, da doch das religiöse Moment auch in seiner concreten Gestaltung als kirchliche Gemeinschaft ein nothwendiges Ingredienz aller menschlichen Zustände für alle Ewigkeit zu sein scheint, daß aus jenem Materialismus und Nihilismus der vollständige Triumph des Katholicismus hervorgeht. Es ist möglich, daß es so in der Logik der Geschichte bestimmt ist, aber ich meine, wir haben die Pflicht, uns bis zum letzten Athemzuge dagegen zu wehren. Denn ich wüßte nicht, was wir Höheres und Besseres hätten, mögen wir sein was wir wollen, als das, was in und aus dem Protestantismus geboren ist. Es ist und bleibt der rechte geistige Kern des deutschen Wesens und eins steht und fällt mit dem andern, wie unsre Feinde recht gut, besser als wir selbst leider! wissen. In diesem Sinne habe ich hier schon in den engeren Kreisen in den Wind geredet und mich oft schwer geärgert über die mehr als kühle, geradezu stumpfe Gleichgültigkeit von Leuten, die durch ihren sonstigen Bildungsstandpunkt recht wohl befähigt, geradezu genöthigt gewesen wären, den Sachverhalt zu

erkennen. Aber es darf so nicht bleiben, und wenn der Einzelne vielleicht auch sich wie bisher ganz isolirt von dem religiösen und kirchlichen Moment weiter fort behelfen könnte, so muß ihn die Reflexion zu einer wenigstens verstandesmäßigen Theilnahme daran veranlassen. In diesem Sinne sehe ich in der jetzigen kirchlichen Bewegung einen ersten Schritt zum Bessern. Von bekannteren Persönlichkeiten sind bis jetzt Professor Dr. theol. Räbiger, Prediger Letzner bei Elftausend Jungfrauen, auch Rechtsanwalt Ferdinand Fischer beigetreten."

Den ersten Kundgebungen des Altkatholicismus 1871 folgte Rückert mit gleicher Aufmerksamkeit. Als im Juni 1873 die Anhänger dieser aus der katholischen Kirche hervorgehenden Bewegung sich in Köln organisirten, Reinkens als Bischof der altkatholischen Kirche in Deutschland erwählt und seitens des Staates als solcher anerkannt und dotirt wurde; da schrieb Rückert an Schirmer 19. Juni 1873:

„Wenn ein Mann wie Reinkens, den ich für klug und gut halte, zugleich den rechten Muth besitzt, so wird ihm noch eine ganz unermeßliche Zukunft offen stehen. Denn unsre Regierung, selbst wenn sie wieder das Gegentheil von dem werden wollte, was man tapfer nennt, kann es nicht mehr, und die Fäden zwischen ihr und dem neuen Werk- und Wortführer der Altkatholiken müssen, auch wenn beide Theile nicht wollen, recht bald zu Ketten werden, die nur dann zerreißen, wenn beide Theile selbst schon zermalmt sind, was nicht geschehen wird. Freilich uns gebildeten Protestanten wird der Altkatholicismus immer halbschürig erscheinen, aber gerade darin liegt seine praktische Kraft. Denn es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß eine gewisse Summe von dem, was innerlich und äußerlich zu der katholischen religiösen Form gehört, unserm Volksgemüth nothwendig geworden ist. Wir haben nicht mehr wie 1530 oder 1550, aber auch noch 1576 die Wahl und Möglichkeit, ein ganz protestantisches Volk zu werden, wozu wir eigentlich prädestinirt waren. Doch dauert der alte grimmige Gegensatz gegen das wälsche Pfaffenthum, unbewußt oder bewußt, auch in der deutschen katholischen Seele fort, und es braucht nur einen Funken, ihn auflodern und explodiren zu lassen. — Reinkens Hand ist nicht dazu bestimmt, diesen Funken zu schleudern,

aber er wird die Explosion klüglichst benutzen, um aus den Steinen sich eine Kathedrale zu bauen, und ich gebe ihm im Namen unsers Volksgeistes und unsrer Zukunft meinen Segen dazu."

Daß so mächtige Eindrücke, die so mit dem ganzen Nerven- und Empfindungsleben nicht nur erfaßt, nein im Denken und Arbeiten unausgesetzt reproducirt wurden — einer andern physischen Handhabe bedurft hätten, als die war, welche Heinrich Rückerts immer mehr sinkende Lebenskraft darbot, das wurde seinen Freunden eher zur traurigen Klarheit, als ihm selbst. Denn gerade unter dem beherrschenden Einfluß dieser Eindrücke spürte er selbst nur zu spät die herandringende Schwäche, oder wollte sie nicht spüren. Im Winter 1873 zu 1874 traten zum erstenmale die Krankheitserscheinungen auf, welche die Schädigung der edlen Organe der Lunge und Leber erzeugten, auch schmerzhafte Entzündungen der Zellgewebe, und ihn zeitweise zum Liegen nöthigten. — Schon im Sommer 1873 schrieb er an seinen Freund Greiff, Ministerialdirector im Unterrichtsministerium in Berlin, welcher ihm wieder eine Gehaltsverbesserung angemeldet hatte, die seit 1870 und mit dem Eintreten des für die Bedürfnisse des Lehrstandes von der Hochschule bis zur Volksschule herab so fürsorglichen Unterrichtsministers Dr. Falk Rückert nun eine Mehreinnahme von 600 Thaler eintrug: „Ich selbst, der ich immer den etwas unerquicklichen Eiertanz mit meiner schadhaften Gesundheit machen und bei jedem, was ich unternehme, zuerst durch traurige Erfahrungen belehrt, immer fragen muß, ob mein Corpus mir's zu erlauben so gnädig sein will, weide mich an solchen frischen und unangetasteten Existenzen wie Sie und H. Schulze. Sie müssen es sich schon gefallen lassen, daß Sie in erster Reihe unter meinen geistigen Hausmedicamenten figuriren, wenn ich, wie es doch menschlich ist, zur Erhebung aus meiner eigenen Schwäche des Anblicks der Kraft der Andern bedarf. Doch wäre es Unrecht, wenn ich allzusehr klagte. Viele Jahre nach einander habe ich in beschränktem Kreise freilich, aber da doch fast ungestört, meine Kleinarbeit weiter geführt, hauptsächlich vom Katheder aus, da sich nach und nach für das Fach, welches ich vertrete, immer mehr Theilnahme gefunden hat, wobei ich auf die

Zahlen freilich kein Gewicht lege, denn deren relative Höhe ist gewiß zum großen Theil davon bedingt, daß ich Mitglied der Prüfungscommission bin. Doch unabhängig davon glaube ich zufrieden sein zu können, und was zwar nicht die Hauptsache ist, aber doch in Rechnung gestellt werden muß, das Dociren macht mir selbst je länger je mehr Freude. Daneben ist es mir möglich gewesen, einige der sehr vielen größeren literarischen Aufsätze und Pläne, mit denen man sich so trägt, abzuschließen. Da sie sich auf dem engbegrenzten Gebiete der mittelalterlichen Linguistik halten, so kann Ihnen davon nichts zu Gesicht gekommen sein. Endlich lasse ich mir's nicht nehmen, bald hier bald dort ein kleines Schnitzel in die Welt hinauszuwerfen, und so habe ich doch das befriedigende Gefühl, daß ich meine bescheidene Kraft so gut als möglich und immer im Hinblick auf das eine große Ziel, dem wir alle zustreben und dienen, verwerthe. Est quodam prodire tenus, si non datur ultra, haben wir schon in der Schule beim alten Horaz gelesen und damals nicht recht verstanden, auch wenn der große Bentley quadam für quodam unter dem Applaus unsrer Ludi magister hergestellt hat. Jetzt verstehen wir es an unsrer eignen Haut, aber Gott sei Dank kann man dies fatale si non datur ultra allmählich auch ohne alle Bitterkeit, ja mit einem wahrhaft fröhlichen und ruhigen Herzen sprechen."

Ernstlicher erkrankte Rückert im zeitigen Frühjahr 1874. Fieber und Schwächezustände steigerten sich. Dr. Schneider im Einvernehmen mit Dr. Karl Rückert drang auf sofortige Einstellung der beruflichen Thätigkeit und verordnete eine Molken- und Luftcur in den Schweizer Curorten Weißbad und Davos. Dorthin wollte ich im Juni folgen. Ende April verließ er Breslau mit Frau und Kind. Sie unterbrachen die Reise in Dresden, Jena, Weimar und Coburg. Anhaltendes Regenwetter hielt sie mehrere Tage in Dresden fest, wo ich sie täglich besuchte. Die Hoffnung baldigen Wiedersehens in Weißbad machte uns den Abschied leicht.

Von Coburg erhielt ich den ersten Brief. Rückert wurde dort durch die Anwesenheit des Geheimrath Dr. Olshausen aufgehalten, mit welchem er den wissenschaftlichen Nachlaß seines Vaters, sowohl bezüglich der Herausgabe als des Verkaufs an die Berliner Bibliothek, durchprüfte. Anfang Juni schrieben beide Rückerts sehr befriedigt von Weißbad. Ich selbst hatte meine

Abreise dorthin auf den 15. Juni festgesetzt. Sie erlitt eine schmerzliche Störung durch die telegraphische Trauerbotschaft vom plötzlichen Tode der Frau Marie am 12. Juni 1874.

Rückerts Geschwister Karl, Elise und Leo eilten sofort dorthin und geleiteten den gebrochnen Mann mit seinem Kinde nach Neuseß zurück, von wo er mir am 18. Juni 1874 schrieb: „Als ich inmitten der dröhnenden Betäubung doch in einem lichteren Augenblick an die Flucht von dem unseligen Orte dachte, stand meine Schwester Anna, ihr Mann, ihr Haus und Garten als die einzige Zufluchtsstätte mir vor der Seele. Ach! wenn es nur keine Wenn's und keine Combinationen von Wenn's und Denn's gäbe, die das Herz zerreißen und den Verstand vernichten. Denn wenn ich mir auch sage, daß der Grund des furchtbaren Ereignisses ein tiefliegender, unaufhaltsam wirkender, von keinem menschlichen Mittel zu beseitigender war, so ist doch die Ursache nur in der Alpenreise selbst zu suchen. Nicht, als wenn sie die Alpenluft getödtet hätte, aber die geistige Erregung, dieses Wiederjungwerden der Seele, konnte von dem so unglücklich disponirten Körper nicht getragen werden. Mitten im überströmenden Glück, noch am letzten Abend, sagte sie ohne alle Bitterkeit aber mit der unumstößlichen Wahrhaftigkeit, die jedes ihrer Worte so schwer wiegen ließ: „Seit vielen, vielen Jahren habe ich mich doch nicht einen Augenblick leicht oder frei von körperlichen Beschwerden gefühlt; ich möchte auch einmal wieder frei athmen können!" Zwei Stunden später konnte sie es für alle Ewigkeit. — Wer das armselige Ding sucht, was man Trost nennt, der mag sich in diesem Fall an gar vieles klammern. Ich bin noch zu egoistisch dazu, ich fühle zu sehr, und nicht erst jetzt, sondern seit Jahren weiß ich es und habe es mir und ihr immer gesagt, daß ohne sie für mich nicht einmal eine physische Existenz denkbar ist. Wer irgend etwas Werth auf mein Dasein legt, der möge bedenken, daß es mir nur durch Marie erhalten worden ist. Es ist ein sehr nüchternes Rechenexempel und sein Facit furchtbar deutlich: diese Pflege ohne Gleichen, diese einzige Mischung aller der Eigenschaften, die zur Erhaltung meiner so tief geschädigten, so schwankenden Existenz die absoluten und alleinigen sein konnten, hat mich mindestens sechzehn bis siebzehn Jahre, seit 1857, wo ich verloren hätte sein müssen, nicht bloß erhalten, sondern auch mir die Möglichkeit einer wenigstens theilweisen

Wiederherstellung meiner Kräfte gegeben. Auch in diesem Sinn ist es buchstäblich zu verstehn, daß ich ohne Marie nicht einen Buchstaben seitdem geschrieben, keinen Gedanken gefaßt, keine Studienreise hätte beginnen und ausführen können. Das Wort „Dankbarkeit" wäre und war für mich, wie ich, Gott sei Dank, auch bei ihrem Leben wußte, ein jämmerliches, philiströs nüchternes, lügenhaftes: ich habe in ihr gelebt und durch sie gelebt, wie das Kind durch die Mutter, aber ich habe es gewußt und gezittert, daß es je enden könnte: das Kind weiß es nicht und ist glücklich.

„Ihnen darf ich ja alles, alles sagen, wie es die Wogen des Augenblicks mir über das Herz strömen lassen. Und so werden Sie mich auch ertragen, wenn Sie mir und meinem armen Kinde die Liebe thun wollen, uns hier aufzusuchen. In Weißbad hätte ich Sie nicht sehen können, weil ich überhaupt dort nicht mehr sah, sondern in schwarzer Nacht verhüllt war. Ich habe gesprochen, gegessen, getrunken, alles gethan, was andere Leute thun. Meine Brüder und Elise konnte ich ertragen, weil sie gleichsam mich Schwindelnden mit fester Hand packten, und weil mein armes Kind sich sofort mit aller Lebenskraft an sie klammerte. — Ach, diese kindliche Lebenskraft! Unter allem Markerschütternden der entsetzlichen Nacht war doch das das Grauenhafteste, wie das Kind schrie: ‘Ach, Mutter, stirb nicht: wenn Du stirbst, muß ich auch sterben; wer soll für mich sorgen? und ich möchte doch auch noch gerne leben, ich bin ja noch so klein!’ — Ich breche mit Gewalt ab: es ist nicht gut für Sie, wenn Sie dem zuhören sollen, was ich allein sagen könnte. Von Angesicht zu Angesicht erträgt es sich vielleicht sanfter, aber das geschriebene Wort ist hart und starr!".

Drei Wochen verlebte ich in der Familie des Dr. Karl Rückert in Coburg und besuchte täglich Heinrich Rückert und sein Kind in der Villa seines Schwagers, des Medicinalraths Dr. Berger in Neuseß. Alle Geschwister waren anwesend und rührend in ihrem Bemühen, ihm sein schweres Geschick tragen zu helfen. Ich ging nach dem südlichen Deutschland und machte einen Streifzug nach Appenzell, wo ich das einsame Grab Mariens auf dem katholischen Friedhofe in Appenzell am Geburtstage ihres Kindes, 12. Juli, aufsuchte. Ueber die Mauer blickte im Alpenglühen der untergegangenen Sonne der

hohe Säntis. Sie hatte sich oft gesehnt, ihn besteigen zu können — nun hatte ihre Seele noch einen höheren Flug genommen!

Rückerts Briefe zeigten mir an, daß sein körperliches Befinden sich in dem Frieden von Neuseß und der Pflege seiner Schwester Anna wieder so weit befestiget habe, daß er im October nach Breslau zurückkehren würde.

„Die Stimmung beim Eintritt hier brauche ich Dir nicht zu schildern", schreibt er an Anna Berger 13. October 1874 von Breslau. „Niemals war ich so draußen in der Fremde, wie jetzt, aber es ist doch besser gekommen, wie ich denken konnte. Das volle warme Heimathsgefühl ist durch Euch und bei Euch in Neuseß wieder in mir lebendig geworden und mein Herz schlägt wieder. Alles andere war ja zu ertragen für einen, der schon viel ertragen hat, aber jene stockende eisige Kälte, jenes Nichts oder Leere an der Stelle, wo es sonst am heißesten ist, das war mehr als ein Mensch tragen sollte und dürfte. Ihr allein habt es gethan, daß es anders geworden ist. Sollte ich Dir sagen, daß ich Euch ewig dankbar bin, so wäre das eine armselige Redensart. Du und Dein Mann haben gegen mich und das Kind die Liebe und Treue von Eltern, Geschwistern und Kindern zugleich geübt, und darauf muß Segen ruhen. Wenn es die Mutter vom Jenseits her hat sehen können, wie muß sie sich erquickt haben, und auch Marie, von deren Gemüth jetzt alle die verdüsternden Nebel der letzten kranken Jahre gewichen sind, die sie oft so schwer bedrängten und traurig machten, weil sie sah, daß sie nicht allein darunter litt.

„An Eure Kinder kann ich vollends gar nicht denken, ohne daß mir das Herz aufwallt. Lieb gehabt habe ich sie immer als die Euren wie meines, aber ich habe sie nicht gekannt, überhaupt keine Vorstellung gehabt, daß Gott und die Natur, wenn sie will, solche Geschöpfe hervorbringen kann. Dabei muß ich noch erwähnen als Zeichen, wie der Geist am Kleinen und an sich beinahe lächerlich Verschwindenden hängt, daß mir nichts so den bohrenden Eindruck der Trennung gemacht hat, als der Umstand, daß Hensel Pensel mir nicht mehr jeden Morgen meine Stiefel in jedem Arm einen herschleppt. Könnte man doch nur einmal am Tage sein Gewälsche hören, ja es kommt mir vor, als würde es mir

schon wohlthun, wenn ich auch nur den abscheulichen Hassan sammt seinen Flöhen und seiner mord- und bluttriefenden Schnauze sähe!"

Seine Briefe tragen von da ab das Gepräge stiller Resignation, die in der Liebe und Sorge für sein Kind alles zusammenfaßte, was ihm überhaupt noch Leben bedeutete. Die Freundin seiner verstorbenen Frau, Fräulein Pauline Scholze, siedelte zu Ostern 1875 von Gnadenfrei in sein Haus als Erzieherin des Kindes über.

Der Sylvester 1874 brachte mir noch einmal den gewohnten Festgruß von Rückert. „Sie sollen noch einen warm empfundenen Dankesgruß aus dem alten Jahre haben, zugleich als treugemeinten Glückwunsch in das neue hinein, dessen gestaltloses Dunkel einstweilen noch von mir in stiller Resignation aufgenommen wird. Ich weiß recht wohl, daß ich noch sehr viel zu verlieren, aber wenig oder nichts zu gewinnen habe, und darum ist es das höchste Ziel meiner Wünsche, daß mir jenes gebliebene leiblich unangetastet bleibe, aber wenn ich auf die Ergebnisse meines bisherigen Lebens zurückblicke, komme ich zu dem Schlusse, daß das Schicksal um so weniger gewährt, je bescheidener und gemäßigter die Forderungen sind, die der Mensch an dasselbe stellt. Denn in diesen bescheidenen Forderungen steckt doch unendlich viel, weil sie das abgeklärte und so tief als möglich gefaßte Resultat der intensivsten inneren Arbeit sind. Die reinen Forderungen der gewöhnlichen menschlichen Unbescheidenheit, so glänzend und stattlich auch ihre Erfüllung aussieht, gewähren doch denen, die sie erheben und erlangen, sehr wenig von der vollen Befriedigung, die bei den rechten Leuten gerade in dem unscheinbaren und ärmlichen Kreis ihrer Wünsche und Ideale statt hat — wovon freilich die anderen keine Ahnung haben. Eben darum aber ist es mir vorgekommen, als mache sich das Schicksal ein besonderes Geschäft und Vergnügen daraus, gerade dies nach außen kleine, nach innen unermeßliche Glück zu zerstören, nicht jenen andern, gewöhnlich Glück genannten Flitterstaat; der ist ihm, scheint es mir, da es ebenso klug wie grausam ist, zu albern und zu hohl.

„Die lieben Weihnachtstage sind nun auch Geschichte geworden, doch schwebt Lieschen noch in der fortgesetzten Feststimmung, indem ihre geliebte Lehrerin Pauline Scholze, eine der treuesten Seelen, die sich auch an Marie angeschlossen hatte, als Festbesuch noch bei uns weilt. Dieser Winter ist grob und plump und

droht, uns mit seinen wüsten Schneemassen zu ersticken. „Wie oft denke ich jetzt wieder an die letzten Trauertage von 1866 unmittelbar vor dem Tode meines Vaters, wo er immerzu den Vers aus der Nadowessischen Todtenklage: „Wohl ihm, er ist hingegangen, wo kein Schnee mehr ist", sich vorgesungen hat. Ich sage jetzt auch: Wohl ihr, sie ist hingegangen, denn auch sie hatte gegen dergleichen äußere Dinge eine starke Apprehension gehabt, weil sie so fest und energisch und zugleich auch mit solcher Gläubigkeit an die Güte und Schönheit der irdischen Welt, in dieser realen Welt wurzelte!"

Bis in das Frühjahr 1875 hinein erhielt sich sein körperliches Befinden in einem erträglichen Stadium. Dann fesselten ihn häufig Fieber und heftige rheumatische Schmerzen an das Sopha. Er suchte im Sommer Heilung für die hinzutretende Schwäche in Landeck. Doch auch dort mußte er meist liegen und sehnte sich bald in das Behagen seiner Häuslichkeit zurück. Am 6. September traf er mit seiner Tochter und Fräulein Scholze wieder in Breslau ein.

Ich war gerade dort anwesend. Am Vormittag des 8. besuchte ich ihn und mußte über Mittag bleiben. Das Wiedersehen erschütterte mich sehr, so verändert war sein Aussehen. Nur mühsam konnte ich meine innere Bewegung bekämpfen. Wir waren eine Weile allein. Da richtete er sich hoch auf und sagte: „Es geht mit mir zu Ende, ich erwarte ruhig, wie Gott es mit mir will. Ich habe für Alles gesorgt, für die Lebenden, wie für die Todte, die da draußen nicht vergessen werden darf." — Ich hatte nicht den Muth, ihm zu widersprechen. Seine ganze Gestalt bestätigte die Wahrheit seiner Ueberzeugung. Ueber Tisch sprach er viel und heiter, wenn auch mit schwacher Simme; holte mir von seinem Schreibpult die letzten Proben seines Fleißes in Landeck: „Unsere 'lustigen Leute' in den Bergen" — (im Feuilleton der Schlesischen Presse 1875 No. 577, 580, 586 und 589 abgedruckt).

Ich mußte fort — ein letzter Händedruck! „Bleiben Sie meinem Kinde die Freundin, die Sie den Eltern waren" — sein letztes Wort, was er zu mir gesprochen! Am 9. September reiste ich ab. Zwei Tage später folgte mir nach Dresden die Botschaft von seinem Tode. Eine Lungenentzündung war hinzugetreten. Sanft und schmerzlos war Heinrich Rückert am 11. September 1875 Vormittag 11 Uhr eingeschlafen! —

Ein Jahr später am Reformationsfeste (6. November 1876) versammelten sich an Rückerts Grabe auf dem neuen Friedhofe der 11000 Jungfrauen in Breslau die Vertreter der Universität und die Freunde und Schüler des Verstorbenen. Es galt der feierlichen Einweihung seines Denkmals, welches Freundschaft und Dankbarkeit dem Gelehrten und Lehrer aus schlesischem Granit errichtet und des Weimaraner Donndorf's Künstlerhand mit einem Reliefportrait Rückerts aus Erzguß geschmückt hatte.

Der treue Freund seines Jugend- und seines Manneslebens, sein akademischer College in Jena und in Breslau, Professor Dr. Hermann Schulze hielt die Gedenkrede am Grabe, deren Schlußworte auch diesem Denkmal der Freundschaft und Dankbarkeit die letzte Weihe geben sollen:

„Nicht ohne Absicht haben wir zu dieser Festfeier den Tag gewählt, an welchem die Kirche das Fest der Reformation feiert, die Rückert stets als die größte geistige That des deutschen Volkes betrachtete, wie er seinen letzten werthvollen geschichtlichen Aufsatz Luther gewidmet hat, der ihm als der größte Sohn des deutschen Volkes galt. In dem jetzt heißentbrannten Kampfe der Geister stand unser Freund unerschütterlich fest zu den großen Gedanken der Reformation. In der Freiheit der Forschung ging ihm aber die Wärme des religiösen Bewußtseins nicht verloren. Fern von allen dogmatischen Formeln, war ihm das Christenthum eine große, fortwirkende weltgeschichtliche Thatsache, deren Bedeutung er in dem großen Leben der Völker, wie in den Herzenserlebnissen des Einzelnen mit pietätsvollem Blick erkannte. Darum haben wir zur Einleitung unserer Festfeier das hohe Lied der Reformation, 'Ein' feste Burg ist unser Gott' gewählt. Wir haben nicht ein Klagelied gewollt — wir feiern heute nicht ein Todtenfest, sondern ein Auferstehungsfest — darum haben wir ein Sieges- und Triumphlied angestimmt. Auferstanden ist uns der Freund heute im Bilde des Künstlers, fortlebt er aber in unser aller Herzen als ein leuchtendes Vorbild ernsten Forschersinnes, glühender Vaterlandsliebe und echter Humanität. Sein Andenken bleibe unter uns im Segen.“

Beilagen.



I.

Heinrich Rückerts Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum.

Dem Bedürfnisse Rückerts nach klarer Anschauung und eindringendem Verständniß der ersten grundlegenden Stadien des deutschen Geisteslebens verdankt seine „Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum" (2 Bände 1853—54) ihre Entstehung. Indem er den Untergang des nationalen Heidenthums und die Verbreitung des Christenthums im Bereiche der deutschen Nationalität bis zu dem wenigstens äußerlichen Siege des letzteren darzustellen sich vorsetzt, ist es ihm nicht sowohl um eine pragmatisch verknüpfte Darlegung des Hergangs dieser großen Ereignisse nach dem Maße des urkundlichen Materials zu thun, sondern vielmehr darum, dieselben in ihren bewegenden geistigen Kräften, in der innern Nothwendigkeit zum Verständniß zu bringen, die in dem geschichtlichen Hergange sich vollzieht. Dieser bildet mehr nur den Leib, in welchem es gilt, die inwohnende Seele, den wirksamen Geist zu erkennen, damit das Bedürfniß des Verstehens der Geschichte voll befriedigt werde. Zu einer solchen Arbeit fand Rückert in sich den innern Beruf, indem seine Begabung ebenso nach der Seite der gelehrten Durchforschung des deutschen Alterthums lag, wie sie ihn zum Eindringen in die eigentliche Werkstatt des geschichtbildenden Geistes antrieb. Man spürt denn auch dem Werke die Frische und Freudigkeit an, welche die Verwendung der Kraft an eine der eigenen Individualität völlig entsprechende Aufgabe zu begleiten pflegt. Und diesen Eindruck bestätigte der Beifall der wissenschaftlichen Kreise, der namentlich dem ersten Bande fast ungetheilt gezollt wurde, während der Abschluß des Ganzen im zweiten Bande gewissen Einwendungen begegnete, die später noch berührt werden sollen.

Der Hauptinhalt des ersten Bandes ist eine lebensvolle Entwickelung des innern Auflösungsprocesses des deutschen Heidenthums, an welche sich die Darstellung des Eingangs des Christenthums in die deutsche Nationalität anschließt, zuerst in der dürftigeren Form des Arianismus, dann in der äußerlich und innerlich überlegenen des Katholicismus.



der deutschen Nationalität zu Gute, noch mehr aber, daß in Folge der Entscheidung des dogmatischen Kampfes im römischen Reiche der Katholicismus des Concils von Nicäa zur officiellen Gestalt des Christenthums bei den Römern sich erhebt, also bei den Nationalfeinden, zu denen auch nach Annahme des Christenthums in religiösem Gegensatze zu stehen, das deutsche Bewußtsein befriedigte. Doch konnte ein derartiges Uebergewicht des Arianismus nicht ausreichen, um auf die Dauer seine innere Inferiorität gegenüber dem Katholicismus auszugleichen. In dem kirchlichen Kampfe standen die tieferen, denkenden Geister entschieden auf der Seite des letzteren, während der erstere bei einer schlichteren, aber auch unreiferen, von den darin eingeschlossenen Widersprüchen nicht beunruhigten Glaubens- und Denkart beharrte, und nach Umständen sowohl mit dem Katholicismus als auch mit dem noch vorherrschenden oder mitherrschenden heidnischen Glauben und Sittenzustand Compromisse zu schließen geneigt war. Die arianische Priesterschaft ist entschieden die ungebildetere, rohere, für das Werk der Christianisirung unfruchtbarere; sie liebt den geistigen Kampf nicht, sondern zieht es vor, sich der katholischen Gegner durch die äußern Gewaltmittel der weltlichen Mächte zu erwehren, soweit ihr solche erlangbar sind.

Für die Ueberwindung des arianischen Kirchenthums durch das katholische war der entscheidende Wendepunkt gekommen, als der Franke Chlodwig nach seiner Eroberung des romanischen und katholischen Galliens eine Staatsgründung vollbrachte, welche Germanen und Romanen zu einer, durch den religiösen Gegensatz des Arianismus und Katholicismus nicht mehr gespaltenen Einheit verknüpfte. Seit der durch Chlodwigs Vorgang bewirkten Massenbekehrung wenigstens äußerlich aus Heiden in katholische Christen umgewandelt, treten die Franken zu den in den eroberten Gebieten seßhaften katholischen Römern in ein Verhältniß, welches nicht bloß die sonst übliche germanische Rohheit gegen die Besiegten mildert, sondern auch die Aneignung römischer Cultur und die Uebertragung römischer staatlicher Anschauungen auf das neue Staatswesen anbahnt. Damit gewinnt das letztere eine ihm eigenthümliche, allen andern germanisch-römischen Staatsgründungen weit überlegene Expansivkraft, kraft deren die fränkische Monarchie alle andern in sich vereinigt und die das Thema der mittelalterlichen Geschichte bildende Idee des weltlichgeistlichen Universalreichs zuerst wieder belebt. Durch das Eingehen in dieses Reich wird auch im gesammten Bereiche der deutschen Nationalität dem Christenthum als Katholicismus der endliche Sieg verbürgt. —

Bis auf diesen bloßen Anstoß zur Christianisirung des gesammten deutschen Volks erstreckt sich die Darstellung Rückerts im ersten Bande seines Werkes. Von dem zweiten Bande hätte man

Für die religiöse Welt, welche der germanische Volksgeist sich aus dem Drange seines Abhängigkeitsgefühls von höheren Mächten geschaffen hatte, begann die Erschütterung mit der zunehmenden Berührung, der feindlichen wie der friedlichen, in welche die Deutschen zu andern Völkern traten. Die Zuversichtlichkeit des Glaubens an die nationalen Götter, ohne welche die Religion ihren Dienst am menschlichen Gemüthe nicht leisten kann, ward gelockert und die Keime der Selbstauflösung kamen zum Durchbruch, welche der heidnische Nationalglaube reichlich in sich trug. Die höchsten Götter mit ihrer sehr problematischen, ja vom Untergange bedrohten Macht waren auf die Dauer nicht im Stande den Frieden zu gewähren, den das Gemüth in der Religion sucht. Konnten diese Götter weder von sich selbst noch von der Welt den grauenhaftesten Zusammensturz abwehren, so vermochten sie auch die Menschen nicht vor der Bedrängung und Beängstigung durch das gespensterhafte Heer der Dämonen zu bewahren und sich als absolut ehrfurchtgebietende Wesen zu behaupten. Das Gefühl der Ohnmacht der alten Götter und ihres Ungenügens zur Behütung der Lebensgüter der Einzelnen und des Volkes, der Gedanke, daß man ohne diese Götter ebenso gut und ebenso schlecht fahre, mußte überhand nehmen. Nur eine Folge dieser schwindenden Kraft des alten Glaubens war es, wenn man, ähnlich wie in der Geschichte des Niedergangs auch anderer heidnischen Religionen, Rettung bei einem Zauberwesen suchte, durch welches man die bösen Dämonen fern zu halten oder deren Kräfte in den eignen Dienst zu zwingen hoffte. Je mehr aber das nach wie vor nach Schutz und Befriedung trachtende religiöse Bedürfniß an solche Gebilde einer krankhaften Phantasie sich anklammerte, um so mehr mußte gerade die Furcht vor den überall lauernden schadenfrohen Mächten zunehmen, dadurch aber auch bei einem überhaupt zukunftsfähigen, gemüthstiefen Volke der Boden für die Aufnahme des Christenthums gelockert werden.

Zu verschiedenen deutschen Stämmen war frühzeitig eine Bekanntschaft mit dem Glauben und der Lebensanschauung und Lebenspraxis der Christen durch die mannigfachen Beziehungen gedrungen, welche an den Grenzen Galliens wie an der untern Donau mit den im römischen Reich zahlreich bestehenden christlichen Gemeinden stattfanden. Daß dadurch schon vor der Etablirung des Christenthums als römische Staatskirche ein stiller Bekehrungsproceß aus rein religiösen Motiven eingeleitet worden war, ist nicht zu bezweifeln, und bewährt sich auch wohl durch die für den weiteren Verlauf der Geschichte so wichtige Thatsache, daß das Christenthum zu den Deutschen zunächst als Arianismus Zugang gewinnt. Dem Festhalten an dieser Form des christlichen Glaubens aber kommt auch eine innere Verwandtschaft des Arianismus mit

der deutschen Nationalität zu Gute, noch mehr aber, daß in Folge der Entscheidung des dogmatischen Kampfes im römischen Reiche der Katholicismus des Concils von Nicäa zur officiellen Gestalt des Christenthums bei den Römern sich erhebt, also bei den Nationalfeinden, zu denen auch nach Annahme des Christenthums in religiösem Gegensatze zu stehen, das deutsche Bewußtsein befriedigte. Doch konnte ein derartiges Uebergewicht des Arianismus nicht ausreichen, um auf die Dauer seine innere Inferiorität gegenüber dem Katholicismus auszugleichen. In dem kirchlichen Kampfe standen die tieferen, denkenden Geister entschieden auf der Seite des letzteren, während der erstere bei einer schlichteren, aber auch unreiferen, von den darin eingeschlossenen Widersprüchen nicht beunruhigten Glaubens- und Denkart beharrte, und nach Umständen sowohl mit dem Katholicismus als auch mit dem noch vorherrschenden oder mitherrschenden heidnischen Glauben und Sittenzustand Compromisse zu schließen geneigt war. Die arianische Priesterschaft ist entschieden die ungebildetere, rohere, für das Werk der Christianisirung unfruchtbarere; sie liebt den geistigen Kampf nicht, sondern zieht es vor, sich der katholischen Gegner durch die äußern Gewaltmittel der weltlichen Mächte zu erwehren, soweit ihr solche erlangbar sind.

Für die Ueberwindung des arianischen Kirchenthums durch das katholische war der entscheidende Wendepunkt gekommen, als der Franke Chlodwig nach seiner Eroberung des romanischen und katholischen Galliens eine Staatsgründung vollbrachte, welche Germanen und Romanen zu einer, durch den religiösen Gegensatz des Arianismus und Katholicismus nicht mehr gespaltenen Einheit verknüpfte. Seit der durch Chlodwigs Vorgang bewirkten Massenbekehrung wenigstens äußerlich aus Heiden in katholische Christen umgewandelt, treten die Franken zu den in den eroberten Gebieten seßhaften katholischen Römern in ein Verhältniß, welches nicht bloß die sonst übliche germanische Rohheit gegen die Besiegten mildert, sondern auch die Aneignung römischer Cultur und die Uebertragung römischer staatlicher Anschauungen auf das neue Staatswesen anbahnt. Damit gewinnt das letztere eine ihm eigenthümliche, allen andern germanisch-römischen Staatsgründungen weit überlegene Expansivkraft, kraft deren die fränkische Monarchie alle andern in sich vereinigt und die das Thema der mittelalterlichen Geschichte bildende Idee des weltlichgeistlichen Universalreichs zuerst wieder belebt. Durch das Eingehen in dieses Reich wird auch im gesammten Bereiche der deutschen Nationalität dem Christenthum als Katholicismus der endliche Sieg verbürgt. —

Bis auf diesen bloßen Anstoß zur Christianisirung des gesammten deutschen Volks erstreckt sich die Darstellung Rückerts im ersten Bande seines Werkes. Von dem zweiten Bande hätte man

vielleicht die Entwickelung der innern und äußern Bedingungen erwarten mögen, unter denen dieser Anstoß sich bis zur vollen Herrschaft des Christenthums bei den Deutschen auswirkt. Allein, entsprechend seiner mehr auf die innere Geschichte der geistigen Bewegungskräfte gerichteten Tendenz, sieht Rückert den Eintritt des Christenthums in die deutsche Nationalität durch die Vermählung beider im fränkischen Wesen im Allgemeinen als erledigt und in seiner vorbildlichen Gestalt abgeschlossen an, so daß er dem zweiten Theile die Aufgabe setzt, das Bekehrungswerk nach seinen geistigen Factoren und den dadurch für die Kirche und die Nationalität gelieferten Ergebnissen darzulegen. Er bezeichnet daher als die den Gang der Untersuchung und Darstellung zusammenhaltenden Fragen: 1. was bietet die Kirche dem Volke als Christenthum? 2. wie wird dies Gebotene verstanden und dem Volksgeist assimilirt? 3. welche Resultate ergeben sich daraus für die Substanz und Form beider Factoren, der Kirche und der deutschen Nationalität? Als Zeitgrenze für diese Entwicklung ist dabei das sechste und der Anfang des siebenten Jahrhunderts festgehalten.

So führt denn der zweite Band in die Hauptstücke des katholischen Glaubenssystems jener Zeit ein und stellt die Art und Weise dar, wie diese sich in der nationalen Seele reflectirten und durch den bisherigen Bestand an religiösen Vorstellungen afficirt wurden. Der christliche Gottesbegriff in seiner trinitarischen Fassung; die Eigenschaften Gottes des Vaters; die christliche Kosmogonie; die göttliche und menschliche Natur Christi, seine irdische Laufbahn in ihrer Niedrigkeit und Erhabenheit, seine Wunderkraft, sein Tod, Auferstehung und Himmelfahrt; der heilige Geist mit seiner in der rechtgläubigen Kirche und deren Aemtern und Verrichtungen greifbaren Leiblichkeit; die Bevölkerung des Himmels und zwar zunächst das Heer der Engel mit seinen mannigfachen, den Beziehungen Gottes zu den Menschen dienenden Geschäften, dann die in gleicher Gottesnähe stehenden, den Menschen aber vertrauteren Märtyrer und Heiligen mit ihrer von Gott entlehnten wunderthätigen Theilnahme für die menschlichen Nöthe und Anliegen und ihrer Schutzbereitschaft für ganze Landschaften und Orte, wo ihre Reliquien ruhten; weiter das auf den Sturz einer ungetreuen Engelschaar zurückgeführte, den Menschen feindselige Walten böser Dämonen, deren versucherische und schadenbringende Macht von Christus nicht vertilgt, aber doch beschränkt und für die ihm anhangende Menschenwelt zur schließlichen Ohnmacht herabgesetzt ist; die Gestalt der letzten Dinge, das Weltgericht, das Jenseits, das selige wie das unselige, Himmel und Hölle — dieses ganze reichgegliederte und in der That imposante Ganze des kirchlichen Glaubens sucht auf dem Boden eines durch das germanische Heidenthum eigenthümlich präformirten religiösen Vorstellungs-

lebens nicht bloß Raum, sondern ausschließliche Herrschaft. Wohl bot die heidnische Tradition manche Punkte dar, die einer Assimilation der christlichen Lehre zu Hülfe kamen; aber zahlreicher waren doch die absolut fremdartigen Anschauungen, für welche keine oder doch nur eine auf höchst bedenklichem Irrthum beruhende Anknüpfung sich darbot. Kein Wunder daher, daß besonders bei denjenigen deutschen Stämmen, deren Bekehrung mehr ein politischer Act, nicht das Erzeugniß eines religiösen Processes war, also zunächst bei den Franken, heidnische Glaubens- und Cultusreste in großer Ausdehnung sich erhielten und eine Durchdringung des Christlichen mit Heidnischem sich bildete, welche wenigstens in den untern Volksschichten noch heute spürbar ist. Wohl mochte in der zweifelnden und durch ihre Glaubenstraditionen mehr beängstigten als befriedeten Heidenwelt eine gewisse Empfänglichkeit vorhanden sein für die evangelische Botschaft des Willens Gottes, daß allen Menschen geholfen werde, und der göttlichen That, welche diesen Willen vollbracht habe. Allein der Glaube an diese Botschaft konnte damals doch nur auf dem Wege der Auctorität zu Stande kommen, d. h. nicht auf dem Wege der innern Umwandlung des religiösen Denkens und Empfindens, sondern dadurch, daß man in den Priestern die gegebenen Träger göttlicher Vollmachten sah, welche die geheimnißvollen Mittel, die magische Gewalt zur Vermittlung jener göttlichen Wohlthat besitzen und für diejenigen wirksam machen, welche ihnen den Glaubensgehorsam leisten. Mit diesem Glauben an die priesterliche Macht, zu retten und zu verderben, schließt damals in der That das Massenchristenthum ab, ein Abschluß, mit dem sich nicht bloß die Festhaltung von Aberglauben und das Beharren in Sünden und Lastern aller Art vertrug, sondern der auch für die Kirche selbst schwere Gefahren in sich barg.

Diese Gefahren verwirklichten sich. Mit jenem Autoritätsbesitz befriedigt, ließ es die Kirche an der ethischen Verwerthung des gewaltigen Einflusses auf die Gemüther fehlen, den ihr derselbe verlieh; mit der Rohheit und der durch die Bekanntschaft mit den Schattenseiten der römischen Cultur gesteigerten Verderbtheit der Mächtigen wußte sie sich leicht abzufinden; vor der Menge unwürdiger Priester verblich der Nimbus, der zuerst die Mitglieder des heiligen Standes verklärt hatte. Es bewährte sich wieder, daß es für die Kirche leichter ist, in der Zeit der Bedrängniß ihr Lebensprincip wirksam und fruchtbar zu erhalten, als unter der versucherischen Gunst der Herrschaft und äußerlich glanzvoller Stellung. Von dieser letztern war ihr in der merowingischen Monarchie ein reiches Maß zu Theil geworden. Die Kirche empfing sie als Gegengabe für den durch ihre Weihe erzeugten, dem Königthum erwünschten, den Germanen aber fremd-

artigen Majestätscultus, sowie für ihre gegen die Greuelthaten der weltlichen Machthaber geübte Connivenz; sie mußte aber auch die Kehrseite des aus solcher Quelle entsprungenen Machtbesitzes tragen in der depravirenden Verflechtung in die Schleichwege und Gewaltsamkeiten einer gewissenlosen, oft geradezu verruchten Politik. So hatten sich die äußern Erfolge ihres Bekehrungswerks für die Kirche zu einem tiefen innern Verfalle entwickelt, der sich auch in den Sittenzuständen ihrer Bekehrten abspiegelt. Die Kirche spielte zwar durch die Verbindung ihrer Hierarchie mit der Staatsgewalt eine wichtige Rolle und bildete kraft der allgemeinen Scheu, welche die über zeitiges und ewiges Wohl gebietende Institution umgab, sowie kraft der religiösen Bedürftigkeit der Massen einen mächtigen Factor im Volksleben. Allein von einem Fortschreiten in dem Geiste, in welchem sie begonnen hatte, von einer Entwickelung der durch die Bekehrung des Volks zum Christenthum gelegten Keime ist nicht die Rede, und wenngleich es auch in dieser düstern ersten Epoche der maßgebenden Einwirkung der Kirche auf deutsche Volksart nicht ganz an bedeutenden Persönlichkeiten fehlt, die den idealen Funken im Glimmen erhalten, so blieb es doch der Stärkung des fränkisch-deutschen Kirchenwesens durch auswärtige Kräfte vorbehalten, den Funken wieder zur hellen Flamme anzufachen. —

Mit diesem trüben Bilde eines für die religiös-sittliche Cultur zunächst höchst unfruchtbaren Wirkens der Kirche schließt Rückert sein Werk. Gerade dieser Schluß aber mag den Zweifel erwecken, ob damit die Aufgabe erschöpft sei, deren Lösung in Aussicht genommen war. Eine Darstellung des Bekehrungswerks und der dadurch begründeten Wechselwirkung zwischen Kirche und deutscher Nationalität, welche nicht über die Linie des fränkisch-merowingischen Reichs hinausgeht, läßt die Verbindung der Kirche mit den gerade das eigentliche Deutschland bewohnenden deutschen Stämmen unberührt und schwerlich vermag die typische Bedeutung des Frankenthums für die deutsche Nationalität die fehlende Darstellung des Entwickelungsprocesses bei den andern deutschen Stämmen zu ersetzen. Rückert selbst hat das Bedürfniß dieser Ergänzung empfunden, indem er in der Vorrede zum zweiten Bande die allerdings außerordentlich schwierige Vervollständigung seines Werks nach dieser Seite einer späteren Arbeit vorbehält. Wenn es aber auch zu dieser nicht gekommen ist, so bildet darum nicht weniger das Werk, dessen Gedankengang in seinen Grundzügen geschildert worden ist, ein wohlgeschlossenes Ganze, welches in dem innegehaltenen, an sich ganz statthaften Zeitrahmen eine zu den bleibenden Fundamenten unsers geistigen Lebens gehörende Entwicklungsphase in reichem Detail und fesselnder Form, sowie mit tiefem Eindringen in die miteinander ringenden Ideen vorführt. Daß endlich Rückert

seinem Werke die Bezeichnung „Culturgeschichte des deutschen Volks in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum“ gegeben hat, mag auch noch ein Bedenken herausfordern. Denn die Darstellung dieses Uebergangs selbst bildet recht eigentlich den Inhalt des Werkes; er ist nicht die bloße Zeitgrenze für eine Culturgeschichte, welche der Titel zwar verheißt, die aber in der That von so entlegenen Zeiträumen und bei der Dürftigkeit der Quellen kaum in dem Sinne gegeben werden kann, welcher der modernen Vorstellung von Culturgeschichte entspricht. Allein da auch einem engern Begriffe dieses Wortes immerhin Raum bleibt und Rückert offenbar bei der Cultur wesentlich an die geistigen, besonders ethischen Anliegen gedacht wissen will, deren Befriedigung den Antrieb und Werthmesser einer nationalen Bildung abgiebt, so lassen wir uns das gern gefallen und freuen uns, in seinem Werke ein so überaus reiches und anschauliches Bild der in unserm Volke wirkenden geistigen Impulse und der geschichtlichen Bethätigung derselben aus ferner, aber noch heute bestimmend fortwirkender Zeit zu besitzen.

Heidelberg. Februar 1880.

Herrmann.

II.

Heinrich Rückerts kritische Thätigkeit.

Unter den verschiedenen Arten der wissenschaftlichen Arbeit nimmt in Deutschland das Geschäft des Recensirens eigentlich keinen besonderen Ehrenplatz ein. Gar zu oft führt es zu leichtfertigem Geschwätz, das den Mangel gründlicher Sachkenntniß entweder durch allgemeine Phrasen zu verdecken oder durch vorschnelle und ungerechte Urtheile zu ersetzen sucht. Aber selbst wo der Recensent seine Aufgabe ernst nimmt, muß er sowohl auf die innere Befriedigung, als auch auf den Dank der Leser verzichten, welche ihm eigene productive Thätigkeit in viel höherem Maße verschaffen würde. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn das Feld der literarischen Kritik vorzugsweise als ein Tummelplatz für Geister zweiten und dritten Ranges sich darstellt. Um so erfreulicher ist unter diesen Umständen die Erscheinung eines durch umfassende Gelehrsamkeit wie durch reifes Urtheil hervorragenden Mannes, der besonderer Neigung folgend, einen großen Theil seiner Zeit und seiner Arbeitskraft der fortlaufenden Kritik fremder Leistungen widmet. Er wird nicht nur den unmittelbaren Zweck vollkommener als andere erreichen, sondern auch im

Anschluß an die Werke, die er bespricht, unwillkürlich vieles aus seinen eigenen Gedanken mittheilen und so seinen Recensionen einen mehr als ephemeren Werth verleihen. Bei Rückert trifft dies zu, und dadurch ist es gerechtfertigt, daß in dem vorliegenden Buche für die besondere Schilderung seiner kritischen Thätigkeit ein Paar Blätter bestimmt worden sind.

Wie groß zunächst der äußere Umfang des behandelten Gebietes ist, zeigt am besten das dem 2. Bande der „kleineren Schriften" beigegebene genaue Verzeichniß, in welchem alle literarischen Arbeiten Rückerts in chronologischer Ordnung aufgezählt sind. Von 1846 an war er Mitarbeiter der Berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" sowie der „neuen jenaischen allgemeinen Literaturzeitung". Doch wurde seine Thätigkeit für beide bald überwogen und dann ganz verdrängt durch die Theilnahme an der „Minerva", in der er während der Jahre 1849 bis 1852 den größten und auch später noch bis 1856 einen großen Theil seiner kritischen Arbeiten veröffentlichte. Daneben bot ihm in den Jahren 1853 und 1854 das „literarische Centralblatt" Gelegenheit zu kürzeren Anzeigen. Aus der späteren Zeit finden sich keine Beiträge mehr für diese Zeitschrift, und überhaupt trat mit dem Jahre 1857 eine Pause in Rückerts kritischer Beschäftigung ein, bedingt durch mehrere größere Arbeiten, welche in diese Zeit fallen, besonders das „Lehrbuch der Weltgeschichte" (1857) und die zweite Auflage der „deutschen Geschichte" (1861). Im Jahre 1862 und in größerem Umfange 1863 begann dann Rückerts Mitarbeiterschaft an den „Blättern für literarische Unterhaltung", denen er bis an sein Lebensende treu geblieben ist, so daß die letzten der darin enthaltenen Recensionen aus seinem Nachlasse publicirt worden sind. Die Beiträge für dieses Journal bilden während der angegebenen Zeit die Hauptmasse seiner kritischen Thätigkeit. Nebenher geht außer der Theilnahme an mehreren gelehrten Fachzeitschriften die ziemlich regelmäßige Lieferung größerer kritischer Artikel für die „Grenzboten" (1865—1875), in denen Rückert schon früher (1848—1850) einige Aufsätze hatte erscheinen lassen. Erst verhältnißmäßig spät, im Jahre 1871, fing er an, für die „Schlesische Zeitung" zu arbeiten, und zwar außer mehreren Leitartikeln und einigen mehr oder weniger politischen Aufsätzen im Feuilleton mit besonderer Vorliebe Besprechungen allgemein wissenschaftlicher und literarischer Werke. Auch von diesen sind zwei erst nach dem Tode des Verfassers gedruckt worden.

Die Zeitschriften und Journale, in denen Rückerts Recensionen erschienen, und von denen hier nur diejenigen genannt worden sind, die er am häufigsten benutzt hat, waren verschieden sowohl in ihrem Umfang und ihrem Programm als auch in dem Leserkreis, an den sie sich wandten. Dadurch war natürlich auch eine Ver-

schiedenheit der für sie gelieferten Beiträge bedingt, und in der That kann Niemand das reiche Material, das uns vorgelegen hat, durchlesen, ohne zwischen der besonderen Art jener Zeitschriften und den Unterschieden in Ton und Ausführlichkeit der in ihnen veröffentlichten Recensionen eine genaue Entsprechung zu erkennen. Im Großen und Ganzen aber ist der Charakter der Kritiken ein einheitlicher, in dem jene Verschiedenheiten nur als kleine Modificationen bemerkt werden. Es ist nicht nur überall derselbe Mensch, erfüllt von denselben Gedanken, kämpfend für dieselben Ueberzeugungen, den man sprechen hört; sondern es ist auch überall dieselbe eigenthümliche Art, das Handwerk des Recensenten zu üben, eben diejenige, durch welche es über die Stufe des geistigen Handwerks hinausgehoben und in einzelnen Fällen derjenigen der künstlerischen Leistung nahe gebracht wird.

Dreierlei ist es, was derjenige leisten will, der ein wissenschaftliches Werk zu recensiren unternimmt. Er will zunächst von dem Inhalte des Buches eine Vorstellung geben, das Thema abgrenzen, das es sich gestellt hat, die Anordnung schildern, in welcher der Stoff behandelt ist, endlich die Hauptresultate verzeichnen, die gewonnen worden sind. Erst das Zweite ist die Prüfung der so bezeichneten Elemente. Der Recensent wird dabei das Thema als gegeben annehmen und festzustellen suchen, in wieweit das zu seiner Behandlung beigebrachte Material zuverlässig und vollständig, ob die Methode seiner Verarbeitung die richtige ist, ob demgemäß die neue Erkenntniß, zu der es zu führen meint, als fest begründet gelten kann. Aber auch von hier aus geht er nun noch weiter zur Betrachtung des Themas selbst. Er fragt, ob die Stellung desselben berechtigt, ob es durch den Zusammenhang der Wissenschaft, welcher das besprochene Buch angehört, mit Nothwendigkeit gefordert oder wenigstens als wünschenswerth angezeigt war, ob das Buch sich einer zur Zeit herrschenden Richtung der Studien anschließt oder sich ihr entgegenstellt oder etwa die Aufmerksamkeit der Mitforscher und des gelehrten Publicums nach einer neuen, vorher wenig beachteten Richtung zu lenken beabsichtigt. Der Recensent wird so die Stellung des Buches innerhalb des Forschungsgebietes, dem es angehört, klar machen und dadurch, je bedeutender das besprochene Werk selbst ist, desto mehr Gelegenheit haben, seine eigenen Ansichten über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft, über die Richtung, in der sie sich bewegt oder bewegen sollte, auszusprechen. Es bedarf kaum der Versicherung, zumal es oben schon angedeutet worden ist, daß eine nach allen Seiten hin vollkommene Recension diese drei Aufgaben gleichmäßig lösen müßte; und vielleicht ist keine so unvollkommen, daß in ihr nicht für jede von ihnen wenigstens etwas geschehen wäre. Andererseits aber ist es in der natürlichen Mangel-

haftigkeit aller menschlichen Arbeit begründet, daß jene im Principe geforderte Gleichmäßigkeit nirgends ganz erreicht ist. Je nach der besonderen Art des anzuzeigenden Buches, der Zeitschrift, in der man schreibt, vor Allem aber der Individualität des Schreibenden wird das Verhältniß der drei Theile ein verschiedenes sein. Ja, nicht selten kann man beobachten, wie ein Recensent, mit oder ohne klare Absicht, sich daran gewöhnt, einen derselben als den wichtigsten anzusehen und allein oder doch ganz vorzugsweise vor den anderen zu pflegen.

Hier kann nun die eigenthümliche Weise der Rückert'schen Recensionen ganz kurz damit bezeichnet werden, daß in ihnen der Verfasser mit entschiedener Vorliebe auf der dritten Stufe verweilt. Es kommt ihm weniger darauf an, einen genauen Bericht über den Inhalt eines Buches oder eine strenge Würdigung seines absoluten Werthes zu geben: er will vielmehr ihm seinen Platz in der verwandten Literatur anweisen, die Voraussetzungen mittheilen, von denen der Leser bei seiner Lectüre auszugehen hat, und die weiteren Gedanken andeuten, in die es einen Ausblick eröffnet. Natürlich tritt aber hier jene Verschiedenheit hervor, von der eben die Rede war, welche durch die Verschiedenartigkeit der Zeitschriften, für die Rückert arbeitete, bestimmt wurde. Daß er in germanistischen Fachzeitschriften nicht unterließ, ausführlich auf den Inhalt der angezeigten Bücher einzugehen und eine materielle Kritik derselben zu geben, versteht sich von selbst. Und dasselbe gilt von den Besprechungen historischer Werke, welche in der „Minerva" erschienen sind. So sind z. B. die Anzeigen der Vehseschen Bücher über die Geschichte des preußischen und des österreichischen Hofes (Minerva 1851. 1852. 1853) überschrieben: „Aus und über E. Vehse's Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation" und geben in der That neben einer kurzen Nachricht über die benutzten Quellen und einer nicht gerade günstigen Kritik der Methode des Verfassers hauptsächlich einen fortlaufenden Auszug aus seinem Werke, durch den der Leser von der Art desselben eine deutliche Anschauung erhält. In ähnlicher Weise sind die Memoiren der Generale von Müffling und von Wolzogen (Min. 1851) und mit noch größerer Ausführlichkeit Droysens „Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg" (Min. 1852) behandelt. Auch von den zahlreichen historischen Schriften, welche Rückert unter dem allgemeinen Titel „Rundschau im Gebiete der Geschichtsforschung" in den Jahren 1850—1856 in der „Minerva" in regelmäßiger Folge besprochen hat, bietet er dem Leser zwar keinen vollständigen Auszug der Bücher, aber doch reiche Mittheilungen daraus und eine zum Theil sehr ins Detail gehende Kritik.

Ganz anders in den „Blättern für literarische Unterhaltung". Eine ausführliche Darlegung des Inhalts der Bücher war hier

schon durch die Beschränktheit des zu Gebote stehenden Raumes ausgeschlossen. Kurze Referate aber, aus vielen einzelnen thatsächlichen Angaben zusammengedrängt, würden gerade den Hauptzweck, den Rückert mit seinen Aufsätzen in diesen Blättern verfolgte, verfehlt haben. Er wollte nicht dem Leser die Lectüre der Bücher ersetzen, sondern ihn zu ihr anregen, und dies suchte er in jedem einzelnen Falle dadurch zu erreichen, daß er für das Thema eines Buches Interesse erweckte, indem er das wissenschaftliche Gebiet, dem es angehörte, schilderte. Als äußere Form der Recension ergab sich so in der Regel von selbst die Zusammenfassung mehrerer verwandter Erscheinungen zu einem Artikel, der bald in loserem, bald in festerem Gefüge Schriften ähnlichen Inhalts oder ähnlicher Geistesrichtung verband und so auch dem, das für sich von geringerem Werthe zu sein schien, im Dienste eines größeren Ganzen seine Bedeutung zuwies. Aber auch, wo er es mit einzelnen Werken zu thun hatte, wußte er ihnen durch Darstellung des wissenschaftlichen Zusammenhanges, dem sie angehörten, einen wirksamen Hintergrund zu geben und sie dadurch dem Interesse des Lesers näher zu rücken. So leitet er die Besprechung von Dümmlers „Geschichte des ostfränkischen Reiches" Bl. f. l. U. 1864, Nr. 27) und die von R. v. Raumers „Geschichte der germanischen Philologie in Deutschland" (ebenda 1871, Nr. 26) durch einen Bericht über das Ziel und den bisherigen Erfolg der beiden großen Unternehmungen ein, von denen diese Werke Theile bilden, und die er beide mit freudiger Zustimmung seinen Lesern empfiehlt. In gleicher Weise hebt er wiederholt, bei Gelegenheit der Besprechung der einzelnen Bände der Brockhaus'schen „deutschen Nationalbibliotheken", wie er selber sie gemeinsam benennt, das verdienstliche dieser ganzen Sammlungen hervor, innerhalb deren auch einzelne minder werthvolle Stücke als Beiträge zum Ganzen mit Dank aufgenommen werden müßten. Und wenn hier die Beziehung der empfohlenen Bücher zu den größeren Gruppen literarischer Thätigkeit, innerhalb deren sie gewürdigt werden sollen, eine mehr äußerliche ist, so sind doch die Fälle viel zahlreicher, in denen Rückerts einleitende Bemerkungen das Verständniß eines Werkes sehr wesentlich erleichtern, für einen Theil der Leser vielleicht überhaupt erst möglich machen. Ein Beispiel unter vielen bietet die Anzeige von Grünhagens Schrift „Friedrich der Große und die Breslauer 1740 und 1741" (a. O. 1864, Nr. 31). Der Verfasser hat einen Gegenstand von scheinbar ganz localer Bedeutung behandelt, für den allen ferner Stehenden sowohl das Interesse als auch der richtige Standpunkt der Beurtheilung fehlt. Aber beides wird gegeben durch die wenigen Spalten, in denen Rückert die politische Entwickelung Schlesiens und besonders seiner Hauptstadt unter habsburgischer Herrschaft

darstellt, eine Entwickelung, durch die allein das gewaltsame Ende des letzten Privilegiums der Breslauer Bürgerschaft verständlich wird. Ueber ein Buch wie das Scherers „Zur Geschichte der deutschen Sprache“, dem Publikum eines allgemein literarischen Journals zu berichten, ist gewiß keine leichte Aufgabe, zumal für einen Fachgenossen des Verfassers, der dabei der Gefahr ausgesetzt ist, über diejenigen Punkte, in denen er ihm nicht beistimmt, in eine Polemik einzutreten und darüber die allgemeine Orientirung, die seine Leser verlangen, zu vernachlässigen. Mit glücklichem Takte hat Rückert (Jahrg. 1869, Nr. 50) sich in der Anzeige dieses Werkes alles Eingehens in das Detail enthalten, statt dessen eine für den Laien höchst lehrreiche und auch für den Fachmann interessante Uebersicht über die Geschichte der modernen Sprachwissenschaft gegeben und gezeigt, wie in ihr die besondere Phase, welche Scherers Buch bezeichnet, vorbereitet war. Und nicht bloß die Bedeutung eigentlich wissenschaftlicher Werke hat Rückert in dieser Weise dem allgemeinen Verständniß zugänglich zu machen gesucht: eine ganz ähnliche Methode hat er mit Glück auch da angewandt, wo es galt, den Neudruck irgend eines älteren Werkes der deutschen Literatur der Theilnahme seiner Leser zu empfehlen. In diesem Sinne zeigte er (1862, Nr. 31) „das Buch der Natur“ von Konrad von Megenberg an, das von Franz Pfeiffer neu herausgegeben war. Er erinnert an die außerordentlich große Wirkung, welche das Buch zur Zeit seines Erscheinens hervorgebracht hat, und begründet sie durch die Kulturzustände des vierzehnten Jahrhunderts, der Zeit, in welcher durch den schwarzen Tod, durch gewaltige Erdbeben und andere Naturerscheinungen die unheimliche Macht, von der sie Zeichen waren, deutlicher als je zum Bewußtsein gebracht und deshalb ein Gegenstand eifrigeren Nachdenkens und Studiums geworden war. Wie er durch solche Art von Recensionen in den Gedankenkreis, dem ein Werk angehörte, einzuführen, die Lectüre desselben vorzubereiten bestrebt war, so knüpfte Rückert doch auch nicht selten seine Betrachtungen gleichsam an das entgegengesetzte Ende an; d. h. er setzte ein Buch als gegebene Erscheinung voraus und ging den Folgerungen nach, zu denen entweder sein Inhalt oder die Form der Behandlung ihn führten. So giebt ihm die Besprechung von Schriften zur Geschichte und Cultur des Elsaß einmal (Jahrg. 1872, Nr. 11) Anlaß, auf Tagesfragen einzugehen und über das Widerstreben der neu gewonnenen deutschen Unterthanen gegen ihre Rückkehr zum Reiche seine kräftige Meinung zu sagen, ein anderes Mal (1875, Nr. 34), die Bedeutung des Elsaß in der Geschichte des deutschen Geisteslebens zu schildern und mit der anderer Landschaften von ähnlichem Umfange zu vergleichen. „Karl Mathy, Geschichte seines Lebens“ von Gustav Freytag erscheint dem Recensenten als das

Muster einer guten Biographie, und so benutzt er (1870, Nr. 6) diese Vorlage dazu, eine Art von Theorie dieser Literaturgattung zu entwickeln. An thatsächlichen Kenntnissen über Mathys Leben empfängt der Leser aus dieser Anzeige, obwohl sie einen nicht ganz geringen Umfang hat, nur wenig; aber wer sie aufmerksam durchliest, wird nicht nur im allgemeinen gut unterhalten und zum Nachdenken angeregt, sondern auch besonders zu dem Wunsche geführt, das Buch selbst kennen zu lernen.

Von der Behandlungsweise, die Rückert in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ auf Werke der Literatur wie der eigentlichen Wissenschaft anwandte, ist diejenige nicht wesentlich verschieden, die er in den „Grenzboten“ beobachtete. Nur ein gewissermaßen gradueller Unterschied war durch den Charakter dieser Wochenschrift bedingt, die, nicht eigentlich der literarischen Kritik gewidmet, eine größere formale Abrundung der in ihr veröffentlichten Recensionen forderte. So kommt es, daß viele der Rückertschen Beiträge, ohne den äußeren Anlaß, aus dem sie entstanden sind, zu verleugnen, sich doch als sorgfältig ausgearbeitete, selbständige Aufsätze darstellen. Die Besprechung von „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter von 1250—1400“ von Ottokar Lorenz (1871, II. 1. S. 361—378) ist zu einer kurzen, aber anschaulichen Skizze der Geschichte der deutschen Historiographie, die Anzeige der Selbstbiographie des Grafen Leopold Sedlnitzky (1872, II. 1. S. 273—282) zu einem eigenen kirchenpolitischen Essai geworden. Nach der andern Seite weicht von dem Stil, den Rückert in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ sich ausgebildet hatte, durch größere Freiheit der Form derjenige ab, in dem seine Feuilletonartikel für die „Schlesische Zeitung“ geschrieben sind. Hier brachte es der Platz mit sich, daß der Verfasser sich zwanglos gehen ließ und zuweilen an den Titel eines Buches, das ihm Freude gemacht hatte, in loserem Zusammenhange ein immer geistreiches und anregendes Geplauder anschloß. So ergeht er sich gleich in einem der ersten Aufsätze, die er für diese Zeitung geliefert hat (1871, Nr. 485), welchem der Titel von Fr. Sehrwalds Anthologie „Deutsche Dichter und Denker“ vorgedruckt ist, in Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand der poetischen Literatur in Deutschland. Ein anderes Mal (1871, Nr. 69) ruft ihm G. Homeyers Buch „Die Haus- und Hofmarken“ Erinnerungen aus der eigenen, in ländlicher Umgebung verlebten Kindheit wach, die er benutzt, um einen culturgeschichtlich merkwürdigen Rest altdeutscher Bauernsitte zu beleuchten. Aber auch in der „Schlesischen Zeitung“ fehlte es nicht an Beiträgen, die in vollendeter äußerer Form und in größerem Umfange ernste Gedankenarbeit mittheilen und hervorrufen wollten. Dahin gehört vor Allem die Folge von Artikeln „Zur Verständigung über „„der alte und der neue

Glaube“" von D. Fr. Strauß", die 1873 erschienen und jetzt im zweiten Bande der „kleineren Schriften", S. 225—274, wieder abgedruckt sind. Sie unterwerfen den Gedankengehalt des Strauß-schen Buches einer so gründlichen Prüfung, wie sie damals von den Tagesblättern wohl wenige gebracht haben, und geben, mag man über den Standpunkt ihres Schreibers denken wie man will, jedenfalls davon ein lehrreiches und erfreuliches Beispiel, daß ein Mann, der in nicht unwesentlichen Punkten von Strauß abweicht, doch aus vollem Herzen ihm die Hochachtung zollen kann, durch deren Verweigerung sich an seiner Größe zu rächen manche kleine Leute immer noch vergebens versuchen.

Das eben genannte Buch gehört einem Gebiete an, das Rückert sonst mit seinen Kritiken nur selten betreten hat. Im ganzen hielt er sich hier innerhalb der Grenzen, in denen auch seine eigene Thätigkeit als Forscher und Schriftsteller eingeschlossen war, und die nach modernem Maßstabe immer noch außerordentlich weite waren. Sie umfaßten das ganze Feld der deutschen Philologie und Alterthumswissenschaft und das der deutschen Geschichte. Von germanistischen Sachen besprach Rückert hauptsächlich neue Ausgaben älterer Werke der deutschen Literatur und literarhistorische Schriften; die eigentlich gelehrten Forschungen zog er nur in geringem Umfange heran. So brachten es die Stellen, an denen seine Recensionen erschienen, mit sich, und diese Stellen hatte er mit Absicht gewählt. Sein Streben war durchaus darauf gerichtet zwischen Wissenschaft und Bildung zu vermitteln und aus der Werkstätte der einen immer neue Schätze in den Besitz der andern überzuführen. Vollends die rüstigen Fortschritte der Germanistik mit warmem Interesse zu verfolgen, erschien ihm als eine Pflicht der deutschen Nation, und umgekehrt dieses Interesse zu pflegen als eine Pflicht der Wissenschaft. So begrüßt er freudig die ersten Bände der „Deutschen Bibliothek" von Heinrich Kurz (Bl. f. lit. Unterh. 1863, Nr. 19), deren Programm, die Sammlung und Erläuterung älterer Schriften der älteren deutschen National-literatur, ganz nach seinem Sinne war. Denselben Dank zollt er dem umfassenderen Unternehmen des Brockhaus'schen Verlages, das in verschiedenen Serien die bedeutendsten Werke unserer älteren Literatur einer allgemeineren Beachtung und dem Verständniß der Laien zugänglich zu machen bestimmt war. Mit Genugthuung constatirt er bei der zusammenfassenden Besprechung der „Auswahl aus den kleineren Schriften von Jakob Grimm", des „mittelniederdeutschen Wörterbuches" von K. Schiller und A. Lübben und anderer Schriften zur älteren deutschen Literatur (Bl. f. lit. Unterh. 1872, Nr. 48), daß in der Germanistik immer mehr das Bestreben hervortrete, „diese Studien dem engbegrenzten Bereich der Schule zu entrücken und zum Eigenthum der Gesammtbildung der Nation

zu machen", und er weiß umgekehrt mit scharfer Polemik denjenigen Fachgenossen entgegenzutreten, die jenes Streben zu stören bemüht seien; wie er z. B. in der Anzeige zweier neuen Ausgaben von „des Knaben Wunderhorn" (Schlesische Zeitung 1874, Nr. 331) die freie, popularisirende Behandlung der Lieder durch die ersten Herausgeber gegen die „Nörgeleien" der Gelehrten kräftig in Schutz nimmt. Daß die Popularität, welche Rückert den Arbeiten der deutschen Philologie zu verleihen wünschte, von Oberflächlichkeit weit entfernt bliebe, dafür zu wirken war er selbst nach Kräften bemüht; nicht die Wissenschaft sollte hinab-, sondern das Publicum hinaufsteigen. Rückert war in den Zumuthungen, die er an seine Leser stellte, keineswegs zaghaft. Daß man sich in den weiteren Kreisen der Gebildeten daran gewöhnte, mit Hilfe der Brockhaus'schen Ausgaben mittelhochdeutsche Dichtungen im Original zu lesen, verlangte er geradezu. Und wie er auch für die schwierigeren und dunkleren Gebiete der deutschen Philologie ein allgemeineres Interesse theils voraussetzte, theils zu wecken suchte, das zeigen Aufsätze wie der über „den gegenwärtigen Stand der Runenkunde" (Grenzboten 1868, II. 1. S. 81—107), der durch sorgfältige und klare Darstellung den Leser in diesen ihm vielleicht völlig fremden Forschungen orientirt.

Während Rückert diese popularisirende Tendenz mit vollem Bewußtsein verfolgte, wirkte er zugleich, vielleicht ohne bestimmte Absicht, nach einer anderen Richtung hin. Es ist überall eine natürliche und gerade eine sehr glückliche Folge von der eigenen wissenschaftlichen Bedeutung des Recensenten, daß die Studien, die er selbst treibt, unwillkürlich seine Kritiken beeinflussen und in ihnen allmählich ein wenn auch nur schwach gezeichnetes Abbild von sich hervorbringen. Rückerts letztes größeres Werk ist die „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache". Aus den Vorarbeiten dafür ergab sich ihm von selbst ein hervorragendes Interesse für die Geschichte der deutschen Literatur während derjenigen Jahrhunderte, in denen sich der Uebergang aus dem Mittelalter zur Neuzeit vollzogen hat. Und daher erklärt es sich, daß er häufiger und mit größerem Nachdruck, als es vielleicht sonst geschehen wäre, auf die literarischen Erscheinungen gerade dieser Zeit auch die Aufmerksamkeit seiner Leser hinzulenken suchte. Seine Vorliebe für die Betrachtung jenes Ueberganges bestimmte ihn wie in der Auswahl der zu recensirenden Schriften, so besonders in dem Maße von Ausführlichkeit, mit dem er eigene Betrachtungen an sie anschloß. Mehr als eine seiner Kritiken zeigt dies; aber vielleicht keine deutlicher, als die der Lappenbergschen Ausgabe von Paul Flemmings Gedichten (Bl. f. lit. Unterh. 1868, Nr. 15). Sie ist dem Schreibenden zu einer vollständigen Charakteristik des Dichters und seiner Werke geworden, die an

... und Werth weit über das gewöhnliche Maß einer Recension ... Wenn so in Rückerts kritischen Arbeiten während ... Jahre seines Lebens ein Einfluß der Beschäftigung ... großen Aufgabe nicht zu verkennen ist, so war er doch ... sich dadurch auf den einseitigen Standpunkt einer ...geschichtlichen Betrachtung der deutschen Literatur ... zu lassen. In erster Linie stand ihm immer ganz etwas ..., die Forderung nämlich, daß ein jedes Werk der National...literatur als Erzeugniß und Zeugniß eines bestimmten Cultur...zustandes des ganzen Volkes verstanden werde. Wie er in diesem Sinne die große Wirkung erklärte, die „das Buch der Natur" von Konrad von Megenberg seiner Zeit hervorgebracht hat, ist ... erwähnt worden. Ein anderes Beispiel liefert die Anzeige deutscher „Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert", herausgegeben in der Sammlung von Gödeke und Tittmann (Bl. f. lit. Unterh. 1869, Nr. 17). Die bemerkenswerthe Erscheinung des Reichthums an dramatischer Literatur im sechzehnten Jahrhundert wird hier aus dem eigenthümlich bewegten geistigen und gesellschaftlichen Leben der Zeit treffend erklärt und zugleich selber als Beitrag zur Geschichte derselben in Anspruch genommen.

So verleugnet Rückert auch da, wo er als Germanist schreibt, nirgends den Historiker. Und fast möchte es scheinen, als habe er die Kritik geschichtlicher Werke mit noch größerer Neigung getrieben als die der germanistischen. Eine Beschränkung im Stoffe war hier kaum nöthig; denn es liegt in der Natur dieser Wissenschaft, daß selbst eine der strengen Forschung gewidmete Einzelstudie von den meisten gebildeten Menschen ohne zu große Mühe verstanden wird, wenigstens mit geringerer, als in irgend einer anderen Wissenschaft. Und wie weit gerade Rückert den Begriff der Popularität ausdehnte, das zeigt er hier recht deutlich dadurch, daß er selbst die Lectüre eines Buches wie „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" von Wattenbach dem Publicum der „Blätter für literarische Unterhaltung" zumuthet (1866, Nr. 51). Aber dergleichen kommt doch selten. Oefter sucht er auch auf diesem Gebiete, und hier erst recht, durch Andeutung culturgeschichtlicher Betrachtungen zugleich Verständniß und Interesse hervorzurufen. Wo ihn ein Buch, und wäre es ein an sich unbedeutendes, durch Material dieser Art anregt, da gibt er ihm gern nach und theilt den Lesern reichlich daraus mit, wie in der anmuthigen Schilderung „Ein schwäbischer Diplomat am Hofe der Königin Elisabeth von England 1595" (Grenzboten 1867, I. 2. S. 3—24), welche durch die Veröffentlichung eines alten Gesandtschaftsberichtes durch den literarischen Verein in Stuttgart veranlaßt war. Wo er aber die gebührende Würdigung dieser Seite der Geschichtsschreibung vermißte, da forderte er sie mit Nach-



druck und immer mit lehrreicher Begründung ihres Werthes für den besonderen Fall; so z. B. (Bl. f. lit. Unterh. 1865, Nr. 2) für die Zeit Friedrichs II., die in E. Winkelmanns „Geschichte Kaiser Friedrichs II. und seiner Reiche 1212—1215" ihm zu ausschließlich unter dem politischen Gesichtspunkte behandelt zu sein schien. Der breiten Grundlage geschichtlichen Werdens, welche durch das Culturleben der Völker gegeben ist, erscheint in gewissem Sinne entgegengesetzt die Unterordnung der einzelnen Ereignisse unter die höheren, leitenden Ideen der Weltgeschichte. Auch in dieser Beziehung stellte Rückert an den Geschichtsschreiber hohe Anforderungen, und selten wurden sie ihm in dem Maße befriedigt wie durch Hermann Reuters „Geschichte Alexanders III. und der Geschichte seiner Zeit" (a. a. O. 1866, Nr. 30), freilich ein Stoff, der auf die universalhistorische Perspective überall von selbst hindeutete. Daß die fortwährende Beziehung des Besonderen auf das Allgemeine auch für die historische Detailarbeit vom größten Werthe sei, hat Rückert mit Recht wiederholt hervorgehoben. Und doch war dies, obwohl der wichtigste, nicht der einzige Grund, weshalb er die Abwendung von der Universalgeschichte beklagte, die er in der Wissenschaft unserer Zeit zu erkennen glaubte. Er warf dem deutschen Publicum vor, daß es nicht genug historische Werke lese, aber auch den deutschen Geschichtsschreibern, daß sie den berechtigten Bedürfnissen des lesenden Publicums nicht genug Rechnung trügen. Von einer sorgsameren Pflege jener beiden Betrachtungsweisen, der universalhistorischen und der culturgeschichtlichen, hoffte er Besserung. Allerdings nicht von ihr allein. Auch das eigentlich formale Element der Geschichtsschreibung schien ihm vernachlässigt zu sein, und zwar nicht bloß der Stil im gewöhnlichen Sinne, sondern noch mehr die Anordnung und Gestaltung des Stoffes im Großen. Deshalb tadelt er immer wieder die Geringschätzung der Form, die bei deutschen Gelehrten häufig sei, und deshalb findet er so beredte Worte der Anerkennung, wo er sieht, daß den Anforderungen der Geschichtschreibung als Kunst Genüge gethan ist. Als ein Muster in dieser Beziehung erschienen ihm Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", und die ästhetische Freude, mit der er z. B. (Bl. f. lit. Unterh. 1867, Nr 30) den ersten Band derselben fast wie ein architektonisches Kunstwerk zergliedert, muß sich jedem Leser mittheilen.

So warmes Lob wie dem Verfasser des genannten Buches hat Rückert selten einem Autor gespendet; es hätte sich mit der ruhigen, objectiven Haltung seiner Kritiken nicht vertragen. Auf der anderen Seite wußte er auch den Tadel, mit dem er nöthigenfalls nicht zurückhielt, in diese milde Form zu kleiden, in der er sicher mehr wirkt als durch Schelten und Poltern. Nur gegen einen Schriftsteller hat er Zorn und Verachtung, wie er sie im

Herzen empfand, mehr als einmal (z. B. Bl. f. lit. Unterh. 1872, Nr. 6. 1875, Nr. 20) ausgesprochen, gegen Franz Palacky, den böhmischen Geschichtsschreiber. Denn so sehr er (z. B. Minerva 1851, I, S. 76. Bl. f. lit. Unterh. 1867, Nr. 43) das offene Bekennen zu einer politischen Partei einem Geschichtsschreiber als Recht zugestand, ja als Pflicht von ihm forderte, ebenso sehr war ihm eine geflissentliche Entstellung der Wahrheit verhaßt als die Sünde gegen den heiligen Geist der Geschichte; vollends aber in diesem Falle, wo er Haß und Verleumdung gegen Deutschland gerichtet, wo er deutsche Cultur und deutsche Politik von einem Fremden in den Staub gezogen sah. Und so erkennen wir hier im Gegensatze noch schärfer als sonst das, was den eigentlichen Kern von Rückerts Wesen ausmachte, was seine vielverzweigte geistige Arbeit aus einer gemeinsamen Wurzel hervorwachsen ließ: er war zuerst weder Philologe noch Historiker noch Philosoph, sondern ein deutscher Mann. Und daß er als solcher auf allen den zerstreuten Blättern, die seine Kritiken enthalten, gleich herzhaft zu uns spricht, das verleiht ihnen neben ihrem formellen und sachlichen und vor beidem einen sittlichen Werth.

Berlin, im Juni 1880.

Dr. Paul Cauer.

III.

Die Herausgabe des wissenschaftlichen Nachlasses Friedrich Rückert's. Correspondenz Heinrich Rückert's mit Dr. Fr. Spiegel in Erlangen und Dr. W. Pertsch in Gotha.

Nach beendigter Prüfung und Regulirung des gesammten geistigen Nachlasses Friedrich Rückerts setzte sich Heinrich Rückert mit den von seinem Vater selbst bezeichneten Fachgelehrten in schriftliches Vernehmen. Die mit den beiden Herren, Professor Dr. Friedrich Spiegel in Erlangen und Oberbibliothekar Dr. Wilhelm Pertsch in Gotha gepflogenen Unterhandlungen über die Herausgabe des wissenschaftlichen Materials folgen im Wortlaut der Briefe, nur mit Weglassung aller nicht dahin gehörigen persönlichen Mittheilungen.

Heinrich Rückert an Spiegel, Neuseß 8. October 1866. „Du weißt, daß mein Vater auf Deine treue Hülfe auch jenseits seines Grabes gerechnet hat, um die wissenschaftlichen Arbeiten zum Abschluß bringen zu helfen, die er selbst nicht mehr beenden sollte. Ich habe während dieses Sommers die für Dich bestimmte Masse auszuscheiden gesucht, aber natürlich nichts weiter damit vorgenommen, bis ich mit Dir selbst Rücksprache genommen.

„Da mein eigener Urlaubsaufenthalt hier bald zu Ende geht — ich denke etwa 27. oder 28. dieses zu reisen, so wäre jetzt die höchste Zeit uns zu besprechen. Am kürzesten und uns allen natürlich auch am erfreulichsten wäre es, wenn Du etwa einen Tag Dich noch abmüßigen und persönlich herüber kommen könntest."

Professor Spiegel antwortet unterm 20. November 1866 von Erlangen: „Du schreibst mir, daß Du über die Veröffentlichung des literarischen Nachlasses Deines verewigten Vaters noch keine bestimmte Entschließung gefaßt hast. Es läßt sich in der That für solche friedliche Beschäftigungen kaum eine schlimmere Zeit denken, als die unsrige und mit Abwarten wird wohl kaum etwas verloren. In erster Linie steht bei mir der Wunsch, es möchte doch eine Gesammtausgabe der Werke Deines Vaters erscheinen, man sollte ihn doch in einer solchen besitzen eher als so manchen mehr untergeordneten Dichter. In diesem Falle würden natürlich die nachgelassenen Werke mit den übrigen zu vereinigen sein. Allein ich sehe sehr wohl, welche Schwierigkeiten einem solchen Unternehmen entgegenstehen würden, außer der Theilnahmslosigkeit des Publicums, das sich um Literatur kaum mehr kümmert, die Kosten, welche es dem Verleger machen würde, das Verlagsrecht der in so verschiedenen Handlungen erschienenen Werke an sich zu bringen. Ein Versuch, dächte ich, etwa bei Cotta, sollte aber doch gewagt werden. Sollte nun aber eine solche Gesammtausgabe nicht möglich sein, so dächte ich, müßten in den nachgelassenen Schriften einmal die zusammengestellt werden, welche für das größere Publicum Interesse haben, und dazu gehören alle Uebersetzungen. Dies ist auch die Ansicht R. Raumers, mit dem ich über die Sache sprach. Ist einmal das Interesse rege, so wird sich dann auch ein Weg finden, die philologischen Arbeiten zu veröffentlichen. Schwierigkeiten wird es freilich auch machen, doch werden sie zu überwinden sein; dies ist wenigstens meine unmaßgebliche Ansicht von der Sache."

Ein Brief Rückerts von Breslau 21. Januar 1868, welcher nicht vorliegt, wurde am 22. Mai 1868 von Spiegel beantwortet: „Daß Sauerländer es unternommen hat, in dieser für poetische Erzeugnisse wahrlich nicht empfänglichen Zeit eine Gesammtausgabe von Deines Vaters poetischen Werken zu geben, hat mich innig gefreut. Ich dächte aber, die Nachbildungen und Uebersetzungen sollten womöglich in eine ähnliche Gesammtausgabe zusammengedruckt werden und zwar bereits gedruckte wie ungedruckte. Du weißt selbst, welche Bedeutung Dein Vater gerade für die Einführung des Orients und die Kunst des Nachbildens hat, und es wäre gut, wenn dies dem deutschen Publicum recht anschaulich gemacht würde. Zudem sind ja Werke wie Hariri und Nal und Damajanti kaum weniger gekannt und beliebt als die selbständigen Dichtungen. Den eigentlich gelehrten Nachlaß wird man nicht

anders behandeln können, als man eben orientalische Publicationen heutzutage behandelt.

„So hoffe ich denn doch, daß dieses Jahr die Herausgabe des Nachlasses, soweit ich dabei betheiligt bin, noch um ein Bedeutendes fördern wird. Ob diese Zögerung zum Vortheil der Sache gewesen ist oder zum Nachtheil, kann natürlich Niemand sagen, da wir nicht in die Zukunft zu sehen vermögen. Ich meine aber fast, die Dinge könnten nur besser werden, nicht schlechter."

Der Abbruch der Correspondenz mit diesem letzten Briefe veranlaßte mich, bei Professor Spiegel anzufragen, ob noch weitere Verhandlungen mit Heinrich Rückert gepflogen worden sind. Unterm 17. December 1875 Erlangen antwortete derselbe: „Auf Ihre Anfrage nach der Ausgabe des persischen Nachlasses Friedrich Rückerts bemerke ich, daß eine Ausgabe desselben von mir noch nicht begonnen ist, und zwar schon deswegen, weil ich die dazu gehörigen handschriftlichen Aufzeichnungen nicht besitze. In meinen Händen ist nur eine Uebersetzung des Fruchtgartens von Sadi, die vollkommen druckfertig ist und nur durch die Presse geführt zu werden braucht. Ich weiß nun bestimmt, daß viel mehr Material vorhanden ist, dasselbe wurde mir aber weder mitgetheilt, noch wurde ich zur Veröffentlichung aufgefordert. Es mag sein, daß die für die Veröffentlichung nicht sehr günstigen buchhändlerischen Conjuncturen nach Heinrichs Tode die Familie bestimmt haben, sich mit der Herausgabe dieser nachgelassenen Schriften nicht sehr zu beeilen. Im Jahre 1868 wollte es mir scheinen, als sei der Mangel von Einigkeit den nöthigen Vorbesprechungen hindernd. In dieser Hinsicht kann ich mich irren, aber es ist diese Vermuthung für mich ein Grund gewesen, von meiner Seite keine weiteren Fragen zu thun. —" — Die Uebersetzung Friedrich Rückerts vom Fruchtgarten des Sadi ist nicht erschienen. —

Mit dem ebenfalls in den Bestimmungen Friedrich Rückerts über die Beurtheilung und Herausgabe seines wissenschaftlichen Nachlasses und die ihm dafür wünschenswerthen Vertrauenspersonen genannten Dr. Wilhelm Pertsch, Oberbibliothekar in Gotha, trat Rückert gleichzeitig in Beziehung und schrieb unter dem 24. September 1866 von Neuseß: „Ich habe still und recht intensiv an meiner Aufgabe, die Sie kennen, fortgearbeitet. Was ich Ihnen mündlich nur im Allgemeinen sagen konnte, daß ich im Namen meines Vaters auch auf Ihre Hülfe dabei rechnete, kann ich jetzt bestimmter dahin formuliren, daß es der öfters ausgesprochene und auch schriftlich präcisirte Wunsch meines Vaters gewesen ist, Sie möchten als Sachverständiger das die Sanskritphilologie im engeren Sinne betreffende Material einer Durchsicht, resp. Prüfung unterwerfen und in Folge deren Ihre Ansicht kund-

geben, in welcher Weise es am geeignetsten zum Besten der Wissenschaft verwerthet werden könnte. Ist Ihnen überhaupt durch innere und äußere Verhältnisse jetzt Stimmung und Muße vorhanden, um sich mit diesen Documenten eines gewesenen abgeschlossenen Geisteslebens in Verkehr zu setzen, so würde ich Ihnen das betreffende Material jedenfalls noch vor meiner Rückreise nach Breslau zusenden. Alles weitere würde sich dann erst anbahnen und feststellen lassen, wenn Sie eine Uebersicht des Bestandes selbst haben. Ich habe einstweilen nur das gesammte hieher gehörige Material ausgeschieden und beiläufig geordnet: alles was überwiegend allgemein linguistischen Inhalts ist, ist davon gesondert worden, indem ich mich speciell an die Begriffssphäre der Sanskritphilologie hielt."

Am 10. October 1866 schreibt er von Neuseß an denselben: „Hier die angekündigte Sendung sammt Wilson 2. Sie werden sich selbst bald in das Einzelne hineinfinden, daher ich denn auch, namentlich da ich mich nicht zu den Sachverständigen im eigentlichen Sinne rechnen darf, es unterlasse, dies Einzelne zu specificiren. Meist haben sich noch die ursprünglichen Umschläge sammt Titeln von der Hand des Verfassers erhalten: wo sie fehlen, habe ich es nicht über mich gebracht, neue zu machen. Was zur Sakuntala gehört, habe ich einstweilen zurückbehalten, da ich es für eine beabsichtigte Ausgabe der vollständig abgeschlossenen Uebersetzung brauche. Davon ließ sich auch anderes dramatische nicht trennen, wie überhaupt die bestimmenden Momente für die Zusammenstellung und Trennung solcher Studien so ganz nach dem augenblicklichen Bedürfniß auszufallen pflegen. Sehen Sie sich also mit der Pietät, die ich bei Ihnen kenne, diese Blätter an und wenn Sie sich eine Ansicht über das Wie und Wo ihrer Verwerthung für die Wissenschaft gebildet haben, darf ich wohl bitten, mir das mitzutheilen. Man muß nach allen Seiten ausblicken: sollte in Deutschland die Möglichkeit für diese und andere verwandte Zeugnisse eines so hoch begabten Geistes zu existiren sich vor der Hand nicht ergeben, so ist vielleicht England ein dankbarerer Boden, wohin ja durch M. Müller, Dr. Haas, Rost rc. Fäden leicht geschlungen werden können."

Antwort auf einen nicht vorliegenden Brief des Dr. W. Pertsch vom 27. October 1866 aus Neuseß. „Selbstverständlich soll ja alles geschehen um den Nachlaß möglichst fruchtbar zu verwerthen und von dem Gesichtspunkt aus gehört eine Benutzung der Nachträge zu dem Sanskritwörterbuch zu den erfreulichsten und wünschenswerthesten Dingen. Doch wie es im Augenblick anzufangen ist, bleibt mir noch unklar. Ich habe mit Dr. Haas hin und her überlegt, auch er war der Ansicht, daß momentan, wo es sich um die Förderung, resp. den Abschluß des Werkes handelt, den Heraus-

gebern nichts mit gedient wäre, wenn man ihnen diese Materialien, die sie bei einer zweiten Auflage oder allenfalls in umfassenden Nachträgen benützen könnten, geradezu überschickte. Auch ist es nicht leicht, es nur äußerlich praktisch einzurichten. Jedenfalls wird aber dafür gesorgt werden müssen, daß sobald ein Bedürfniß gerade nach diesem Einzelbruchstück aus unserm Vorrathe entsteht, es befriedigt werden kann, und dafür habe ich alle Anordnungen getroffen, so daß auch meine baldige Entfernung von hier keine Störung bringen soll.

„Ueberhaupt denke ich jetzt unausgesetzt über den eigentlich praktischen Modus der Veröffentlichung des dazu Geeigneten nach. Klar ist es zunächst, daß die Arbeit in mehrere Hände weiter vertheilt werden muß, wie schon damit begonnen ist. Vielleicht würde es auch nicht so schwer sein, passende Kräfte dafür zu finden, wenn nur eine solide äußere Basis gegeben wäre. Denn ebenso klar ist es, daß kein Buchhändler in Deutschland sich auf ein solches Unternehmen einlassen kann. In England würden die Spitzen der Gesellschaft sich eine Ehre daraus machen, die Mittel dazu zu schaffen, in Frankreich der Kaiser. Bei uns fehlt das eine wie das andere. Vielleicht aber läßt sich durch passende Anregung in den nächstverwandten Kreisen der Orientalisten und Linguisten eine Art von Ersatz schaffen, wenn nur jeder, der dazu berufen ist, seine Stimme dafür erhebt. Ob die Association der deutschen morgenländischen Gesellschaft unmittelbar dafür geeignet ist, will ich nicht entscheiden, aber es könnte doch ein Anlehnen an sie erfolgen, oder sie könnte dafür wirken."

Dr. W. Pertsch reicht unterm 6. April 1867 die folgende das gesammte ihm zur Durchsicht übergebene wissenschaftliche Nachlaßmaterial kritisch erörternde Uebersicht desselben ein: „Ich habe nunmehr den ganzen mir übersandten Nachlaß Ihres Herrn Vaters durchgesehen und denselben in vier größere Abtheilungen und diese wieder in Unterabtheilungen geordnet, wie die beifolgende Uebersicht ausweist. Zugleich habe ich auf den anliegenden Blättern meine Ansicht darüber ausgesprochen, welche Theile des Nachlasses sich zu sofortiger Publicirung eignen, welche für künftige, gelegentliche Verwerthung aufzubehalten sein dürften. Was die unter No. I, 3 und II, 1 registrirten Uebersetzungen betrifft, so müßte es, dächte ich, leicht sein, für dieselben einen Verleger zu finden, welcher bereit wäre, sie als besonderes Bändchen zu drucken; die ganze Sache druckfertig zu machen, d. h. besonders die Texte zu vergleichen und die von Ihrem Herrn Vater adoptirten Varianten meinem Vorschlage gemäß in kurzen Anmerkungen anzugeben, bin ich natürlich sehr gern bereit. Was die No. III, 5 betrifft, so dürfte es zur Veröffentlichung dieser Sammlung allerdings nöthig sein, die Unterstützung einer gelehrten Corporation beizuziehen. In

erster Reihe würde ich die deutsche morgenländische Gesellschaft vorschlagen, deren Unterstützung — wenn ihr ihre Mittel im Augenblicke eine solche überhaupt erlauben — unschwer zu gewinnen sein wird. Bei der Redaction dieser Sammlung, der ich mich eventuell gleichfalls gern unterziehen würde, wäre dem Redacteur freie Hand zu lassen, um mancherlei ausscheiden zu können, da Wiederholungen und dergleichen mehrfach vorkommen.

I. 1. Kritische Herstellung von Mahâbhârata, Buch IV (Virâṭa-Parvan) mit Uebersetzung in Çlokenform, die aber leider nur bis Çl. 136 reicht. Die Textesrecension ist, ebenso wie bei der folgenden Nummer, nach der Calcuttaer Ausgabe gemacht, mit Rechtfertigung resp. Angabe der Abweichungen in den Anmerkungen.

2. Ebenso bearbeitet, aber ohne Uebersetzung, Stücke aus dem 5. Buche (Udyoga-Parvan) des Mahâbhârata.

3. Ebenso Stücke aus Buch 5, 6, 7, 9, 10, 11, 12, sämmtlich mit Uebersetzung.

4. Collectaneen in Bezug auf Eigenthümlichkeiten der epischen Sprache, und zwar fast ausschließlich in metrischer und — was damit enge zusammenhängt — euphonischer (Sandhi-) Hinsicht.

II. 1. Eine nahezu vollständige Uebersetzung von Buch 1 bis 19 des Atharva-Veda, so daß also nur Buch 20 ganz fehlt. Der Uebersetzung ist der Text voraufgeschrieben.

2. Ein kleines Fascikel Emendationen und Conjekturen zum Ṛigveda.

3. Sammlung über die vedischen Götter, aus dem Sâmaveda und dem ersten Buche des Ṛigveda.

5. Desgleichen zur Vedengrammatik.

6. Lexikalische Sammlungen für die Vedensprache, und zwar speciell aus dem Sâmaveda. Aus dem Ṛik ist, außer demjenigen, was im Sâman enthalten ist, fast nur das erste Maṇḍala berücksichtigt.

7. „Poetisches und Mythologisches aus dem Veda (Ṛik und Sâman)." Nicht von bedeutendem Umfange und nichts Ganzes.

8. Eine umfangreiche Sammlung aus dem Sâman und dem ersten Buche des Ṛik für den vedischen Gebrauch des na im Sinne von iva „wie". — Viel Material, doch nicht verarbeitet noch geordnet.

III. 1. Sammlungen für das Prâkrit der Dramen.

2. Umfangreiche Sammlungen zur Metrik, und zwar sowohl für die Sanskrit- als für die Veden-Periode.

3. Sammlungen zur Syntax.

4. „Emendationen und Erklärungen," nur fünf Blätter, auf Çankara, Râmâyana und Urvaçî bezüglich. Ein Blatt von Bedeutung ist herausgenommen und in die folgende Nummer (s. v. mṛigadhvajadhârin) eingeordnet worden.

5. Eine umfangreiche, durch das ganze Alphabet gehende Sammlung schwieriger, oder doch in irgend einer Beziehung, be-

sonders in Hinsicht auf poetischen Ausdruck, bemerkenswerther Wörter aus Sanskrit-Dichtern. Erklärung und metrische Uebersetzung sind beigegeben. Die ausgebeuteten Schriften sind vorzugsweise: Hitopadeça, Naishadhacaritra, Sâhityadarpana; außerdem die verschiedenen Kunstepen (wie Raghuvança, Kumârasambhava etc.); das Mahâbhârata und verschiedene Dramen.

IV. 1. Zur indogermanisch-semitischen Etymologie. Ganz kurz, gerippartig hingeworfene Zusammenstellungen indogermanischer und semitischer Wurzeln und Wörter. Scheint Vorarbeit, Brouillon für die folgende Nummer zu sein.

2. Umfangreiche Sammlung zur indogermanisch-semitischen Etymologie, an das Sanskrit anknüpfend und durch das ganze Alphabet hindurchgeführt.

I. Die in Nr. 3 enthaltenen Uebersetzungen sind auf jeden Fall dem Drucke zu übergeben. Was die beigegebene Textesrecension betrifft, so ließe sich daraus zwar ein recht schönes Lesebuch aus dem Mahâbhârata zusammenstellen, doch scheint mir die Publication dieser Texte nicht eben wesentlich und nothwendig zu sein; es dürfte vielmehr für jetzt genügen, den Uebersetzungen, wo es nöthig ist, kurze Anmerkungen beizugeben, um die Abweichungen von dem Texte der Calcuttaer Ausgabe zu constatiren: dasselbe Verfahren ist bereits in der Uebersetzung der Hamâsa befolgt.

Auf dieselbe Art, d. h. ohne Text, aber mit Angabe etwaiger Abweichungen von der gedruckt vorliegenden Ausgabe (von Roth und Whitney) zu publiciren wäre in

II die unter Nr. 1 aufgeführte Uebersetzung des Atharvaveda. Aus Nr. 2 wäre ein schöner, kleiner Aufsatz (etwa für irgend eine Zeitschrift) zu machen. Dagegen dürften Nr. 3—7 für augenblickliche Verwerthung nicht geeignet, vielmehr gelegentlicher Verwerthung (Verarbeitung in einschlägige Werke) aufzubehalten sein. Ein für den betreffenden Gegenstand sehr reiches, wohl so gut wie abgeschlossenes Material bietet Nr. 8, doch ist es eben nur Material, dem die Sichtung, Zusammenstellung und Verarbeitung fehlt.

III. Aus den Nummern 1—4, welche sämmtlich künftiger Benutzung aufzubehalten sein dürften, ist besonders Nr. 3 (Syntax) hervorzuheben, da die Syntax des Sanskrit bekanntlich noch ein nahezu unbebautes Feld ist. Ich glaube, daß aus dem vorhandenen, reichen Material sich schon eine schöne Arbeit zusammenstellen ließe, und sollte mittlerweile sich nicht ein anderer Bearbeiter gefunden haben, so würde die Aufgabe, bei besserer Muße als sie mir jetzt gegeben ist, diese Arbeit auszuführen, für mich selbst vielen Reiz haben.

Nr. 5, die man wohl am besten eine „Sammlung für Sprache und Vorstellungs-, Anschauungsweise der späteren Kunstdichter" nennen kann, ist geeignet, nach einiger Redigirung dem Drucke übergeben zu werden, und verdiente dies in hohem Grade.

IV. In der Sammlung für indogermanisch-semitische Etymologie finden sich auf dem Gebiete der erstgenannten Sprach-Familie sehr schöne und geistvolle Combinationen. Was den Hauptzweck der Sammlung, die beigebrachten Beziehungen zwischen indogermanischen und semitischen Wurzeln betrifft, so muß ich offen gestehen, auf diesem Gebiete nicht folgen zu können, und schlage vor, die Sammlung Jemanden anders zur Begutachtung zu übergeben."

Rückert antwortet darauf aus Breslau, 12. April 1867: „Für Ihren ausführlichen Bericht kann ich Ihnen einstweilen nur im Namen unser aller und im Andenken meines Vaters meinen herzlichsten Dank sagen. Was Ihre einzelnen Urtheile und Vorschläge betrifft, so scheinen sie auch mir, so weit ich hierüber überhaupt eine Stimme habe, durchaus gerechtfertigt und sachgemäß. Es kommt jetzt nur darauf an, die passendsten Wege zur Publication zu finden. In dieser Hinsicht würde sich die eigentlich wissenschaftliche Masse durch Abtrennung der Uebersetzungen schon um ein Bedeutendes verringern.

„Unter dem wissenschaftlichen Material haben Sie zwei Kategorien unterschieden, deren Berechtigung wohl jedermann anerkennen wird. Es kann ja nicht gemeint sein, jeden Buchstaben dem Drucke zu übergeben: die unverarbeiteten Collectaneen, die nur als Stückwerk betrachtet werden können, müssen also bei Seite bleiben, bis sich irgendwo und für irgendwen ihre Brauchbarkeit ergiebt.

„Darüber besteht also wohl kein Zweifel. Dagegen fragt es sich, was mit dem Uebrigen beginnen, das der Wissenschaft möglichst rasch zugänglich gemacht werden soll? Voraussichtlich werden die andern Freunde, die die Durchmusterung anderer Partien des wissenschaftlichen Nachlasses übernommen haben oder übernehmen wollen, auch jeder in seiner Sphäre eine Anzahl solcher unmittelbar verwendbarer oder leicht zur Verwendung zu bringender Bruchstücke finden. Der nächstliegende Gedanke wäre, sie unter der Aegide einer gelehrten Körperschaft abtheilungsweise, jede Abtheilung unter der Redaction dessen, der dafür Specialität ist, herauszugeben. Man könnte also etwa eine Abtheilung Sanskrit, eine Koptisch, eine Persisch 2c. construiren und das Ganze durch einen Gesammttitel: linguistische Studien oder Schriften aus dem Nachlasse Friedrich Rückerts, zusammenhalten. Ein einzelner Buchhändler wird sich schwerlich zur Uebernahme eines solchen, doch immer sehr umfangreichen Werkes finden: ich habe schon herumgehorcht und spreche aus Erfahrung. Könnte man die deutsche morgenländische Gesellschaft dafür interessiren, so schiene mir das das Zweckmäßigste. Jedenfalls werde ich mich mit einigen, mir zugänglichen Mitgliedern derselben besprechen und zu verständigen

suchen und Ihnen das Resultat davon mittheilen, sobald ein solches zu sehen ist. Können Sie selbst von Ihrer Seite her einen Anstoß geben, desto besser, da er immer nach demselben Ziele hingeht, so wird er nur die Kraft verstärken. Einstweilen darf ich ja wohl das, was Sie so treulich bisher gepflegt haben, noch länger in Ihrer Obhut lassen.

Rückert an denselben Gnadenfrei, 11. Mai 1867: „Nach meinem vorläufigen Dank für Ihre Bemühungen um den Nachlaß meines Vaters folgt hiermit ein, so zu sagen, noch mehr motivirter. Ich habe Ihre Vorschläge verschiedenen Freunden, darunter auch Professor Stenzler mitgetheilt, der Ihnen in allen Dingen beistimmt. Sein Urtheil ist von so großem Gewichte, daß es auch Ihnen eine Genugthuung sein wird, es zu vernehmen. Auch er ist der Ansicht, daß von der strengen wissenschaftlichen Partie etwa die syntaktischen Materialien zunächst in Angriff genommen werden möchten und daß sich Niemand geeigneter dazu finden kann, als Sie selbst, falls Sie Zeit und Lust haben. Ich kann von meiner Seite nichts weiter thun, als meine vollkommene Uebereinstimmung damit kund geben und Ihnen das Material, was Sie in Händen haben, zu freiester Disposition stellen."

Im Jahre 1872 brachte Dr. W. Pertsch, welcher inzwischen das in seinen Händen befindliche Material sorgfältig geprüft hatte, die Herausgabe eines der ihm werthvollst dünkenden Werke zur Sprache:

Gotha, 3. April 1872: „Es ist Ihnen bekannt, daß in den Bänden 40—44 (1827/28) der Wiener Jahrbücher eine Arbeit Ihres Vaters gedruckt ist, welche im Anschluß an den 7. Band eines in Indien gedruckten persischen Wörterbuches, des „Siebenmeeres" (Heft Kolzum), über Grammatik, Rhetorik und Poetik der Perser handelt. Diese Arbeit ist unter den rein gelehrten Arbeiten Ihres Vaters wohl die bedeutendste, jedenfalls sehr bedeutend, durch Geist und Gelehrsamkeit in hohem Grade ausgezeichnet. Trotzdem ist dieselbe in den Wiener Jahrbüchern wie versteckt, selbst von Fachgenossen nur wenig gekannt und für denjenigen, dem nicht eine größere Bibliothek zu Gebote steht, nur schwer erreichbar. Es ist deshalb schon wiederholt öffentlich der Wunsch ausgesprochen worden (z. B. von den Professoren Schlottmann und Gosche in Halle), daß eine neue Ausgabe jener Arbeit Ihres Vaters veranstaltet werden möge. Dieser Arbeit nun habe ich mich unterzogen, und das Manuscript zur neuen Ausgabe liegt druckfertig in meinem Pulte. Es ist diese Arbeit für mich eine nicht mühelose, doch aber eine sehr genußreiche gewesen; wenn es schon überhaupt ein Genuß ist, einem Geiste, wie dem Ihres Vaters, auf den Gängen seines Schaffens nachgehen zu können, so wird dieser Genuß ein doppelter für denjenigen, dem es wie mir vergönnt gewesen ist,

jenen Geist im Leben kennen und mit ihm verkehren zu dürfen. Ich habe mich während der ganzen Arbeit in einer Art geistigen Rapportes mit Ihrem Vater gefühlt; habe keine Bemerkung, keine Zugabe niedergeschrieben, ohne mich im Geiste zu fragen: was würde wohl der alte Herr dazu sagen, wenn du jetzt mit ihm in Neuseß unter dem Haselnußstrauch säßest und ihm Deine Meinung vortrügest? Daß ich die Arbeit Ihres Vaters mit der größten Pietät behandelt habe, werden Sie hiernach nicht bezweifeln. Das erste, was ich gethan habe, war, den persischen Text, den Ihr Vater aus Mangel an Typen in deutscher Umschrift giebt, in arabische Lettern zurückzuschreiben; den Text der Arbeit selbst habe ich, wie ihn Ihr Vater gegeben hat, mit der größten Gewissenhaftigkeit intact gelassen und stillschweigend nur offenbare Druckfehler (die ziemlich stark vertreten sind) oder lapsus calami geändert. Wo ich glaubte, abweichender Meinung sein zu müssen oder etwas beifügen zu sollen, habe ich dies stets in einer Weise gethan, daß meine Zusätze oder Bemerkungen durch eckige Parenthesen von dem Texte Ihres Vaters genau und deutlich getrennt sind.

„Dies ist es, was ich über die Art, in welcher ich die Neuherausgabe vorbereitet habe, im Wesentlichen zu sagen habe. Der Zweck gegenwärtiger Zeilen ist der, von Ihnen als Vertreter der Familie die Erlaubniß zur Veranstaltung der neuen Ausgabe zu erhalten. Ich ersuche Sie also freundlichst, mir doch möglichst bald mitzutheilen, ob und unter welchen Bedingungen Sie geneigt sind, mir diese Erlaubniß zu ertheilen. Erst dann werde ich mich um einen Verleger bemühen, der wohl nicht fehlen wird."

Im Jahre 1874 erschien bei Perthes in Gotha von Dr. Wilhelm Pertsch neu herausgegeben: „Grammatik, Poetik, Rhetorik der Perser. Nach dem siebenten Bande des Heft Kolzum dargestellt von Friedrich Rückert." Rückert schrieb von Neuseß am 26. August 1874: „Ihr Begleitbrief trägt das Datum des 18., ist aber, das soll meine Säumniß erklären, erst heute sammt der stattlichen Ausgabe der Rhetorik in meine Hände gekommen. Daß Sie Ihre Sache gut gemacht haben, werden Ihnen andere sagen, die competentere Richter sind. Ich freue mich insbesondere, daß doch etwas von der überreichen wissenschaftlichen Productivität eines Geistes, der auch darin wenige seines gleichen hatte, der Welt recht faßlich und handlich und zugleich in würdigstem Gewande vorgelegt wird. Sie hat stets eine Neigung, rasch zu vergessen, am meisten in unsern Tagen und man kann sagen, daß sie es bis zu einem gewissen Grade schon mit ihm gethan hat.

„Einstweilen bin ich noch hier, gedenke aber etwa Anfang October ruhig nach Breslau in Arbeit und Beruf zurückzukehren und mein Kind mit mir zu nehmen. Alles andere, was mir auch noch so wohlmeinend vorgeschlagen wurde und wird, erscheint mir

weniger zusagend und nur das ernsteste durch die Gesundheit gebotene Muß könnte mich von jenem einfachsten und natürlichsten Plane abbringen, der, was die Hauptsache ist, auch dem Kinde am förderlichsten sein möchte. Körperlich und innerhalb gewisser Grenzen auch psychisch hat ja Neuseß so wohlthuend auf mich und wie es scheint, noch mehr auf das Kind gewirkt, daß ich es als eine Gnade Gottes empfinde, hier in der furchtbarsten Situation eine Zuflucht gesucht und gefunden zu haben. Ihnen brauche ich nichts weiter zu sagen: Sie wissen, und haben nicht bloß wie die meisten andern, gehört, was mir geschehen ist: Ihnen ist sogar das Bild meiner Marie nicht ganz fremd, obwohl Sie ihr nur selten begegnet sind.

„Hier in Neuseß läge mir viel daran, jene Berliner Verhandlung über die Bücher und Schriftsachen, die Olshausen inspicirt, zu Ende zu bringen, resp. Bescheid darüber zu erhalten und in dem gehofften günstigen Falle alles noch selbst zu packen. In diesem Sinne bitte ich Sie etwa, wenn es die Gelegenheit giebt, auch ein förderndes Wort in London oder Berlin oder wo es sonst sei, anzubringen."

IV.

Verhandlungen Heinrich Rückerts mit dem Königlich Preußischen Unterrichtsministerium über den Ankauf der linguistischen Druckwerke wie des handschriftlichen Nachlasses Friedrich Rückerts für die Königliche Bibliothek in Berlin.

Erster Bericht Heinrich Rückerts Breslau, 17. November 1866, an den Minister des Unterrichts Herrn Dr. von Mühler in Berlin.

„Ew. Excellenz darf ich als bekannt voraussetzen, daß sich unter den nachgelassenen Büchern meines Vaters eine Anzahl befindet, die durch ihre eigenthümliche Beschaffenheit nach dem Urtheil Sachverständiger eine besondere Beachtung verdient.

„Es sind Druckwerke aus dem Kreise der Linguistik, besonders der sogenannten orientalischen Sprachen, die mit handschriftlichen Zusätzen von größerem oder geringerem Umfang durch ihren früheren Besitzer versehen wurden.

„Mitunter war der am Rande der Blätter gewährte Raum nicht ausreichend und so sind denn an den betreffenden Stellen selbständige Zettel eingelegt, die hie und da, wenn auch für sie im Buche kein Platz war, in eigenen Convoluten vereiniget sind, ja auch einige stattliche Bände ganz Handschriftliches bilden. Auf

diese Weise sind die betreffenden Bücher an unzähligen Stellen commentirt und emendirt, ja häufig geradezu umgearbeitet. Die Masse und die eigenthümliche Art dieser Zusätze verbietet aber jeden Gedanken an eine Trennung von ihrer Basis und jeden Versuch einer selbständigen Herausgabe.

„Sollten diese Arbeiten, in denen ein großer Theil der wissenschaftlichen Potenz eines Geistes niedergelegt ist, dessen Bedeutung auch nach dieser Seite hin von den Berufenen zur Genüge anerkannt ist, der Wissenschaft nutzbar gemacht werden, so bleibt kein anderes Mittel, als sie einer öffentlichen Anstalt einzuverleiben, wo sie gerade so wie anderes handschriftliches Material den Specialforschern zugänglich sind und nach Bedürfniß von ihnen benutzt werden können. Das war auch die Ansicht und Willensmeinung meines Vaters und ich komme dieser nur nach, wenn ich mich an Ew. Excellenz wende, um durch dero thätige Vermittlung die bezeichneten Gegenstände der gleichsam dazu berufenen Berliner Königlichen Bibliothek zur Erwerbung zu offeriren.

„In der Anlage ist ein, wie ich glaube, genügendes Verzeichniß der betreffenden Bücher gegeben.“ (Der Abdruck desselben an dieser Stelle konnte wegen zu ausführlichen und umfangreichen Inhalts nicht stattfinden. Es ist den Acten beigeheftet, daher dessen Einsicht leicht erreichbar.) „Es erhellt daraus, daß die Druckwerke selbst in der Mehrzahl der Fälle gleichsam nur als Substitut zu betrachten sind und daß man es im Wesen mit handschriftlichen Schätzen zu thun hat.

„Meine Angehörigen haben mir im vollsten Vertrauen die unbeschränkte Disposition über diese und verwandte Angelegenheiten überlassen; ich darf also, ohne die Grenzen meiner Competenz zu überschreiten, meine reiflich erwogene Ansicht der Sache als die für alle Interessenten maßgebende hinstellen.

„Ich bin aber dadurch auch um so mehr moralisch verpflichtet, die Rücksichten auf dieselben, die mir an sich am Herzen liegen müssen, und die in einzelnen Fällen durch besondere Verhältnisse noch dringender werden, gewissenhaft zu erwägen und namentlich meinen eigenen Wunsch, diese Geistesschätze sobald als möglich an der nur allein passenden Stätte ebenso wohl geborgen, wie zu ihrer wahren Bedeutung gebracht zu sehen, nicht allein walten zu lassen.

„Wollte man den rein mercantilen Weg zur Schätzung und Verwerthung der bezeichneten Gegenstände betreten, so würde sich ohne Zweifel, da sie zu den originellsten Seltenheiten gehören, und schon als Autographen durch Umfang und Beschaffenheit unvergleichlich sind, ein sehr bedeutender Gewinn daraus realisiren lassen. Allein dies entspricht weder den Intentionen meines Vaters, noch seiner Angehörigen. Es kann sich nur darum handeln, die innere Würde dieser Gegenstände auch durch ein wenigstens

leidlich entsprechendes Aequivalent anzuerkennen, womit zugleich jene Rücksichten, die ich oben angedeutet habe, die mir als Aeltestem der Familie ernste und schwere Sorge genug machen, einigermaßen gewahrt sind.

„Ich glaube es nun nach allen Seiten verantworten zu können, wenn ich als Entschädigung für die vollständige Besitzübertragung der bezeichneten Bücher und ihres dazu gehörigen handschriftlichen Materials eine Summme von 5000 Thaler als billig mir zu bezeichnen erlaube."

Der Decernent Dr. Lehnert schrieb den Bericht bis auf Weiteres ad acta. Damit gerieth die ganze Angelegenheit ins Stocken und in Vergessenheit. Erst im Jahre 1874 brachte Rückert solche dem im Jahre 1872 an Mühlers Stelle als Cultusminister berufenen Dr. Falk in Erinnerung.

Unterm 8. April 1874 berichtete Rückert an den Minister Dr. Falk: „Ew. Excellenz mögen mir gestatten, meinen gehorsamsten Dank für die vollständige und rasche Gewährung meines Urlaubsgesuchs auszudrücken. Ich bin dadurch in den Stand gesetzt, die nächste sich darbietende Gunst des Wetters und meines Befindens zu benutzen, um den meiner Neigung sehr zuwiderlaufenden, aber von mir selbst als dringend nothwendig erkannten Versuch zu einer gründlichen Sommercur zur Ausführung zu bringen, dem hoffentlich der Erfolg sich nicht versagen wird.

„Zugleich erlaube ich mir in der Voraussetzung, daß Ew. Excellenz von Herrn Geheimrath Greiff einigermaßen über den Sachverhalt schon Notiz erhalten haben, die Bemerkung, daß ich mich im Betreff der Inspection der hinterlassenen linguistischen Bücher und schriftlichen Aufzeichnungen meines Vaters mit Geheimrath Dr. Olshausen wieder in Verbindung setzen werde. Da er schon früher dieser Angelegenheit sich angenommen hat, so hoffe ich ihm alle noch nöthigen Aufschlüsse vollständig und gutachtend geben zu können und ihm die Arbeit möglichst abzukürzen und zu erleichtern."

Sofort verfügte unterm 21. April 1874 der Staatsminister Dr. Falk an den Geheimrath Dr. Olshausen: „Ehe bezüglich des Antrags des Professor Heinrich Rückert wegen Ankaufs der linguistischen Druckwerke und handschriftlichen Aufzeichnungen seines Vaters solchem näher getreten werden kann, wünsche ich Ew. Hochwohlgeboren gutachtliche Aeußerung über die, dieser Sammlung wirklich beizulegende Bedeutung und darüber zu vernehmen, ob ihre Erwerbung aus Staatsmitteln für die Königliche Bibliothek sich empfehle. Daher wollen Sie an Ort und Stelle, resp. in Neuseß die Werke prüfen und über den Befund berichten. Professor Rückert, wie er mir im voraus erklärt hat, wird sich mit Ew. Hochwohlgeboren in directe Verbindung setzen und entweder selbst an-

wesend sein, oder doch für die Vorlage der Sammlung bei Ihrem Eintreffen in Neuseß Sorge tragen." —

Bericht des Geheimrath Dr. Olshausen an den Minister des Unterrichts Herrn Dr. Falk. Berlin, am 14. Juni 1874.

„Dem von Ew. Excellenz mir ertheilten Auftrage, den wissenschaftlichen Werth des, der Staatsregierung zum Kauf angebotenen linguistischen Nachlasses Friedrich Rückerts zu prüfen und mich darüber zu äußern, ob sich die Erwerbung desselben aus Staatsmitteln etwa für die hiesige Königliche Bibliothek empfehle, habe ich mich gern unterzogen und ermangle nicht, nunmehr Nachstehendes ganz gehorsamst zu berichten.

„Nach Abrede mit dem Professor Heinrich Rückert in Breslau habe ich die Tage vom 27.—31. vorigen Monats zu einer Reise nach Coburg (Neuseß) verwendet und mich in seiner Gegenwart über den Bestand und Inhalt der angebotenen Objecte soweit unterrichtet, als es ohne ein Monate langes Studium möglich ist; denn das angehäufte handschriftliche Material ist von überwältigend großem Umfange und wunderbarer Mannigfaltigkeit. Friedrich Rückert war nicht nur ein linguistisches Talent ersten Ranges, sondern zugleich ein überaus fleißiger Gelehrter, der seine sprachlichen Studien von Jahr zu Jahr weiter ausdehnte, und seine scharfsinnigen, kritischen, grammatischen und lexikalischen Bemerkungen stets sofort niederschrieb; freilich in einer zunächst nur auf die eigene Benutzung berechneten Weise; an den Rändern der durchstudirten Werke, auf eingelegten Blättern, oder auf solche, die demnächst von ihm in Convoluten vereinigt wurden. —

„In dieser Gestalt liegt hier der sprachwissenschaftliche Ertrag des langen Lebens eines vorzüglich begabten Mannes vor.

„Die Sprachen, auf deren Literatur, Grammatik und Lexikon sich die vorgefundenen Arbeiten beziehen, sind:

1. Das Arabische mit dem davon abhängigen Maltesischen.
2. Das Sanscrit.
3. Die arischen Sprachen, insbesondere Neupersisch, dem Rückert eine warme Liebe widmete und deren hervorragendster Kenner er in Deutschland gewesen ist; aber auch das Kurdische, Armenische, Afghanische, sowie die Sprachen, in denen die Zoroasterschen Urkunden geschrieben, übersetzt und erläutert sind.
4. Das Malaiische (und Hawaiische).
5. Die südindischen nicht sanskritischen, sogenannten Dravida-Sprachen.
6. Das Türkische (und sogenannte Tatarische).
7. Das Koptische.
8. Die Berbersprache.
9. Das Albanesische
10. Das Littauische.

11. Die slavischen Sprachen.

12. Das Finnische.

„Die zum Kauf angebotenen, mit Randbemerkungen versehenen Werke sind von dem Professor Heinrich Rückert in einer Eingabe größtentheils und im Ganzen richtig verzeichnet. Einige ganz unerhebliche Mißgriffe in der Bezeichnung der Werke berichtigen sich von selbst und können keinerlei Mißverständnisse veranlassen.

„Die in der Liste aufgeführten Werke sind fast sämmtlich gedruckte Werke; einige jedoch sind ganz von Friedrich Rückerts Hand geschrieben. So ein Exemplar der großen persischen Epopöe, des Königsbuches von Firdôsî (Schâhnâme), nach Rückerts eigener Angabe Abschrift der ungemein seltenen, mir noch niemals zu Gesichte gekommenen ersten Lumsden'schen Ausgabe. Ebenso eine eigenhändige Abschrift von der ersten Ausgabe von Wilsons Sanscrit Dictionary mit Zusätzen und Verbesserungen.

„Eine Anzahl von Werken aus der syrischen, chaldäischen, hebräischen Literatur, die mit Notizen Friedrich Rückerts von geringem Umfange versehen sind, werden in dem vorliegenden Verzeichnisse nicht einzeln aufgeführt; dieselben befinden sich aber mit den ausdrücklich genannten Büchern in demselben Local vereiniget.

„Auch ein Exemplar von Grimms Geschichte der deutschen Sprache findet sich dabei mit Anmerkungen Rückerts, die ohne Zweifel Beachtung verdienen.

„Außer den gedachten gedruckten, resp. handschriftlichen Werken mit den unmittelbar dazu gehörigen Einlagen finden sich an schriftlichem Material noch vor:

„Eine Kiste enthält 24 Convolute Coptica, besonders Vorarbeiten zu einem koptischen Wurzelwörterbuche.

„Eine Kiste enthält 15 Convolute Persica vorzüglich auf das Schâhnâme und auf Sâdi's Werke gehend, darunter die Vorbereitung einer vollständigen Ausgabe von Sâdi's Bôstân.

„Eine Schublade voll lexikalischer Arbeiten, größtentheils auf das Schâhnâme bezüglich.

„Eine Schublade mit 8 Fascikeln verschiedenen Inhalts meist die arabische Sprache betreffend.

„Eine große Schublade mannigfaltigen Inhalts, über welche mir die beigefügte kurze Designation von dem Professor Heinrich Rückert übergeben worden.

„Der wissenschaftliche Werth dieses gesammten gelehrten Nachlasses ist ohne Zweifel ein bedeutender und verdient nicht weniger als der der Gebrüder Grimm erhalten zu werden und beisammen zu bleiben. In einer großen Bibliothek wie die Königliche Bibliothek hierselbst wäre eine würdige Stätte für die Aufbewahrung desselben zu finden. Indessen versteht es sich von selbst, daß nicht alle Theile des Nachlasses von gleicher Bedeutung für die Wissen-

schaft sind. Die Arbeiten gehören sehr verschiedenen Zeiten an, und sind zwar zum Theil bis in die letzten Lebensjahre Rückerts fortgesetzt, zum Theil jedoch früher abgebrochen, und bei dem gewaltigen Aufschwunge, den die orientalischen Studien in Deutschland neuerdings genommen, von diesem oder jenem Fachgenossen vielleicht schon überholt. Einzelnes bezieht sich auf Gegenstände, die Rückert mehr oberflächlich berührt zu haben scheint; doch hat ihn sein Genius auch dann in den Stand gesetzt, nach allen Richtungen seine geistreichen Bemerkungen zu machen, die in dem Nachlasse aufbewahrt sind.

„Den größten Umfang und den reichsten Inhalt zeigen die lexikalischen Sammlungen führ das Koptische und die kritischen, grammatischen und lexikalischen Arbeiten für das Persische, besonders für Schâhnâme und für Sâdî. Die Koptischen Papiere enthalten nach dem Zeugnisse eines ausgezeichneten Kenners, des Professor Dr. Lagarde in Göttingen, viele sehr feine Bemerkungen.

„Von den Studien über das Schâhnâme hat Rückert selbst in der deutschen morgenländischen Zeitschrift von 1854 und 1856 in der Form von Bemerkungen zum ersten Bande der Pariser Ausgabe von Julius Mohl glänzende Proben bekannt gemacht. Für die folgenden Bände ist in dem Nachlasse ein reicher Vorrath ähnlichen Materials vorhanden, dessen Ausarbeitung und Veröffentlichung im hohen Grade wünschenswerth ist; eine Aufgabe, der z. B. ich mich gern persönlich unterziehen würde, wenn ich in meinem Alter die Hoffnung hegen dürfte, dieselbe zu Ende führen zu können.

„Schwierig ist allerdings jede Verwerthung des von Rückert hinterlassenen Materials für weitere wissenschaftliche Zwecke, da der bei weitem größte Theil seiner scharfsinnigen Bemerkungen auf vielen tausenden loser Blätter und Blättchen geschrieben ist, welche innerhalb der einzelnen Abtheilungen zunächst einigermaßen geordnet werden müßten, um vollen Nutzen gewähren zu können. Diese bedeutende Arbeit wird mit Rücksicht auf die dabei unentbehrliche Fachgelehrsamkeit nicht durch das gewöhnliche Beamtenpersonal einer Bibliothek ausgeführt werden können, sondern denjenigen Gelehrten übertragen werden müssen, welche die eine oder andere Partie zu benutzen wünschen möchten.

„Daß solches in erheblichem Umfange bald zu erwarten sei, läßt sich trotz des regen Lebens auf dem Gebiete der orientalischen Studien nicht behaupten, da dasselbe so sehr viele verschiedene, interessante und wichtige Aufgaben darbietet, daß kein Arbeiter um würdige Gegenstände verlegen ist. Für die persische Abtheilung würde sich vermuthlich am ersten auf eine vollständige Ausnutzung rechnen lassen.“ (Hierzu bemerkt an der Seite Dr. Göppert, daß Ols-

hausen ihm seine Neigung ausgesprochen, sich selbst der Durchsicht und Ausnutzung der persischen Abtheilung zu unterziehen.)

„Unerwähnt darf nicht bleiben, daß die von Rückert begonnenen, auf die Verwandtschaft der indogermanischen mit den semitischen Sprachen bezüglichen sprachvergleichenden Studien kaum geeignet erscheinen, weiterer Forschung zur brauchbaren Grundlage zu dienen; er selbst würde vermuthlich den von ihm eingeschlagenen Weg bald wieder verlassen haben; doch mag in dem vorhandenen Material auch mancherlei Brauchbares vorhanden sein.

„Alle bei der Sache in Betracht kommenden Momente erwägend, stehe ich nicht an, Ew. Excellenz den Ankauf des linguistischen Nachlasses für die Bibliothek hieselbst ganz gehorsamst zu empfehlen, vorausgesetzt, daß ein angemessener Kaufpreis mit den Rückertschen Erben vereinbart werden kann. Daß dazu Aussicht vorhanden sei, ist mir wahrscheinlich. Freilich wurde im Jahre 1866 die exorbitante Forderung von 5000 Thaler von jener Seite als eine billige bezeichnet; davon ist gegenwärtig nicht mehr die Rede, und der Professor Heinrich Rückert, welcher wußte, daß ich beauftragt sei, über den Ankauf mit ihm zu verhandeln, äußerte sich beiläufig, daß für ihn und seine Geschwister die Geldfrage Nebensache sei, während ihnen sehr viel daran liege, daß der Nachlaß ihres seligen Vaters beisammen gehalten und an sicherem Orte verwahrt, und der Benutzung zugänglich gemacht werde.

„Wollen Ew. Excellenz mir gestatten, auch über die Preisbestimmung meine unmaßgebliche Ansicht zu äußern, so glaube ich den Betrag von 2000 Thaler als das Maximum bezeichnen zu müssen, welches eventuell für den Ankauf zu bewilligen sein dürfte. Ehrerbietigst gez. Olshausen, Mitglied der Akademie der Wissenschaften."

Diesem Berichte des Dr. Olshausen lag noch ein Verzeichniß bei, welches mit Bemerkungen Heinrich Rückerts versehen ist und die in dem Berichte nicht aufgeführten linguistischen Manuscripte näher bezeichnet.

1. Persische Lexikalbeiträge. Altes und Neues.

2. Etymologische Gruppen, Sprachvergleichende Studien in weitester Ausdehnung; unter Nr. 3—18 desgleichen meist aus den letzten Jahren mit Benutzung des Koptischen.

19. Sammlungen zur Sanskritgrammatik. Miscellaneen.

20. Zu Amaruçatakam, grammatisch-lexikalisch.

21. Maltesische Studien.

22. 23. 24. Slavische Studien.

25. Littauische als Ergänzung zu Schleicher.

26. 27. Finnische Studien.

28. Albanesische Nachträge zu Hahn im weitesten Umfange.

29. Armenische Studien zum Theil in Petermanns armenischer Grammatik.

30. Kurdische Studien.

31. Berber-Studien.

32. 33. Malaiische Studien; besonders auch die poetischen Formen der malaiischen Volkslieder.

34. Hawaiische Studien an Chamisso anlehnend.

35. Tatarische Studien.

36. Karnataca-Studien im Anschluß an die beiliegende und reich glossirte Karnataca-Grammatik von Mac Kerrell. Madras 1820. 4.

Diese Convolute sind von dem allerbedeutendesten Umfang, im Durchschnitt möchte die Blätterzahl jedes derselben zwischen 500 und 700 betragen. —

Die Hauptwerke zerfallen in Arabisches, Persisches, nebst Hilfsmitteln; eventuell Randnotenbezeichnungen. Dabei bemerkt Heinrich Rückert: Als verwandt sei hierher gestellt die Sammlung der zahlreichen Schriften Spiegels, die sich auf das Avesta beziehen; Textausgabe, Uebersetzung, Erläuterndes, Grammatik der Hülfssprachen Pehlevi und Huzvaresch. Alle diese mit den verschiedensten Bemerkungen Friedrich Rückerts versehen, von denen einiges bekanntlich schon von dem genannten Gelehrten im weiteren Fortschritt seiner Arbeit benutzt wurde. Die Zusätze sind natürlich ungleich vertheilt; doch mögen sie hier, wie anderswo, der Masse des Gedruckten ungefähr gleich kommen.

Bei den drei Hauptwerken über das Afghanische: H. G. Raverty, A Grammar fo the Pukhto, Pushto, or language of the Afghans, sec. ed., London 1860; A Dictionary of the Pukhto, London 1860, und The Gulshan-i-Roh, London 1860, bemerkt Heinrich Rückert, daß diese eine unzählige Menge von Zusätzen, theils am Rande, theils, wo dieser trotz seiner Breite nicht ausreicht, auf besonderen, an gehörigen Orten eingelegten Zetteln enthalten. Die Unterhandlungen blieben bis in den Januar 1875 vertagt. Rückerts längere Abwesenheit und sein späteres Familienunglück trugen daran die Schuld.

Unterm 20. Januar 1875 verfügte der Minister Dr. Falk (Decernent Geheime Regierungsrath Dr. Göppert) an den Professor Rückert in Breslau: „Nach dem Ergebniß der im Juni 1874 in meinem Auftrage von dem Professor Dr. Olshausen veranstalteten Prüfung des sprachwissenschaftlichen und handschriftlichen Nachlasses Ihres verewigten Vaters bin ich nicht abgeneigt, dem Ankauf desselben für die Bibliothek näher zu treten. Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich deshalb, mir den Preis namhaft zu machen, zu welchem Sie nebst Ihren Miterben geneigt sein würden, diesen Nachlaß in dem Umfange, wie er dem pp. Olshausen vorgelegen hat, zu veräußern." Rückert berichtete

darauf unterm 24. Januar 1875 an den Minister Dr. Falk: „Ew. Excellenz haben mir durch das eben erhaltene hohe Rescript vom 20. Januar den Preis für die vom Professor Dr. Olshausen untersuchten Bücher und Scripturen aus dem Nachlasse meines Vaters anzugeben befohlen. Die ursprüngliche Forderung war 5000 Thlr., die ich seiner Zeit Geheimrath Olshausen vertraulich mittheilte; sie dünkte diesem in Anbetracht des ganz eigenthümlichen Interesses und Werthes dieser Sammlung an sich nicht zu hoch gegriffen und ich glaube, daß derselbe jetzt, wo er genauere Einsicht davon genommen, noch eben dieselbe Ansicht hegen würde. Doch so wünschenswerth es mir auch aus vielen Rücksichten wäre, wenn an dieser Summe festgehalten würde, so scheint es mir doch noch viel wünschenswerther, daß die lange ins Stocken gerathene Angelegenheit nicht darum Verzögerung oder gar einen Abbruch erleide. Vielleicht dürfte der Entscheid eines so berufenen Kenners, der zugleich allen nöthigen Rücksichten Rechnung zu tragen geeignet ist, maßgebend sein: ich erkläre wenigstens auch im Namen der andern Interessenten, daß ich mich demselben füge."

Rückerts Bericht an den Minister befriedigte nicht, wegen der auf die Frage der Forderung der Erben unbestimmt gegebenen Antwort, und veranlaßte den Geheimen Regierungsrath Dr. Göppert, privatim von Rückert die bestimmt formulirte Erklärung zu erbitten.

Berlin, den 3. März 1875.

„Die Angelegenheit betreffend den wissenschaftlichen Nachlaß Ihres verewigten Herrn Vaters befindet sich in sofern in einer eigenthümlichen Lage, als Sie in Betreff des Preises, der zur Basis zu nehmem wäre, auf das Arbitrium von Herrn Geheimrath Olshausen verwiesen haben, ohne, wie ich nach dem Inhalt Ihres letzten Schreibens an den Herrn Minister annehmen möchte, über dessen Ausfall unterrichtet zu sein. Jedenfalls scheint es, ehe von hier aus weitere Schritte unternommen werden, erforderlich, daß darüber Klarheit geschafft wird. Nach dem Gutachten von Geheimrath Olshausen würde die höchste Summe, welche von hier als Kaufpreis in Aussicht genommen werden könnte, 2000 Thaler sein. Haben Sie die Güte, mich wissen zu lassen, ob Sie mit diesem Betrage einverstanden sein würden. Im bejahenden Falle würde versucht werden, ob wir das Geld beschaffen können."

Rückert an Göppert. Breslau, 6. März 1875.

„Da ich mich in meiner Eingabe an Sr. Excellenz auf die Entscheidung des Dr. Olshausen berufen habe, so muß ich natürlich dabei stehen bleiben. Gewiß ist er in den technischen Fragen, die dabei zu berücksichtigen sind, durch seine so reiche Erfahrung sachverständig wie kein Anderer, während ich, darin weniger bewandert, so zu sagen, mich mehr an den doppelten Werth halten mußte.

„In jedem Fall liegt aber der Schwerpunkt für mich in einer endlichen Lösung der Gewissensschuld, die ich im Namen der Gesammtgeistesbildung und speciell Linguistik abzutragen habe und die erst abgetragen sein wird, wenn ich diese in ihrer Art einzigen Zeugnisse einer intellectuellen Genialität und Intuition ohne Gleichen, die bis jetzt sich zwar äußerlich wohl conservirt haben, aber doch brach liegen, an dem rechten Ort geborgen weiß. Zwängen mich nicht ebenso ernste Gewissenspflichten, den Geldpunkt nicht für mich, sondern für Andere zu berücksichtigen, so würde dieser gewiß von meiner Seite nicht zum Stein des Anstoßes gemacht worden sein. So viel ich aber verantworten kann, soll er es auch so nicht werden."

Darauf beantragt der Minister Dr. Falk unterm 10. Juni 1875 bei dem Finanzminister Camphausen die Zahlung der 6000 Reichsmark aus dem Dispositionsfonds zum Ankauf des Friedrich Rückertschen bibliothekarischen und handschriftlichen Nachlasses an die Erben Friedrich Rückerts. Der Finanzminister trägt in seiner Antwort darauf an, die Erben zu einer Herabsetzung dieses Preises aufzufordern, worauf der Minister Dr. Falk erklärt, daß es nach den vorgetragenen Verhältnissen bei den von Dr. Olshausen proponirten 6000 Mark bleiben müsse. Gleichzeitig legt er zur gemeinschaftlichen Unterzeichnung den an Se. Majestät den König und Kaiser gerichteten Immediatbericht vom 10. Juli 1875 bei.

In dieser Immediateingabe an Se. Majestät hebt der Minister Dr. Falk besonders hervor: „wie der Zweck der Erben, eventuell Heinrich Rückerts, bei dem Angebot an die Bibliothek darauf gerichtet sei, die Erhaltung und Nutzbarmachung dieser Früchte unermüdlichen Studiums und Sammelfleißes auf solchem Wege gesichert zu sehen, da die pecuniäre Lage der Familie verbiete, sich der Sammlung unentgeltlich zu entäußern. Unter Berufung auf die Untersuchung des Dr. Olshausen als hervorragenden Orientalisten, dessen Ausspruch dahin lautet: „daß der Rückertsche handschriftliche Nachlaß von überwältigend großem Umfange und wunderbarer Mannigfaltigkeit und der wissenschaftliche Werth desselben ohne Zweifel ein bedeutender sei", trage er kein Bedenken, daß die fraglichen Papiere durch Eingehen auf den Vorschlag der Erben der wissenschaftlichen Verwerthung erhalten werden. Der Kaufpreis sei von 15000 Mark auf 6000 herabgesetzt, welchen Kaufpreis er nun bitte aus Allerhöchstdessen Dispositionsfonds der Generalstaatskasse entnehmen zu dürfen."

Unterm 21. Juli 1875 weist der Finanzminister die Generalkasse zur Zahlung an.

Vom 13. Juli ist die Kabinetsordre, Wilhelm gezeichnet, von Schloß Mainau datirt, welche den Ankauf für 6000 Mark bewilligt.

Gleichzeitig wird der Oberbibliothekar Dr. Lepsius 1. August 1875 vom Minister Dr. Falk aufgefordert, sich wegen Ueberführung der Sammlung mit dem Professor Heinrich Rückert in Vernehmen zu setzen und nach Uebernahme derselben die Auszahlung des Kaufpreises zu beantragen.

Unterm 11. August benachrichtigt der Minister Rückert, daß der Kauf genehmigt und nun die Einwilligung der Miteigenthümer zum Verkauf in beglaubigter Form einzureichen, resp. die Bücher und Handschriften an die Bibliothek einzusenden seien, wonach die Zahlung des Kaufpreises an Rückert oder den Bevollmächtigten der Miteigenthümer erfolgen werde.

Rückert berichtet darauf an den Minister 30. August 1875 von Bad Landeck:

„Durch Ew. Exc. hohes Anschreiben vom 11. August 1875 habe ich die erfreuliche Mittheilung erhalten, daß der Verkauf der Collectaneen, Notizen rc. meines Vaters, zum Abschluß gekommen ist. Ich habe sofort die übrigen Interessenten davon in Kenntniß gesetzt, und ihnen zugleich, wie Ew. Excellenz es befohlen, mitgetheilt, daß sie ihre Einwilligung in beglaubigter Form an Ew. Excellenz einzureichen hätten, was in hoffentlich kurzer Frist geschehen wird.

Zugleich habe ich wegen der Verpackung und Versendung der betreffenden Gegenstände unter der Adresse der Bibliothek alles Nöthige eingeleitet und hoffe, daß es rasch ins Werk gesetzt werde.“ —

Nach dem am 11. September 1875 erfolgten Tode Heinrich Rückerts übernahm der Berghauptmann Dr. Huyssen in Halle, in zweiter Ehe mit der verwittweten Frau Hauptmann Rückert geb. von Rantzow verheirathet, den Abschluß der von Heinrich Rückert so treu geführten Sache seines Vaters. Er vertrat dabei nicht allein das Interesse der Miterbin, der einzigen Tochter Marie aus der Ehe seiner Frau mit Fritz Rückert; er leitete auch als Geschäftskundiger die Erfüllung der letzten Formalitäten. Am 25. September 1875 wurde der gesammte Nachlaß an die Königliche Bibliothek in Berlin abgeführt; am 10. Februar 1876 wurde durch Allerhöchste Cabinetsordre die Summe von 6000 Reichsmark an die Erben Friedrich Rückerts, resp. den Bevollmächtigten derselben, Medicinalrath Dr. Karl Rückert, ausgezahlt. —

Preller, Ludwig, Ein fürstliches Leben. Zur Erinnerung an die verewigte Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland. 2. Aufl. 1 ℳ 50 ₰

Robinson, Henry Crabb, Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Aufzeichnungen Henry Crabb Robinson's nebst Biographie und Einleitung von Carl Eitner. Autorisirte Ausgabe. 5 ℳ 60 ₰

Rudorff, A. F., Friedrich Carl von Savigny. Erinnerung an sein Wesen und Wirken. 1 ℳ 20 ₰

Schirrmacher, F., Albert von Possemünster, genannt der Böhme, Archidiacon von Passau. 3 ℳ

Schöll, Adolf, Carl-August-Büchlein. Lebenszüge, Aussprüche, Briefe und Anekdoten von Carl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. 2 ℳ

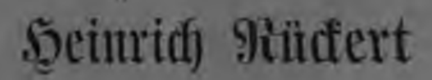
Schoene, G., Kardinallegat Kuno, Bischof von Praeneste. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit Kaiser Heinrichs V. 2 ℳ

Sohr, A., Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken. 5 ℳ

Stichling, G. Th., Ernst Christian August Freiherr von Gersdorff. Weimarischer Staatsminister. Nach seinem Leben und Wirken geschildert. 1 ℳ

Stichling, G. Th., Die Mutter der Ernestiner. Ein Lebensbild von der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts. Mit einem Bildniß. 3 ℳ 75 ₰





Heinrich Rückert

in seinem Leben und Wirke

dargestellt

von

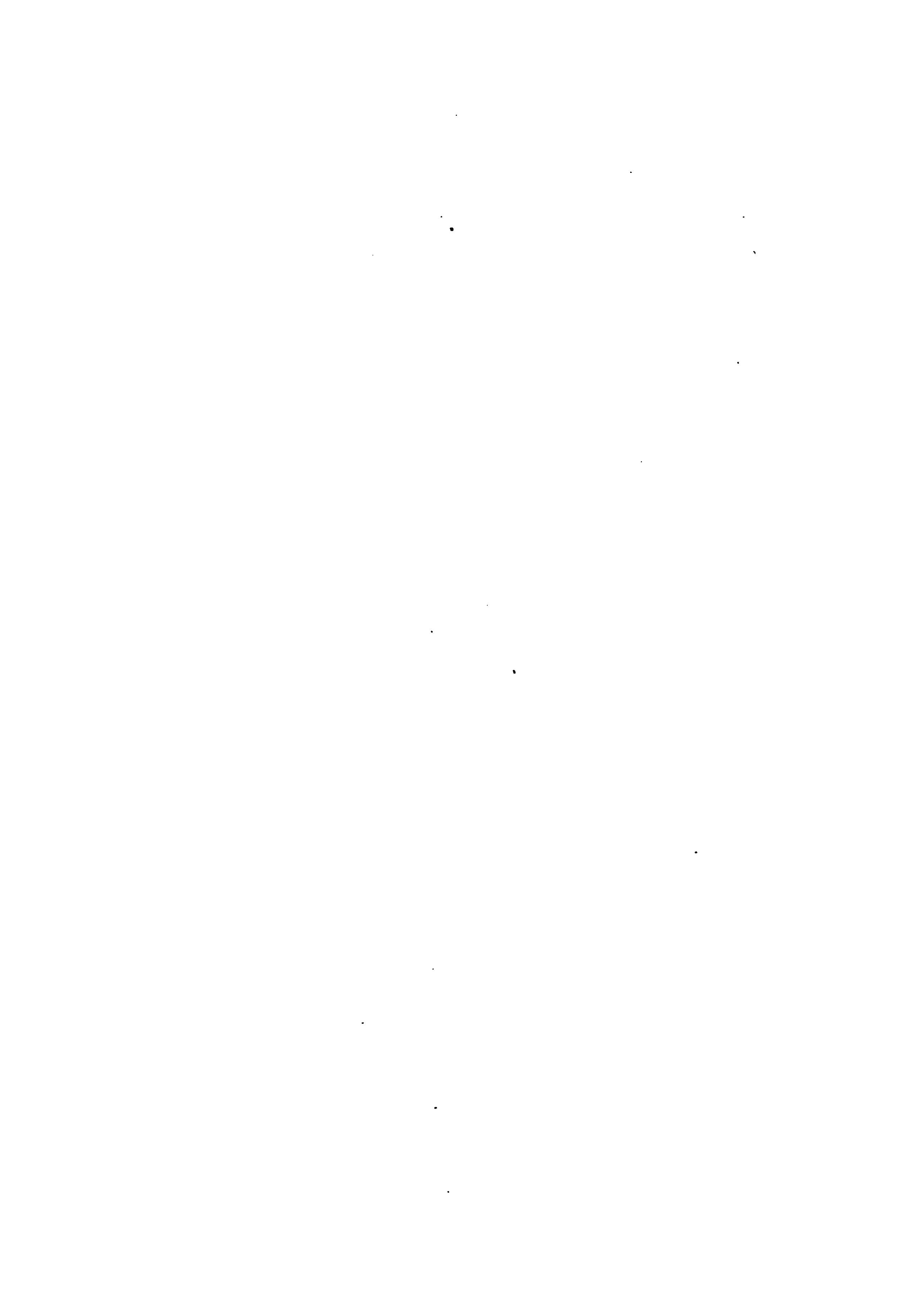
Amélie Sohr



Weimar
Hermann Böhlau
1880



Weimar. — Hof-Buchdruckerei.



Preller, Ludwig, Ein fürstliches Leben. Zur Erinnerung an die verewigte Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland. 2. Aufl. 1 ℳ 50 ₰

Robinson, Henry Crabb, Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Aufzeichnungen Henry Crabb Robinson's nebst Biographie und Einleitung von Carl Eitner. Autorisirte Ausgabe. 5 ℳ 60 ₰

Rudorff, A. F., Friedrich Carl von Savigny. Erinnerung an sein Wesen und Wirken. 1 ℳ 20 ₰

Schirrmacher, F., Albert von Possemünster, genannt der Böhme, Archidiacon von Passau. 3 ℳ

Schöll, Adolf, Carl-August-Büchlein. Lebenszüge, Aussprüche, Briefe und Anekdoten von Carl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. 2 ℳ

Schoene, G., Kardinallegat Kuno, Bischof von Praeneste. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit Kaiser Heinrichs V. 2 ℳ

Sohr, A., Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken. 5 ℳ

Stichling, G. Th., Ernst Christian August Freiherr von Gersdorff. Weimarischer Staatsminister. Nach seinem Leben und Wirken geschildert. 1 ℳ

Stichling, G. Th., Die Mutter der Ernestiner. Ein Lebensbild von der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts. Mit einem Bildniß. 3 ℳ 75 ₰



Heinrich Rückert

in seinem Leben und Wirken

dargestellt

von

Amélie Sohr



Weimar

Hermann Böhlau

1880



Weimar. — Hof-Buchdruckerei.



